Weltgeschic... Das römische Weltreich

Franz Joseph Holzwarth

Weltgeschichte

von

Dr. F. J. Holzwarth.

Zweiter Band.

Zweite, verbesserte Auflage.

Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.

1885.

Druck von Joh. Falk III. in Mainz.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Zweites Buch.

Das römische Weltreich.

Zweites Buch.

Das römische Weltreich.

Einleitung.

I.

Die Größe und Einheit des römischen Reiches.

Wenn wir in die Hallen des römischen Weltreiches eintreten, was haben wir zu erwarten, was werden wir schauen?

Nachdem Cyrus in das Erbe der asiatischen Weltreiche eingetreten, hat sein Nachfolger Darius, des Hystaspes Sohn, der erste sein Auge nach dem Westen gewendet; aber seine Absicht war es unseres Wissens nicht, die Cultur des Ostens in die zu erobernden Länder zu tragen, Ost und West in einem unermeßlichen Reiche mit einander zu verschmelzen.

Diesen Gedanken hegte der Rächer der griechischen Welt an den Persern, Alexander, aber daß er mitten in seinem Streben und Schaffen hinweggenommen wurde, daß sein Reich keine Dauer gehabt, ist uns zur Genüge bekannt geworden. Seine Erbschaft und die darin beschlossene der orientalischen Reiche trat Rom an und fügte ihr noch eine ganze Welt bei, von welcher Alexander, und die vor ihm waren, keine Ahnung gehabt; „ich wollte genau forschen, heißt es beim Propheten Daniel, über das vierte Thier, welches sehr verschieden war von allen, und überaus schrecklich, dessen Zähne und Klauen aus Eisen waren, welches fraß und zermalmte und die Reste mit seinen Füßen zerstampfte.“ Und es wurde dem Schauenden die Erklärung: „Das vierte Thier wird sein das vierte Reich auf Erden, welches größer sein wird, als alle Reiche, und es wird verschlingen die ganze Erde und sie zerstampfen und zermalmen.“ (Dan. VII.)

Wie die Ströme ins Meer sich ergießen und die daraus aufsteigenden Dünste wieder über die Länder ziehen und auf sie ihre Wirkung haben, so sind alle Völkerströme in dem römischen Weltreiche zusammengeflossen und haben in dem einzigen Rom die Resultate ihrer Cultur aufgehäuft, und was die Weltstadt am Tiber gedacht und gethan, das hat sie hinwieder hinausgesandt über alle Völker und ihnen ihr Siegel aufgedrückt. Nicht nur die Länder

nämlich hat Rom erobert, sondern auch die Völker, nicht nur die Erde, sondern auch die Seelen, Alles an sich ziehend und an Alle von seinem Eigenen wieder abgebend.

Die welthistorische Bedeutung Cäsars liegt in der Eroberung; kein Römer vor ihm hat so viele Kriege geführt und so viele Ländermassen um Rom her gruppirt; als das Ende der Republik gekommen war, hatte das römische Reich einen Umfang erreicht, der zu dem Worte berechtigt, es sei nicht mehr ein Land, sondern eine Welt. Die Grenzpfähle sind kaum bestimmbar, denn weit über das eigentliche Reich hinaus reichte seine Herrschaft und noch weiter sein Einfluß. Will man aber doch von Grenzen sprechen, so muß man im Westen an den Ocean, im Norden an den Rhein und die Donau, im Osten an das schwarze Meer, Armenien und den Euphrat, und im Süden an das glückliche Arabien, an die Katarakten des Nil und an die Wüsten Afrikas denken. Unter der Republik wurden 15 Provinzen gezählt, unter Augustus 19, und am Ende der Regierung Neros waren ihrer 33. Und diesem Weltreiche entsprach Rom als Weltstadt; wer zählt seine Bevölkerung? Die Angaben darüber schwanken zwischen 5 und 6 Millionen und 500,000 und 600,000. Es ist unmöglich, daß die erstere Ziffer durch die innerhalb der Mauern wohnende Bevölkerung dargestellt werde; man muß daran denken, daß weitum in's Land hinaus Wohnung an Wohnung sich reihte und Niemand bestimmen konnte, wo die Stadt ein Ende hatte; die kleinere Ziffer stammt erst aus dem dritten und vierten Jahrhundert und hat zu ihrer Voraussetzung die Aurelianische Mauer, welche den Zweck der Vertheidigung gegen die Barbaren im Auge hatte und nicht das ganze Stadtgebiet umschloß. In der ersten Zeit der Kaiserherrschaft lieferten Afrika und Aegypten ausschließlich das Getreide nach Rom, ersteres auf acht Monate, letzteres auf vier, und die ganze Lieferung belief sich auf 90 Millionen Litres; ihr Verbrauch läßt auf eine Bevölkerung von einer Million schließen; ein Jahrhundert später muß die Einwohnerzahl auf die Hälfte gesunken sein, denn damals bestand die Getreideeinfuhr nur mehr in 40,905,000 L.

In nächster Verbindung mit dem Mittelmeere erscheint Rom so recht als die Hauptstadt der Welt, denn an den Ufern dieses Meeres begegneten sich Sem, Cham und Japhet; auf seinen Fluthen trugen die Flotten die Befehle des Kaisers in alle Welt. Daran reihten sich die Flüsse und darüber hinaus die Straßen, diese unzerstörbaren Werke römischer Thatkraft. Kein Hinderniß hielt ihren Gang auf; Thäler wurden ausgefüllt, Höhen abgetragen, Felsen durchbrochen. Zuerst wurde ganz Italien mit einem Straßennetze überdeckt; dann zogen von Mailand aus die Straßen über die verschiedenen Alpenpässe nach Arles, Lyon, Mainz, Tyrol und Istrien.

Arles war das Centrum für den ganzen Süden Galliens und für Spanien bis nach Cadix; in Lyon kreuzten sich die vier großen Linien, welche die eine das Mittelmeer über Marseille, die andere den Ocean über Saintes, die dritte den Kanal über Boulogne, und die vierte die Nordsee über Mainz und den Rhein erreichten. Von Triest ging eine Straße die Donau entlang bis Sirmium; von Pannonien über Mösien bis zum Lande der Scythen; Thracien war mit Kleinasien, dieses mit Syrien, mit Palästina, mit Aegypten in Verbindung gebracht, und auf der Nordküste von Afrika zogen die Legionen und Kaufmannswaaren nach dem Westen und konnten über Cadix, Malaga, Carthagena den Fuß der Pyrenäen wieder erreichen.

Weiter als die Legionen zogen die Handelsleute, und kühne Reisende suchten die Quellen des Nil und drangen in Indien ein. Mit Recht konnte Rom das Centrum der Welt sich nennen; weithin über seine Grenzen hinaus warf es seinen Schatten, und kaum irgendwo lebte ein Volk, das seinen Namen nicht gekannt und gefürchtet hätte.

Eroberung durch die Waffen haben auch andere Weltreiche gehabt; dennoch unterscheidet sich Rom von ihnen wesentlich. Freilich hatte auch es einmal eine Zeit, wo es nur eroberte, immer weiter erobern wollte und sich die Muße nicht nahm, die neuen Gebiete sich innerlich anzueignen. Aber diese Zeit ging bald vorüber, und Rom blieb seiner ursprünglichen Politik wieder getreu, seine Herrschaft über die Welt nicht nur durch die Waffen, sondern auch durch die Politik zu begründen.

Wo die Legion Lager schlug, da war Rom, nicht nur der römische Soldat, sondern auch der römische Bürger, nicht nur das römische Schwert, sondern auch seine Politik; der Consul war ebenso Magistrat, wie er General war; neben dem Prätorium stand der Altar und neben diesem das Tribunal.

Die römische Politik ließ den Besiegten ihre Religion, Sprache, Sitte und das Civilrecht; es nannte sie nicht Unterthanen, sondern Bundesgenossen; es nahm ihnen die Merkmale der Souveränetät nicht: das Land, die Gesetzgebung, die Verwaltung; aber in seinen Verträgen sta[illegible]scheinbar klingenden Worte: „Keine anderen Freunde ode[illegible]ben, als die des römischen Volkes." (Eosdem quo[illegible]Romanus hostes et amicos habeant) und „wie billig Ehr[illegible] vor der Würde des römischen Volkes zu haben" (majestatem populi comites conservanto). Mit der ersten Vertragsbedingung war den Besiegten das Recht über Krieg und Frieden genommen, also die Spitze der Souveränetät gebrochen. Daraus entstand das Bedürfniß, Rom zum Beschützer zu haben, und der fortwährende Schutz zog die Besiegten mit allen ihren Interessen

nach Rom. Wenn sodann ihnen aufgegeben war, vor der Majestät des römischen Volkes Ehrfurcht zu bezeugen, so verstand sich das eigentlich von selbst, aber der Jurist zog daraus die Folgerung, daß der Besiegte ein Client des römischen Volkes geworden sei. Die römischen Gesandten haben in den Städten der also Verbündeten die Leitung der Dinge nach und nach an sich genommen; hießen sie Proprätoren oder Legaten, so wurden sie von Schiedsrichtern zwischen Römern und Verbündeten ganz von selbst die einzigen Richter auch in den Streitigkeiten der Verbündeten unter sich; unter irgend einer Form, z. B. zur Unterhaltung der beschützenden Soldaten, brachte die Formel der Ehrfurcht vor dem römischen Volke eine Abgabe in Gang; so konnte es nicht ausbleiben, daß ohne Geräusch und Aufsehen im eroberten Lande, trotz des Scheines seiner Unabhängigkeit, das Finanzwesen, die Polizei und Jurisdiction an Rom überging.

Wenn ein überwundenes Volk sich empörte, so wurde es als Rebell behandelt, und nun trat der römische Grundsatz ein: „parcere subjectis, sed debellare superbos." Das wiederbesiegte Volk muß die römische Herrschaft in ihrem ganzen Umfange annehmen; es ist nicht mehr Bundesgenosse, sondern Unterthan, sein Land Provinz und abgabenpflichtig; der Proconsul übt die Fülle der Herrschaft.

So hat Rom durch die Gewalt seiner Waffen und durch umsichtige Anwendung der Politik einen Kreis von sogenannten verbündeten und unterworfenen Völkern um sich hergelegt und sie auf die eine oder andere Weise beherrscht. Von Judas, dem Makkabäer heißt es, daß er von dem Namen der Römer gehört, daß sie gewaltig seien an Macht, und daß sie mit Denen, welche sich an sie wenden, Freundschaft schließen, . . . daß sie die übrigen Reiche und Inseln, welche je ihnen Widerstand geleistet, verheert und in Botmäßigkeit gebracht haben, daß sie dagegen mit ihren Freunden Freundschaft halten; und daß sie Reiche erobert, welche nahe und welche ferne waren, sowie, daß die, welche den Namen derselben hören, sie fürchten; daß aber die, welchen sie behilflich sein wollen zur Herrschaft, herrschen, die hingegen, welche sie der Herrschaft entsetzen wollen, der Herrschaft entsetzen." (I. Makk. 7.)

Ein anderes gar wirksames Mittel, die überwundenen Völker sich innerlich anzueignen, hatten die Römer in ihrer Colonisation. Dem Veteranen schuf Rom unter dem besiegten Volke eine Heimath; ein Stück Land konnte dieses dem Sieger nicht abschlagen. Nahm die Legion davon Besitz, so wurde es nach den alten heiligen Gesetzen feierlich abgesteckt; jede Centurie zog ihr Loos; der Soldat erhielt 10 Are, der Offizier mehr je nach seinem Grade. Dies Landstück wurde römischer Boden, hatte sein Forum, seine Thore,

sein Pomcerium, war mit einem Worte Rom im Kleinen. Die Colonie war im fremden Lande römische Citadelle und zugleich Pflanzstätte römischer Civilisation.

Was das römische Leben an Vortheilen und Vergnügungen bot: die römischen Straßen, Waaren, die prachtvollen Wasserleitungen, Tempel, Circus, Theater, Bäder, All das sah der Barbar vor sich und fühlte sich angezogen; Familienverbindungen wurden eingegangen, die römische und barbarische Bevölkerung wuchsen zusammen; was Anderes konnte das Resultat sein, als daß Völker, auch wenn sie lange Rom die schwersten Kämpfe bereitet hatten, nach und nach Römer wurden? „Ueberall wo der Römer gesiegt hat," sagt Seneca, „da bleibt er;" es bleibt der Legionär und ihm folgt der Geschäftsmann, das römische Bürgerthum, und zu ihm zieht sich der Barbar und wird Römer.

Einen gar festen Kitt für das Gefüge des römischen Reiches gaben die verschiedenen Rechtsverhältnisse der Unterworfenen, der Verbündeten und der Bürger. Die Unterworfenen, d. i. die gezwungen worden waren, auf Gnade und Ungnade sich zu ergeben, behielten für gewöhnliches Eigenthum ihre Tempel und die Freiheit der Person, aber ihr Boden war Eigenthum des römischen Volkes; sie bezahlten Tribut, und der Proconsul war ihr Beherrscher. Die Bundesgenossen, d. i. die Völker, welche die römische Vasallenschaft angenommen, oder jene Unterworfenen, welche für Beweise der Treue und Hingebung auf die Stufe der Bundesgenossenschaft erhoben worden waren (civitates libertate donatae) behandelten ohne Herrschaft eines Proconsuls ihre inneren Angelegenheiten frei. Für sie lagen noch besondere Begünstigungen in Bereitschaft: es konnte ihnen das Recht der Latiner zugewiesen werden; wir erinnern uns, daß die Latiner, bevor sie in das Bürgerrecht aufgenommen worden waren, eine gewisse Theilnahme am römischen Civilrecht genossen, das Recht des Erwerbs, des Besitzes, des Vertrags mit einem Römer nach römischen Gesetzen. Hatte ein Bundesgenosse einmal das Recht der Latiner, so stand ihm die Thüre zum Bürgerrecht offen; jede Magistratsperson einer latinischen Stadt wurde von Rechtswegen römischer Bürger. Noch eine weitere Vergünstigung ertheilte Rom durch die Erklärung eines bundesgenössischen Landes zum italischen Lande, das von den Abgaben frei war. Durch diese und ähnliche Einrichtungen wurde eine hierarchische Ordnung aufgebaut, deren verschiedene Stufen alle nach Rom führten und für alle Völker, die mit seiner Herrschaft in Berührung traten, ein gemeinsames Vaterland schufen. Römischer Patriotismus und das Bewußtsein römischer Würde bemächtigten sich der Völker, so verschiedenartig diese auch angelegt sein mochten.

Begreiflich ist der Enthusiasmus, mit welchem das erste Jahr-

hundert des Kaiserthums den Frieden und die Einheit des Reiches preist, und begreiflich ist auch das Bedauern der alten Christen, als unter den Schlägen der Barbaren das Reich, welches den auswärtigen Frieden gehütet, in seinen Fugen erkrachte. Wir erinnern uns, wie der heilige Augustinus den nahenden Untergang des Reiches beklagt, und daß jene bekannte Stelle im Briefe des heiligen Paulus an die Thessalonicher: „jetzt wisset ihr, was aufhält, daß er geoffenbart werde zu seiner Zeit. Denn das Geheimniß der Ruchlosigkeit ist bereits wirksam, nur daß der jetzt Aufhaltende aufhält, bis er aus der Mitte geschafft wird; und dann wird geoffenbart werden das Ruchlose" — in der alten Zeit vielfach dahin ausgelegt wurde, daß der Antichrist keine Gewalt haben werde, so lange das römische Reich den Frieden und die Einheit hüte.

Das römische Reich in der Größe seiner Machtentfaltung und seines Verderbnisses ist das erste Bild, das wir betrachten werden.

So hoch nun auch die Vortheile anzuschlagen sind, welche die römische Einheit der Welt gebracht, so hat doch gerade sie den Fortschritt im Bösen ungemein gefördert.

Was versprach sie zu bringen? Die Nationen wurden einander nahegebracht, die Errungenschaften, die Civilisation vieler Jahrhunderte gegenseitig ausgetheilt, der Antagonismus wurde gemildert, die Völker zerfleischenden Kriege ließen in ihrem Wüthen nach, das Bewußtsein, ich will nicht sagen der Zusammengehörigkeit der Menschen und Nationen, aber doch ihrer Gleichheit wurde gefördert.

Aber was wurde erreicht? Die nationalen Religionen wurden beseitigt, die angestammten Göttergestalten erbleichten; das war kein Fortschritt im Guten, denn vor dem auf dem mons Palatinus thronenden Kaisergott, dem verächtlichsten von Allen, beugten sich Aller Kniee; die Folge war, daß die eine Hälfte der Menschheit aller Religion sich entfremdete, die andere in den bodenlosesten Aberglauben versank.

Das römische Beispiel unter der Herrschaft der Kaiser war nicht dazu angethan, die Sitten zu heben. Die ehelichen Verhältnisse waren in erschreckender Weise zerrüttet, die Würde der Frau wurde nicht geachtet. Niedrige Schmeichelei trat an die Stelle der alten Characterfestigkeit. Der Antagonismus, welcher einst die Völker auseinander gerissen, flüchtete sich in die Familien und zu den Einzelnen, und der Egoismus schlug in brutalster Gestalt seine Herrschaft auf. Es ist wahr, das Recht wurde ausgebildet, aber die Tugend ist durch dasselbe beschränkt worden. Eine allgemeine Verarmung trat ein; der nicht mehr cultivirte Boden und die Bevölkerung nahm ab. Es wird kaum ein Jahrhundert geben, wo die Trostlosigkeit so allgemein war. „Und es kam einer von den sieben Engeln, welche die

sieben Schaalen hatten, und er redete mit mir und sagte: „Komm, ich werde dir zeigen die Verurtheilung der großen Buhlerin, welche sitzet auf den vielen Wassern, mit welcher gebuhlt haben die Könige der Erde, und sind berauscht worden die, so die Erde bewohnen, von dem Weine ihrer Buhlschaft.“ „Und er trug mich fort im Geiste in eine Wüste. Und ich sah ein Weib sitzen auf einem scharlachrothen Thiere, das voll von Lästernamen, sieben Köpfe hatte und zehn Hörner. Und das Weib war angethan mit purpurnem Scharlach und vergoldet mit Gold und Edelgestein und Perlen; es hatte einen goldenen Becher in seiner Hand, gefüllt mit Gräuel und Unsauberkeit ihrer Buhlschaft . . . . .; und ich sah das Weib trunken von dem Blute der Heiligen und von dem Blute der Zeugen Jesu.“ Apoc. 17, 1—4, 6.

II.

Zusammenstoß des Christenthums mit dem römischen Reiche.

Plutarch erzählt: „In der Zeit des Tiberius kam ein Schiff in die Nähe der Insel Paxos; der größere Theil der Bemannung war noch wach und saß bei einem Trunke am Tische, als man von einer der Inseln her eine Stimme vernahm, welche den Steuermann Thamus so laut anrief, daß Jeder erstaunt war. Beim ersten und zweiten Anruf blieb Thamus stille, und erst auf den dritten gab er eine Antwort; dann sagte die Stimme noch lauter als zuvor: „Wenn du auf die Höhe von Palodes kommst, so verkündige, daß der große Pan todt ist.“ Als das Schiff auf dieser Höhe angekommen war, rief Thamus von dem Schiffsschnabel aus nach dem Lande hin: „Der große Pan ist todt.“ Da hörte er lautes Weheklagen und staunende Ausrufe. Die Augenzeugen erzählten die Sache in Rom. Tiberius zog Erkundigungen ein und hielt sie für gewiß.“

Der große Pan war todt, und die Welt erstaunte über das öffentliche kühne Auftreten der Apostel. Was ihnen in die Ohren gesagt war, redeten sie auf den Dächern, in den Synagogen Asiens, Griechenlands, Aegyptens, auf den öffentlichen Plätzen der Heiden; es war eine neue Lehre, die sie verkündigten; die Welt lag in der Trägheit des Geistes; sie löste die Widersprüche in der Intelligenz nicht, die Seelen träumten, und die Herzen waren von den Leidenschaften verwüstet. Da forderte die Predigt der Apostel die Arbeit des Denkens, die Unterwerfung der Vernunft unter festbestimmte Dogmen, treuen Gehorsam der Herzen. Ueber den verschwommenen Ideen von Gott und den Menschen stellten sie die Geistigkeit Gottes und die Individualität des Menschen auf. Gegen den traurigen

Fatalismus stellte sie die heilige Vorsehung Gottes auf, und die von der Vergänglichkeit der Seele träumten, schreckten sie durch die Predigt des Gerichtes auf. Die Ungläubigen und die Gleichgültigen mahnten sie an die Pflicht der Anbetung Gottes und an die Anbetung im Geiste und der Wahrheit. War der Luxus und die Ausschweifung die eine der gräßlichen Wunden der alten Welt: so traten sie mit der Liebe zur Armuth und zum Leiden auf in Arbeit, Selbstverläugnung und Selbstaufopferung, und die andere Wunde, welche der Egoismus und die Unbarmherzigkeit geschlagen, wollten sie heilen durch die Liebe, welche die Menschen nicht ausbeutet, sondern ihnen dient; als Brüder, lehren sie, sollen die Sclaven angesehen werden, von den Reichen verlangen sie, daß sie als Haushalter Gottes für die Armen sich betrachten, vom Souverän, daß er der Diener seines Volkes sei.

Mit welchen Waffen werden die Apostel das Reich gründen, welches auf diesen Grundsätzen sich aufbauen soll? „Im Fleische wandelnd, streiten wir nicht dem Fleische gemäß, denn die Waffen unseres Streites sind nicht fleischlich.“ II. Cor. 10, 3 u. 4. Nicht die Reichen konnten sich veranlaßt sehen, den Aposteln zu folgen. Werden die Armen das Gut des Reichen respectiren? Werden die Herrn ihre Sclaven frei lassen, diese freiwillig dienen? Nicht Israel stand für den Gekreuzigten ein, nicht Rom wollte vor ihm sich beugen. Welche Unterstützung mochten in der Lehre des Gehorsams die politisch Unzufriedenen finden, welchen Schutz die Kaiser einem Unternehmen gewähren, das ihre Willkür durch ein heiliges Gesetz eindämmte?

Dennoch ging die Predigt der Apostel in alle Welt, und von den ersten Tagen an ist die Wirkung der Kirche sichtbar geworden. Es ist ein großer Irrthum, wenn man glaubt, die Kirche sei auf geheimen Pfaden gewandelt; es ist wahr, sie suchte kein Aufsehen, aber sie hat sich auch nicht unter den Schleier des Geheimnisses verhüllt. Erst Nero hat sie gezwungen in die Katakomben niederzusteigen. Ueber den König Agrippa hat der heilige Paulus zu Festus gesprochen: „Es weis von diesen Dingen der König, zu welchem ich auch mit Freimuth rede. Daß ihm etwas von Dem entgangen sei, kann ich nicht glauben; ist ja auch nicht in einem Winkel etwas hievon abgethan worden.“ (Apg. 26, 26.) Noch war die erste Generation der Christen nicht hingeschieden, und schon zählte der christliche Glaube mehr Kirchen und Bischöfe, als die Philosophie jemals Schulen und Lehrer gehabt; der Orient, Griechenland, Italien waren von christlichen Gemeinden übersät. Und welches Auge ist so blöde, daß es nicht die Wirkung der Kirche selbst auf die heidnische Welt entdecken müßte? Schon haben die Freilassungen sich vermehrt, die Stellung des Sclaven wird gemil=

dert, Gesetze erscheinen zu Gunsten der Frau, und die Philosophie nimmt Erleuchtungen auf, welche ihr bisher nicht eigen waren.

Aber der Kampf, den die heidnische Welt mit dem Christenthum aufnimmt, wird ein Kampf auf Leben und Tod; denn wie beim einzelnen Menschen, so geschieht es in der Gesellschaft, daß das Fleisch beständig dem Geiste widerstreitet und der Geist dem Fleische, und die Welt kann denjenigen nicht verzeihen, welche ihr Fleisch mit seinen Leidenschaften und Gelüsten gekreuzigt haben. Die brutale Gewalt wüthet, und die Verführung versucht ihre Schleichwege, aber die Geduld erringt den Sieg, und das endliche Resultat ist, daß von Tag zu Tag der Polytheismus, der Götzendienst mit seiner Unreinigkeit und seinem zerstörenden Hasse auf der einen Seite offenkundiger werden, auf der andern abnehmen, und der reine Glaube, die Herzensreinigkeit und die brüderliche Liebe in immer hellerem Glanze auf dem römischen Boden sichtbar werden, daß Rom nach 300 Jahren des Kampfes in die Absichten der göttlichen Vorsehung eintritt.

Die Schilderung dieses Kampfes und Sieges wird der Gegenstand des zweiten Bildes sein.

III.

Das Strafgericht und die neue Weltherrschaft Roms.

Nachdem Rom sich für besiegt erklärt und unter das Kreuz von Golgatha sich gebeugt hat, folgt alle Welt ihm nach, denn diese ist ja durch Rom repräsentirt. Constantin der Große stellt die Einheit und Ordnung im Reiche her, beschützt die Grenze gegen die Barbaren und bestätigt gesetzlich den Triumph des Christenthums.

Aber das Verbrechen des heidnischen Weltreiches muß gesühnt werden, weil die große Buhlerin, die alle Könige und Völker aus dem Becher ihrer Gräuel trunken gemacht und selbst trunken war von dem Blute der Heiligen und von dem Blute der Zeugen Jesu, weil ihre Sünden bis zu dem Himmel hinanreichten und der Herr ihrer Frevel gedacht hat (Apc. XVII. XVIII.), hob ein starker Engel einen großen Stein auf wie einen Mühlstein und warf ihn in's Meer und sagte, daß mit solcher Kraft jene große Stadt geworfen werde; deßwegen werden ihre Plagen kommen, Tod und Leid und Hunger, und im Feuer wird sie niedergebrannt werden, weil stark ist Gott, der sie richten wird. (Apc. XVIII. 8.) Das Capitol muß fallen, denn von ihm ist der Becher aller Frevel in die Welt hinaus geboten worden.

Wie von einer Windsbraut werden plötzlich alle Völker erfaßt, eine plötzliche und allgemeine Bewegung entsteht unter ihnen; ein großes G o t h e n r e i c h ersteht; fern ab in den Steppen Asiens

stehen die Hunnen auf, die Erde erzittert unter ihnen; die Barbaren des Westens gehen ihnen voraus und treten über den Rhein, die Donau, die Alpen in die Grenzen des Reiches ein, die Allemannen, die Franken, die Sueven, die Vandalen, die Burgunder, die Heruler; raubend, zerstörend, das Reich zerreißend; unter ihren Schlägen erkracht der Kaiserthron, und kaum ist noch ein Band vorhanden, das die Provinzen an ihn knüpft. Aber noch schrecklicher wird die Verwüstung und Zerstörung, als die Hunnen und Vandalen kommen und gegen Alle streiten, nicht blos gegen Rom, sondern auch gegen seine bisherigen Verwüster und Zerstörer. Attila, „die Geißel Gottes," welche die Erde schlägt, wird der Herr Europas und des barbarischen Asiens. Dahin ist es mit dem römischen Weltreiche gekommen.

Aber die Scene ändert sich. Auf den Trümmern Roms sind neue Reiche entstanden; in Britannien herrschen die Sachsen, Afrika ist den Vandalen zugefallen, um Spaniens Besitz ringen die Sueven und Alanen, die Beute wird den Westgothen zufallen, die auch im mittleren Gallien ihre Herrschaft aufschlagen, während die Franken, die Burgunder und Bretonen die andern Stücke an sich rissen; Italien erseufzt unter der gewaltigen Hand der Ostgothen.

In diesen Reichen geht eine große Veränderung vor sich; in einem Theile derselben geht die Bevölkerung in die Kirche ein, in einem andern verfällt sie der Häresie. Da diese selber keinen Bestand hat, so kann sie auch der Gesellschaft keine Lebenskraft mittheilen und der mitgebrachten keine Stetigkeit verleihen. Wohl machte sich die Welt eines Tages erstaunt das Geständniß, daß sie arianisch geworden; aber wie rasch ging dieser Tag vorüber und mit ihm die der Häresie verfallenen Völker; selbst das dahin sinkende Reich des Ostens brauchte nur seine kraftlose Hand auszustrecken, und in Afrika werden die Vandalen überwältigt, in Italien die Ostgothen geschlagen, die Westgothen fallen der Bedrängniß anheim.

Die katholischen Reiche dagegen stehen auf festem und fruchtbarem Boden; Rom allezeit das feste und fruchtbare, reicht ihnen die starke Hand und nährt sie mit der Milch des Glaubens und der Civilisation; die arglistige und grausame Wölfin trägt nunmehr in sich die Sanftmuth des Lammes und die Arglosigkeit der Taube, und jetzt erst geht die Voraussage Virgils in Erfüllung, daß der königlichen Stadt eine Herrschaft ohne Ende bestimmt sei.

Als die göttliche Vorsehung das Volk des Romulus zur Weltherrschaft bereitete, und als der Sohn Gottes in seiner Mitte den Grundstein legte, der unter seiner immerwährenden Gegenwart seine Kirche trägt, welche Aehnlichkeit im Character des alten und des neuen Rom!

Das alte Rom besaß den Instinkt seines Berufes zur Weltherrschaft; erobernd griff es über sein Stadtgebiet hinaus in alle Welt mit der Gewalt der Waffen und seiner klugen, geduldigen, geschmeidigen Politik, überredend und die Autorität einsetzend. Das neue, das christliche Rom hat aus dem Munde Jesu Christi selbst den Beruf vernommen, alle seine Schafe und alle seine Lämmer zu weiden, das Reich des Friedens über den Völkern aufzurichten und zu erhalten in aller Lehrweisheit und Geduld, mächtig genug und Willens, den Hochmuth der Widerspenstigen zu brechen, und so reich an Güte und Erbarmen, daß es die Demüthigen erhebt und den Reumüthigen mütterlich Verzeihung spendet.

So wird Rom zum zweitenmale, und nun im direkten Auftrage Christi, das gemeinsame Vaterland aller christlichen Völker, der Mittelpunkt, nach welchem alle Welt sich hingezogen fühlt, die Stadt, welche die Stufen ihrer Würden Allen eröffnet, Alle in hierarchischer Ordnung sich eingliedert, die Vaterstadt, der kein Mensch, sei er Grieche oder Barbar, Freier oder Sclave, fremd bleiben muß, wenn er nicht will, der unfehlbare Stuhl der Wahrheit und der Sitz des höchsten Schiedsrichters auf Erden.

Dieses geistliche Rom führt keine andere Waffen als die geistigen der Wahrheit und der Liebe, mit diesen allein überwindet es: „die Waffen unseres Streites sind nicht fleischlich, sondern mächtig für Gott, zum Niederwerfen von Befestigungen, indem wir Vernunftschlüsse darniederwerfen, und jegliche Erhöhung, die sich erhebt wider die Erkenntniß Gottes, und gefangen nehmen jeden Verstand zum Gehorsame Christi. (II. Cor. 10, 4. 5.)

In dieser Gewalt predigt Petrus den Glauben, den reinen, klar und fest bestimmten, den unwandelbaren, vor dem die Träumereien der Heiden und die Hirngespinnste der Philosophen, alle die Irrthümer der alten Welt wie die Nebelgebilde vor dem kräftigen Sonnenstrahl zerfließen. Unter dieser Gewalt wird der Mensch veredelt, die Gerechtigkeit wird die Seele der Gesetzgebung, die Menschlichkeit die der Sitten; der Sclave wird frei, ohne daß sein Besitzer erzittert oder geschädigt wird, die Frau erhält ihre Würde, die Ehe ihre Heiligkeit, und in den Tempeln, welche das Blut befleckt und der Gräuel der Unreinigkeit besudelt hat, ersteht unter dem Kreuze das Bild der Jungfrau, der edelsten aller Menschen, und das ermuthigende und tröstende Vorbild für die Jungfrau und den Jüngling, das Kind und die Familie.

Die Arbeit wird geheiligt, den Sclavenhänden abgenommen; die Welt wird reich, sie erhält den Lohn ihrer Arbeit, und keinem Armen fehlt das Brod, keinem Schwachen die Stütze, keinem Kranken der liebreiche Beistand. Die entwürdigte Kunst ersteht aus den Ruinen, ein heiliges Ideal stellt ihr und der Dichtung sich zur

Nachbildung dar; der menschliche Gedanke hat seine wahre Kraft erkannt, weil er zur Erkenntniß seiner Grenze gelangt ist, und nun wird eine Wissenschaft gepflegt, wie die alte Welt sie nicht gekannt hat.

Untergegangen ist die alte Aristokratie, das heißt die erdrückende, ausnützende Herrschaft einer Menschenklasse über die andere, alle Menschen sind gleichberechtigte Brüder geworden und die Besten sind zur Einflußnahme und zur Herrschaft berufen. Begraben ist der antike Nationalismus, diese ausschließliche Feindschaft einer Nation gegen die andere, verfehmt der antike Despotismus, das unbeschränkte Recht der Gewalt, das kein Gesetz auf Erden und kein Gebot des Himmels anerkannte, der christliche Souverän ist Träger der Gewalt, die Gott ihm anvertraut, und Gott muß er dafür Rechenschaft geben.

O du glückselige Roma, die der Todesstreit
Der beiden Kirchenfürsten eingeweiht!
Bepurpurt mit dem Blut der Helden stehst du weit
Voran den Städten all an Glanz und Herrlichkeit[1]).

Weit voran! denn das alte Rom hatte seine Grenzen, die Stimme aus dem Vatikan aber wird in Ländern und über Meeren vernommen, wohin niemals eine Kunde von der Weltherrscherin gedrungen war.

IV.

Die Schuld und das Strafgericht des Orients.

Von dieser Welt schied der Orient sich aus.

Rom und Athen schienen sich nur zu dem Zweck vereinigt zu haben, um das Maaß ihres Verderbnisses voll zu machen, innerlich sind sie niemals in einander gewachsen, und bei der ersten Gelegenheit strebten sie wieder auseinander.

Rom hat den Westen cultivirt; vom Osten, welcher durch Alexander der griechischen Cultur eröffnet worden war, empfing es nur und gab ihm von seiner Cultur nichts zurück; nicht einmal seine Sprache, in welcher zwar die Gesetzesakte publicirt, die Urtheile gesprochen wurden, welche deßhalb gelernt werden mußte, niemals aber weder ins Privatleben noch ins Schriftthum der Griechen überging. Der Grieche wollte von der römischen Welt nichts wissen; der Römer dagegen bewunderte die griechische und gab sich mit Lust allen Eindrücken hin, die ihm von daher zukamen. Italien, Illyrien, Gallien, Spanien, Britannien, Afrika ließen sich von Rom bilden

1) Hymnus am Feste der heiligen Apostelfürsten Petrus und Paulus.

und empfingen aus seiner Hand die Resultate auch der griechischen Cultur; aber die Länder des Ostens sind niemals in eine innere Verwandtschaft mit denen des Westens eingetreten.

Nun trug der griechische Geist den Character der Individualität an sich und widerstrebte der Einheit. Sobald daher Constantin der Große die Kaiserresidenz nach Constantinopel verlegte, strebte der griechische Osten vom römischen Westen weg, und mit Naturnothwendigkeit erweiterte sich der Riß, der die beiden Hälften des Reiches von einander schied.

Der Orient bot allezeit einen furchtbaren Boden für jeglichen Irrthum; da war nun von Unheil das andere characteristische Merkmal des griechischen Geistes, die Grübelei und die Spitzfindigkeit. Er brachte die Häresie hervor, die Kirchen der griechisch-asiatischen Welt sonderten sich von einander ab, und der Hochmuth schuf das Schisma; die griechischen Kaiser waren aus Beschützern des Glaubens Theologen geworden.

Da wehte der Glutwind aus Arabien den Islam heran, und unter seinem Sande erstickten die einst so blühenden Kirchen des Orients; die Christenheit ist zerrissen, ihre Civilisation in dem abgeschiedenen Theile zerstört; das Strafgericht dauert fort bis zu dieser Stunde; und wie lange noch?

Ein elendes Dasein schleppt das oströmische Reich fort, von den Barbaren fortwährend bedrängt, von Revolutionen zerrissen, ohne Kraft, diese zum Schweigen zu bringen und jene zur Cultur zu erheben, bis ihm vom Islam ein trostloses Ende mit Schrecken bereitet wird.

Auch den Westen will der Islam verschlingen; aber hier bricht seine Kraft an den von der Kirche erzogenen Völkern; zu Boden geschlagen, wagt er erst nach Jahrhunderten wieder sein lüsternes Auge nach Europa zu wenden, dann, wenn die Christenheit anfängt, treulos aus dem Schatten des Kreuzes zu treten und dadurch der Schwäche zu versinken.

V.

Die Erneuerung des Kaiserthums.

Aber bevor dieses Unglück eintritt, ist ein Mächtiger erstanden; an die Seite des geistlichen Vaters der Gläubigen ist als weltliches Haupt der christlichen Völkerfamilie der Kaiser berufen, der mit dem Schwerte die Christenheit schirmt.

Der Weihnachtsmorgen des Jahres 800 ruft feierlicher als jemals das „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden, die guten Willens sind,“ in die jugendliche, freudige

Welt hinein, die christliche Welt hat wieder einen Kaiser, der Papst hat ihn gesalbt, die Welt ist wiedererstanden und heißt das heilige römische Reich.

Mit dem Weihnachtstage des Jahres 800 endigt dieses zweite Buch unserer Weltgeschichte.

Erstes Kapitel.

Die Kaiser von Augustus bis Vespasian.

I.

Cäsar Octavianus Augustus.

(29 v. Chr. — 14 n. Chr.)

Auf dem Palatin stand ein kleines Haus; nicht einmal der unscheinbare Porticus entfaltete die Pracht des Marmors, sondern wies nur gewöhnlichen Stein auf. Nur wenige Gemälde und Statuen schmückten das Innere; das Mobiliar war so, daß sich ein eleganter Römer nicht damit begnügt hätte. Hier wohnte der Herr der Welt, Cäsar Octavianus Augustus. Nicht einmal seine Tafel erinnerte an den Luxus, der die größten Familien ruinirte; sie fand spät statt und dauerte nur eine kurze Weile; Hausbrod, Feigen und einige kleine Fische waren die Nahrung von Augustus. Von kaiserlichem Schmuck machte er keinen Prunk; den Mantel aus Wolle hatten seine eigenen Töchter gewoben; zu Fuß geht er aus; wohin geht er? in die Comitien, zu irgend einem Feste bei einem Senator, zur Dienstleistung eines Jeden, der ihn darum angeht; ein Soldat hatte ihn einst zum Zeugen aufgerufen. „Ich habe keine Zeit," sagte Augustus, „ich werde einen Andern schicken." „Als du mich gebraucht," erwiderte der Soldat, „habe ich keinen Andern geschickt, ich habe selbst für dich gekämpft" und Augustus war dem Soldaten zu Willen.

War es natürliche Neigung, war es schlaue Berechnung?

Octavianus war, seit alle seine Feinde niedergeworfen, ein anderer geworden.

Er ging auf die Versöhnung der Gemüther aus; die Verschönerung Roms, die Unterhaltung des Volkes war eine seiner ersten Sorgen. Prachtvoll sind die Wasserleitungen, die er angelegt; sie speisten 105 Fontänen, 130 Wasserkünste, und in 170 Bädern konnten die Römer unentgeltlich sich erlustigen; Geld und Brod theilte der reiche Mann freigebig aus und in fortwährend sich ab-

wechselnden Festen führte er dem Volke seine Lieblinge, die Wagenlenker, Gladiatoren und Pantomimen vor.

Ein Mann des Friedens und der Schonung war er geworden; er ließ viele alte Schulden nach, schloß das Auge vor so mancher Ungerechtigkeit, welche die Hinterlassenschaft der Revolutionen bilden; Tag und Nacht saß er auf dem Tribunal und schien nur an die Andern und nicht an sich zu denken. Von der Republik ließ er die Namen und Formen fortbestehen, in der Sache selbst herrschte er. Er wurde außerordentlich populär; dem Arzte, der ihn in schwerer Krankheit behandelt, wurde eine Statue gesetzt; als sein Haus abbrannte, beeiferte sich alle Welt, es ihm schöner wieder zu erbauen; Sterbende ließen den Göttern danken, daß Augustus sie überlebe. Das römische Volk bat ihn, daß er den Namen „Vater des Vaterlandes" sich gefallen lasse; er wieß ihn zurück; aber als eines Tages der Senat ihm denselben entgegenrief, da sprach er unter Thränen: „Alle meine Wünsche sind erfüllt; und was habe ich Anderes von den Göttern zu erbitten, als daß euere Gefühle gegen mich bis zu meinem letzten Tage bleiben?" Es war im Jahre 28 v. Chr. Wird diese Stimmung dauernd sein?

Mit ungeheueren Schwierigkeiten hatte Augustus zu kämpfen. Die römische Bürgerschaft war in fortwährender Abnahme begriffen. Schon Cäsar hatte bei seinem Triumphe nur die Hälfte der früheren Zahl vorgefunden; jetzt war sie auf 450,000 gesunken. Dagegen hatten die Freigelassenen überhand genommen; selbst Sclaven in Aemter sich eingeschlichen. Auch in den Staatseinkünften war eine Abnahme eingetreten, Unsicherheit des Eigenthums weit verbreitet. Und wie lag die Landescultur darnieder! Der italische Boden wurde immer unfruchtbarer, und in den Händen Weniger flossen die großen Vermögen zusammen.

Auch die auswärtigen Angelegenheiten flößten schwere Sorgen ein. Spanien war noch nicht beruhigt, Aegypten mußte für die Korneinfuhr gesichert werden, und ein neuer Feind nahte drohend den Grenzen: die Germanen und die Parther.

Augustus begriff, daß zur Sicherung der Grenzen noch einige Eroberungen gemacht werden mußten.

Ein siebenjähriger Krieg (29—22 v. Chr.) gegen die nördlichen Völker Spaniens, die Asturier, Gallegen und Cantabrer sicherte Spanien. Dalmatien, das seit 220 Jahren Widerstand geleistet, mußte im Jahre 29 v. Chr. die Oberhoheit Roms anerkennen. Die Jahre von 28—13 v. Chr. wurden auf die Sicherung der Alpen verwendet. 50 Nationen erlagen dem römischen Schwerte, das bis zur Donau vordrang. Pannonien wurde erobert, und Rhein und Donau bildeten nunmehr die nördlichen Grenzen. Eine Reihe von Festungen erhob sich an ihren

Ufern, und römische Flotten schwammen auf den Flüssen. Dahinter lagen die Provinzen: das belgische Gallien, die Rhätischen Alpenregionen (Graubündten und Tyrol) und Vindelicien (Baiern und Schwaben), Noricum (Oesterreich), Illyrien, Dalmatien, Pannonien (Ungarn), Mösien (Serbien und die Bulgarei). Daselbst wurden Colonien von Veteranen angelegt und die Bevölkerung römisch gemacht. Wiederholte Einfälle in die Länder der Barbaren dienten dazu, diesen die Anwesenheit Roms ins Gedächtniß zu rufen. So gingen römische Legionen über den Main und die Elbe, auf dem Drususkanal vom Rhein bis in die Zuydersee; das Wesergebiet war nahe daran, römisch zu werden.

Von Seiten der Parther war die Gefahr für den Augenblick nicht besonders groß, obgleich das Reich, dieser schönste Rest der Eroberungen Alexanders, durch seine ungeheuere Ausdehnung — reichte es ja vom Euphrat bis China — und durch die Festigkeit seiner Organisation wichtig genug war, den Römern Schrecken einzujagen, wie denn schon Cäsar den Krieg wider dasselbe für nöthig erachtet hatte. — Die arglistige römische Politik zog ihren Nutzen aus dem Character des Parthischen Reiches als eines orientalischen. Die Familie der Arsaciden zerfleischte sich, und bei Tacitus verräth ein Statthalter die römische Politik unter solchen Verhältnissen (omne scelus externum cum gaudio habendum). Für den Thron hatte Rom immer einen jungen Arsaciden in Bereitschaft, der in Rom ausgebildet mit fremden Sitten seinen Landsleuten gegenübertrat und unmöglich feste Wurzeln fassen konnte. Rom behandelte ihn wie einen Vasallen und übte über sein Reich, wenn nur immer die Gelegenheit günstig war, Acte der Souveränität. Augustus wurde es nicht schwer, von dieser Seite her, das Reich zu sichern; in der Sorge, daß er den Tyridates als Gegenkönig unterstützen könnte, lieferte Pharates IV. die dem Crassus und Antonius abgenommenen Waffen und die noch lebenden Gefangenen aus. So war mit Leichtigkeit die erlittene Schmach getilgt, und Augustus erbaute dem „Rächer Mars“ einen Tempel auf dem Capitol zur Aufbewahrung der wiedergewonnenen Kriegszeichen; es war im Jahre 20.

Schwieriger lagen die Verhältnisse den Germanen gegenüber. Acht Legionen hüteten den Rhein. Die Erinnerung an die furchtbaren Kämpfe mit den Cimbern und Teutonen lebte noch fort unter den Legionen, und nicht gering war der Schrecken, als im Jahre 16 v. Chr. die Sikambrer, Usipeter und Tenchterer den Niederrhein überschritten und Lollius, den Statthalter von Gallien, schlugen. Klug war die Politik des Augustus; auf der einen Seite wollte er die Germanen durch die Gewalt der römischen Waffen schrecken, auf der andern sie zu Bündnissen locken. Für diese Absicht war Drusus, sein Stiefsohn, der geeignete Mann. Diesem ge-

lang es, mit den Batavern, mit den Friesen und andern Stämmen Bündnisse zu schließen. Dreimal, im Jahre 11, 10 und 9 v. Chr. ging er über den Rhein; das letztemal kam er bis über die Elbe. Da aber trat ihm eine germanische Frau entgegen und rief ihm zu: „Wohin willst Du, Unersättlicher! Das Schicksal verbietet Dir, diese Länder zu schauen; kehre um, denn das Ende deiner Thaten und deines Lebens ist nahe.“ So erzählen die Römer, und es ist recht wohl möglich, daß eine jener von den Germanen für heilig gehaltenen Frauen den Drusus geschreckt, aber wahrscheinlich ist es auch, daß die Römer mit diesem Berichte einen Schachzug der Politik des Augustus verdecken wollten; denn es ist gewiß, daß diese nicht auf Eroberung, sondern nur auf Sicherung des Reiches ausging und Drusus einfach zurückgerufen wurde. Noch bevor er den Rhein erreichte, stürzte er mit dem Pferde und starb. Noch mehr als er ging Tiberius auf die Absichten des Kaisers ein, durch List und Entzweiung der Germanen die schrecklichen Feinde von der Grenze abzuhalten; bekannt ist jenes Wort von ihm: „Ich habe lange in Germanien Krieg geführt, und ich habe mehr durch die Politik als durch die Waffen erreicht.“ (Tacit. Annal. 2, 16.)

Plötzlich wurde Rom vom östlichen Deutschland aus schwer bedrängt. Die Markomannen hatten einen Fürsten, welcher in Rom aufgewachsen, die Römer und ihre Stärke kannte, M a r b o d, ein Mann von Geist und Thatkraft. Er sah ein, daß die Sueven in ihren bisherigen Wohnsitzen am Main, Neckar und der helvetischen Grenze den Römern nicht gewachsen waren; daher zog er sich nach Nordosten und ließ sich in Böhmen, in dem von den Bojern besetzten Lande, nieder. Wir kennen dies von Gebirgen eingeschlossene Land als eine von der Natur geschaffene Festung. Hier organisirte er sein Volk für den regelmäßigen Krieg, gewann durch Gewalt und Verträge fast alle Stämme der Sueven und gründete ein Reich, das von der Donau bis zur Ostsee, von der unteren Elbe bis zur Weichsel reichte. Wenn an ihn die westlichen Stämme der Germanen sich anschlossen, so war deren Ueberwältigung den Römern unmöglich, und wenn Marbod nach dem Süden aufbrach, wer schützte dann die alten Grenzen? Rom erschrack. Tiberius marschirte im Jahre 6 n. Chr. mit acht Legionen nach der Donau; von Mainz her führte Sentius Saturninus vier Legionen. Da standen die Völker in Pannonien und Dalmatien auf; in Rom sprach man davon, daß 800,000 Mann bereit seien in Italien einzufallen. Tiberius bot Marbod Frieden an und verwandte seine ganze Kraft gegen Pannonien.

In diesem Kriege hat ein deutscher Jüngling eine Schaar Cherusker den Römern zugeführt. Arminius nennen die Römer ihn; es ist unser H e r m a n n, der scharfblickende, entschlossene, der Mann

mit dem treuen Herzen für sein Volk. Das römische Bürgerrecht und die Ritterwürde hatten ihn nicht für die Römer gewonnen. Als er aus dem Pannonischen Feldzuge heimkehrte, fand er in seiner Heimath die Verhältnisse völlig geändert. Sentius Saturninus hatte durch Lockungen, durch kluge Schonung und den Schein redlichen Wesens Gewalt über die germanischen Gemüther gewonnen, und römisches Wesen war daran, die Volkshäupter am Niederrhein und bis über die Weser hinaus zu verführen. Die Ernennung seines Nachfolgers Varus war ein Glück für die Germanen. In Syrien war der beschränkte Mann gewohnt worden, den römischen Hochmuth mit Rücksichtslosigkeit walten zu lassen. Er trieb Abgaben ein, wo er kein Recht hatte; er saß zu Gericht, und deutsche Männer, die über sich nur Volksgenossen als Richter anzuerkennen gewohnt waren, empfanden mit Ingrimm die Urtheile des Fremden, die Ruthen und das Beil des Liktors. Hermann, empört über den Anblick, sammelte Gleichgesinnte um sich; die Cherusker, die Bructerer, die Marsen, die Chatten sammelten sich um ihn. Wohl warnte sein Oheim Segestes den Römer; dieser aber verachtete die Barbaren. Fernab von der Festung Aliso, welche Drusus am Zusammenflusse der Lippe und Alme angelegt, begannen die Chatten den Aufstand. Varus zog gegen sie. Im Teutoburger Walde ereilten ihn die Schrecken der Natur und der germanischen Männer; vom Sturm gebrochene Bäume hemmten den Marsch der Legionen. Im Morast vermochten diese kaum weiter zu marschiren; aus dem Dickicht brachen germanische Schaaren hervor und verschwanden ebensoschnell wieder, als sie gekommen waren. Varus zerstörte sein Gepäck. Am zweiten Tage waren die Schaaren der Angreifer zahlreicher geworden; den Legionen, die sich nicht wehren konnten, entsank der Muth; mit dem Anbruche des dritten Tages begann die Vertilgungsschlacht. Nur Wenige der Römer retteten sich durch die Flucht; die Meisten fielen; Varus stürzte sich in sein Schwert; an den Götteraltären wurden die Hauptleute geschlachtet. Rom entsetzte sich; „Varus, Varus, gib mir meine Legionen wieder," rief jammernd Augustus.

Bekanntlich ist über den Ort der Schlacht im Teutoburger Walde viel gestritten worden. Wictersheim verlegt in seiner Geschichte der Völkerwanderung denselben nach Lippe-Detmold und läßt den Varus von Rinteln an der Weser aufbrechen, das erste Nachtlager an den Höhen von Lemgo schlagen, in der Gegend von Lage die Kämpfe des zweiten Tages vorfallen, worauf die Vernichtung der Legionen beim Dörenpaß im Osning geschah, im Jahre 9 n. Chr.

Die Germanen dachten nicht an die Ausnützung ihres Sieges; im Gegentheile hat der Streit der Fürsten bald Alles in Frage ge-

stellt und Hermann den Untergang gebracht. Er warb um Thusnelda, des Segestes blühende Tochter; da der Vater sie ihm verweigerte, raubte er sie nach germanischer Sitte. Bald fiel sie ihrem Vater wieder in die Hände. Hermann belagerte dessen Burg; da aber kamen die Römer von Segestes gerufen. Hermann mußte sich zurückziehen, und der Verrather übergab sich und Thusnelda den Römern.

Nach dem Tode des Augustus waren die Legionen in Pannonien und am Rhein aufgestanden, und Germanicus, der von seinem Vater Drusus diesen Ehrennamen geerbt, hielt es für nöthig, die kaum beruhigten Soldaten durch Krieg zu beschäftigen. Er ging über den Rhein und vereinigte sich an der mittlern Ems mit Caecina. Im Teutcburger Walde sah er die Gebeine der von Hermann vernichteten Legionen und bestattete sie; eine Schlacht mit Hermann hatte einen ungewissen Ausgang, doch trat Germanicus den Rückzug an. Im Juni des folgenden Jahres, 16 n. Chr., kam er mit acht Legionen und mit vielen germanischen und gallischen Bundesgenossen wieder und bei Idistavisus, auf dem rechten Ufer der Weser, wurde Hermann geschlagen und verwundet. Acht Tage später traten die Germanen wahrscheinlich bei Minden ihm abermals entgegen, und trotzdem er den Sieg sich zuschrieb, zog er sich zurück. Jetzt aber wurde er abgerufen, und in seinem Triumphzuge am 26. Mai 17 n. Chr. führte er Thusnelda mit dem dreijährigen Sohne Hermanns auf.

Tiberius schürte die Uneinigkeit unter den Germanen. Zwischen Hermann und Marbod kam es zum Krieg; zu Gunsten der Fremden zerfleischten sich die Volksgenossen. Im Jahre 17 schlugen Hermann und Marbod eine unentschiedene Schlacht. Marbod rief die Römer um Beistand an. Ein Gothe Katualda eroberte mit Hilfe der Römer seine Hauptstadt; er floh über die Donau und schleppte zu Ravenna, das ihm Tiberius angewiesen, sein unrühmliches Leben noch 18 Jahre lang hin. Das Markomannenreich brach auseinander. Einige Jahre nach Marbods Sturze endigte auch Hermann; auf welche Weise, ist uns nicht bekannt. Tacitus sagt: „Da er nach der Herrschaft strebte, hatte er den Freiheitssinn seiner Volksgenossen gegen sich und, nachdem im Waffenkampfe mit abwechselndem Glück gestritten ward, fiel er durch die Arglist seiner Verwandten.“

Wie der Römer ihn gerühmt, darf im Vaterlande nicht vergessen werden. „Er war,“ sagt Tacitus, „ohne Zweifel der Befreier Germaniens und hat nicht, wie andere Könige und Feldherrn, den Anfang des römischen Volkes, sondern das Reich auf der Höhe seiner Macht bekämpft, in Schlachten nicht immer, aber im Kriege unbesiegt; 37 Jahre hat er gelebt, 12 Jahre die Gewalt geübt; noch wird er bei den barbarischen Völkern in Liedern besungen.“

Doch hier sind wir den Jahren vorgreifend in die Zeit des Tiberius eingetreten und müssen nun zu Augustus zurückkehren und seine innere Politik betrachten.

Augustus hatte große Gedanken und war der Mann für kluge Ausführung derselben. Man kann von ihm sagen, daß er der große Baumeister des römischen Reiches ist; er hat den Grenzen ihre Sicherheit und ihre Kraft gegeben, dem Reiche seine Form, den Provinzen ihr Verwaltungsgesetz, Rom sein öffentliches Recht.

Seine hauptsächlichsten Rathgeber waren Agrippa und Maecenas; der Kriegsmann Agrippa trat für die alte Republik ein; Maecenas, ein Mann neuer Ideen, human, ein wohlwollender Begünstiger der Literatur und Kunst, für die Einheit des Kaiserreiches. Sein Gedanke war: Alle freien Männer sollen zum Bürgerrechte, alle Notabeln der Provinzen zum Ritterstande und in den Senat berufen werden. In dem Einen Reiche, meinte er, müßten alle Sonderstellungen und die Verschiedenheit der Gebräuche aufgehoben, Ein Maß und Gewicht und gleiche Münze hergestellt, die nichts eintragenden Domänen in den Provinzen verkauft und mit dem Erlös eine Bank für Industrie und Landbau gegründet werden.

Augustus ging drauf aus, das alte aristokratische Rom wieder herzustellen. Darauf zielten folgende Maßregeln ab:

Er reinigte den Senat. Die Unwürdigen wies er aus der Curie und die Verarmten; er erhöhte den zum Eintritt in den Senat berechtigenden Census von 800,000 Sesterzien auf 1,200,000 (von 172,000 R.-Mark auf 257,600); damit aber die tüchtigen aber verarmten Männer der Körperschaft erhalten blieben, ergänzte er ihren Census aus seinem eigenen Vermögen. Den Senatoren, ihren Söhnen und Enkeln verbot er die entwürdigende Leidenschaft der Arena, räumte den Söhnen die Anwesenheit in den Senatssitzungen ein und förderte sie durch Privilegien in der militärischen Carriere.

Die Ritter berief er alle fünf Jahre vor sich zur Revue und forderte Rechenschaft über ihr Leben und Vermögen; in sanfte Worte kleidete er Ermahnung und Tadel über ihren Wucher; mußte er strenge sein, so gab er ihnen ihre Bedrohung schriftlich; aber auch Beispiele der Strenge stellte er auf.

Das Volk suchte er durch die Mahnung an die Würde des römischen Bürgerthums zu heben. Er fand vier Millionen Bürger vor, die keine Abgaben zahlten; deßhalb beschränkte er das Bürgerrecht und nahm es auf einmal ganzen Städten und Völkern. Die vielen Freilassungen schufen einen besonderen Krebsschaden; er bestimmte, daß ein Herr nicht mehr als 100 Sclaven auf einmal freilassen dürfe, und wer nicht unter den alten feierlichen Formen freigelassen würde, sollte nicht Bürger, sondern nur Latiner sein.

Wenn der Freigelassene ein Criminalverbrechen begangen, wurde er auf immer vom Erwerb des Bürgerrechtes ausgeschlossen, erbunfähig und aus Rom verbannt.

Den Senatoren und ihren Söhnen wurde verboten, die Tochter eines Freigelassenen oder Comödianten zu ehelichen; kein freigeborener Römer sollte ein Weib von schlechtem Rufe nehmen, keine verurtheilte Ehebrecherin, keine Comödiantin; bis auf die Kleiderordnung und die Sitzplätze im Theater dehnte Augustus seine Sorge aus, daß jeder Stand seiner Würde sich bewußt sein sollte.

Gerne hätte er die Getreidespenden abgeschafft, allein er konnte es nicht wagen, weil er besorgen mußte, daß er irgend einem Agitator das Proletariat in die Arme werfen würde; er suchte aber, der Trägheit das Monopol zu entziehen.

Ganz unglaublich ist die Zerstörung, welche über die Familie gekommen war; vergessen wir nicht, daß die Mißachtung der Ehe ein altes Uebel war; schon Cäsar hatte sich genöthigt gesehen, dagegen zu kämpfen; ja bis ins vierte Jahrhundert der Stadt hinauf lassen sich die Gesetze gegen die Verächter der Ehe verfolgen. Augustus bestimmte 1000 Sesterzien für jedes Kind dem Bürger, welcher eine zahlreiche Familie hatte; er erschwerte die Ehescheidung, verbot die zu frühzeitigen Verlobungen, garantirte den Frauen ihre Mitgift, setzte auf den Ehebruch die Strafe des Exils und des Güterverlustes, legte dem getäuschten Ehemanne unter der auf die Kuppelei gesetzten Strafe die Verstoßung, die Anzeige und gerichtliche Verfolgung der ungetreuen Frau auf und gab ihm und dem Vater das Recht der Tödtung des Verführers, unter der Bedingung, daß das Weib auch nicht verschont werde.

Wir müssen noch seinem berühmtesten Ehegesetze, der lex Papia Poppaea, unsere Aufmerksamkeit widmen. Ihm zufolge ist die Ehe eine Pflicht gegen den Staat; wer ihr sich entzieht, der Cölibatär, wird gestraft; er kann keine Erbschaft, kein Legat antreten, außer von seinen nächsten Verwandten. Wer aber ist Cölibatär? Wer mit 25 Jahren nicht verheirathet ist, der Mann, welcher erst im 60., das Weib, das erst im 50. Jahr eine Ehe eingeht, die Frau, welche zwei Jahre nach der Wittwenschaft oder 18 Monate nach der Ehescheidung nicht wieder verheirathet ist.

Bis in die Ehe hinein erstreckten sich die Bestimmungen dieses Gesetzes; wenn der Mann mit dem 25. Jahre, das Weib mit dem 20. noch keine Kinder hat, können sie sich nur den zehnten Theil ihres Vermögens testiren und das Vermächtniß eines Fremden nur zur Hälfte antreten. Dagegen ist der Familienvater der vom Gesetz Begünstigte: wenn seine Miterben Cölibatäre sind, erhält er ihren Erbtheil; er und sein Weib können sich gegenseitig das ganze Vermögen zuwenden; jedes Kind bringt ihm ein Jahr Dispens für das

zu den Aemtern vorgeschriebene Alter; er ist bei den öffentlichen Festen und im Theater bevorzugt. Drei Kinder in Rom, vier in Italien, fünf in der Provinz befreien von öffentlichen Lasten, dispensiren von der Vormundschaft, sichern die doppelte Portion bei den Getreidespenden, geben den Vorzug bei der Bewerbung um ein Amt. Die freigelassene Frau, welche vier Kinder hat, wird aus der Vormundschaft ihres Patrones befreit; drei Kinder berechtigen die Patronin zur Beerbung ihres Freigelassenen; der Latiner, welcher einen Sohn von einem Jahre vorweist und erklärt, daß er sich um der Kinder willen verehelicht habe, erhält das römische Bürgerrecht, der Senator, welcher die meisten Kinder hat, die Ehre, bei der Abstimmung der erste zu sein. Sollten diese Privilegien dem Cölibate nicht Abbruch thun? Augustus sah sich genöthigt, die Cölibatäre zu bedrohen; er gab ihnen drei Jahre Frist, dann zwei, und dann nochmal ein Jahr; er gestattete ihnen selbst eine Freigelassene zu ehelichen und wollte sich sogar mit der unechten Ehe (dem Concubinat) begnügen.

Was hat Augustus erreicht? Mit der Ehegesetzgebung Nichts. Die Ritter forderten im Theater ungescheut die Zurücknahme derselben. Welch eine Ironie, daß das Gesetz an seiner Spitze den Namen von zwei Consuln trägt, welche Cölibatäre waren! Welch ein Hohn, daß der Gesetzgeber selbst, der magister morum, wie er sich feierlich nennen ließ, die Ehe für sich und bei seinen Familiengliedern rein nur als politisches Machtmittel behandelte! Dabei waren seine schimpflichen Sitten aus früherer Zeit in Rom nicht vergessen, und das greuliche Sittenverderbniß in seiner Familie war ein beständiges Aergerniß. Mit Fingern wurde auf die zwei Julien, seine Tochter und Enkelin gedeutet; diese zwei abscheulichen Weiber und Agrippa, sein Adoptivsohn, machten den schwersten Kummer des alternden Kaisers aus.

Italien wurde immer ärmer; wir kennen ja die Landplage der großen Domänen; einzelne derselben waren zu einem solchen Umfange angewachsen, daß ihr Besitzer sie zu Pferde an einem Tage nicht besichtigen konnte, und ein Paar Sclaven in Ketten waren die einzigen Bebauer; eine Menge von Städten war leer; so sehr hat die Bevölkerung abgenommen; bis auf 9 oder 10 Millionen war sie gesunken, während sie heut zu Tage über 17 Millionen zählt.

Rom war überschwemmt, denn hier allein war mit Leichtigkeit zu leben und wurden beständig Genüsse ausgeboten. Die Getreideeinfuhr wurde ein immer steigenderes Bedürfniß; die Zahl der Getreideempfänger wuchs von 150,000, wie sie in Cäsars Zeit gewesen war, auf 200,000, ja auf 350,000. Die Regierung hatte mit beständiger Sorge zu kämpfen gegen Hungersnoth und dadurch veranlaßte Aufstände. Was nützte die Austreibung der Fremden?

Durch die Zunahme der Sclavenbevölkerung wurden diese reichlich ersetzt.

Die Militärkraft war in Besorgniß erregender Abnahme begriffen. „Wie war es," ruft Livius aus, „in der alten Republik so ganz anders, wo die Stadt allein eine Armee von 15,000 Bürgern ins Feld stellte!" Als einmal das Gerücht ging, daß die Dalmatiner sich erhoben, mußte Augustus die Freigelassenen bewaffnen; dreimal gab er selbst den Sclaven das römische Schwert in die Hand; die Municipalgarde in Rom wurde von Freigelassenen versehen, und als die Varusschlacht geschlagen war, erzitterte Augustus im Schrecken, daß die Germanen schon über die Alpen kommen.

Das alte Rom wollte er herstellen, aber das alte Patriziat war fast ausgestorben; kaum fand man noch patrizische Jünglinge zum Dienste der Flamines und Jungfrauen, welche zu Vestalinnen geeignet waren; damit die Kinder zu diesen Aemtern unfähig würden, scheuten sich die großen Familien nicht, Mißheirathen einzugehen.

Wie war das alte Rom religiös gewesen! Jetzt fand Anbeter nur noch der eine Gott, der vergöttlichte Kaiser: ihm wurden Tempel und Altäre errichtet.

Augustus stand in seinem Streben um die Organisation des Reiches allein gegen sein Jahrhundert.

Dennoch hat er soviel erreicht, daß der Bau, wie er ihn verkittete, auf Jahrhunderte hinein noch feststand.

In den letzten Zeiten der Republik war, wie wir schon bemerkt haben, die altrömische Politik, die Herrschaft nicht nur durch die Gewalt der Waffen zu behaupten, sondern auch durch die kluge Verschmelzung der Eroberungen, verlassen. Die Eroberungen waren ohne Plan unternommen, durch Antonius das Gleichgewicht gebrochen worden. Augustus verließ diesen Weg und kehrte zum Alten zurück; er annullirte die unklugen Concessionen, stellte die verletzten Rechte wieder her, belohnte die Dienste, strafte die Verschuldungen, gab und entzog die Rechte der Latinität und des Bürgerthums, nahm Königen ihr Diadem und befestigte andere. Insbesondere ordnete er die Stellung der Könige. „Ich habe dich als Freund behandelt," schrieb er an Herodes, „sieh zu, daß ich dich nicht als Unterthan behandle." Die Könige waren die Vasallen des Reiches; ihre Söhne mußten sie nach Rom zur Erziehung geben, und nur mit der Gutheißung des Kaisers durften diese den erledigten Thron besteigen. Die königlichen Testamente bedurften, wenn sie gültig sein sollten, der kaiserlichen Bestätigung.

Die Administration ordnete Augustus stramm und brachte sie in regelmäßigen Gang. Ein vorzügliches Hilfsmittel dazu schuf er

in dem unvergleichlichen römischen Kataster. Zuerst war dieser nur auf Rom beschränkt; dann wurde er auf Italien und endlich auf alle Provinzen ausgedehnt; alle fünf Jahre wurde der Familienvater vor den Schreiber des Kaisers berufen, daß er den Stand seiner Familie: Weib, Kind, Sclaven, das Alter und Geschäft eines Jeden, Vermögen, Einkünfte, bis auf die Möbel und Kleinodien angebe; jedes Grundstück wurde mit seinen Grenzen und Werthe aufgenommen; sogar die Bäume wurden gezählt. Auf diese Weise war eine vollständige Kenntniß aller Kräfte des Reiches gewonnen.

Friede war auf Erden, der Janustempel geschlossen. Augustus ließ sich im Golf von Neapel auf den sanften Wellen schaukeln; er war krank. Als er den Tod nahe fühlte, nahm er einen Spiegel und ordnete sich das Haar und sagte zu den Umstehenden: „Habe ich die Rolle des Lebens nicht gut gespielt? Zeigt euch zufrieden und klatschet Beifall;“ es war am 19. August des Jahres 14 n. Chr. Um eine Million Sesterzien schwur ein Senator, daß er die Seele des Kaisers zum Himmel steigen sah. Schon zu seinen Lebzeiten hatte man ihm Tempel errichtet. Die Orakel nannten ihn Apollos Sohn. Auch in Rom wollte man ihm göttliche Ehre erweisen, was er jedoch ausschlug.

43 Jahre lang hatte Augustus dem Reiche den Frieden gesichert, und was das Leben des römischen Staates noch vier Jahrhunderte aufhielt, das war, es sei noch einmal gesagt, die Organisation, die er demselben gab.

II.

Tiberius.

(14—37 n. Chr.)

Für ihn waren die Anfänge schwer, denn die Verehrung für Augustus war groß; unvergessen war der gnädige Herr, die Unterstützung der großen Familien, die Freigebigkeit gegen das Volk, das nicht anders dachte, als daß es auch fortan unter immer neuen Prachtbauten wandeln und den Taumel der Feste und Spiele fortgenießen sollte. Im Senat regten sich aristokratische Begierden; die Legionen verlangten Geld und Privilegien, — Tiberius zahlte nicht einmal die Legate des Augustus aus.

Wer kennt den Tiberius in seinen Anfängen? Er bat, ihn nicht Kaiser sein zu lassen, that, als ob er es nicht wäre. Was nur immer von Wichtigkeit war, legte er dem Senate vor, nannte die Senatoren seine Herrn, ließ den Consuln den Vortritt. Wie

konnte er schön davon sprechen, daß er die alte Freiheit wieder herstellen wolle! Er nahm keine Legate an, erleichterte die Provinzen, überwachte die Beamten, minderte die Auflagen. Selbst Tacitus rühmt die ersten neun Jahre des Tiberius, daß er Alles im Senate berathen ließ, die freie Sprache der Senatoren liebte, die Schmeicheleien rügte, daß die Consuln und Prätoren frei ihr Amt übten, daß der Kaiser die Ehrenämter den Würdigsten gab. Wie ist dies Alles so ganz anders geworden!

Tiberius krankte in beständiger Furcht vor seinem Nachfolger. Gleich nach dem Tode des Augustus wurde dessen Enkel Agrippa im Gefängnisse getödtet. Im Jahre 19 starb Germanicus unter bedenklichen Umständen, überzeugt, daß er Gift erhalten habe. Rom erscholl von dem Klageruf: „Gib uns Germanicus wieder." Seine Söhne wurden als künftige Erben des Reiches im Senate vorgestellt. Weinen und Glückwünsche begrüßten die Hoffnung des Reiches. Die Armee erklärte sich für sie; dafür umgab Tiberius die sechs Söhne und ihre vortreffliche Mutter Agrippina mit Spionen und verbannte den Nero und legte Drusus in schweren Kerker. Der eine starb im Jahre 31, der andere 33. Bevor sie auf die Seite geschafft waren, starb der eigene Sohn des Tiberius, Drusus, im Jahre 23 an Gift. So glaubte Tiberius, von der Furcht vor einem Nachfolger sich befreit zu haben; aber einer war noch vorhanden, der ihm gefährlich werden konnte, Sejan, sein eigener Helfer, ein Mensch von infamen Sitten, voll Kraft des Geistes und Körpers, verwegen, zu jeglichen Verbrechen bereit. Der allmächtige Mann schickte den Kaiser auf die Insel Capri und regierte an seiner Statt. Als Tiberius ihn nicht mehr für nöthig erachtete, dachte er auf sein Verderben. Auf seiner Felseninsel hielt er Schiffe zu seiner Flucht bereit; Telegraphen wurden aufgestellt, damit er aufs schnellste vom Ausgange der Sache unterrichtet würde. So sehr fürchtete er seinen Minister. In der Nacht des 17. Octobers traf Macron, den Tiberius zum Nachfolger des Sejan bestimmt hatte, diesen in Rom. „Ich habe einen Brief des Kaisers an den Senat," sagte er; „der Kaiser macht dich zum Tribun" (das war in diesem Falle zum Mitregenten). Im Senat wurde Sejan von allen Seiten beglückwünscht; es war ein langer Brief, der gelesen wurde; er handelte von Diesem und Jenem; eine leise Klage über Sejan floß ein. Unter den Freunden Sejans entstand eine Bewegung. Am Schlusse bat der alte Kaiser in kläglichem Tone, daß doch ein Consul und eine Abtheilung von Soldaten ihn in Capri abholen sollten, damit er in Sicherheit vor dem Senate sich aussprechen könnte. Tiberius wurde verstanden. Von Sejan wichen seine Anhänger; die Prätoren umgaben ihn; Verwünschungen fielen auf sein Haupt. Die verführten Prätorianer vertheidigten ihn nicht und plünderten in der Stadt.

Das Volk warf sich auf den Gestürzten, zerbrach vor seinen Augen seine Statuen und schleppte seinen Leichnam durch die Straßen. Erst nach neun Monaten wagte Tiberius aus seinem Hause zu gehen. Die Kinder Sejans wurden ermordet; wer nur immer für seinen Anhänger galt, eingesperrt, und im Jahre 33 ließ Tiberius sie Alle auf einmal tödten.

Rom hoffte auf Linderung der grausamen Herrschaft, aber jetzt ließ Tiberius erst recht alle Zügel im Ausbruch der wildesten Leidenschaft schießen.

Tiberius war hündisch, verächtlich, hart; alles verstand er zu heucheln, nur nicht die Liebenswürdigkeit; er war geizig, selbst gegen die Prätorianer; nur zweimal in seinen zwanzig Regierungsjahren zeigte er sich gegen sie freigebig; er baute nicht und gab keine Spiele. Niemals griff er von Vornen an. Seine Opfer umgarnte er und weidete sich mit grausamer Lust an ihren Qualen. Auf Capri muß man ihn besuchen, wenn man die Geheimnisse belauschen will, welche dieser Character barg. Da war er einsam auf dem Felsen; die Menge fürchtete er, da sie mächtig ist; so war er aus Rom geflohen und kehrte niemals zurück. Gelingt es uns, seine Wachen und Spione zu täuschen, an dem köstlichen Eilande zu landen, die Felsen zu erklettern und unter Gefahr unseres Lebens bis zum Kaiser zu dringen, was erblicken wir da? Einen häßlichen, alten Mann, das Gesicht mit Geschwüren bedeckt, das Haupt kahl, den Rücken gekrümmt, einen häßlichen Athem, große Katzenaugen, die auch bei Nacht sehen, einen schweigsamen finsteren Menschen, erschöpft von unnatürlichen Lastern, einen Mann voll Traurigkeit. Die Regierung vernachlässigte er, aber die Angebereien gelangten zu ihm, und nicht ersättigt durch einfache Tödtung, ersinnt er die grausamsten Qualen. Von Allen, die er in seine Vertraulichkeit gezogen, ließ er kaum zwei oder drei am Leben. Blutdurst und Ausschweifung traten beständig an die Oberfläche seines Characters, aber den eigentlichen Grund desselben bildete die Furcht.

Ich weiß wohl, daß im vorigen Jahrhundert der Franzose Languet zum Advocaten dieses schrecklichen Menschen sich aufgeworfen, der ihn einen Mann der Ordnung nennt, welcher dem Sejan nur zuviel aufs Wort geglaubt. Tacitus und Sueton erscheinen diesem Advocaten einer verzweifelten Sache als eingenommene Anecdotenerzähler, als Verläumder von Capri, wohin der Greis sich zurückgezogen, um mit einigen wenigen Freunden von den Anstrengungen der Geschäfte auszuruhen. Ich weiß auch, daß in neuerer Zeit in dieselben Fußtapfen Adolf Stahr getreten ist und mit viel Kunst eine idealisirte Carricatur des Tiberius gezeichnet hat, aber wir halten uns an das übereinstimmende Zeugniß des Alterthums, und Tiberius bleibt uns der Mann des Schreckens, welcher

unter seiner lähmenden Gewalt in Blut und Ausschweifung sich zu betäuben suchte. Dabei soll ihm unbenommen sein, was er in der Politik geleistet hat.

Es kann nicht in Abrede gestellt werden, daß er den Bau des Augustus mit Umsicht befestigt hat. Die Strenge des Geschäftsganges, die Ueberwachung der Beamten, die Ordnung im Staatshaushalte sind Werke, die seinen Ruhm verkünden; daß die Legionen ihm nicht hold waren, begreift sich aus seiner Kargheit gegen sie und aus der Disciplin, die er mit Härte handhabte; daß in den Provinzen sein Name populärer war, als in Rom, hängt mit der Sicherheit zusammen, die er ihnen gegen die Blutsaugerei der Beamten gewährte; Rom aber konnte ihm nicht vergessen, daß er den von Anfang an offen zur Schau getragenen Abscheu gegen ihn mit unversöhnlichem Hasse wieder vergalt, und noch weniger, daß er die klugen Wege des Augustus verschmähend, offen mit den republikanischen Formen brach und der Alleinherrscher nicht nur sein, sondern als solcher auch erscheinen wollte.

Seine Mittel der Herrschaft waren: der Ruin der großen Familien, die Angeberei und der Schrecken.

Er führte gerne das alte Rom im Munde, aber nicht wie Augustus verlangte er die Pflege altrömischer Sitte, sondern er sah es gerne, daß die großen Familien durch den Luxus sich ruinirten, daß sie durch Streitigkeiten sich untereinander aufrieben, daß die Sittenverderbniß alle Energie der Charactere brach, und der gemeinsame Abgrund Alles verschlang, was noch einige Selbständigkeit sich bewahrt hatte.

Die Angeber erhielten unter ihm ihr goldenes Zeitalter im buchstäblichen Sinne des Wortes. Es war ein altes Gesetz vorhanden gegen Diejenigen, welche die Majestät des römischen Volkes antasteten; nun war der Staat zum Gotte geworden und dieser repräsentirt durch den Kaiser; was ließ sich daher nicht Alles erreichen mit dem dehnbaren Begriffe der Majestätsbeleidigung. Tiberius kannte die alten Gesetze und faßte nun unter dem Begriffe der Majestätsbeleidigung, des Hochverraths, alle möglichen Anklagen zusammen und trat als Rächer des verletzten Gesetzes auf, so gegen die Ritter und ihren Wucher, gegen die Frauen aus den großen Familien, um diese in Mißcredit zu bringen. Das waren die ersten Opfer seiner angeblichen Gerechtigkeitsliebe; als er sich aber befestigt sah, fühlten die Angeber instinktmäßig heraus, daß ihre Zeit gekommen. Längst war es in Rom Sitte gewesen, daß die jungen Leute ihre Laufbahn mit einer Anklage eröffneten; waren es aber in den Zeiten der Republik die großen Fragen des Staatswohles gewesen, welche die Ankläger auf die Tribüne riefen, so machten sich unter Tiberius die gemeinen Leidenschaften der Rache und Habsucht geltend. Die

Begierde der Bereicherung und das Interesse, der Schrecken der großen Familien zu sein, führten zum unrühmlichen Gewerbe; eine ganze Armee von Zeugen und Spionen umgab die Angeber, und wenn es ihnen gelang, in ihre Anklagen eine Färbung zu bringen, die an Majestätsbeleidigung und Hochverrath erinnerte, so war die Verurtheilung des Verfolgten und die Bereicherung der Angeber und Zeugen gesichert. Ein Bischen Ruhm, Vermögen, vornehme Geburt, oft noch viel weniger genügte, einen Angeber herauszufordern. Der Angeklagte wurde von allen Seiten verlassen, gemieden, denn sein angebliches Verbrechen zog seine Verwandte und Freunde, zog Alles, was irgendwie mit ihm zusammenhing, in den verhängnißvollen Kreis; er war verloren. Wie aber mochten die Seinigen sich noch retten? Einzig dadurch, und das ist das Schauerlichste an der Sache, daß sie auf die Seite der Angeber traten und nun selber sich anschickten, ihn zu verderben. Daher warfen selbst Söhne den Stein auf den Vater; und wenn wir in den Martyrerakten lesen, wie Frauen von ihren Männern, Eltern von ihren Kindern und diese von den Eltern als Christen verklagt wurden, so war nicht immer der Haß gegen Christus, sondern sehr oft auch die Furcht, in das Verderben der Christen verwickelt zu werden, an diesen schrecklichen Anklagen die nicht verzeihliche, wohl aber erklärliche Schuld.

Ich habe gesagt, daß der Angeklagte immer verloren war; sollte er fliehen? Wohin? Wo konnte er sich verbergen? Es gab ja keine Grenze des Reiches; und innerhalb derselben waren überall Sclaven, und diese die Feinde ihrer Herrn; und wenn sie es einmal nicht waren, so erpreßte die Folter ihnen Geständnisse von Dingen, an die sie selbst nicht glaubten. Zwar verbot das Gesetz die Zeugenaussage des Sclaven gegen seinen Herrn, aber Tiberius ließ die Sclaven des Angeklagten durch den Fiscus kaufen, und nun gab es gegen ihre Tortur kein gesetzliches Hinderniß mehr.

Noch einmal, was konnte der Angeklagte thun? Es gab ein Mittel, seinen Ueberresten die Schmach und den Angebern und Tiberius sein Vermögen zu entziehen. Er brauchte nur den Henker nicht abzuwarten, sondern sich selbst zu tödten; das geschah nun so häufig, daß der Selbstmord die traurige Krankheit des Jahrhunderts wurde.

Alles kam in Furcht. Der Schrecken lähmte das römische Volk. Warum aber Schrecken? War Tiberius, der schmutzige, häßliche, alte Mann nicht gehaßt und verabscheut von Allen? Waren die Prätorianer nicht gegen den Geizigen zu verführen? Ein paar große Familien, wenn sie sich zusammengeschaart, hätten soviel Sclaven unter die Waffen gebracht, daß eine Armee gegen den Tyrannen geführt werden konnte. Niemand dachte daran; der Senat

knirschte, wenn wieder ein erlauchtes Haupt von ihm gefordert wurde, aber er bewilligte es; die Angeber warfen sich auf den nächsten Besten, ob er arm und unbekannt, ob er reich und berühmt war, und kein Mensch nahm sich seiner an; das Individuum sah sich völlig isolirt; der Egoismus wollte nur für sich selber sorgen; es galt, Hammer zu sein, wenn man nicht Ambos werden wollte. Nun hat der Angreifer weit mehr als der Angegriffene die Vermuthung der Ueberwindung für sich; daher diese Wuth der Angeberei und die allgemeine Furcht vor derselben, so daß Tacitus sagt: „Der Schrecken hat mit Gewalt alle menschlichen Verbindungen gebrochen."

Wir stehen hier vor der nothwendigen Consequenz der Principien der heidnischen Gesellschaft. Nation hatte sich von Nation isolirt. Dasselbe Wort hostis bezeichnete den Fremden und den Feind; von der Nation hatte sich die Isolirung in die Familien gezogen, und jetzt stand Individuum gegen Individuum.

Ueber dieser in Atome aufgelösten Gesellschaft führte Tiberius seine unbeschränkte und häßliche Herrschaft, Alles zu seinen Vortheilen ausbeutend; er war ja der präsente Staatsgott.

Als solcher aber vereinsamte er sich völlig; die römische Welt war für ihn auf Capri zusammengezogen. Der Orient gährte, Armenien wurde von den Parthern besetzt, Mösien von den Daciern und Sarmaten; Gallien war im Aufstand, die Friesen in Verzweiflung über die Aussaugungen; und Tiberius kümmerte sich nicht darum; er suchte nur Gold und Blut. Dieser und jener Provinz läßt er die Statthalter, ohne sie abzurufen, andern gibt er gar keine Beamte. Den Aruncius z. B. hat er für Spanien bestimmt, aber zehn Jahre lang läßt er ihn nicht abreisen; er wollte das Uebel sich nicht eingestehen und keinem General eine Armee anvertrauen.

Und dies Alles ertrug die römische Welt; ja so tief war sie gesunken, daß sie an den drohenden Reichsgefahren selbst ihre Freude hatte; so als im Jahre 20 die Gerüchte nach Rom kamen, daß mit den Galliern die Germanen ein Bündniß geschlossen und selbst Spanien zweifelhaft sei.

Tiberius hatte die politische Arbeit bei Seite gelegt; seine einzige Sorge war nunmehr er selbst und sein muthmaßlicher Mörder, den er überall vor sich sah.

Im Jahre 37 war er auf das Festland gegangen. Da vernahm er, daß der Senat Männer, die er angeklagt, ohne Untersuchung freigesprochen habe; ein schrecklicher Zorn bemächtigte sich seiner, aber eiligst flüchtete er nach Capri zurück. Sein Körper ertrug die Ausbrüche der Leidenschaften nicht mehr. Sein Tod wird verschiedenartig berichtet; ob er an Gift gestorben, ob ihm die Nahrung verweigert, ob er unter Kissen erstickt wurde, wir ver-

mögen es nicht zu entscheiden. Seneca erzählt, er habe beim Gefühl des nahenden Todes seinen Ring vom Finger genommen und ihn eine Zeit lang in der Hand gehalten, gleich als ob er ihn abgeben wollte, dann habe er ihn wieder an den Finger gesteckt und sei eine längere Zeit unbeweglich geblieben, dann habe er plötzlich gerufen, kein Mensch geantwortet; er sei aufgestanden, die Kräfte hätten ihm versagt, er sei am Fuße des Bettes zusammgebrochen. Tacitus berichtet, daß er von zitternden Händen ermordet worden sei, daß Caligula bleich und voll Angst darauf gewartet habe, ob er nicht wieder lebendig werde. Macron, der Nachfolger Sejans, der Günstling Tiberius, sagte: „Werft mir eine Decke über diesen alten Kerl und zieht euch zurück."

Im März 37 endigte der Schreckliche; in Rom erscholl das Geschrei: „Tiber in den Tiber."

III.

Cajus Caligula.

(37—41 n. Chr.)

Cajus, der letzte Sohn des Germanicus, von den Soldaten, in deren Kreis er seine Kindheit zugebracht, Caligula, das Stiefelchen, Gamaschenritterchen genannt, war in der Angst und beständiger Verstellung aufgewachsen, Theatersänger, Tänzer, der hingebenste Diener, der aber seine wahre Natur durch die Lust verrieth, mit welcher er den Hinrichtungen zuschaute; so wurde er von dem alten schlauen Tiberius durchschaut, der ihn eine Schlange nannte, welche er für das Menschengeschlecht auffüttere. Die große Menge wußte Nichts davon, oder lag ihr der Schrecken vor dem wüsten Tiberius so sehr in den Gliedern, daß ihr jeder Andere besser erschien, und so begrüßte freudiger Beifall ihn, als er vom Morde des Tiberius nach Rom kam. Der Senat kassirte zu seinen Gunsten das Testament des Kaisers, der seinen Enkel, den jungen Tiberius, ihm an die Seite gesetzt haben wollte.

Die republikanischen Einrichtungen bestanden noch als die einzige gesetzliche Form fort. Der Kaiser war nur thatsächlicher Herrscher, von keinem Gesetze geschützt; mit gleichem Rechte wie er hätte jeder Andere, wenn er nur die Macht dazu im Besitze gehabt, der Herrschaft sich bemächtigen können. Daher ist es begreiflich, daß die Kaiser in ihren Anfängen so bescheiden auftraten, bis sie in der Gewalt befestigt ihre Stunde gekommen glaubten. Caligula verbat sich die hohen Titel, setzte die Verbannten in ihre Rechte wieder ein, legte öffentlich Rechenschaft ab, verbrannte die Papiere des Tiberius; freilich sagte man, daß er nur eine Abschrift davon ins

Feuer geworfen habe; so schön that er, daß er bei der Kunde einer Verschwörung gegen sein Leben sagte: „Ich habe Nichts gethan, was mich irgend Jemanden verhaßt machen könnte.“

Sieben Monate lang und länger nicht dauerte diese seine Mäßigung und das öffentliche Glück. Da wurde er krank, und als ein Narr stand er auf. Er war von Kindheit auf epileptisch gewesen und hatte sich durch Ausschweifungen körperlich und moralisch noch mehr ruinirt, und nun aus den beständigen Aengsten seiner Jugend auf einmal auf die schwindelnde Höhe des Kaiserstuhles gestellt, wie sollte nicht der Wahnsinn der Allmacht ihn gepackt haben?

Er verlangte nun alle von ihm früher verschmähten Titel: „Augustus,“ „Imperator,“ „Vater des Vaterlandes,“ „Oberpriester,“ „der Fromme,“ „der Ausgezeichnete,“ „der Vater der Legionen;“ er stellte das von ihm anfangs abgeschaffte Gesetz der Majestätsbeleidigung wieder her; statt den Gerichtsgang einzuhalten, forderte er seine Opfer einfach auf, sich selbst zu tödten; so seinen Schwiegervater Silanus, den jungen Tiberius, dessen ganzes Verbrechen darin bestand, daß er das Gift des Kaisers fürchtend, mit einem Gegengifte zum Voraus sich zu schützen suchte; seinen alten Vertrauten, Macro , lud er gleich im Jahre 38 zum Selbstmorde ein, denn der Mann war ihm unbequem geworden, weil er ihn bei Tisch nicht schlafen lassen wollte, weil er ihm über sein ausgelassenes Lachen im Theater Vorstellungen machte. Seine Narrheit war im Wachsen begriffen: „sind, sagte er, die Hirten der Ochsen, Böcke und Schafe höhere Wesen als diese, so ist derjenige, welcher allen Völkern der Welt befiehlt, nicht ein Mensch, sondern ein Gott,“ und er nahm sein Gottheit in allem Ernste. Für den Anfang wollte er sich mit dem Character eines Halbgottes begnügen; er verlangt Tempel, goldene Statuen, Opfer; wenn Jupiter donnert und ihn im Schlafe stört, wirft er einen Stein gegen Himmel und fordert ihn zum Kampfe heraus. Er ist ein gescheidter Narr; für den Tod seiner infamen Schwester Drusilla hatte er strenge Trauer befohlen; da er sie aber zur Göttin erklärt hatte, so fragt er: „Wer kann eine Göttin betrauern?“ und die Trauer tragen und die, welche Freudenbezeugungen erheben, beide verfallen seinen Proscriptionen.

Er dürstet nach Blut; kein politisches Interesse, nicht Rache, nicht Habsucht bewaffnen den Henker; Caligula will nur morden um des Mordes willen. Alte und kranke Gladiatoren läßt er den Bestien vorwerfen; wenn das Fleisch theuer wird, bezeichnet er unter seinen Gefangenen jene, welche getödtet werden sollen zur Nahrung für die Thiere. Gegen alle römische Sitte führt er in die Tödtung die grausamen Qualen ein. „Sie sollen es fühlen, daß sie sterben,“ sagt er zu den Verurtheilten. Bei seinen Orgien hatte er

kaiserlichen Stuhle sitzend, hielt er die Hand hin. Die Senatoren, die Volksmenge, Alles wurde herbeibefohlen. Die Hinterlassenschaft seiner Schwestern versteigerte er selbst, und wehe dem, welcher auf die kaiserliche Einladung sich nicht selbst überbot. Der Durst nach Gold war seine zeitweilige Leidenschaft geworden; er häuft es auf; er will es sehen, darauf spazieren gehen, auf seinem Gold will er sich betten.

Jetzt überkömmt ihn die Begierde nach kriegerischem Ruhm. Die Armeen setzen sich in Marsch, Caligula überschreitet den Rhein, aber kein Feind zeigt sich; in Mitte der Legionen in einem Wagen befand sich der Kaiser; man durchzog eben ein Defilé; da hat einer den Einfall zu sagen: „Wenn jetzt der Feind sich zeigen würde!“ Caligula hört es; er springt aus dem Wagen, steigt zu Pferd und flüchtet mit verhängtem Zügel; aber die Brücke war verstopft von Nachzüglern und Bagage. Der Kaiser läßt sich von Hand zu Hand über die Brücke tragen und kommt von seinem Entsetzen erst zurück, als er den Boden Galliens unter seinen Füßen hat. Aber einen Sieg muß er haben; er sitzt bei Tische; der Feind wird gemeldet; Caligula springt auf und eilt mit seinen Tischgenossen den Germanen entgegen; aber diese sind nirgends zu sehen. „Sie flohen bei meinem Anblick,“ ruft der Sieger und errichtet Trophäen. An den Senat schreibt er nach Rom: „Ihr denkt nur auf Feste, während der Kaiser zu Felde liegt und allen Gefahren sich aussetzt.“

Er geht nach Gallien zurück und plündert es aus. Dann will er Britannien erobern; er geht zu Schiff, die Armee folgt ihm, nach kurzer Frist kehrt er um; der Krieg ist beendigt; er hat nicht Britannien, aber das Meer überwunden. Die Soldaten müssen Muscheln sammeln. Die Dreiruder, auf denen er den Ocean besiegt, sollen nach Rom. Er wird seinen Triumphzug halten und seine Kriegsgefangenen aufführen; freilich sind es keine Germanen, aber in Gallien wählt er die größten und schönsten Männer aus, läßt ihnen die Haare färben und germanische Namen geben.

Unter den Tribunen der prätorianischen Cohorten war einer, Cassius Chärea, ein alter Römer und braver Soldat, welchen Caligula mit seinen Spässen besonders verfolgte, so daß er zum Gespötte seiner Kameraden wurde, und da der Mann bei blutigen Aufträgen Widerwillen zeigte, wählte Caligula gerade ihn zu denselben. Als eines Tages das Volk im Circus nach Minderung der Abgaben verlangte, ließ Caligula die Prätorianer einhauen. Empört darüber, stiftete Chärea eine Verschwörung an (im Jahre 41). Caligula bereitete eine Reise nach Alexandrien vor; vor seinem Abgange gab er noch Spiele und war dabei ausgelassen lustig. Er wollte den ganzen Tag im Theater zubringen, aber die Verschworenen beredeten ihn, ein Bad zu nehmen. Auf dem Gange zu den

Badegemächern umgaben ihn die Verschworenen, seine eigenen Offiziere. Einer schlug ihm aufs Haupt. Weiter, weiter! riefen die Andern, und aus dreißig Wunden blutend stürzte er zusammen am 24. Januar. Die Aufregung in Rom war ungeheuer; die Germanen seiner Leibwache liefen durch die Straßen und schlugen nieder, wer ihnen begegnete; sie dringen ins Theater ein; das Volk ist ihrer Rache preisgegeben. Da ertönt der Ruf des Herolds: „Der Kaiser ist todt!“ Vom todten Kaiser hatten die Germanen Nichts mehr zu erwarten, und sie riefen mit dem Volke: „Es lebe Chärea!“ Auf dem Capitol berieth der Senat und kam zu keinem Entschlusse; auch die Prätorianer beriethen; sie brauchten einen Kaiser, denn seine Soldaten waren sie, und sie wollten einen Kaiser. Wer es wäre, war ihnen nicht von Wichtigkeit. Vorerst plünderten sie den Palast. Da sah ein Soldat unter einer Portiere ein paar Füße; er zog sie an sich, und ein Mensch fiel zitternd vor ihm auf die Knie und flehte um Gnade. Der Soldat warf sich selbst nieder und begrüßte diesen Menschen als Kaiser; es war Tiberius Claudius, der Onkel Caligulas. Als er den Tumult gehört, hatte er sich versteckt. Die Prätorianer riefen ihn als Kaiser aus; er zitterte so, daß er nicht gehen konnte; die Prätorianer nahmen ihn auf ihre Schultern und trugen ihn in ihr Lager, aber so traurig und erbarmungswürdig sah der Kaiser aus, daß das Volk in der Meinung, er werde zum Tode geführt, Mitleiden mit ihm bezeugte.

Der Senat berieth immer noch fort; er dachte an die Freiheit Roms, aber die Soldaten bestanden auf Claudius und das Volk stimmte ihnen bei. Da verließ ein Senator um den andern seine Partei, und so ist Claudius Kaiser geworden. Chärea, von seinem Anhange verlassen, wurde den Manen Caligulas zum Opfer gebracht.

Zum ersten Male sind die Prätorianer in der Bedeutung hervorgetreten, welche sie fortan in der Kaisergeschichte einnehmen werden.

IV.

Claudius.

(41—54 n. Chr.)

Auf den Narren folgte ein Schwachkopf. Claudius war von Jugend auf in der kaiserlichen Familie verächtlich behandelt worden. Dadurch war er ein schwacher, feiger Mensch geworden. In seiner Zurückgezogenheit gab er sich viel mit antiquarischen Studien ab; er war gutmüthig, zerstreut, ein Liebhaber des Circus, ohne alle Würde; man mußte ihn ansehen, um sich darüber klar zu werden, wie tief Rom gesunken war, da es sich diesen Kaiser gab. Er war ein Mann von 50 Jahren; sein schwerer Körper ruhte auf schwan-

kenden Beinen, Kopf und Hände zitterten; er stotterte. Widrig war das dumme Lachen seines breiten Mundes, noch widriger, wenn der Zorn ihm den Schaum aus dem Munde trieb und die Nase feucht wurde. Er war immer in Furcht, von seinen Prätorianern bewacht und selbst bei Tische bedient; wenn er einen Kranken besuchte, ließ er zuvor das Zimmer untersuchen, die Bettdecke aufheben. Er hatte seine besondere Leidenschaften: das Spiel, die Mahlzeit, den Richterstuhl und die antiquarischen Studien. Er spielt selbst auf der Reise; in seinem Wagen ist ein Spieltisch angebracht; er hat ein Buch über das Würfelspiel geschrieben. Bei Tisch ist er wahrhaft großartig; er liebt die großen Speisesäle, die ungeheueren Mahlzeiten, Platten, welche mehrere Sclaven kaum tragen können; nach der Mahlzeit stürzt er unter den Tisch, und die bekannte Pfauenfeder muß den kaiserlichen Magen erleichtern. Wenn er nicht bei Tische lag, saß er Tag und Nacht auf dem Tribunal, ein wahrer Fanatiker im Rechtsprechen; freilich schlief er darüber ein. Seine antiquarischen Studien brachten drei Buchstaben ins römische Alphabet, und wer ermißt sein Vergnügen darüber, daß er die Entdeckung gemacht, Augustus habe die Säcularfeste zur unrechten Zeit gefeiert, und daß er nun den Herold durch die Straßen rufen lassen konnte: „Kommt zu sehen, was ihr niemals gesehen habt und was ihr ein zweites Mal auch nicht mehr sehen werdet!“

Claudius will das alte Rom wieder herstellen, aber es ist eine Caricatur, die er macht. In seiner Gutmüthigkeit mochte er manches Gute beabsichtigen, aber er war ganz in den Händen der Freigelassenen, und diese waren von der wüsten Messalina beherrscht. Es ist eine Schmach um diese Freigelassenen: nicht die Arbeit, nicht die kriegerische Laufbahn, nicht die Auszeichnung in Aemtern und Würden hat diese Menschen emporgebracht und zu den Meistern Roms gemacht. Es waren Kammerdiener, und nicht das Talent oder Verdienst, sondern die Theilnahme an den kaiserlichen Lastern und Verbrechen, die Laune des Fürsten erhob sie. Was der Kaiser auf dem Forum zugestanden, das haben Messalina und die Freigelassenen wieder vereitelt; sie cassirten die Urtheile, brachten gegen den Schwur des Claudius freie Männer auf die Folter; ließen die Sclaven zur Angeberei ihrer Herrn zu; sie vertheilten die Ehren, die Commandostellen, sie ordneten die Hinrichtungen und die Güterconfiscationen an. Daher ist auch die Regierung des Claudius mit Blut befleckt. Sueton und Seneca wollen von 30 Senatoren, von 325 und noch mehr Rittern wissen, daß sie hingerichtet wurden; zahlreich wie der Sand am Meer seien die unbekannten Schlachtopfer gewesen. Valerius Asiaticus besitzt eine prachtvolle Villa, Lucullus hat sie angelegt, er selbst sie verschönert; Messalina will sie haben. Im

kaiserlichen Cabinet wird er angeklagt, die Soldaten verführt zu haben, in Unordnung zu leben; ein Zeuge, der ihn niemals gesehen, der nur weiß, daß er einen kahlen Kopf hat und einen Andern für ihn nimmt, wird gegen ihn vorgeführt. Claudius wird von der Vertheidignng des Valerius gerührt, Messalina vergießt Thränen, aber heimlich sagt sie zu Vitellius: „Laß ihn nicht entschlüpfen." Dieser wirft sich dem Kaiser zu Füßen, spricht von seiner Freundschaft zu Valerius, von dessen Diensten und bittet für den Unglücklichen um die einzige Gnade, daß ihm doch die Art des Todes zugestanden werden möchte. Der kaiserliche Schwachkopf, der den Valerius freisprechen wollte, gesteht es zu. Valerius machte wie gewöhnlich seine gymnastische Uebung auf dem Marsfeld, dann ging er ins Bad, berief seine Freunde zu einem Feste und öffnete sich die Adern. Bevor er starb, wollte er seinen Scheiterhaufen sehen und ließ ihn anderwärts aufbauen, damit von der Flamme die benachbarten Bäume keinen Schaden litten. Mit solcher Leichtigkeit starb man in jener traurigen Zeit.

Für die Wiederherstellung des alten Roms brauchte Claudius einen Senat. Dieser war am Aussterben. Unter Caligula und Tiberius decimirt, durch Verarmung gemindert, durch kriechendes Wesen gegen die Freigelassenen entwürdigt, hatte diese einstmalige „Versammlung von Königen" ein klägliches Aussehen erhalten. Aber woher Senatoren nehmen? Die Söhne der Freigelassenen konnten es nicht werden, die Ritter wollten es nicht; diesen legte Claudius durch die Drohung, ihnen ven Ritterring abzunehmen, Zwang auf, für Jene nahm er seine eigenen Decrete zurück und machte sie durch fingirte Adoptionen zu Freigeborenen. Dann bestimmte er, daß der Senat auch aus den Provinzen (Lyon) ergänzt werden könne.

Im Jahre 47 erneuerte er die Censur, dies mächtige Mittel der alten Republik, durch welches sie alle fünf Jahre von jeder Klasse Rechenschaft über Sitten und Vermögen gefordert, den Senat gereinigt, das Aufsteigen in eine höhere Ordnung und die Herabwürdigung in eine niedere bestimmt hatte. Ganz wie es in der Republik gehalten worden war, hielt es Claudius mit der Censur. Er nahm die Auspicien vor, und auf dem Marsfeld auf seinem curulischen Stuhle sitzend, berief er das römische Volk durch den Mund des Herolds: „Heil, Friede, Glück, Wohlfahrt dem römischen Volke der Quiriten und dem Staate des römischen Volkes, gleichso mir und meinem Amtsgenossen, unserem Amt und unserer Pflichterfüllung. Es erscheinen hier vor mir alle Quiriten, Ritter, Soldaten, Beamte, Bürger, die Curatoren aller Tribus, auf daß sie Rechenschaft ablegen Jeder für sich oder Einer für den Anderen."

Der gute Claudius wollte es nicht glauben, daß es für ihn

unmöglich war, in Person die Rechenschaft von 600 und mehr Senatoren, von ungefähr 3000 Rittern, von 6,900,000 Bürgern entgegenzunehmen, und er vergaß, daß wenn er einem Menschen das Bürgerrecht abnahm, einen Senator seiner Würde entkleidete, Messalina und seine Freigelassenen das Bürgerrecht, die Aemter, die Ehren verkauften und verschenkten.

Glücklicher war er in der Ordnung der so überaus wichtigen Sclavenfrage. Darin war er weise und edelmüthig. Der Sclave war nicht mehr als ein Glied der Familie betrachtet; das Recht des Herrn war ein unbeschränktes, die Behandlung eine völlig unmenschliche geworden. Hat nicht ein gewisser Vedius Pollio einen Sclaven, weil er einen Krystallbecher zerbrochen, seinen Muränen vorgeworfen und dadurch das Schauspiel genossen, wie ein Mensch an allen Körpertheilen zugleich zerrissen wird? Wurde nicht der ausgenützte, kranke Sclave auf der Aesculapinsel des Tiber ausgesetzt, damit Aesculap um seine Geneigung sich annehme? Für die Ordnung der Sclavenfrage mußte Etwas geschehen, denn das Sprüchwort ging: „So viel Sclaven, so viel Feinde.“ Claudius strafte den Sclaven, welcher seinen Herrn denuncirte, aber für frei erklärte er Jenen, welcher auf die Tiberinsel geworfen wurde. Den Herrn, welcher einen Sclaven tödtete, behandelte er als einen Mörder, verbot, Sclaven den Bestien vorzuwerfen, gestattete den Sclaven, über ihre Herrn sich zu beklagen. Der Stadtpräfect überwachte ihre Behandlung, selbst ihre Nahrung. Das war ein dankenswerther Schritt aus dem Heidenthum heraus.

Ein anderes Werk des Claudius darf nicht übergangen werden. Cäsar hatte den Gedanken gehabt, am Ausfluß des Tiber einen Hafen zu bauen, der sicherer wäre als der von Ostia. Claudius führte ihn aus. Im Apennin suchte er Quellen auf und leitete sie in den Anio, so daß zwei neue Wasserleitungen zu denen des Augustus hinzukamen. In den Abruzzen war ein See, dessen Austrocknung weite Strecken für die Cultur bot, dessen Ableitung das Land vor Ueberschwemmungen bewahren, die Flüsse schiffbarer machen konnte. Auch diesen Gedanken hatte Cäsar gefaßt, Claudius führte ihn aus; aber nicht nach der Adria wollte er das Wasser des Sees leiten, sondern durch die Apenninen in den Liris. Elf Jahre lang arbeiteten 30,000 Menschen daran, und als im Jahre 52 der Canal fertig war, wollte Claudius ihn mit einem Feste eröffnen. Ringsum am Ufer waren Flöße aufgestellt, von Prätorianern besetzt, Catapulte und Ballisten aufgestellt; auf dem See schwammen 24 Schiffe in zwei Flotten vertheilt und von 19,000 Menschen, die alle zum Tod verurtheilt waren, besetzt. Bis auf die Höhen hinauf hatte sich eine ungeheuere Volksmenge vertheilt; Alle wollten das von ihrem Kaiser gegebene Schauspiel, das gegenseitige Hin-

schlachten von 19,000 Menschen genießen. Ein silberner Triton gab das Zeichen zur Seeschlacht, und von beiden Flotten erhob sich der Ruf: „Ave Caesar, morituri te salutant.“ Heil dir, Kaiser, die Sterbenden grüßen dich! Bei Claudius konnte nichts Großes, nichts Schreckliches geschehen ohne Einmischung des Komischen. Er antwortete: „avete et vos“ (Heil auch euch). Da hielten die Verurtheilten sich daran, daß der Kaiser sie begnadigt habe und sie wehrten sich gegen das Sterben. Er springt auf und eilt, so gut seine schwankenden Beine es erlauben und ermahnt, reizt, droht, daß er sie Alle verbrennen, niederhauen lasse, bis er sie endlich zum Kampfe entscheidet. Und nun stritten sie gegeneinander, wie Tacitus sagt, als Männer von Herz, bis der überbleibende Rest begnadigt wurde. Jetzt werden die Schleußen geöffnet, der See soll sich in den Canal ergießen. Aber dieser ist nicht tief genug, und der See will nicht fließen. Die Arbeit beginnt aufs Neue, und wird wieder ein Fest veranstaltet. Diesmal ist der See mit Brücken überspannt, auf welchen die Gladiatoren kämpfen sollen. Claudius sitzt bei der Tafel, der See strömt, aber die Dämme sind zu schwach, er reißt sie nieder, die kaiserliche Tafel wird überschwemmt, Claudius zittert. Seit dieser Zeit ist der Fucin — der See von Celano in den Abruzzen — in seinem Bette nicht mehr gestört worden.

Bei diesen und seinen anderen Beschäftigungen fand Claudius keine Zeit, mit seiner Familie sich zu beschäftigen, und während ganz Rom vom infamen Betragen der Messalina sprach, wußte er allein, der Sittenrichter, Nichts davon. Tacitus (Annal. XI., Cp. 12, 26 u. ff.) beschreibt ihren Untergang ungefähr folgendermaßen: Eine heftige, mit dem Wahnsinn verwandte Neigung hatte Messalina gegen Silius, den schönsten unter den römischen Männern ergriffen. Um ihn unter ihrer ausschließlichen Herrschaft zu halten, schied sie seine Gemahlin von ihm. Silius empfand die Schmach und Gefahr, aber wenn er widerstand, war ihm der Tod gewiß; anderseits war er von den großartigsten Versprechungen gefesselt und er hoffte Claudius zu täuschen. Messalina machte kein Geheimniß aus ihrer Verbindung. Sclaven, Freigelassene, der ganze Hof verließ den Kaiser . . ., aber diese Leichtigkeit des Verbrechens machte dieses langweilig, und die Sorge, von einem Anderen verdrängt zu werden, führte den Silius in den Ehrgeiz hinein, etwas Anderes sein zu wollen als nur der begünstigte Liebhaber einer Messalina. „Warum den Kaiser altern lassen,“ sagte er, „wir müssen kühn sein.“ Sie verstand ihn; sie fürchtete, daß Silius, wenn er Kaiser geworden, das infame Weib, das ihn erhoben, so leicht verstoßen werde, wie er Julia Silana verstoßen; aber eine Heirath unter solchen Umständen, dieser äußerste Act der Infamie,

schmeichelte dem Weibe. „Ich weiß wohl," sagt Tacitus, „daß mein Bericht für fabelhaft gelten wird, aber ich erzähle nur, was ich gelesen und von unseren alten Leuten gehört habe." Oeffentlich, unter Anwesenheit von Zeugen, unter Anwendung von Auspicien und Opfern, wurde die Heirath vollzogen, und man sagt, daß sogar Claudius den Contract unterzeichnet habe, weil er sich einreden ließ, daß der Act als ein Talismann gelten soll, ihn vor gewissen Gefahren zu sichern.

Aber Messalina hatte diesmal die Freigelassenen gegen sich, denn einer derselben, Polybius, auch einer ihrer Liebhaber, war auf ihre Veranlassung getödtet worden, und dem Claudius wurden die Augen geöffnet. Er erzitterte, er fragte: „Bin ich noch Kaiser, ist es nicht Silius?" Dann wollte er sich wieder mit Messalina versöhnen; that er dies, so waren ihre Angeber verloren; deßhalb entriß ihm der Freigelassene Narcissus das Versprechen, ihm für einen Tag das Commando der Truppen zu überlassen. Messalina hoffte noch; nach einer guten Mahlzeit vom Wein erhitzt, sagte Claudius, dessen Zorn verflogen war: „Sag dieser armen Frau, daß sie morgen komme und sich vor mir rechtfertige." Aber Narciß sagte zu einem Tribun: „Der Kaiser befiehlt, daß sie sterbe." Dieser fand Messalina auf dem Boden liegend in Todesangst, ihre Mutter Lepida bei ihr. Diese rieth, den Henker nicht zu erwarten, ihr Leben sei zu Ende, sie habe Nichts mehr zu hoffen, als nur noch die Ehre im Tod. Sie aber zerfloß in Thränen, beklagte sich; der Freigelassene Evodius überhäufte sie mit Schmähungen. Da ergriff sie endlich einen Dolch, aber ihre Hand zitterte, und der Tribun tödtete sie. Claudius war noch bei der Tafel, als es ihm gemeldet wurde; er ließ sich ein Glas füllen und fuhr in der Mahlzeit fort; er sah den Triumph der Ankläger, den Schmerz seiner Kinder, und er gab kein Zeichen weder des Hasses, noch der Freude, weder des Zornes, noch der Traurigkeit. Einige Tage darauf frug er, als er sich zu Tisch setzte: „Warum kommt die Kaiserin nicht?"

„Die Ehe ist mir allzu übel ausgeschlagen," sagte er zu den Prätorianern, „ich schwöre, ohne Weib zu leben; tödtet mich, wenn ich meinen Schwur nicht halte!" Aber seine Freigelassenen Callistus, Narcissus und Pallas drangen ihm ein Weib auf. Die Wahl fiel auf Agrippina, die entartete Tochter des Germanicus und der ernsten, der stolzen und muthigen Agrippina. Sie war die Nichte des Claudius, und die römische Moral sah in der Ehe so naher Verwandten ein Verbrechen, aber der Senat decretirte ein Gesetz, und das öffentliche Gewissen wurde beschwichtigt. Agrippina war so lasterhaft wie Messalina. Am Tage der Hochzeit wurde Silanus, der Verlobte von des Kaisers Tochter Octavia, längst von Agrippina verfolgt, aus dem Senate gestoßen, der Prätur beraubt,

des Incestes mit seiner Schwester angeklagt, er gab sich den Tod. Es ist uns zuwider, alle die Mordthaten und Räubereien aufzuzählen, deren Agrippina sich schuldig machte, aber des Geschenkes, das sie dem römischen Reiche machte, müssen wir Erwähnung thun; das war Lucius Domitius, ihr Sohn. Von ihm hatte sein Vater Domitius gesagt: „Was kann Gutes von Agrippina und mir entstammen!“ Eine Tante hatte ihn von einem Tänzer und einem Friseur erziehen lassen. Agrippina bestimmte ihn zum Nachfolger des Claudius. Aber diesem kamen ihre Ausschweifungen zu Ohren, und als er bei der Verurtheilung einer Ehebrecherin das Wort fallen ließ: „Mir selbst war die Ehe verderblich, aber wenn mir das Geschick unreine Weiber bestimmte, so hat es mir auch ihre Strafe auferlegt.“ Da beschloß Agrippina, dieser zuvorzukommen. Die Giftmischerin Locusta wurde berufen. Was für ein Gift sollte gewählt werden? Ein schnell wirkendes hätte den Mord des Claudius offenbar gemacht, ein langsam wirkendes ihm die Zeit gelassen, die Rechte seines Sohnes Britannicus wahrzunehmen. Locusta fand etwas Ausgesuchtes, ein Gift, das den Verstand trübte und das Leben nur langsam auslöschte. In einem Champignon, dem Lieblingsgerichte des Claudius, wurde es ihm gereicht, aber er erlag ihm nicht. Da bewaffnete die Gefahr seine Mörderin gegen die Infamie und der Arzt Xenephon vollendete das Verbrechen.

Der Senat ordnete Gebete für das Leben des Kaisers an. Comödianten wurden in den Palast gerufen, um den Kranken zu zerstreuen; damit er sich erwärme, wurden Decken auf den Leichnam gelegt; Agrippina hielt den Britannicus mit Zärtlichkeit in seinem Zimmer fest; seine Schwestern Antonia und Octavia wurden auch ferngehalten, alle Ausgänge des Palastes waren mit Wachen besetzt. „Es geht besser mit dem Kranken,“ hieß es in der Stadt. Am Mittag, in der Stunde, wo Claudius officiell sterben sollte, weil die Astrologen sie günstig für Nero erklärt hatten, gingen die Thore auf, und von Burrhus geführt, trat Lucius Domitius Nero vor die wachehaltende Cohorte. Freilich riefen einzelne Prätorianer: „Wo ist Britannicus?“ aber auf Geheiß der Offiziere begrüßte die Mehrzahl Nero als Kaiser; er wurde ins Lager der Prätorianer getragen und hielt eine von Seneca ihm verfaßte Anrede. Die Soldaten riefen ihr Vivat, der Senat gab sein Decret, Nero war Kaiser und Claudius ein Gott. Darüber wurde gelacht.

V.

Nero.

(54—68 n. Chr.)

Nachdem Augustus auf dem Haupte des Fürsten alle Gewalt angesammelt, den Kaiser mit aller Machtfülle ausgestattet, haben seine drei nächsten Nachfolger dann einerseits die Schranken vollends niedergerissen, welche seiner willkürlichen Machtentfaltung noch entgegenstehen könnten, und anderseits noch die gefügigen Werkzeuge zur Geltendmachung seines Willens zugeführt, so daß Nero als das Urbild eines römischen Kaisers, oder, wie die alte Zeit geurtheilt hat, als ein wahrer Antichrist aufzutreten vermochte. Tiberius hat die Angeber um seinen Thron gestellt und gegen Alles gehetzt, was im Reiche noch an persönlicher Tüchtigkeit, an Reichthum oder Glanz des Namens eine Bedeutung hatte. Caligula fügte zu dieser Macht der Angeber die der Prätorianer, dieser Garderegimenter, die bald Kaiser ein- und absetzen, mit dem Throne des Reiches den schmählichsten Handel treiben werden. Claudius sodann umgab sich mit Freigelassenen und beugte durch sie die Reste des kräftigen Geistes altrömischen Stolzes. Nun konnte Nero kommen und in ihm die Herrschaft und der riesenhafte Kampf des verderbten Menschenwesens gegen Gott und sein heiliges Gesetz, die Anbetung der eigenen Persönlichkeit und die tiefste Verachtung aller Menschen, die zügellose Lust an Entwürdigung, an Blut und Mord und allem Ungeheuerlichen. Aber konnte er nicht das Recht, das Gesetz für sich aufrufen? Als Imperator, folglich als Gebietiger der Armee, besaß er die Gewalt über Leben und Tod aller Bürger, denn sie alle waren geborene Soldaten, — Gewalt über Leben und Tod der römischen Ritter, denn sie waren seine Reiterei, — Gewalt über Leben und Tod aller Freigelassenen, denn sie waren nur seine unterthänigen Diener, — Gewalt über Leben und Tod aller Glieder der kaiserlichen Familie, denn er war Vater der Familie und als solchem schrieb ihm das Gesetz die höchste Gewalt über jedes Glied derselben zu; er hatte Gewalt über Leben und Tod aller fremden Völker, denn sie waren nach römischem Begriff „Feinde.“ Nur der Senat allein war ihm nicht persönlich unterworfen; aber der nach allen anderen Seiten hin unbeschränkte Kaiser kümmerte sich um die Formen des Rechtes nicht, und die Ankläger lieferten die Senatoren für seine Henkergelüste.

Dem römischen Kaiser war Alles erlaubt. Sie haben ihn zum Gott erklärt, und ein Gott kann ja nur in sich selber die Schranken für sein Gelüsten, für seinen Willen finden. Wer sollte ihm das Gesetz vorschreiben, wenn nicht Gott? Ist er aber selber

ein Gott in seinen und der Menschen Augen, so ist er hinausgehoben über alle Schranken; in ihm ist, daß ich so sage, die Revolution Fleisch geworden, der durch nichts beschränkte Menschenwille an die Stelle des göttlichen getreten; der Kaiser ist der Gesetzgeber, der Richter, der Herr und Meister über Alles, er darf thun, was er will, und kann Alles thun, was er mit seiner Gewalt zu erreichen vermag.

Nero, im Jahre 37 geboren, ward am 13. October 54 mit dem Purpur geschmückt, ein 17jähriger Knabe. Er blieb ein Bube sein Leben lang, ein Schandbube, anders können wir ihn nicht bezeichnen. Zur Männlichkeit ist er nie erwachsen; mit 30 Jahren war er ein abgelebter Greis, mit schlaff herabhängendem Unterleib, Falten im fleckigen Gesicht, erloschenen Augen. Was groß und edel und eines männlichen Strebens würdig ist, daran hat er niemals gedacht, die Menschenwürde ist ihm nie ins Bewußtsein getreten. Recht nach Bubenart streifte er Nachts durch die Straßen, beschimpfte Frauen, trieb anderen Unfug, fing Streit an und ließ sich prügeln, trat als Kutscher in den öffentlichen Spielen auf, als Musikant und Comödiant, wälzte sich im Schlamm aller Unreinigkeit und badete sich im Blute.

Wenn seine ersten Jahre durch keinen Eingriff in die Staatsverhältnisse bezeichnet sind, die hochgestellten Familien nicht durch den Mord der Ihrigen in Trauer versetzt und ihres Vermögens beraubt wurden, wenn Rom Ruhe vor seinem Kaiser genoß, — Trajan wünschte, daß seine beste Zeit den ersten Regierungsjahren Neros gleichen möchte, — so ist dieser scheinbar gute Anfang nicht so aufzufassen, als ob ein besserer Zug Nero in diesen paar Jahren geleitet hätte. Als Schüchternheit vielmehr äußerte sich seine Feigheit, er war ein Bube voll Angst, sein Lehrer Burrhus und Seneca imponirten ihm noch, und er scheute Agrippina, seine Mutter.

Aber schon im Jahre 55, dem zweiten seiner Herrschaft, stürzte sein Bruder Britannicus an der Tafel todt nieder, und als beim Begräbnisse ein Regenguß den Kalk vom Angesichte des Todten wegwusch, erschauderte Rom, da es sah, daß der 18jährige Nero schon anfing, mit Gift umzugehen. Er hatte die alte Giftmischerin Locusta berufen und Gift verlangt, nicht jenes langsam und verdeckt wirkende, dem Claudius erlegen war, sondern ein starkes, plötzlich tödtendes; soll ich vielleicht das Gesetz gegen Giftmischer fürchten? sagte er. Bald drangen düstere Reden unter das Volk. Octavia, die unglückliche Gemahlin ward verstoßen, verbannt und getödtet; seine zweite, Poppäa Sabina mordete Nero durch einen Fußtritt; ihr Kind aus erster Ehe, Rufus Crispinus, ein munterer Knabe, der gern Soldaten spielte,

und dadurch dem Kaiser verdächtig war, wurde ins Meer gestoßen, als er fischte, Seneca und Burrhus mußten sterben; Rom raucht wieder von Blut, aber auch Muttermörder wird Nero, und noch war er nicht über das Jahr 59 hinausgekommen, ein Mensch mit 22 Jahren.

Im Golf von Baijä schwimmt in stiller heller Nacht auf der träumerisch ruhigen Fluth ein Schiff; auf weichem Pfühle hingegossen liegt Agrippina, das häßliche Weib, die Gattenmörderin, die ihren Sohn in Verbrechen verwickelte, damit sie ihn beherrschen konnte, strahlend vor Freude; zu ihren Füßen sitzt Acerronia Polla ihre Vertraute, neben dem Lager Creprereius, ein Diener. Nero hat die Mutter in Baijä empfangen, Feste ihr zu Ehren veranstaltet, bei der Tafel den ersten Platz ihr eingeräumt; als sie um Mitternacht von ihm schied, hat er sie auf die Augen geküßt und geflüstert: „Leb' wohl Mutter, und pflege deine Gesundheit um meinetwillen, denn für dich leb' ich und herrsche ich."

Darüber unterhalten sie sich im Schiffe, schwelgend im Glücke der kaiserlichen Gunst. Da kracht das Schiff und bricht auseinander, widersprechende Rufe ertönen; dieser will Dieß, ein Anderer Anders angeordnet haben; darüber versinkt das Schiff in die Tiefe. Die zwei Frauen springen ins Meer; unbesonnen ruft Acerronia: „ich bin Agrippina, zu Hilfe der Mutter des Kaisers!" ein Ruderschlag fällt auf ihr Haupt: Agrippina schweigt, und obwohl aus einer Wunde blutend, versucht sie zu schwimmen.

Rom, erfinderisch in allen Schauspielen, kannte Schiffe, die eigens dazu construirt, im Amphitheater plötzlich auseinanderbarsten und wilde Thiere zu hunderten ausspieen; auf einem solchen Schiffe hatte Nero seine Mutter vom Feste geschickt, mit dem ehrfürchtigen Kusse auf die Augen das Verbrechen verschleiernd. Dessen Ausführung war nun gescheitert; ein halbvollendetes Verbrechen, ein fehlgeschlagener Mordanfall ist auch für einen Kaiser Nero etwas Mißliches; was soll jetzt geschehen? Er überlegt mit Seneca und Burrhus. Agrippina kann ihren Sclaven Waffen geben, die Soldaten aufwühlen, das Volk, den Senat anrufen. Nur weil Nero ihr Sohn, ist er auf den Thron gekommen; alte Anhänglichkeit an Agrippina kann Nero stürzen. Lange stehen Seneca und Burrhus schweigend ihrem Zögling gegenüber; Burrhus schaut Seneca fragend an; er glaubt dessen Meinung aus seiner Miene zu lesen und sagt: „Die Soldaten denken an Germanicus, sie werden nichts gegen dessen Tochter thun; Anicet muß sein Wort halten." Nero hatte genug gehört. Dieser Anicet war der Mann gewesen, welcher den Mord in dieser Festnacht durch das sinkende Schiff zu besorgen gehabt hatte. Nero rief ihn und befahl was angefangen, eilig zu vollenden. „Von diesem Tage an," sagte er, „bin ich Kaiser, und

ich verdanke es einem Freigelassenen." Die Nacht ist noch nicht vorüber.

Um den Golf drängt sich die Menschenmenge; viel Volk fährt in Barken hin und her, einen Menschen zu retten, ein Stück vom Schiffe, einen Leichnam aufzufischen, Andere waten hinaus, soweit es möglich ist, Versinkenden eine helfende Hand zu bieten; man ruft, man antwortet, da taucht eine Fackel auf, dort erlischt eine andere zischend im Wasser. Plötzlich heißt es, Agrippina sei gerettet. Sie ist populär geworden durch ihr Unglück, nach ihrer Villa strömt das Volk, man will sie sehen, man will den Göttern für ihre Rettung danken.

Agrippina liegt auf ihrem Pfühl; das Gemach ist nur wenig erleuchtet; eine einzige Sklavin kniet vor der Herrin. Daß der Sohn das entsetzliche Verbrechen befohlen, darüber war Agrippina nicht im Zweifel, sie dachte aber, es sei das Gerathenste, nichts hierüber zu äußern; deshalb hatte sie an Nero die Botschaft geschickt, daß sie einer großen Gefahr entgangen. Aber der Bote kommt nicht mehr zurück. Und plötzlich verstummen die Freudenrufe des Volkes unter den Fenstern der Villa; eine Bewegung wie von flüchtig auseinander stäubenden Menschen wird gehört, dann erdröhnen auf dem Corridor schwere Schritte, zwischen den Vorhängen des Gemaches erscheint Anicet, um ihn erblitzen die Waffen seines unheimlichen Gefolges. Die einzige Sklavin entflieht. „Auch du verlässest mich!" rief Agrippina ihr nach. Zu Anicet aber sagte sie: „Wenn Nero dich schickt, um mich zu begrüßen, so sage ihm, daß ich wohlbehalten bin; kommst du aber, um ein Verbrechen zu begehen, so werde ich niemals glauben, daß mein Sohn dir den Muttermord befohlen hat.

Die schrecklichen Menschen umgeben ihr Lager; mit einem Stock schlägt einer nach ihrem Haupte. „Schlag auf den Unterleib!" sagte sie, und starb von Schwertern durchbohrt.

So ward Nero ein Muttermörder, und Rom liegt zu seinen Füßen. Burrhus läßt ihn durch seine Offiziere beglückwünschen. Seneca hält im Senate eine Lobrede auf ihn, die Altäre rauchen von Dankopfern, der Senat, Weiber, Kinder, Alles jubelt dem Muttermörder zu; im ganzen heidnischen Rom ist nur ein einziger Mann, Thrasea heißt der Ehrenmann, der öffentlich seinen Abscheu ausdrückt. Er wird gemordet, aber die Schmeichler werden auch gemordet; denn selbständig, ein Kaiser will Nero sein. Nun müssen der Mutter bald auch die Lehrer im Tode folgen; zuerst Burrhus, dann Seneca.

Bei Letzterem müssen wir einen Augenblick stehen bleiben. Er ist vielfach für einen der Unserigen gehalten worden, er war es nicht. Es ist wahr, in seinen Schriften finden sich christliche Ge-

danken, selbst Anklänge an die Sprache unserer heiligen Schriften, ja wir vermögen fast mit Sicherheit nachzuweisen, daß er mit dem heiligen Paulus bekannt war. Im Jahre 52 stand der heilige Apostel in Achäa vor dem Proconsul Gallio, welcher ein Bruder Senecas war und diesem gewiß von der Anklage der Juden und der Vertheidigung des Paulus Nachricht gab, denn er wußte, wie sehr solche Fragen den Seneca interessirten. Im Jahre 61 wurde Paulus dem Präfekten der Prätorianer Burrhus, dem Freunde Senecas als Gefangener übergeben. Darauf empfing der heilige Apostel an seinen Wächter gefesselt zwei Jahre lang Jeden, der ihn hören wollte; er gewann selbst im kaiserlichen Palaste Gläubige und machte, wie er sich ausdrückt, seine Ketten glorreich im ganzen Prätorium. Ist es da denkbar, daß Seneca, der nach der Wahrheit begierige, der aller Meister Schüler wurde, von dem wunderbaren Manne sich ausschloß? Zu deutlich sind die Spuren der apostolischen Predigt in seinen Schriften sichtbar, und es ist wahr, was Tertullian sagt: „oft ist er Einer der Unserigen,“ aber in seinem Leben blieb er der Heide, der mit ungerechtem Gute sich bereichert, der über die Frevel seines Zöglings nicht bloß mit Schonung hinweggeht, sondern sie sogar auch verherrlichte, und im Selbstmorde eine Erlösung aus den Trübsalen erblickte; er starb mit geöffneten Adern im Bade; diese Todesart war Mode geworden.

Nachdem die kaiserliche Familie im Blute erstickt war, der Anblick seiner Lehrer ihm keine Schranke mehr auferlegte, jetzt schäumt Nero über, jetzt gibt es kein Verbrechen mehr, das er nicht beginge, immer frech, immer wüst, ins Ungeheure geht sein Rasen.

Es war die Angst, die er zu ersticken suchte, es war zugleich die gräßliche Lust am Gräßlichen; der Rausch des Blutes, der Wahnsinn des Verbrechens. Ganz Rom muß an der tollen Lust theilnehmen; Nero tanzt vor ihm, lenkt Roß und Wagen, singt zur Leier, declamirt im Theater, und daß Niemand, der Anschauung der Alten getreu, Schmach und Entwürdigung darin finde, müssen Senatoren, Männer, die in den Ehren der Staatsämter ergraut sind, edle Frauen, blühende Mädchen, mit ihm das Theater besteigen; 400 Senatoren spielen Comödie; wirr durcheinander, nicht mehr bloß in den Winkeln der Schande, öffentlich müssen Frauen und Töchter, Greise und Jünglinge des alten, stolzen Rom sich preisgeben.

Aber über dem heidnischen Rom hatte sich bereits ein anderes aufgebaut; ein reines, edles, männlich starkes, jungfräulich züchtiges Geschlecht war unter der Predigt von Petrus und Paulus aufgewachsen, es gab ein christliches Rom, vor dessen heiterer Stirn die Schande des neronischen zurückbäumte.

Du Volk Gottes, du allein, hast vor dem Götzen des Jahr-

hunderts die Kniee nicht gebeugt und von den schmutzigen Fluthen Babylons dich rein und unbefleckt erhalten, ihm treu, der in seinem Blute dich erworben, in ihm stark, dessen geheimnißvollen Leib du gekostet, immer freudig, wenn auch unter Thränen, über die vergänglichen Dinge dieser Zeit hinweg den Blick auf die sonnigen, ewigen Höhen des Himmels gerichtet, wo die Palme reift und der Triumphgesang der Helden das Allelujah singt.

Wohlauf ihr Helden zum Streit! Auch mit euch will Nero sich messen; wer Sieger sein wird, kann nicht einen Augenblick zweifelhaft sein.

Das ist aber ein gräßlicher, unmenschlicher Streit mit urgleichen Waffen; hier die brutale Gewalt, dort die schweigende Ergebung; nicht mit Schwert und Schild, Bogen und Lanze wird gestritten, diesen Waffen der Einen setzen die Anderen nur einen ungedeckten Körper entgegen, aber sie streiten mit der Kraft der Herzen, welche unüberwindlich sind, weil der Schild des Allmächtigen sie deckt.

Wo in unseren Tagen der Trübsal die vatikanischen Gärten dem in seinem eigenen Hause gefangen gehaltenen heiligen Vater die einzige Erholung in frischer Luft gestatten, da breiteten sich einst Neros kunstvoll angelegte Gärten aus. Hierher hat der Kaiser das Volk geladen; es ist noch düster von den schmerzlichen Eindrücken des Stadtbrandes, nun will der kaiserliche Held ein neues Fest ihm geben, wie es noch keines geschaut. Daß es den Kaiser als Kutscher bewundern, über sein Gesang entzückt sein soll, ist ihm nichts Neues; auch das hat es schon oft geschaut, daß Gladiatoren mit den wilden Thieren kämpfen, daß wehrlose Menschen den Bestien vorgeworfen wurden, und ein oft gesehenes Schauspiel war es, daß über den Schatten der herrlichen Bäume und das Dunkel der Nacht die glänzenden Lichter von tausenden von Kandelabern ausgegossen waren. Solches also durfte das Volk nicht erwarten, wenn sein Kaiser ihm ein neues Schauspiel bieten wollte; Neros Phantasie war nicht so arm, daß sie dem abgestumpften Geschmacke Roms nicht einen unerhörten Kizel zu bereiten vermocht hätte.

So stürmte denn das schaulustige Volk nach den Neronischen Gärten. Heute waren Menschen in Thierhäute genäht, und auf sie wurden Bluthunde gehetzt. Die Menschen waren Christen. Als die Schatten tiefer und der Abend dunkler geworden war, wurden die Kandelaber angezündet; aber was für Kandelaber! Christliche Männer und Frauen und Jungfrauen! Sie waren an Pfähle gebunden, mit pechgetränktem Papier, mit Wachsleinwand angethan, Reisig war an ihnen aufgeschichtet. Im Lichte brennender Menschen hatte Rom seinen Kaiser noch niemals die Rosse lenken gesehen.

Mit Einem Abende durfte ein solches Fest nicht abschließen, die Sommernacht des 27. Juli ging allzurasch vorüber, aber es kam ein 28. Juli, und dann ein 29., und diesem folgte ein 30., und jeden Tag und Abend ein Fest und Hundehetzen bei Fackelschein; Nero wieherte in wilder Lust, Rom klatschte Beifall, und die Kirche Gottes trauerte, wie die Mutter über dem Leichname ihres Kindes trauert, das im Gewande der heiligmachenden Gnade und die brennende Lampe in der Hand vom Engel des Todes zur Hochzeit des Lammes abgeholt worden ist.

Aber wir wären ungerecht, wenn wir berichten würden, daß im heidnischen Rom jeder Blutstropfen vergiftet und das menschliche Gefühl bis auf den letzten Rest verderbt gewesen wäre. So grauenvoll erschien die Unthat Neros, daß sie Mitleid mit seinen Opfern erregte, daß es hieß, wohl seien die Christen des Todes schuldig, aber ihre Marter, die nicht dem allgemeinen Besten Vortheil, und nur der Grausamkeit des Einen Vergnügen brächte, sei zu viel.

Auf den Rausch des Blutes folgte ein schreckliches Erwachen. Das empfand die Heidenwelt, verhinderte aber nicht, daß weitum im Reiche, so in Mailand, in Aquileia, in Carthago, in Nepi und anderwärts die Henker zur Blutarbeit sich rüsteten, und wie der römische Geschichtschreiber Tacitus sich ausdrückt, „eine ungeheure Menge“ Christen geschlachtet wurde.

Und all' dies Wüthen mit dem kalten Eisen, das nicht mit einem einzigen scharfen Schnitte Leib und Seele von einander schied, sondern halbgeschlossene Wunden wieder aufriß und neues Blut vergoß: und all' dies Verzerren und Verrenken der Gliedmaßen, dies schreckliche Zerfleischen mit Bleikugeln, dies Wüthen der Bestien, des siedenden Oeles, geschmolzenen Bleies, brodelnden Peches hat die Kirche Christi nicht ertödtet. Von Oben herab sah der Martyrer seiner Marter zu, das Haupt über den Wolken, während der Henker in seiner Arbeit müde wurde. Was dieser auch beginnen mag, der Martyrer fragt ihn nichts, bittet nicht, klagt nicht, er lächelt nur, und das von Herzen. Die Seele, welche von der Ewigkeit ergriffen ist, erschrickt vor Nichts, und wem der Tod süße, heilige Hoffnungen eröffnet, der erschaudert vor den Todesschmerzen nicht.

Im Jahre 64 hat diese Verfolgung stattgefunden; weil Nero seine Lust gehabt am Brande der Stadt, warf er dem Entsetzen, dem Schmerze des römischen Volkes als ein Opfer für seine Rache die Christen hin. Wer hat den Brand verursacht? Die Römer warfen ihrem Kaiser das Verbrechen vor. Ganz sicher kann die Geschichte nicht entscheiden; aber nachdem der Brand am 19. Juli begonnen und Nero am 22. in Rom angekommen war, hat er die

Partei des Feuers gegen die Stadt ergriffen; ihm kam der Gedanke, ein neues, herrliches Rom wieder aufzubauen und es nicht mehr Rom, sondern Neropolis zu nennen. Von der Höhe des Esquilin herab schaute er in das Flammenmeer hinein; ihn entzückte es, wie die Feuerschlangen von Straße zu Straße züngelten, wie das Wehegeschrei der Verarmten, von brennenden Balken Zerquetschten, in den Flammen Sterbenden, und dazwischen hinein die vergeblichen Rufe der Rettenden, das Geheul der Mordbrenner: „Laßt uns, wir haben Befehl!“ zu ihm hinaufbrauste; als Comödiant stand er, die Leier im Arm, über der brennenden Weltstadt und declamirte, an Troja denkend und von der Vorstellung berauscht, daß er nun Platz gewinne, sich einen neuen Palast zu bauen — immer und überall ein Schandbube.

Rom schreit nach Rache gegen den Mordbrenner, Nero denuncirt ihm die Christen als die Verbrecher. Müssen die Kinder Gottes nicht an allem Unglück schuldig sein?

Aber auch die Verfolgung vom Jahre 64 ist vorübergegangen und hat für die Kirche Christi keine andere Folge gehabt, als daß sie in ihren heiligen Martyrern mächtige Helfer gewann, und daß die Ueberlebenden durch Treue und innige Hingebung zu ihrem Marterthum sich bereiteten. Noch lebten Petrus und Paulus in ihrer Mitte; das Hirten- und Lehramt stirbt in der Kirche nicht.

Nero aber hatte sein Geschick noch nicht vollendet: „Ich sah unter dem Altare Gottes die für Gottes Wort und wegen ihres Zeugnisses Getödteten, und sie riefen mit lauter Stimme, sprechend: warum rächst du unser Blut nicht? Und sie erhielten die göttliche Antwort: wartet noch eine kurze Zeit, bis die Zahl eurer Brüder voll ist.“

Gott wartet mit seinen Gerichten; er wartet, bis Nero und die heidnische Welt das Geheimniß der Bosheit ganz vollendet haben. Seit zehn Jahren ist der Bube in Purpur der Weltherrscher. Die Provinzen essen ihr Brod in Thränen und werden arm, weil Rom ungeheuern Hunger nach ihrem Gold, unersättlichen Durst nach ihrem Schweiße hat. Der Kaiser kleidet sich nie zweimal in dasselbe Gewand; wenn er fischt, ist die Angelruthe von Gold, die Schnur von Purpur; beim Spiel setzt er 400 Sesterzien auf Einen Stein; die Masken seiner Schauspieler, die Scepter des Theaters sind mit Perlen bedeckt, die Sohlen seines Stiefels parfümirt, die Maulthiere mit Gold beschlagen; wenn Poppäa, Neros Gemahlin, reist, folgen ihr 500 Eselinnen, daß sie in deren Milch ihr Bad nehme; in zehn Jahren hat Nero fast 600 Millionen Mark an seine Sclaven und Freigelassenen weggeworfen, und bei seinem Tode haben diese neun Zehntel davon verschwendet.

Ein Schauspieler, ein Schuster, ein schlechtes Weib, solche

Menschen regieren die Welt; nein, sie regieren nicht, sie lassen die Dinge ihren Gang gehen, sie erfüllen ihr Dasein im Vergnügen, im ununterbrochenen Rausch des Blutes und der Wollust.

Und willenlos hat die Welt sich ihnen unterworfen. Alles ist knechtisch geworden; der entwürdigte Mensch erhebt dieses Scheusal zu den Göttern. Das kostet ihn nichts, er hat keine Ehre mehr.

Der Apostelfürst stand am Ende seiner Laufbahn; Nero hatte sein Geschick vollendet. Von einer Reise durch Griechenland, wo er Gastrollen in jeglichem Schauspiel gab und selbstverständlich als Sieger ausgerufen ward, zog er im Triumphe in Rom ein, von dem Rufe empfangen: „Nero, der neue Gott! er allein in allen Jahrhunderten hat in allen Spielen gesiegt!"

Der hl. Petrus schrieb: „Für gerecht erachte ich, so lange ich in diesem Gezelte bin, euch zu erwecken durch Erinnerung, da ich vergewissert bin, daß eilig ist die Ablegung meines Gezeltes, so wie auch unser Herr Jesus Christus mir es kund gegeben hat."

Am 29. Juni 67 wurde er ans Kreuz geschlagen, der hl. Paulus am selben Tage enthauptet, viele Gläubigen mit ihnen gemartert. . . . Dem Thiere war Gewalt gegeben, gegen die Heiligen Krieg zu führen und sie zu besiegen.

Aber auch diese Verfolgung ging vorüber, Christus lebt fort, und ein Jahr darauf war Nero nicht mehr.

Was hat den Herrscher der Welt gestürzt? Welche Kraft war erforderlich, den zum Gott erhobenen Nero zu fällen?

Zum König Nabuchodonossor sprach Daniel der Prophet: „Du König schautest, und siehe, es war eine große Bildsäule; diese Bildsäule, groß und an Gestalt erhaben, stand dir gegenüber und ihr Anblick war erschreckend. Der Kopf dieser Bildsäule war aus bestem Golde, aber Brust und Arme aus Silber, dann Bauch und Hüfte aus Erz; die Schenkel aber waren eisern; ein Theil der Füße war eisern, der andere aber irden. So schautest du, bis sich losriß ein Stein (vom Berge), nicht durch Hände; und er traf die Bildsäule auf ihren eisernen und irdenen Füßen, er zerschmetterte diese. Alsbald waren zermalmt zumal Eisen, Thon, Erz, Silber und Gold, und aufgelöst gleichsam in Spreu einer Sommertenne, und sie wurden weggerafft vom Winde, und nicht ward gefunden ihre Stätte; der Stein aber, welcher die Bildsäule zerschlagen hatte, ward ein großer Berg und erfüllte die ganze Erde."

Der Stein, das ist Jesus Christus, der Eckstein, den die Bauleute verworfen haben. „Der Gott des Himmels, spricht Daniel, das prophetische Traumgesicht erklärend, wird ein Reich errichten, welches in Ewigkeit nicht wird zerstört werden, und dessen Herrschaft nicht wird gegeben werden einem anderen Volke; es wird aber

zertrümmern und zermalmen alle jene Reiche, und es wird bestehen in Ewigkeit."

Nachdem Nero sein Geschick vollendet hat, fällt er; die Geschichte entdeckt den Arm nicht, der nach ihm sich ausstreckt. Wie vor dem Hauche eines Kindes eine Seifenblase vergeht, so ist Nero vergangen.

Es ist wahr, die Barbaren erhoben ihr Haupt, die Majestät der Unbesiegbarkeit des römischen Reiches hatte vor ihren Augen den Zauber, der so lange gewirkt, verloren. Die Friesen, die Germanen im Norden, die Parther im Osten, die Männer im Süden respectiren die römischen Grenzen nicht mehr; Britanien, Judäa sind aufgestanden. Das Jahr 68 brach an, und unheimliche Gerüchte kamen nach Rom. In Spanien stand ein alter Soldat, Sulpicius Galba, in Gallien ein kühner Proprätor Vindex. Mit ihnen verbinden sich andere Männer, Gallien entzündet sich, die Botschaft eilt nach Rom, daß die Legionen einen Kaiser ausrufen werden.

Nero war in Neapel. Er freute sich über die Nachricht, denn nun wird er Gallien plündern lassen. Die Botschaften werden dringender; Nero gibt acht Tage lang nicht einmal eine Antwort. Vindex läßt Proclamationen in Rom verbreiten, in welchen Nero als Sänger und Comödiant geschmäht wird. Da schreibt der Kaiser. — Er könne nicht kommen, sagte er, denn er sei heiser und dürfe seiner Stimme nicht schaden; was ihn denn Vindex einen schlechten Musiker nennen könne, nachdem er mit so vieler Mühe so viele Jahre lang im Gesange sich geübt. Endlich bequemt er sich nach Rom zu gehen, und nachdem er einige Augenblicke über die Staatsgeschäfte verhandelt, verbringt er den Rest des Tages damit, daß er eine Wasserorgel neuester Erfindung vorzeigt. „Wir werden das im Theater hören," sagte er, „mit der gnädigen Erlaubniß des Vindex."

Jetzt aber kommt die Nachricht, daß Galba aufgestanden, daß Galba Kaiser werden will, und jetzt spöttelt Nero nicht mehr; jetzt packt den Tyrannen die Angst, halb todt sinkt er hin, sprachlos im Entsetzen. Seine Amme will ihn aufrichten, als er zu sich kommt, schlägt er sich an die Stirn und ruft: „Es ist um mich geschehen! Mir geschieht, was keinem andern Fürsten; mir wird das Reich entrissen, bevor ich todt bin."

Auf einmal schüttelt er die Angst ab, er singt bei der Tafel Schelmenlieder, begleitet die Musik mit Füßen und Händen. Dann geräth er in Wuth; alle Generale will er in die Verbannung schicken, alle Verbannten tödten, jeden Gallier in Rom erwürgen, die Stadt anzünden, die Bestien des Circus auf das Volk hetzen . . .

„Es gibt Krieg!“ ruft er jubelnd, der nie einen Krig gesehen. Wie will er ganz Gallien niedertreten!

Nein, wenn die Heere einander gegenüber stehen, will er zwischen die Schlachtreihen treten, ohne Waffen, die Leier im Arme, weinend. Dann wird Alles sich umarmen, und ein Triumphgesang wird angestimmt, an dessen Composition er gleich jetzt arbeitet.

Der Krieg kostet Geld und verlangt Soldaten. Die Römer sind keine Krieger mehr, und Geld ist keines da, und Rom nicht gesonnen, die schweren Auflagen aufzubringen. Rom hat Hunger, und die Getreideschiffe aus Aegypten bringen statt Korn, Nilsand für das Theater.

Nun träumt der Kaiser schreckliche Träume; er sieht, wie Ameisen ihn verzehren ... wie Asturkon, sein Lieblingspferd, in einen Affen verwandelt wird ... aus dem Mausoleum des Augustus ertönt eine Stimme, die Nero bei Namen ruft ... die Statuen der zwölf Nationen des Reiches heben sich von ihren Fußgestellen und schreiten auf ihn ein ... als er im Theater den Vers declamirt:

Vater, Mutter, Gattin, alle drängen mich zum Tode!

fällt er ohnmächtig hin.

Unterdessen war der ganze Aufstand vorüber, der Thron des Kaisers wurde von ihm nicht mehr gebrochen ... aber Nero wußte es nicht, und das ist das Bedeutsame an diesem seinem Sturze, daß er nicht von einer wirklichen Gefahr, und nur von einem Schreckbilde weggeweht wird wie eine Flaumfeder, vergeht wie eine Seifenblase.

Bei der Tafel ergreift ihn der Schrecken, er springt auf, wirft den Tisch um und zerbricht zwei Krystallbecher, auf die er viel hielt. Bedeuten ihre Scherben, daß die Armee und ihre Provinzen von ihm abgefallen sind? Die Sterndeuter haben ihm gesagt, daß wenn sein Thron auch in Rom falle, ein viel glänzenderer ihm im Orient erstehen werde; jüdische Schmeichelei hatte ihn zum Messias gemacht; also auf nach dem Morgenlande! Und bist du nicht Kaiser mehr, sagt er zu sich, so bleibst du doch ein großer Künstler, der Virtuose findet überall eine Heimath und Brod. Vielleicht gönnen die Parther dir ein Asyl. Oder du wirfst dich Galba zu Füßen ... nein, gehe im Trauerkleid auf das Forum und flehe das Mitleid des Volkes an! Und er entwirft eine Anrede, die auch den Stein rühren muß. Alles will Nero thun, nur nicht sterben. „Ist das Sterben denn so hart?“ sagt ein Offizier.

Aber wozu denn diese Aufregung? Was soll diese Angst, was der lähmende Schrecken? Rom ist ja doch ruhig und schläft, als ob für seinen Kaiser nirgends eine Gefahr drohte; vor dem Gemache geht, durch weiche Teppiche gemildert, der eintönige Schritt

der Wachen auf und ab, in der Kaserne der Garde ist es zwar laut, aber das ist ja nichts Ungewöhnliches.

Endlich wirft sich Nero in die Kissen und schläft von Ermattung ein.

Um Mitternacht fährt er auf . . . die Schildwache ist nicht auf ihrem Posten . . . was soll das bedeuten? Nero schickt nach Tigellin, seinem ersten Minister, dem Hofmarschall, der seine Feste und seine Hinrichtungen mit Erfindungskunst angeordnet; der Sclave kommt zurück und hat ihn nicht gefunden. In Hast wirft der Kaiser einige Kleider um, er will ihn, will seine anderen Creaturen selber suchen . . . er geht von Thüre zu Thüre, er klopft, keine Antwort . . . der Palast ist öde, ausgestorben . . . als er in sein Gemach zurückkehrt, ist auch hier kein lebendes Wesen mehr, die Offiziere sind fort, das kaiserliche Bett gestohlen . . . „So bin ich allein?" ruft Nero, „ich kann keinen Freund und keinen Feind finden."

Von aller Welt ist er verlassen, aufgegeben.

Was ist geschehen?

In der Kaserne der Garde war ein Mensch, der Oberst Nymphidius, unter die Soldaten getreten und hatte gesagt, Nero sei fort, flüchtig, er aber bringe von Galba das Versprechen, daß jeder Gardist 30,000 Sesterzien und jeder Legionssoldat 5000 haben sollte; das machte für die 10,000 Gardisten und 200,000 Legionssoldaten eine Summe von ungefähr einer Million Thlr. Galba wußte von dem Versprechen nichts, und Nymphidius hatte keinen Auftrag. Aber Nero war aufgegeben, der Soldat schlug sich nicht mehr für ihn; gegen wen auch?

Aber verfolgen wir Nero, wir werden nun sehen, wie ein Verfolger stirbt.

Er ist am Tiber; er denkt sich hineinzustürzen, aber er hat den Muth nicht. Einen einsamen Ort möchte er, wo er sich sammeln könnte. Phaon, einer seiner Freigelassenen, bietet ihm sein Landhaus an, es ist nicht vier Meilen von der Stadt. Nero nimmt an; er ist barfus und im Unterkleid; er wirft einen Kapuzenmantel über, es ist ein altes, abgetragenes Stück, aber gut genug für den Kaiser in dieser Nacht. Er steigt zu Pferde, vier Leute begleiten ihn. Damit er unkenntlich sei, bindet er sich ein Taschentuch vor.

Da erzittert die Erde, ein Blitz leuchtet auf, von der Kaserne der Garde herüber schallt Geschrei, ein Fluch für Nero, ein Vivat für Galba ist deutlich zu unterscheiden. Fort geht es im Galopp. Ein Vorübergehender sagt vor sich hin: „Das sind die Leute, die Nero verfolgen; . . ." ein anderer fragt: „Was gibt es in Rom Neues von Nero?" Auf der Straße liegt ein Leichnam, das Pferd scheut, das Taschentuch fällt, ein alter Soldat erkennt den Kaiser und salutirt.

Die Villa des Freigelassenen lag abseits der Straße; Nero und seine Begleiter lassen die Pferde in einem Gebüsche und schlagen einen Fußpfad ein; es geht über Schilf und Dornen, die Füße schmerzen und an manchen Stellen muß Nero seinen Mantel auf den Weg breiten, um nicht allzu schmerzlich aufzutreten mit den Sohlen, die einst parfümirt worden waren. Sie kamen hinter dem Landhause an; da ist eine Sandgrube; Phaon meint, hier solle sich der Kaiser verbergen, bis er heimlich und ungesehen ins Haus treten könne. Er wolle nicht lebendig vergraben werden, sagt Nero und bleibt auf dem Felde stehen ... allein auf der nächtigen Erde, unter dem weiten Himmel mit seinen Sternen. ...

Nicht mehr leuchten die Christenfackeln der Neronischen Gärten ... Kreuz Petri du verfolgst Christi Henker, den Abgott der heidnischen Welt! ...

Nero hatte Durst, er schöpft sich eine Hand voll Wasser aus der Pfütze und spottet: „Das also ist der Nerostrank!" Er zog die Dornen aus seinem Mantel, dann kroch er auf Händen und Füßen durch ein Loch unter der Mauer und fiel erschöpft in dem ersten besten Gemache auf ein schlechtes Bett.

Nero hatte Hunger, trotzdem verschmähte er das Schwarzbrod, das ihm geboten wurde.

Die bei ihm standen, sagten ihm zu, daß er schnell seinem Leben ein Ende mache. Er weinte. Endlich gab er nach, daß eine Grube in seiner Körperlänge gegraben werde. Er wollte, daß Holz und Wasser herbeigebracht und sein Leichnam ganz verbrannt werde, daß doch ja seinem Haupte kein Unbild geschehe. Jedes Wort ward von Thränen erstickt und ein- über das andermal seufzte er: „Welchen großen Künstler verliert die Welt!"

Ein Eilbote brachte Depeschen für Phaon. Darin stand, daß der Senat Nero zum Feinde des Vaterlandes erklärt und zur Hinrichtung nach den alten Gesetzen verurtheilt habe.

Wie diese vorgenommen werde? fragte er.

Man sagte ihm, daß der also Verurtheilte entkleidet mit seinem Haupte in eine Gabel gezwängt so lange mit Ruthen gepeitscht werde, bis er todt sei.

Entsetzt griff Nero nach zwei Messern, die er bei sich hatte; ... er prüfte ihre Schneide ... dann verbarg er sie wieder und sagte: „Die Todesstunde ist noch nicht da."

Man solle Klagegesänge anstimmen und sich die Brust schlagen, forderte er; daß Einer durch sein Beispiel ihm den Muth zum Sterben gebe, flehte er; dann tobte er gegen seine Feigheit. „Ich lebe zu meiner Schande!" rief er. „Schmachvoll! Nero, schmachvoll! Habe Muth. Erwache!"

Da schallte Pferdetritt durch die Nacht. Lebendig soll Nero eingefangen werden! lautete der Befehl, den die Reiter hatten.

Nun schnitt er sich mit Hilfe seines Secretärs Epophrodites den Hals durch.

Er athmete noch, als der Hauptmann der Patrouille eintrat. Dieser that, als ob er mit seinem Mantel die Wunde schließen wollte. Nero seufzte: „es ist zu spät;“ und „ist das geschworene Treue!“

Nun starb er; seine Augen traten aus den Höhlen und waren starr. Die Umstehenden entsetzten sich.

So endigte der Verfolger. Unverfolgt, unverurtheilt, nicht einmal von einer wirklichen Gefahr bedroht, sondern nur von einer eingebildeten hat Nero alle Gedanken der Vertheidigung, alle Pläne der Flucht aufgegeben und fand kein anderes Mittel der Rettung, als die Selbstvernichtung im Loche eines Freigelassenen, wo er aus Erbarmen eine Zufluchtsstätte fand.

Der Senat rief Galba als Kaiser aus, das Volk klatschte Beifall, warf die Statuen Nero's um und mordete die Helfershelfer seiner Grausamkeit.

Aber so grausig war der Eindruck gewesen, den dieser Mensch in den Gemüthern zurückließ, daß Viele gar nicht an seinen Tod glauben wollten, daß noch nach Jahrhunderten die Sage ging, Nero werde wieder kommen am Ende der Tage, wo der Antichrist auf Erden erscheinen wird.

VI.

Galba, Otho und Vitellius.

(68—69 n. Chr.)

Es schien, als ob die römische Welt aus den Fugen gehen sollte; Revolution war im Orient und Occident; Alles träumte eine neue Zeit. Und doch war der Character dieser Revolution ein anderer, als er bei späteren Aufständen hervortrat, wo es sich um eine wirkliche Zerstückelung des Reiches handelte. Für jetzt stand Volk gegen Volk auf, nicht um vom Reiche sich abzulösen, sondern um eine Gleichstellung mit der Hauptstadt und ein größeres Maß innerer Freiheit zu erlangen. Es bleibt denkwürdig, wie Rom siegreich und neu gekräftigt aus diesen Bewegungen hervorging.

In Gallien stand Vindex auf; er reichte Galba in Spanien die Hand, in Lusitanien Otho, in Afrika Clodius Macer. Ohne irgend einen Auftrag zu haben, versprach, wie schon bemerkt, in Rom Nymphidius Sabinus, der Präfect der Prätorianer, diesen im Namen Galbas ein unmögliches Geschenk: 6000 Mark für einen Prätoria=

ner, 1000 für einen Legionssoldaten. Das war das Geheimniß, warum die Prätorianer Nero verließen; der Senat rief am 9. Juni 68 die Creatur der Soldaten und des Nymphidius, Galba, als Kaiser aus.

Servius Sulpicius Galba hatte den Ruhm eines strengen Generals und wachsamen Beamten; aus den Zügen seines Angesichtes tritt die alt patrizische Strenge, aus seinen schmalen Lippen aber auch der Geiz hervor. Er hatte es verstanden, unter Nero wenig von sich sprechen zu machen; jetzt mit 73 Jahren, wie sollte der gebrochene Mann den kaiserlichen Stuhl würdig einnehmen? Er war an Händen und Füßen von der Gicht gelähmt, konnte weder ein Schwert halten, noch ein Papier entfalten; immer in Pantoffeln, sah ihn der Soldat weder zu Fuß noch zu Pferd, sondern nur in seiner Sänfte.

Sein Unglück war seine Umgebung; sein Präfect des Prätoriums, Cornelius Laco, wird von Tacitus der feigste und anmaßendste Mann genannt. Icelus, Galbas Freigelassener, ein Mensch von den abscheulichsten Sitten, wurde zu allen Ehrenstellen erhoben. T. Vincius war schon wegen Ehebruchs verklagt gewesen und an der Tafel des Claudius hatte er eine goldene Schaale gestohlen. Diese drei Männer beuteten die natürliche Härte Galba's zu ihren Vortheilen aus. Bevor der Kaiser in Rom anlangte, floß schon Blut; nicht aus Blutdurst, sondern weil er es für nöthig hielt, tödtete er. Macer wurde in Afrika auf seinen ausdrücklichen Befehl getödtet, in Germanien ein Fontejus Capito von seinen eigenen Offizieren, weil er verdächtig war; auch Nymphidius ging zu Grunde, denn er wollte nachträglich sich selbst zum Kaiser aufwerfen. Die Soldaten behandelte Galba streng und geizig, und eine allgemeine Unzufriedenheit ergriff sie.

War Galba zuerst in Spanien ausgerufen worden, warum sollten in den anderen Ländern die Legionen nicht auch ihren Kaiser machen können? Zu Cöln saß Vitellius bei der Tafel, als ihm die Nachricht gebracht wurde, daß die Armee des Oberrheins zu Mainz ihn als Kaiser ausgerufen habe; die des Niederrheins stimmte bei, und Vitellius, der kluge, kam in Verlegenheit; nahm er an, so stand ihm der Kampf mit Galba bevor, that er den Willen der Soldaten nicht, so war sein Leben von diesen bedroht.

In Rom selbst entschied sich das Geschick Galbas. Der alte Mann sah wohl ein, daß er des Beistands einer jüngeren Kraft bedurfte; darauf rechnete Otho und machte sich Hoffnung, von Galba adoptirt zu werden. Er mußte Kaiser werden, denn er hatte 40 Millionen Mark Schulden; „ich kann mich nicht mehr halten, sagte er, wenn ich nicht Kaiser werde.“ Galba täuschte seine Erwartung, denn er adoptirte den Licinius Crassus, einen

edeln jungen Mann. Von diesem Augenblicke an sann Otho Hochverrath, und Rom war daran, auf einmal drei Kaiser zugleich zu haben. Ein Sclave lieh ihm einige 100,000 Mark; zwei Unteroffiziere der Garde wurden gewonnen. Diesen gesellten sich drei Kameraden zu und als sie zu 23 waren, hoben sie Otho auf die Schulter, zogen das Schwert und trugen ihn in's Lager. Das Volk schaute theilnahmslos zu; im Prätorium sammeln sich die Garden und marschiren auf das Forum. Galba läßt sich auch dahin tragen, aber seine Umgebung hatte ihn verlassen; selbst die Träger seiner Sänfte entfliehen, er liegt in einem Winkel und kann nicht aufstehen, nicht einmal sich rühren; aber die altrömische Würde verließ ihn nicht. Als ein Soldat kam und sich rühmte, Otho getödtet zu haben, frug der strenge Mann: „Auf wessen Befehl, mein Kamerad?“ und als die Verschworenen sich auf ihn warfen, hielt er ihnen den Hals hin und sagte: „Wenn es für das Wohl des Reiches ist, so tödtet mich.“

Der von den Prätorianern ausgerufene Otho sagte zu diesen: „Mir wird nur das gehören, was ihr mir übrig laßt.“ Sie erwiesen ihm alle Hingebung, aber ihnen gebrach alle Kriegszucht.

Wie wird Otho auftreten? Er war eine Creatur Neros gewesen. Schon suchten die Ueberbleibsel des Neronischen Hofes um ihn sich zu sammeln; es ertönte der Ruf: „Es lebe Otho Nero!“ Die Einen hofften, die Andern fürchteten, er möchte in die Fußstapfen Neros treten. Gleich am ersten Tage entließ er den Marius Celsus, einen General, welcher Galba treu geblieben war, aus dem Gefängnisse und sagte ihm nur: „Um was ich Dich bitte, das ist nur dies, daß Du für mich derselbe sein möchtest, der Du für Galba gewesen.“ Otho bestätigte die von Galba ernannten Männer in ihren Aemtern, gab den noch von Nero her Verbannten ihr Vermögen zurück. Die Angeber wurden nicht gehört, das Gesetz über die Majestätsbeleidigung fand keine Ausführung. Otho, dieser einstige Schandgenosse Neros, war der erste, welcher mit der von Tiberius eingeführten Politik brach. Der Senat war hocherfreut, Rom hoffte auf Ueberwindung der Barbaren des Vitellius, Die Donaulegionen marschirten zu seinem Beistande heran, Vespasian huldigte mit seiner Armee.

Aber Otho hatte die Zeit nicht, sich zu befestigen; über Gallien führte Fabius Valeno die Legionen, über Helvetien Alienus Cäcina die seinigen; „nach dem sonnigen Süden!“ erscholl der Ruf unter den Barbaren. Mit 100,000—120,000 Mann pochte Vitellius an die Thore Italiens, und kaum 40,000 brachte Otho auf; zwar erschien er selbst plötzlich wie umgewandelt, in diesem Stücke an Julius Cäsar erinnernd. Niemals hatte er die Waffen ge-

tragen, in Bädern und mit Parfümerien ein vollendeter Stutzer seinen Leib verweichlicht. Jetzt trug das kleine Männchen, ein Abbild des Bachus, die Eisenrüstung wie der gemeine Soldat, marschirte rüstig voran, unermüdet und heiter bei allen Strapazen. Dieses kriegerische Feuer hauchte er auch seinen verweichlichten Soldaten ein, welche bislang nur die Plünderung und die Schwelgerei in Rom gewohnt waren; mit wahrer Furie stürzten sie sich in die Schlacht, aber die Ausdauer, die Geduld, der unbeugsame Widerstand einer Armee will in langen Uebungen anerzogen werden; ein Strohfeuer war der Enthusiasmus der Soldaten Othos, nach vier Wochen schon ausgebrannt. Zwischen Cremona und Bedriak kam es am 15. April zur Schlacht, und am anderen Tage riefen die Soldaten des Otho ihre Grüße dem Vitellius zu.

Otho gab sich den Tod. Von den mösischen Legionen war die Botschaft gekommen, daß sie in Eilmärschen heranrücken. Seine Prätorianer flehten ihn auf den Knieen an, sie nicht zu verlassen, aber Otho war kein Mann; der Selbstmord war jenem in Ausschweifung entarteten Geschlechte bequemer, als der standhafte Streit. Otho lud seine Freunde ein, ihn zu verlassen und baldigst mit Vitellius ihren Frieden zu machen; er verbrannte die Papiere, welche sie blosstellen konnten, vertheilte sein Geld unter die Sclaven, und am Abend sagte er: „Wir wollen diese Nacht noch unserem Leben zugeben.“ Am andern Morgen stieß er sich den Dolch ins Herz. Wie sehr ist dieser Selbstmord gerühmt worden! In Phrasen der Menschlichkeit das Unglück des Bürgerkriegs beklagend, kleidete ihn Otho ein, aber im Grunde ist er doch nur eine That der Feigheit, eine Fahnenflucht.

Die Armeen, die gestern noch sich bekämpft, vereinigten sich heute zur gemeinsamen Plünderung. Der Senat war in Verlegenheit, aber endlich am 19. April 69 proclamirte er den Vitellius.

Der erste bekannte Vitellius hatte sich durch Denunciationen und Aufkauf von confiscirten Gütern ein Vermögen erworben, der zweite wurde schon römischer Ritter, der dritte gar Consul. Lucius Vitellius, der Vater des Kaisers, diente dem Caligula, der Messalina, den Freigelassenen des Claudius, mit entwürdigender Schmeichelei; der Kaiser trat in seine Fußstapfen. Als seine Soldaten für ihn siegten, war er noch weit zurück auf dem Weg; endlich nähert er sich mit den vereinigten Armeen der Stadt; diese erwartete ihn mit Schrecken. Die ganze Marschroute war mit Leichen, mit Ruinen bedeckt; auf dem Schlachtfeld von Bedriak, wo seit 40 Tagen die Leichen unbegraben umherlagen, hatte Vitellius gesagt: „Der Leichnam eines Feindes riecht immer wohl, noch viel besser der eines Bürgers.“ Wie der Kaiser, so seine Soldaten.

Sieger und Besiegte durcheinander hielten drei Monate lang ihre wüsten Orgien. Vitellius zeigte sich als der unverschämteste und zugleich geistloseste Sieger; seine Gefräßigkeit, anders können wir ja doch die Sache nicht nennen, ist weltbekannt: sein Tagewerk theilt sich ins Frühstück, in die Mahlzeit und das Souper, wenn er nicht noch eine vierte Abspeisung hinzufügt, und welche Mahlzeiten! Bei seiner Ankunft in Rom bietet ihm sein Bruder ein Souper von 2000 erlesenen Fischen und 3000 Vögeln an. Bekannt ist sein Teller der Minerva, ein Schild nach den Maßen der Aegide, welche die Athene des Phidias trug, zu dessen Herstellung ein eigener Ofen gebaut werden mußte. Und was wurde darauf aufgetragen? Fischleber, Pfauen- und Fasanengehirn, Zungen von Flamingos, Milch von Murenen; die Kleinigkeit kostete nur ein paar Mal 100,000 Mark; die geringste Mahlzeit, die ihm angeboten werden darf, muß ihre 80,000 Mark kosten, und in den acht Monaten seiner kaiserlichen Herrlichkeit wurden 200 Millionen verzehrt. Ein Theil seiner Tischgenossen geht dabei zu Grunde, er selbst hält seine acht Monate aus. Die Schwelgerei hindert nicht die Grausamkeit. Wenn wir Sueton glauben dürfen, hat er selbst nicht seine eigene Familie verschont; ein ächter Römer hatte er alle römischen Passionen, und ins Ungeheuerliche ging Alles, was er darin leistete.

Ist das Bild aber auch zutreffend? Hat nicht die Zeit der Flavier die Züge des Vitellius so abscheulich entstellt? Sind dieselben mit folgenden Thatsachen vereinbar? Kaum in Italien angekommen, dachte er darauf, der Barbaren sich zu entledigen; er verabschiedet sie, schickt die Gallier in ihre Heimath, von römischen Waffen will er umgeben sein. Wohl hat er den Staatsschatz aufgezehrt, aber nicht mit Raub hat er ihn wieder zu füllen gesucht; er annullirt kein Testament, er confiscirt kein Vermögen, er verschonte die Familie des Otho. Der Senat hat die volle Freiheit der Berathung; er strafte den Adel, wenn er im Amphitheater zum unehrenhaften Gewerbe der Gladiatoren niederstieg.

Aber alle diese Weisheit rettete ihn nicht; er wurde gerühmt, aber Aller Augen schauten nach Vespasian aus. Dieser commandirte die Armee im Lande der Juden, er hatte Galba, Otho, Vitellius anerkannt; Nichts verlautete, daß er nach dem Purpur strebe, und doch beschäftigte sich Rom fortwährend mit ihm, und sein Andenken störte den Schlaf des Vitellius. Er war eine ganz gewöhnliche Person, mehr ein Soldat, als ein Fürst, der gar Nichts an sich hatte, was irgend Jemanden anziehen konnte. Auf seinem Haupte vereinigte sich eine Unzahl von Prophezeiungen; der höchst prosaische Mensch tauchte in der Einbildung der Juden und Heiden als ein Messias und ein rettender Gott auf. Auch die Legionen von Illyrien, Britannien, Spanien ergossen ihre Sympathien; es

ist wahr, mit Klugheit wurde das Alles vorbereitet, und als neun Legionen und der ganze Orient für ihn gewonnen war, rief ihn am 3. Juli 69 die Armee von Aegypten zu Alexandrien aus, darauf in Cäsarea seine eigene, und am 15. zu Antiochien die Armee von Syrien.

Während Alles sich beeilte, dem Vespasian entgegenzujubeln, während seine Generale im Marsche nach Italien einander zu überholen suchten, wurde Vitellius von allen Seiten verlassen; da herrschte Furcht, Unordnung und Verrath. Vitellius selbst war niemals ein kriegerischer Mann gewesen. Kaum daß die Seinigen geschlagen waren, faßte er den Gedanken der Abdankung. Vespasians Bruder, Flavius Sabinus, verheißt ihm die Rettung seines Lebens, aber die Prätorianer wollen es nicht dulden, daß ihr Fürst sie verrathe; dem Flavius Sabinus schwört er, abzudanken, aber er findet keinen General und keinen Senator, der seine Abdankung entgegennimmt, und gegen seinen Willen muß er am 18. December die Insignien der kaiserlichen Gewalt wieder zur Hand nehmen.

Was in Rom für Vespasian sich ausgesprochen, das flüchtet sich jetzt aufs Capitol, die Soldaten des Vitellius belagern die heilige Burg der römischen Götter; da leuchtet eine Flamme auf, und die Citadelle des alten Rom bricht verbrannt zusammen.

Nach zwei Tagen erscheint der Vortrab der Flavischen Armee an der Milvischen Brücke; Vitellius sendet die Vestalinnen, die Priester, den Senat hinaus, er fleht nur um 24 Stunden Aufschub. Antonius, der feindliche Feldherr, gesteht sie zu, aber seine Soldaten drängen ihn, und nun entbrennt der Kampf; er wälzt sich durch die Thore über die Gärten in die Straßen hinein; das Volk verläßt den Vitellius, von den Dächern herab schaut es den Kämpfen zu, klatscht Beifall, verhöhnt die Besiegten, hetzt auf die Flüchtigen, beraubt die Todten.

Vitellius war mit seinem Koch und Feinbäcker aus dem Palast gezogen, aber erschreckt hatte er sich in den Palast zurückgeflüchtet und versteckt; er wurde aufgefunden und aufs Forum geschleppt mit zerrissenen Kleidern, blutend vom Biß der Hunde, die Hände auf den Rücken gebunden. Kein Mensch beklagte ihn, Niemand vertheidigte ihn, nur ein germanischer Soldat hatte soviel Mitleid, ihm einen Todesstreich zu versetzen, er fehlte und tödtete sich selbst. Vitellius aber wurde unter Beschimpfungen mit Grausamkeit getödtet am 20. Dezember 69. „Ich war aber doch euer Kaiser,“ war sein letztes Wort.

Bis Vespasian kam, herrschten als seine selbstaufgeworfenen Stellvertreter drei Männer in Rom: Antonius, Mucian und Vespasians schändlicher Sohn Domitian, mit Mord und Raub. Rom erzitterte, noch rauchten die Trümmer des Capitols. 3000 Bronze-

tafeln mit ihren Gesetzesbestimmungen waren zu Grunde gegangen, der Staatsschatz war leer, ein stürmischer Winter hielt die Getreidezufuhr auf; Soldaten, Pöbel und Sclaven suchten in den Ruinen nach Schätzen, in den Häusern nach Anhängern des Vitellius; in den Senat drängten sich Unwürdige ein; Tausende von römischen Bürgern wurden von den Soldaten als Sclaven verkauft. Dazu war Gallien im Aufstand, beide Ufer des Rheins machten mit, ein Sclave gab sich für Nero aus, ein Abenteuerer, der sich für einen Crassus ausgab, gewann Anhang; es schien, daß mit dem Brand des Capitols das ganze Reich zu Grunde gehen müsse.

Dennoch zögerte Vespasian mit seinem Kommen. Der Senat bat ihn flehentlich, nannte ihn Imperator und Augustus, seine Söhne Cäsaren; aber alt und umsichtig machte er seine Reise langsam, und erst im Frühjahr 70 langte er in Rom an, und mit ihm die frohe Kunde, daß zur Ueberwindung der schweren Krisis, die glückliche Aussicht vorhanden sei, daß das Reich seine Festigkeit abermals bewahrt habe. Dieser Krisis müssen wir noch unsere Aufmerksamkeit zuwenden.

Die letzten Kaiser wurden durch die Fremden gemacht, denn die aufständischen Legionen waren mit Barbaren vermischt, und barbarische Hilfsvölker hatten sich ihnen angeschlossen. Dazu waren die Grenzen kaum mehr bewacht, da die Legionen nach Italien zogen. So drohten von der Donau her die Sueven, die Dacier, die Sarmaten; jeden Winter gingen sie über den gefrorenen Strom und verheerten das römische Gebiet. In Britannien wurde der römische Schutz seiner Verbündeten machtlos, im schwarzen Meere tauchten Seeräuber auf, bis in die Wüsten Afrikas verbreitete sich die Unbotmäßigkeit.

Am gefährlichsten aber war die Lage am Rhein. Das ganze rechte Ufer entlang von Mainz bis hinab zur Zuydersee wohnten unabhängige, Rom feindselige Völker, Coblenz gegenüber die Mattiaker, Cöln gegenüber die Tencheterer, weiter unten die Brukterer, dann kamen die Friesen. Auf dem linken Rheinufer wohnten gleichfalls germanische Stämme, die zum Theil das Land erobert hatten, theils von Rom dahin verpflanzt waren. Die Bataver und Kaninefaten zahlten keinen andern Tribut, als den des Blutes, die Sikambrer bewahrten ihren stolzen Freiheitssinn, die Ubier dagegen hatten sich in das römische Wesen eingelebt, und je weiter nach Westen hin ein Stamm wohnte, desto mehr war er in das römische Leben eingegangen, so das mächtige und reiche Trier.

Der Rhein war von sieben Legionen bewacht, Mainz, Bonn, Cöln, Neuß, Gelduba (Gelb bei Uerdingen), Nymwegen waren mächtige Festungen, eine römische Flottille schwamm auf dem Strome. Aber unter Nero war die kriegerische Kraft der Legionen eingeschlafen;

dann hatte Vitellius den bessern Theil derselben nach Italien geführt, und von den 80,000 Mann, welche die Grenze hüteten, war nur die 13. Legion vollständig in Germanien geblieben, eine andere war auf 3000 Mann zusammengeschmolzen, zwei andere zählten zusammen nur 5000 Mann, und diese waren theils alte Männer, theils Germanen und Gallier. So war die Grenze kaum noch gehütet.

Auf der andern Seite wimmelte Gallien von mißvergnügten Soldaten, welche Vitellius heimgeschickt hatte. Dazu tauchte die Erinnerung an die verlorene Freiheit des Vaterlandes mächtig auf, die Druiden kamen aus den Verstecken ihrer Wälder hervor; — wenn die Germanen und die Gallier die Hand sich reichten — welchen Kampf wird das im Bürgerkriege gespaltene Reich zu bestehen haben!

Unter den Batavern stand ein Mann auf, dessen heimathlichen Namen wir nicht kennen, die Römer nannten ihn Claudius Civilis; einem alten Königsgeschlechte entsprossen, hatte er an der Spitze seines Volkes ihre Schlachten mitgeschlagen; aber wegen einer Verschwörung verklagt, sollte er in Ketten vor Nero erscheinen; sein Bruder war getödtet worden. Jetzt sann er auf Rache und Befreiung seines Volkes. In heiligem Haine versammelte er Nachts die Häuptlinge und gewann sie für den Kampf der Freiheit. Für Vitellius wurden mit Brutalität Truppen aufgehoben; daß Vespasian dagegen war, wurde den Batavern bekannt, und Civilis ersann die List, daß sein Volk scheinbar für Vespasian sich erheben solle, um bei gelegenen Umständen seine Freiheit zu erringen. Boten gingen aus und wühlten die Kaninefaten und die Friesen auf; bis zu den Chauken in der Wesergegend und weiter hinein nach den germanischen Gauen gingen andere; unter den Brukterern rief von ihrem Thurme herab die als eine heilige Seherin verehrte Velleda die germanischen Stämme zum Kampfe gegen Rom auf, dessen Untergang sie weissagte. Civilis entsandte auch zu den Landsleuten, die bei den römischen Legionen in Mainz standen, seine Boten; die acht Cohorten verließen den General Hordeonius und stießen zu Civilis. In der Frist weniger Tage wurden die Römer am Niederrhein geworfen, die germanischen Hilfsvölker verließen die Adler; Civilis marschirte den Rhein hinauf; das Flußbett war von der Hitze fast trocken gelegt, die Stämme vom rechten Ufer kamen herüber, und Civilis stand an der Spitze einer mächtigen Armee, immer noch vorgebend, daß er für Vespasian eintrete. Da kam im November 69 die Kunde, daß Otho erlegen, im Januar 70 die andere, daß Vitellius todt, das Capitol verbrannt, daß Vespasian der Herr des Reiches sei; und jetzt trat Civilis mit seinen eigentlichen Absichten hervor.

In Gallien hatte bis zur Stunde die Majestät des römischen

Namens die Gemüther beherrscht, die vereinzelten Aufstandsversuche konnten ohne besondere Anstrengung niedergeworfen werden. Aber, seit Vitellius todt war, für welchen die Städte und die Soldaten sich erklärt, ward Vespasian gefürchtet, und nun gewannen die Boten Civilis Sympathien.

Zu Cöln traten mehrere Führer gallischer Städte zu einer Berathung zusammen; Langres hatte den Julius Sabinus gesandt, der sich einen Nachkömmling Julius Cäsars nannte, Trier zwei Generale, den Julius Tutor und Classikus; der Aufstand wurde beschlossen, ein gallisches Reich proklamirt; in Neuß ging die 13. Legion über, in Bonn die erste; in Xanten wehrten sich 3000 Legionäre gegen die Germanen und gegen den Hunger. Cöln hielt zu Rom, und Mainz und Windisch konnten auch nicht zu Falle gebracht werden; sonst aber stand den ganzen Rhein entlang nicht ein Mann mehr, welcher die römische Macht repräsentirt hätte, und im nördlichen Gallien nur ein einziger, der Bataver Claudius Labeo, ein Rivale des Civilis.

Und in Rom herrschte die Zwietracht, die Plünderung der Soldaten und das Schreckensregiment des Domitian, Antonius und Mucian; Italien war voll von Sarmaten und Sueven, die Donau überschritten, die Alpen für jeden Einfall offen; es war eine fürchterliche Entscheidungsstunde für das Reich — und Vespasian war in Aegypten zurückgehalten.

Aber da entfaltete das Reich das Geheimniß seiner Kraft, die es durch seine Institutionen tiefer in die Völker eingesenkt, als diese selbst nur wußten. Gallien war so weit römisch geworden, daß es kein eigenes Reich sein wollte; zu Rheims berieth eine Versammlung von Abgeordneten der ganzen Nation die Frage, ob Unabhängigkeit oder Unterwerfung, ob gallisches Reich oder römisches. Alle wußten, daß Gallien viel zu uneinig und innerlich gespalten war, um zur Bildung eines unabhängigen Reiches geeignet zu sein, daß im Anschlusse an Rom die Wurzeln seiner Kraft lagen, und in diesem Sinne fiel der Beschluß aus. Auch Cöln wehrte sich gegen die Unabhängigkeit; nur Trier wollte für dieselbe einstehen; dem weitern Umsichgreifen des Aufstandes war Halt geboten, bevor noch eine römische Legion über die Alpen gekommen war.

Nun aber kam Cerealis, und der Aufstand wich vor ihm zurück; er eroberte Trier; Cöln tödtete die Germanen, die sich in seinen Mauern niedergelassen, und lieferte ihm die Familie des Civilis aus; bei Xanten wurde zwei Tage lang geschlagen, zu Wasser, zu Land und in den Sümpfen, Civilis unterlag. Jetzt war seine Heimath noch sein einziger Hort; er verwüstete und verbrannte, was die Bataver auf dem linken Rheinufer besaßen, entfesselte den Strom von den römischen Deichen, daß er die Fülle

seiner Fluthen westwärts ergoß und das Land der Bataver vom römischen schied; so von diesem, und dem unterworfenen Gallien getrennt und an die germanischen Stämme, welche heutzutage Hannover bewohnen, sich anlehnend, wollte er den Entscheidungskampf auf der Insel schlagen, welche vom Rhein, dem Ocean, dem Zuydersee und der Yssel gebildet wird, die Kaninefaten sicherten das Meer.

Aber der Hunger kam in sein Lager. Daher griff er an einem Tage auf vier Punkten zugleich die Römer an, wurde aber abgeschlagen; er selbst mußte schwimmend das rettende Ufer zu erreichen suchen. Der römische Feldherr war klug genug, dem Kriege durch Verhandlungen ein Ende zu machen; er verhandelte mit Civilis, mit Velleda; er bot günstige Bedingungen, wahrscheinlich ist Civilis nicht verfolgt worden. Gallien war zur Ruhe seiner Unterwerfung zurückgekehrt, und am Rheine blieb 15 Jahre lang der Friede ungestört.

So ist Rom aus der schweren Krisis getreten, Vespasian suchte die Wunden, an denen das Reich zu verbluten drohte, zu heilen.

Aber Julius Sabinus, welcher Kaiser werden wollte des gallischen Reiches? Er verschwindet, bis wir ihn zu Rom mit seiner Familie unter der Hand des Henkers wieder sehen werden.

Zweites Kapitel.

Die römische Welt und die christliche Kirche.

I.

Die christliche Kirche.

Während Tiberius einsam auf der Insel Capri das Uebermaaß der Sünde ersann und bis zur Grenze des Menschenmöglichen erschöpfte, hing einsam zwischen Himmel und Erde, am Kreuze auf Golgatha unser göttlicher Erlöser, um Alles an sich zu ziehen. Der Herr dieser Welt zersplitterte durch sein Regiment des Schreckens und durch die Pflanzung des allgemeinen Mißtrauens die Gesellschaft in Atome; der Heiland zog sie an sich und schuf die christliche Familie. Jener versank im Schmutze der Erde, unser Herr hauchte der Menschheit den Odem des himmlischen Lebens ein, da er dem Reichthume die Armuth, der Hoheit die Niedrigkeit, der Herrschaft den Gehorsam vorzog. Sursum corda ist seine Predigt,

himmlisch sein Wandel, und er ist uns Weg, Wahrheit und Leben geworden.

Es ist für dieses Werk nicht möglich, den wunderbaren Reichthum des Lebens Jesu in wenigen Bildern zu fixiren, und wir müssen darüber wegeilen mit dem Gedanken uns tröstend, daß die Kirche Christi, mit der wir ja durch die Jahrhunderte wandern, die fortwährende Darstellung dieses Lebens ist.

Christus für uns Mensch geworden, wollte bei uns sein und bleiben durch alle Jahrhunderte, alle Tage bis ans Ende der Zeiten, und sein Werk sollte mit seiner Wirkung für alle Menschen aller Zeiten gegenwärtig sein, daher stiftete er seine Kirche als eine sichtbare, festumgränzte, mit klar und bestimmt vorgezeichnetem Ziele begabte Gesellschaft. Hiezu sammelte er um sich Gläubige, einen weitern Kreis frommer Frauen und Männer, aus diesen stellte er näher zu sich einen engern Kreis von 72 Jüngern, und einen nächsten von 12 Jüngern, die er Apostel nannte und damit beauftragte, daß sie seine Lehre allen Völkern verkünden, diese leiten und regieren und ihnen die von ihm verdienten Gnaden spenden sollten. An seine Stelle traten nach seinem Willen sie, von ihm gesandt, wie er vom Vater, gehört und geehrt wie er selbst, mit seiner Vollgewalt als seine Stellvertreter.

„Damit aber ein Einheitspunkt für die Apostel auch nach dem Scheiden des Herrn von dieser Erde gegeben sei, damit sein Reich so fortbestehe, wie er es als Haupt und Leiter begründet, setzte er einen sichtbaren Stellvertreter ein in der Person des Simon, dem er den Namen Kephas (Fels) beigelegt. Dieser Simon Petrus erhielt von ihm nach abgelegtem Bekenntniß seines Glaubens, daß sein Meister Sohn des lebendigen Gottes sei, zum Lohn die Verheißung, daß er auf ihn, den Felsen, seine Kirche bauen und ihm die Schlüssel des Himmelreiches, die höchste Gewalt der Kirche übergeben werde; er erhielt nach dreimaligem Bekenntnisse seiner Liebe den Auftrag, die Lämmer und Schafe, die gesammte Heerde des Herrn, als stellvertretender Hirte zu weiden; für ihn, den der Satan versuchen sollte, ward besonders von Christus gebetet, auf daß sein Glaube nicht wanke, und die Pflicht ihm auferlegt, seine Brüder zu bestärken. Und obschon Petrus, aus menschlicher Schwäche, aber keineswegs aus Mangel an innerlichem Glauben, den Herrn dreimal verleugnete, wie dieser vorausgesehen, konnte das seinem erhabenen, erst nach dem Hintritt des Meisters anzutretenden Berufe nicht schaden; er lernte so Mitleid mit der Schwäche Anderer und empfand desto tiefer die Nothwendigkeit der göttlichen Gnade, er sühnte den Fall mit Thränen der Buße und mit dem erneuerten Bekenntniß der Liebe und trat sofort mit dem Tode des göttlichen Lehrers in das ihm unverbrüchlich zugesicherte Erbe ein,

in den Evangelien anerkannt als der erste der Apostel, in der christlichen Nachwelt gepriesen, als ihr Koryphäe, als Haupt, Grund, Eckstein der Kirche, wie als Lehrer der gesammten Welt."

„Hierdurch war dem Reiche Christi, der Kirche, jene Einheit gesichert, welche für alle Zeiten als ein sprechender Beweis für die göttliche Sendung Jesu Christi dienen sollte. Die Erhaltung dieser Einheit forderte die Uebereinstimmung aller Gläubigen mit Christus und den von ihm eingesetzten Obern, Petrus und den Aposteln, sowie die Ausscheidung aller widerstreitenden Lehren. Diese Obern sollen geheiligt sein in der Wahrheit, die Kirche dastehen heilig und makellos, getragen vom Heldengeiste der Liebe, erfüllt von dem Streben nach Vollkommenheit, wie der himmlische Vater vollkommen ist. Zur Verwirklichung der Allgemeinheit mußte fortwährend für die Ausbreitung der göttlichen Lehre gesorgt und deßhalb auch die Nachfolge in dem Hirtenamte der Apostel bis zur Vollendung der irdischen Aufgabe gesichert sein. So ward das Reich Christi vom Sohne Gottes nicht von der Welt, wohl aber in der Welt und für die Welt gegründet, die Eine katholische Kirche, in der sich allein die Weissagungen der Propheten über das bleibende Reich des Messias erfüllen." (Hergenröther, Handbuch der allg. Kirchengesch. I. 62.)

Der Welt gegenüber gab der göttliche Heiland seiner Kirche keine äußere Stütze, weder den Besitz einer irdischen Macht, noch die Anlehnung an irgend eine Nation oder Regierungsform. Aber er gab ihr sich selbst als bleibenden und wirkenden Besitz im allerheiligsten Sacramente und in der Vollmacht, sein heiliges, welterlösendes Opfer fortwährend durch die unblutige Darbringung desselben zu erneuern; er gab ihr das mächtige Mittel des Gebetes und ließ ihr noch lange Jahre auf Erden und für alle Zeiten im Himmel seine heilige Mutter als die große Beterin und Helferin, und im Pfingstwunder goß er mit dem Vater den heiligen Geist über die Kirche aus, damit diese die Gnadengaben des heiligen Geistes, die Erleuchtung, die Heiligung und unüberwindliche Kraft für immer und außerordentliche Gnadengaben für ihre besonderen außerordentlichen Verhältnisse erhielt und vor der Welt als göttliche Stiftung beglaubigt wurde.

Als Christus von dieser Erde schied, zählte seine Kirche in Galiläa 500 Brüder, und in Jerusalem 120 Personen; auf die Predigt des hl. Petrus am Pfingstfeste wuchs sie auf 3000 an, und stieg bald auf 5000. Und da beim ersten Pfingsten Festgäste aus aller Welt in Jerusalem gewesen waren, wurde die Predigt vom Gekreuzigten und Auferstandenen in alle Welt getragen, und allüberall ging die Saat des gottwohlgefälligen Lebens fröhlich auf. Bald hieß es in der Heidenwelt: „Sehet, wie die Christen einander

lieben!" Als Glieder einer heiligen Familie lebten sie mit einander, barmherzig, viele in freiwilliger Gemeinschaft der irdischen Güter, alle rein, gerecht, wahrhaftig, als Fremdlinge auf Erden, die eine künftige Stätte aufsuchen, in der Gemeinschaft des Brodbrechens, des Gebetes und der apostolischen Predigt.

Diese innerliche Umwandlung Vieler wirkte als leuchtendes und erbauendes Beispiel unter Juden und Heiden; die Verfolgung, zu der die Pharisäer und Saduzäer sich vereinigten, zerstreute die Gemeinde in Judäa uud Samaria und bis nach Phönizien, Cypern und Syrien hin, die römischen Soldaten erzählten auf ihren Märschen und in ihrer Heimath — die Legion, welche in Syrien stand, hatte ihren Werbebezirk im Trier'schen — von den Dingen, deren Zeuge sie in Jerusalem gewesen; und immer weiter breitete der Kreis der Bekehrungen sich aus; in Antiochien, der Hauptstadt des römischen Orients, erhielten die Gläubigen den Namen Christen.

Nun trat wunderbar berufen der Apostel, der am meisten und augenfälligsten gearbeitet, der hl. Paulus, seine großen Missionsreisen an, und seine Mitbrüder zerstreuten sich, nach einer alten Legende die Völker unter sich vertheilend. Jakobus der Jüngere blieb als Bischof in Jerusalem und wurde im Jahre 62 von der Tempelzinne gestürzt und mit einer Walkerstange todtgeschlagen; Matthäus Levi wird in Antiochien und in Persien genannt; Philippus in Phrygien, Thomas im Lande der Parther, in Medien und Persien, Andreas starb, nachdem er in Griechenland und im Lande der Parther gepredigt, zu Patras im Peloponnes, Bartholomäus ist der Apostel der Inder und starb in Armenien, Judas Thadäus, d. i. der Beherzte, war bei dem Könige Abgar Uchomo in Kosrhoene und begründete die Kirche in Edessa; Simon der Eiferer predigte in Aegypten und Nordafrika, Mathias in Aethiopien; die Kirchen von Aquileja und Alexandrien rühmen sich des hl. Markus, den hl. Lukas finden wir in Dalmatien und Makedonien. Sie alle starben des Martertodes; am längsten lebte und wirkte der hl. Johannes, in Ephesus von einem Kreise von Jüngern umgeben und die Aufsicht über die Gemeinden Kleinasiens führend.

So sehen wir durch die Mission der Apostel und apostolischen Männer den Samen des Christenthums bereits in die drei alten Welttheile getragen; namentlich waren es die Küstenländer des Mittelmeeres, und in diesen gerade die bedeutendsten Städte, welche christliche Gemeinden in sich schlossen.

Im zweiten Jahre des Claudius (42 n. Chr.) wanderte auf der appischen Straße nach Rom einsam ein Mann. Wir möchten ihm in die Seele schauen und die Empfindungen belauschen, welche der erste Anblick der Stadt mit ihrem un-

übersehbaren Walde von Häusern, mit ihren glänzenden Tempeln und Götterbildern, mit dem betäubenden Geräusche, das den Nahenden umfing, in ihm hervorrief. Was wollte der Mann in Rom, in der Kloake, wie Tacitus spricht, wo die Unreinigkeit aller Welt zusammenströmt? An den Genüssen der Welthauptstadt seinen Theil sich aussuchen? Sicherlich nicht; sein tägliches Brod betteln oder sich bereichern? auch das nicht; dem Kaiser sich zur Verfügung stellen und die Stufenleiter der Ehren ersteigen, welche kaiserliche Huld oder Laune austheilen kann? Sein Ehrgeiz geht höher; er will Rom erobern, mit der Stadt das Land, die Berge, die Meere, das Reich und über dessen Grenzmarken hinaus alle Völker, die ganze Erde. Und doch trägt er an Armen und Beinen noch die Spuren der Ketten, die ein armseliger König von des römischen Volkes Gnaden, Herodes in Jerusalem ihm angelegt. Der Mann wird in Rom sich neue Ketten holen, er wird schuldig daran werden, daß unter der Judenschaft in Rom heftige Kämpfe wegen eines gewissen Chrestos, wie Sueton berichtet, ausbrechen und die Juden vom Kaiser aus der Hauptstadt gewiesen werden; dann wird er noch lange durch die Straßen Roms wandeln, in den Häusern einen Gottesdienst feiern, welchen die Heiden nicht verstehen, eine Lehre predigen, welche sie hassen, und endlich wird er wie ein Sclave am Kreuze sterben; aber über seinem Grabe wird sein Stuhl stehen, der immer höher gerückt wird und mit seinem Glanze in die Völker hineinleuchtet, und alle kommen und beugen demüthig ihr Haupt vor dem Manne, der darauf Platz genommen; der Gedanke des hl. Petrus, Rom und die Welt zu erobern, war kein Traum und kein Phantasiegebilde, sondern das Werk klarer Erkenntniß.

Wer gab ihm denselben ein? oder wer hat Petrus nach Rom geschickt? Zu Joppe hatte er einen edlen Freund, einen frommen Sohn, den er mit seinem ganzen Hause getauft, den Hauptmann Cornelius. An seine mächtige Familie in Rom wird dieser ihn gewiesen haben, nachdem ein Engel ihn aus dem Gefängnisse des Herodes geführt, dort war er vor dem jüdischen Königlein sicher, dort wartete seiner ein reiches Arbeitsfeld. In diesem Falle war Cornelius ein Werkzeug der göttlichen Vorsehung. Nach Rom strebte alle Welt; wohl floß die Unreinigkeit der Welt in der einen unermeßlichen Kloake zusammen, aber aus der Hauptstadt des Einen Weltreiches sollte das Licht über alle Welt aufleuchten und das Wehen des heiligen Geistes alle Unreinigkeit wegfegen, Rom, das mit seinem Giftbecher die Könige und Völker trunken gemacht, sollte den Becher des Heiles ihnen reichen; so hat die göttliche Vorsehung es geordnet; nicht Cornelius hat den hl. Petrus nach Rom geschickt, sondern Christus seinem Statthalter befohlen, den Stuhl der Herrschaft in Rom aufzuschlagen.

Er thut es und nimmt den Kampf mit dem Weltreiche auf. Welch ein Kampf! Der eine Mann, der arme Fischer aus Galiläa! muß er nicht verschwinden unter der Masse, die in Rom wie fluthende Meereswogen sich drängt und überstürzt und verschlingt; was wird der Mann zu bestehen haben mit seiner Lehre, welche den Menschen von der Erde zum Himmel weist, mit seinen Forderungen der Demuth, der Armuth, der Keuschheit, mit seinem Verlangen der Liebe und des Gebetes, mit seinem Opfer des Gekreuzigten! Aller Aberglaube hat in Rom willige Aufnahme gefunden, gegen den heiligen Glauben, den Christus predigt, bäumt es sich auf. Wird Petrus nicht verzagen?

Dringen wir ein in die Gassen Roms, in seine Häuser und belauschen wir diese Welt, mit welcher der hl. Petrus in den Kampf tritt; wir haben schon Manches davon gehört; aber wir müssen das Leben Babylons ganz kennen lernen.

II.

Das Tagewerk eines Römers.

Alle Welt drängte sich in Rom zusammen; da gab es ein eigenes Viertel fast für jeden Stand, für die verschiedenen Nationalitäten, für die Soldaten, für die Sclaven, die Freigelassenen, für das arme Volk; da wohnten die Juden, dort die Kappadocier, dort die Scythen; die vornehmen und reichen Familien hatten sich auf den sieben, die Stadt beherrschenden Hügeln niedergelassen; in den himmelhohen Häusern und engen Gassen war das Proletariat zusammengedrängt.

Betrachten wir zuerst das Tagewerk eines Römers, der nicht gerade zu den reichsten gehört, eines wohlhabenden Mannes, der sein Leben genießt, und fragen wir uns dann, ob bei ihm, in seiner Situation die Predigt des Christenthums wohl einen empfänglichen Boden finden wird.

Der Tag erwacht, und mit ihm Rom. Während der Mann noch die behagliche Luft der frühen Morgenstunde auf seinem Lager genießt, drängen sich vor seiner Thüre schon die zahlreichen Besucher, die ihm den Morgengruß bringen wollen. Nachdem er sein Haupt gesalbt, seine Toga angelegt, tritt er in ihre Mitte, langsam, feierlich. Nur der Sclave, der Proletarier, der Mann der Arbeit trug die kurze Tunik; die lange, faltenreiche, kunstvoll getragene Toga nöthigte zum feierlichen Gang, der allein eines freien Mannes würdig erschien; das rasche Gehen, hieß es, gebührt dem Sclaven, beim freien Manne verräth es die Unruhe und Unbeständigkeit der Seele. Der Senator, der Ritter, der reiche Freigelassene

gab sich mit keiner Arbeit ab; zwar war der Landbau geehrt, aber kaum mehr betrieben, die Bank und der Wucher gingen an, aber die andere einträgliche Arbeit roch, wie man sagte, nach der Sclaverei. An sie dachte deßhalb der Vermögliche nicht; aufs Forum ging er, nachdem er seine Besucher kurz begrüßt, entweder zu Fuß, oder in der Sänfte auf Sclavenschultern getragen, von seinen Clienten gefolgt.

Auf dem Forum lebte Rom; in den Häusern wohnte es nur; auf dem Forum schlug sein Herz, dahin drängte alles Blut und von hier wurde es wieder hinausgestoßen in den unermeßlichen Wald von Häusern. Auf dem Forum wickelten sich die Geschäfte ab, die des Staates wie des Privatlebens; hier saß der Prätor, hier erschien der Redner auf der Bühne; hier hatte der Banquier sein Bureau, der Kaufmann seinen Laden; da wurden die Neuigkeiten ausgetauscht.

Um Mittag verstummte der Lärm, entschlummerte das Leben, denn Rom hielt seine Siesta, der Arme unter irgend einem Porticus, der Reiche im kühlen Gemache ohne Fenster, durch das Murmeln seines Springbrunnens im Atrium sanft eingewiegt. Der Geschäftstag des Römers war vorüber.

Wenn die Sonne schief stand, ging es hinaus aufs Marsfeld. Da tummelte sich die Jugend, die Greise saßen zusammen; die Frauen ergingen sich unter dem Porticus. Unter die Jugend mischten sich die Männer zum Ringkampf, zum Wettlauf, zum Speerwerfen, zum Ballspiel. Wer die Lust recht genießen wollte, stürzte sich in den Tiber; wer behaglicheren Genuß vorzog, der wandelte zum kostbaren Bade; der Reiche hatte es sich in seinem Hause eingerichtet, wer soweit nicht war, dem stand das öffentliche Bad zu Diensten; gemeinsam mit allem Volke das kalte Schwimmbad, in der Marmorwanne das warme Bad; wer das Dampfbad vorzog, konnte auch dessen Genuß begehren. Geschäftige Sclaven besorgten das Abreiben, das Kneten, die Salbung mit Balsam und Narde. Das war ein gar fröhliches Treiben in den römischen Bädern; wie muntere Knaben bespritzten die ernsten Männer sich, tauchten unversehens einander unter, sprangen und tanzten; da ließ ein Sänger sich hören, dort declamirte ein Dichter, lärmten die Ballspieler, erdröhnten die Schläge der Faustkämpfer; der Conditor, der Wurstler, der Weinverkäufer boten mit durchdringendem Rufe ihre Delicatessen aus; dann ward wieder Alles übertobt vom Gelächter, vom Jauchzen der Badenden.

Im Bade erfolgten auch die Einladungen zum Abendessen; in der Regel sieben oder sechs Gäste verlangte der gute Ton der Gesellschaft, niemals mehr als die Zahl der Musen und nicht weniger als die der Grazien, sagte das Sprichwort. Der Luxus der Tafel

verschlang Tausende; aber davon reden wir jetzt nicht, genug an der Ahnung, die wir davon erhalten, wenn wir sehen, wie der Haushofmeister den Saal und Tisch ordnet, wie von diesem Sclaven die Platten aufgestellt werden, von jenem vorgeschnitten wird, wie blühende Knaben den Gästen Kühlung zufächeln, mit Straußenfedern die Fliegen verjagen; Musik, Tanz, Declamation, wohl auch der Vortrag eines Philosophen, so lächerlich gefunden wie die Pantomimen der Spaßmacher, unterhalten die Gäste, der Hausherr bekränzt sie, er bringt die Gesundheiten aus; „leben wir, ruft er ihnen zu, der Tod naht, bekränzen wir das Haupt, bevor wir zu Pluto niedersteigen!"

So verfließt ein Tag um den andern dem Römer, welchem die Sorgen des täglichen Lebens nicht nahe treten, ein Tagewerk des Genusses. Aber der Arme, der von des Lebens Nöthen geplagte Mensch, der von der „guten Gesellschaft" ausgeschlossene? Auch sein Tagewerk ist Genuß, der des öffentlichen Lebens, ein Genuß, der uns kaum ins rechte Verständniß tritt.

Wie arm sind unsere Städte, auch die prächtigsten, an öffentlichen Bauten und Denkmälern, an Volksvergnügungen, welche die Menge nichts kosten! und wie groß und freigebig war das Alterthum nach dieser Seite! Denken wir daran, daß auf dem Forum ein Wald von Statuen stand, daß den Porticus des Pompejus 285 Statuen aus Bronze und 230 aus Marmor schmückten! Denken wir an jene sonnigen Plätze, an jene Hallen kühlen Schattens, eigens gebaut, daß das Volk je nach der Jahreszeit und Tagesstunde seine Lust hatte, an die Bäder, Gymnasien, öffentlichen Bibliotheken, Gärten, an die Aufhäufung der Werke aller Künste, nichts in Museen verschlossen, sondern zugänglich allem Volke, zu jeder Stunde. Und was zahlte der gemeine Mann für seinen Platz im Theater? Nichts, oder soviel als Nichts. Das Amphitheater in Verona nahm 22,000 Zuschauer auf, das Colyseum in Rom 80,000, ohne daß diese sich drückten und drängten, der Sonnenbrand war durch Teppiche abgehalten, Wohlgerüche erfüllten die Luft, in feinem Staubregen wurden sie auf die Zuschauer gespritzt. An diesen Prachtbauten, welche nicht die Zeit, sondern nur die Menschenhand zu zerstören vermochte, war nichts zum Schein, nur für einen oder etliche Tage, sondern Alles solid, aus Backstein, Quader oder Marmor. Den Circus des Augustus, welcher für 150,000 Zuschauer berechnet war, erweiterte Nero für 260,000; in seiner Mitte standen als Markzeichen für die Wagen Statuen, Delphine aus Bronze, Obelisken, die aus Aegypten hergeschleppt waren; ein Canal von zehn Fuß Tiefe war bestimmt, die Rennbahn mit Wasser zu füllen, daß 30 Schiffe die Wettfahrt machen oder das Schauspiel einer Seeschlacht geben konnten.

Es ist keine Frage, unsere Vergnügungsplätze sind armselig gegen die des Alterthums, unser Leben kennt Sorgen, welche jenem fremd waren, uns nimmt die Arbeit und die Nothwendigkeit des Erwerbs in Anspruch, und bei einem Gange durch Rom, Angesichts jener genießenden Bevölkerung, mochte sich wohl dem hl. Petrus der Gedanke aufdrängen, welchen Eindruck seine Predigt machen möchte, die Predigt des ernsten Wortes, daß wir keine bleibende Stadt hienieden haben, sondern eine zukünftige aufsuchen?

Und dennoch hat diese Predigt ihren Eindruck gemacht; aber schauen wir tiefer in das Leben des heidnischen Alterthums hinein.

III.

Reich und Arm.

Was wir bisher geschildert, das sind nur Gewöhnlichkeiten des alltäglichen Lebens, nicht genügend für die Phantasie, die Laune des Reichen, noch lange kein Luxus. Dieser forderte ein Haus, das kein Haus, sondern mit seiner Bevölkerung von Sclaven, mit seinem Bad, der Paläſtra, seinem Tempel, seiner Rennbahn, seinen Vogelhäusern, Fischteichen und Gärten eine Stadt war, und „jedes Haus ist eine Stadt, heißt es bei einem Dichter, und die Stadt ist eine Zusammenhäufung von Städten.“ Nicht nur in Rom muß der Reiche sein so geartetes Haus haben, sondern an allen Ecken und Enden Italiens seine Villa für jede Jahreszeit. Die Pfauen und Nachtigallen haben Paläste, mit Säulenhallen, mit Springbrunnen; durch Canäle wird das Meerwasser in phantastische Grotten geleitet, wo die Meerungeheuer sich tummeln; in den Fischteichen wohnt der Liebling des eleganten Römers, die Muräne; sie nährt er mit eigener Hand, gewöhnt sie an seine Stimme; er holt sie aus dem Wasser und läßt sich von ihr küssen, er kennt ihre Eigenschaften und ihr Alter, er schmückt sie mit Halsbändern; sie bringt er nicht auf den Tisch, für diesen schickt er zum Fischhändler; Crassus weinte und legte Trauer an, als ihm eine geliebte Muräne verendete, und als er im Senate darüber getadelt wurde, rühmte er sich seiner Empfindung für das arme Thier.

Der Wahnsinn des Luxus legt die Pflicht des Außergewöhnlichen auf; im Winter will man Rosen, im Sommer Eis; bei Tag schläft dieser elegante Römer, bei Nacht vollzieht er sein Tagewerk, und wenn die Sonne aufgeht, setzt er sich zu Tische; dieser schmückt sein Speisezimmer mit einer kostbaren Bibliothek, von der er nie ein Buch öffnet; jener kauft einen Becher aus einem einzigen edeln Stein, verwendet ein Vermögen auf einen Krystall; für eine ein-

zige Vase aus Myrrhe wurden einmal 341,600 Rm. bezahlt, Nero besaß eine für 1,460,000.

Sollen wir eine luxuriöse Tafel beschreiben, wozu Land und Meer aller Erdtheile die Gerichte liefern mußten? Sizilien lieferte die besten Köche, und unter 15 Mann vertheilte sich die Erfindung und die Arbeit der Zubereitung. Am Ende der Mahlzeit aber lagen der Hausherr und die Gäste, eine Schmach für das Sclavenvolk, unter dem Tische; dann that die Pfauenfeder ihren Dienst, und das Essen und Trinken hub von Neuem an; „sie essen, sagt Seneca, um zu erbrechen, und erbrechen, um zu essen.“

Wird sich eine Seele, die ihren Ruhm im Luxus, die ihre Freude in der Ausschweifung sucht, wird einer dieser abgelebten Römer der Predigt des hl. Petrus sich eröffnen?

Aber das arme Volk? Wer ist dieses? Wir haben es gekannt, jenes Volk, das einst den römischen Acker baute, das beherzte Volk, dessen Schwert die Völker unterwarf, das stolze Volk, das unbeugsam von einer gleich unbeugsamen Aristokratie sein Recht verlangte, jenes männlich starke, ausharrende Volk, das ein Reich ausbaute, wie vor und neben ihm keines jemals war; — was ist aus ihm geworden? Freigelassene dictiren dem Römer das Gesetz, und von ihnen erbettelt er sein tägliches Brod, entwürdigt, verkommen, wie ein Wurm, der im Sande kriecht, verächtlich mit dem Fuße bei Seite geschoben, wenn nicht zertreten.

Der Ackerbau ist verlassen, das Handwerk ist Sclavenarbeit und ernährt nicht einmal seinen Mann, der von der Concurrenz der Sclavenbevölkerung erdrückt wird. Als Herr der Welt will der Römer genießen, und nichts als genießen; und da er den Genuß sich zu schaffen die Mittel nicht hat, so erbettelt er ihn.

Wir haben das ehrenwerthe Verhältniß von Patron und Client, den Schutz und Beistand, welchen der Reiche und Mächtige dem Geringern, der an ihn sich anschloß, angedeihen ließ, in den alten Zeiten der Republik kennen gelernt; jetzt ist dieses Verhältniß so ausgeartet, daß ein paar Tausend reicher Leute die ganze übrige freie Bevölkerung Roms an der Tasche hängen haben. Client aller Welt zu sein, gibt Aussicht auf ein einträgliches Tagewerk; welche Mühen aber erheischt das traurige Geschäft, mit Tagesanbruch in den Hof eines reichen Mannes zu dringen, die Schimpfreden, die Peitsche, das verächtliche Begegnen eines Sclaven zu bestehen, den man den Ostiarius nennt, dann den Janitor zu bestechen, um einen Blick des Herrn und einige Pfennige zu erhaschen! Und wer ist dieser Herr? Vielleicht ein Freigelassener, an dessen Körper die Denkzeichen der Sclavenkette noch sichtbar sind; und von ihm läßt ein Nachkomme der stolzen römischen Plebs einen Kleinen, einen Uned-

len, einen Tunikaträger (tenuis, ignobilis, tunicatus) sich schimpfen, ohne daß er erröthet, oder aufbraust, oder daß die Hand vor dem hingeworfenen Almosen zurückscheut. Es ist Mode geworden, daß die Besucher eines vornehmen römischen Hauses in Classen getheilt werden; die unterste Classe wird in Masse empfangen, die mittlere in Gruppen, und nur die Leute der obersten Classe erhalten einzeln Zutritt.

Wenn irgendwo ein Fest ist in Rom, da haben die Schmarotzer einen guten Tag; da ist aber auch die Straße von ihnen abgesperrt, denn zu Hunderten und Tausenden sind sie zusammengeströmt; welch ein Glück dann zur Tafel geladen zu werden, welche Zufriedenheit, wenn die Hände der Letzten noch ein paar Dutzende von Pfennigen aufnehmen. Aber wie theuer müssen die untersten Plätze am Festtische bezahlt werden! Wer sie einnimmt, ist die Zielscheibe des Spottes, der Beschimpfung, er muß lächeln, wenn er gestoßen und geschlagen wird, er wird von einem Sclaven denuncirt, ob er den Hauswirth auch gut gelobt, den wüsten Späßen zugejubelt, ob er der Küche auch Ehre gemacht.

Hat der Schmarotzer beim Morgenbesuch keine Einladung erhascht, so geht er in die Bäder und gibt sich alle erdenkliche Mühe die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken; keine Schmeichelei ist ihm zu entwürdigend, kein Bückling zu tief, wenn er nur eine Einladung damit erringt. Wenn dennoch keine kommt, so gibt es für ihn eine Garküche, wo für ein paar Pfennige, die er am Ende doch sich zu verschaffen gewußt, ein Glas Wein, ein Stück Fleisch und etwas Obst verabreicht wird. Von Zeit zu Zeit fällt ein Goldregen aus dem kaiserlichen Palaste, und für die Zwischenzeiten muß das Getreide ausreichen, das Afrika und Aegypten schicken; wenn es ausbleibt, drohen schlimme Tage für das besitzende Rom, wo dann auch der Kaiser zittert.

Rom kannte „ein Königthum des Alters," das von einem infamen Gewerbe bedient wurde, von der Erbschleicherei, und in dieser bestand das Tagewerk von nicht Wenigen. Da brachten sie Tage lang am Bette eines schmutzigen Alten zu, allen seinen Launen schmeichelnd, ihn zum Himmel erhebend, um ein Stück seiner Hinterlassenschaft zu erjagen. Die römischen Comödien sind voll von infamen Zügen und Scenen, wo diese Erbschleicher Weib und Kind und sich selber an einen Cölibatär, von dem eine Erbschaft oder ein Legat zu erhoffen ist, wegwerfen.

Wenn nun aber keine Erbschaft gemacht wurde, die Einladungen zum Tisch ausblieben, Alter oder Krankheit den armen Menschen am Schmarotzen und Betteln hinderte, wer hat düstere Farben genug, um das Elend zu beschreiben, das dann über ihn kam? Bekanntlich war Italien durch die Vernachlässigung der Cultur und

die Verwüstung der Bürgerkriege ungesund geworden; neue Krankheiten traten auf, und die Ausschweifung warf ihnen leicht zu bewältigende Opfer hin. Wenn die Sommerhitze die Fieber brachte, wenn der Tiber austrat und das stagnirende Wasser die Luft verpestete, wenn eine Epidemie ausbrach, dann flüchteten die Reichen aufs Land, ans Meeresufer, auf die Höhen der Gebirge; der Arme aber mußte bleiben, und er besaß die ungeheuren Summen nicht, welche der griechische Arzt begehrte, der übrigens auch die hohen Treppen der ungesunden Häuser nicht hinaufgestiegen wäre. Wer kam dem Armen zu Hilfe? Seinen reichen Patron traf er nicht in der Stadt, und der Kaiser hatte kein Mitleiden, er gab nur gesunden und rüstigen Männern, weil er sie fürchtete; ihm war der Tod jedes Armen ein Gewinn, denn er hatte 132 Mark weniger für Getreide im Jahre auszugeben; ein Hospital gab es nicht. Der Sclave war meist besser daran; besaß sein Herr auch kein Mitleid, so repräsentirte der Sclave doch ein Kapital, und für dieses trat auch der Heide ein.

Mir scheint, der hl. Petrus darf erwarten, daß das ungeheure Elend des gewöhnlichen Mannes diesem die Seele für die Predigt vom Kreuze eröffnen und sie für die süßen Hoffnungen des jenseitigen Lebens empfänglich machen wird; ob es so war?

IV.

Der Sclave.

Hat der hl. Petrus das Schauspiel mit angesehen, das wir jetzt beschreiben, so mußte das Herz ihm im Leibe erzittern. Ueber das Forum zieht eine lange Reihe von Männern, Weibern und Kindern, alle in Ketten, von der Stadtgarde escortirt. Die Volksmenge, die herbeigeströmt ist, was bewegt sie beim Anblicke dieses Zuges von 400 Menschen? Stumm und düster sieht der Eine darein, die Faust ballt ein Anderer, gleichgiltig ist fast keiner; die meisten erheben, vom Mitleid, das doch nur selten dem menschlichen Herzen ganz abhanden kommt, Klagerufe; alle die 400, bis auf das jüngste Kind, sollen zumal am Kreuze sterben. Ein angesehener Mann war in seinem Hause ermordet worden, man sagte, von einem Sclaven; dafür mußten alle Sclaven seines Hauses am Kreuze sterben; so verlangte es das Gesetz. Dieses war alt, aber durch Senatsbeschlüsse fortwährend erneuert; unter Nero war die Bestimmung ergangen, daß nicht einmal das Testament des Getödteten geöffnet werde, bevor die Untersuchung nach dem Mörder vorüber, und daß selbst jene Sclaven dem Henker verfallen waren, von denen man wußte, daß für sie im Testamente die Freilassung bestimmt

war. Das alte Gesetz also bestand zu Recht, aber die Menschen waren andere geworden, und im Senate stieß der Beschluß der Verurtheilung auf Gegenrede. Doch diese schnitt ein Cassius, einer jener starren Juristen kurz ab mit den Worten: Wollen wir klüger sein, als unsere Voreltern? Unter 400 Sclaven sollte keiner sein, der einen Verdacht hat, keiner, der etwas gehört, keiner, welcher den Schuldigen gesehen hat? Keiner hat ihn verrathen! . . . Man sagt, daß mit dem Schuldigen Unschuldige zu Grunde gehen werden. Wenn eine Armee sich schlecht gehalten hat und decimirt wird, gehen mit den Feiglingen die Braven zu Grunde, wenn das Loos sie trifft. Jedes Exempel, das statuirt wird, hat am Ende etwas Ungerechtes an sich, aber das Unrecht, das den Einzelnen trifft, kommt der Gesammtheit zu gut.

Und die 400 Sclaven starben am Kreuze.

Dieses Schauspiel kennzeichnet die heidnische Welt; sie lebt in steter Furcht vor der Sclavenbevölkerung; daher rüstet sie sich mit fürchterlicher Strenge gegen dieselbe, wenn auch das menschliche Herz sich dagegen empört.

In Rom machten die Sclaven die Hälfte der Bevölkerung aus; man hielt nicht mehr strenge auf die alten Gebräuche, daß die Sclaven an der Kleidung kenntlich sein sollten, weil man sich scheute, die große Anzahl sich einzugestehen; Seneca sagt, daß wenn die Sclaven eigenartige Kleidung trügen, Rom sich entsetzen würde über die verschwindend kleine Zahl der freien Männer. Der Consular, dessen Mord alle seine Haussclaven büßen mußten, hatte deren 400, es gab aber auch Leute, welche bis zu 1000 besaßen.

Für jede besondere Arbeit war ein besonderer Sclave bestimmt; der eine war Erzieher, ein anderer Sänger, Tänzer, Pantomime, Vorleser dieser, Bibliothekar jener; wer die Lyra spielte, war nicht zugleich Improvisator, und seinen eigenen Dienst hatte der Astrolog. Tiefer standen die Sclaven, welche die Hausarbeit besorgten, am tiefsten der Thürhüter, der wie ein Hund an seine Zelle gefesselt war und als ein Stück Möbel mit dem Hause verkauft wurde; doch noch eine Stufe tiefer erblicken wir den Sclaven-Stellvertreter, welcher der Sclave eines Sclaven ist. Schlimmer noch als die Stadtsclaven waren die Landsclaven gehalten, welche an der Kette bei Tage die Feldarbeit thaten und bei Nacht im Ergastulum eine dürftige Ruhe fanden. Damit für die Kleidung der Stadtsclaven, für die Ausbildung der Sänger, Tänzer, Kutscher, damit für den Luxus ihrer besser gehaltenen Unglücksgenossen Geld erübrigt wurde, mußten jene Hunger leiden.

In den alten Zeiten wurde der Sclave wohl als ein Familienglied betrachtet; er arbeitete mit dem Herrn und saß mit ihm zu Tische; aber jetzt arbeitete der Herr nicht mehr und wie sollte er,

wenn er reich war, seine Sclaven auch nur kennen? Die Gemeinschaft des Lebens hatte nicht verfehlt, auch in den Herzen gegenseitige Neigungen hervorzurufen, jetzt aber standen Herr und Sclave wie zwei fremde Welten einander gegenüber.

Das Gesetz behandelte den Sclaven nicht als einen Menschen, sondern als eine Sache, welche dem Werthe nach, den sie für den Herrn hat, geschätzt wird. Wer einen Sclaven oder ein Hausthier eines Andern tödtet, muß eine Entschädigung zahlen so groß, als der höchste Werth ist, welchen der Sclave oder das Hausthier im letzten Jahre repräsentirt hat. Das Talent, die Geschicklichkeit, den Werth, den der Sclave für seinen Herrn hat, wird bei der Entschädigung mit in Rechnung genommen. Wenn z. B. der Sclave von irgend Jemanden zum Erben eingesetzt war und vor Antritt der Erbschaft getödtet wurde, so muß in die Entschädigung auch der Werth der Erbschaft mit aufgenommen werden.

Der Sclave kann keine echte Ehe eingehen; gestattet sein Herr ihm die unechte, so kann er sie nach Belieben wieder auflösen, und die Kinder gehören ihm und nicht dem Vater oder der Mutter; was im Hause geboren wird, ist Eigenthum des Herrn.

Der Sclave kann auch nicht erwerben; seine ganze Kraft und Zeit gehört seinem Besitzer. Ist er träge, wandelt den Herrn eine Laune an, so dringt nicht Licht noch Luft in sein Gefängniß, und die Peitsche rast fürchterlich auf seinem Rücken. Der Herr kann ihm die härteste Arbeit auferlegen; und kein Mensch und kein Gesetz kümmert sich darum, wenn der Arme erliegt; bei seinem Verkaufe kann die Bedingung in den Vertrag aufgenommen werden, daß der Sclave niemals freigelassen werden soll; auch die Tödtung bringt dem Herrn nicht zu viele Schwierigkeiten, denn das alte Recht der Gerichtsbarkeit des Herrn über den Sclaven ist nicht völlig abgeschafft, und vom Prätor ist nicht unschwer das Todesurtheil über einen Menschen zu erlangen, der nur ein Sclave ist. Wer kennt nicht den Vers Juvenals, mit welchem er ein Weib zeichnet, das aus Laune seinen Sclaven ans Kreuz liefert? „Das Kreuz für den Sclaven!“ — „Durch welches Verbrechen hat er die Hinrichtung verschuldet? Wer ist Zeuge wider ihn? Wer hat ihn angegeben? Höre doch, für einen Menschen kann der Tod niemals zu lange hinausgeschoben werden.“ — „Wahnsinniger! ist denn der Sclave ein Mensch? Nichts mag er verbrochen haben! aber so will ich, so befehle ich, mein Wille gilt für Gesetz!“

Der vielgerühmte alte Cato hat den Rath gegeben, die Pferde und die Sclaven, wenn sie anfangen alt zu werden, zu verkaufen. Die Tiberinsel, wohin die alten und kranken Sclaven geworfen werden, damit Aeskulap ihrer sich annehme, kennen wir, und auch davon haben wir schon gehört, daß Muränen und daß die Bestien

mit Menschenfleisch gefüttert wurden. Seit die Einflüsse des Orients Rom mit den Eunuchen bekannt machten und der Besitz solcher unter den eleganten Römern Mode geworden, ist auch mit dieser Unmenschlichkeit die Sclavenbevölkerung heimgesucht worden.

Wenn ein Sclave sein Loos nicht mehr ertragen zu können glaubte und flüchtig wurde, machte alle Welt auf ihn Jagd, und wenn er wieder eingebracht wurde, hat das F, das mit glühendem Eisen seiner Stirne eingebrannt ward, ihn für immer als einen gefährlichen Menschen kenntlich gemacht.

Wir hören aber auch von Freilassungen und von Sclaven, die sich freigekauft haben; und doch konnte der Sclave nicht erwerben? So lautete das Gesetz, aber dem Herrn stand es frei, seinem Sclaven einen Erwerb zu gestatten, das Legat, das ihm zufiel, zu belassen. Wenn er dann nach jahrelanger Arbeit und Entbehrung so viel beisammen hatte, als der Herr für die Freilassung verlangte — um 1200 – 1600 Rm. wurde ein Landsclave erworben, ein zu allerhand Künsten ausgebildeter kostete mehr — dann mochte er die Bitte um Loskauf stellen; aber der Herr konnte ihm das Zusammengesparte abnehmen, er brauchte sein gegebenes Wort nicht zu halten, und dann waren alle Entbehrungen und Mühen nutzlos verschwendet.

Aber der Besitz eines Sclaven konnte auch zur Last, die Freilassung für den Herrn eine Wohlthat, eine Nothwendigkeit werden; Beispiele von massenhaften Freilassungen aus Verarmung sind nicht selten; besonders alt und schwach gewordenen Sclaven gegenüber wurden sie angewandt. Dann war das Unglück des Freigelassenen erst recht drückend. Was sollte er beginnen? Womit sich nähren, der Alte, der Schwache, der Kranke!

Wir vermuthen, daß er für die Predigt der frohen Botschaft des Heiles empfänglich sein wird; aber die Sclaverei hat ihn verderbt; wird der Gedanke an die Menschenwürde ihm faßbar sein?

Da die ganze Einrichtung der heidnischen Gesellschaft auf der Sclaverei beruhte, so hat das der Sclavenbevölkerung aufgedrängte Verderbniß die ganze Gesellschaft angesteckt, das sittliche Elend allgemein gemacht. Und dieser Welt trat der arme Apostel gegenüber!

V.

Die Familie.

Wir suchen einen lichten Punkt, einen tröstenden Anblick; werden wir ihn in der Familie finden? Sie ist unsere letzte Zufluchtsstätte.

Wie war sie ehrwürdig, die Familie in der alten republika-

nischen Zeit, hart freilich, der despotischen Allgewalt des Hausvaters überantwortet, aber in ihrer strengen Zucht ein fester Kern, woran das sociale Leben und selbst das politische sich in Sicherheit anzulegen vermochten. Der Hausvater ist der Priester der Hausgötter, er bringt die häuslichen Opfer dar, er hütet den Heerd, er ist der Herr, er repräsentirt die Familie, deren Glieder ihm gegenüber seine Sache sind, heißen sie Sclaven, Freigelassene, Clienten, Frau, Söhne, Töchter, denn sie alle umfaßt die eine Familie, die ihren eigenen Namen trägt, den Namen des Vaters, den sein Sohn trägt, aber auch der Client annimmt, der Vorname bezeichnete die Person, der Zuname den Zweig der Familie.

Der Vater ist vollständig Herr der Familie, er nimmt in sie auf, wen er will, er entkleidet ein Glied der Angehörigkeit; er adoptirt einen Sohn, emancipirt einen andern, und dieser ist dann sein Freigelassener; läßt ein anderes Kind von einer fremden Familie adoptiren, und dieses tritt dadurch aus seiner eigenen in die fremde ein. Seine Tochter kann er, wenn er sie zur Ehe gibt, als sein Familienglied unter seiner Herrschaft behalten, er kann sie auch an ihren Gatten verkaufen oder sonstwie abtreten, so daß auf diesen alle Rechte des Familienvaters über sie übergehen.

Wie oft ist der Vater für seinen Sohn oder gegen ihn mit Allgewalt in den politischen Kämpfen eingetreten; hat ihn, und war er auch Senator, von der Tribüne gerufen und ihm kraft seiner väterlichen Gewalt Schweigen geboten; ein Mitverschworener Catilinas ist durch seinen Vater verurtheilt worden.

Auf dem Vater also ruhte alle Gewalt in der Familie; an seine Stelle trat der Sohn, wenn dieser auch noch ein Kind war und eines Vormunds bedurfte; er erbte den Vater, oder der nächste Verwandte von des Vaters Seite (die Agnaten) und nicht die Mutter oder die mütterliche Verwandtschaft (die Cognaten).

Welches in der so gestalteten Familie die Stellung der Frau war, ergibt sich von selbst. Sie hatte niemals, ob Jungfrau, ob Ehefrau, ob Wittwe, eine Familie für sich, sie kam niemals aus der Unterwürfigkeit; als Jungfrau war ihr Herr der Vater, als Ehefrau dieser oder ihr Gemahl; als Wittwe brauchte sie einen Vormund. Im Hause ihres Gatten war sie gesetzlich dessen Tochter und die Schwester ihrer Kinder; so waren diese nicht in ihrer Gewalt. Sie saß verborgen in der Stille des Hauses; Wolle zu weben und den Hausstand zu überwachen war ihr Geschäft; selten ging sie aus, und wenn sie es that, war sie verschleiert; die Mutter erzog die Kinder; an ihrem Beispiele, unter ihrer edlen Zucht, wuchs das starke Geschlecht heran, das den römischen Namen so groß gemacht hat.

Diese strenge Anschauung, welche die Frau gesetzlich so tief

stellte, erhob sie doch zu einer Würde, welche die Alten nicht hoch genug preisen können, da sie von der Heiligkeit, ja von der Majestät der Matronen sprechen: Sie heißt die Familienmutter, denn ihr Beruf ist es, das Heiligthum der Familie rein zu bewahren, dem Staate Bürger zu geben; sie trägt den Purpur und den langen Matronenmantel, ihr Sohn die goldne Bulle und den Purpurstreifen an der Toga, ihre Tochter den Schleier der Jungfrauen. Wo sie erscheint, wird ihr ehrfürchtig Platz gemacht, kein Liktor streckt die Hand nach ihr aus, die Amtsperson, die ihr auf dem Wege begegnet, weicht aus, wenn ihr Gatte neben ihr im Wagen sitzt, braucht er vor dem Consul nicht auszusteigen. Wenn das Vaterland in Gefahr ist, fordert der Senat die Matronen zum Gebete auf; wenn sie beim Tode eines um den Staat verdienten Mannes Trauer anlegen, wird das für eine der höchsten Ehren erachtet. Ihr Grab trägt den Ehrentitel, daß sie Eines Gatten Weib gewesen (univira). Wehe dem Manne, der ihr verführerisch naht! Der Aedil klagt ihn an, der Censor entwürdigt ihn, das Exil, selbst der Tod ist seine Strafe.

Gegen die Sclavin, gegen die Freigelassene, gegen die Fremde, gegen die in unächter Ehe Lebende ist dem Römer Alles erlaubt; um ihre Sitten kümmert sich der Staat nicht, sie sind ihm zu verächtlich; wo aber die Ehe eines Römers mit einer Römerin unter heiligen Formeln geschlossen wird, als die Vereinigung von Mann und Weib zum gemeinschaftlichen und unauflöslichen Leben, da wacht das Gesetz über die Heiligkeit der Ehe und schreitet mit strengsten Strafen unerbittlich gegen Diejenigen ein, welche diesen Grundpfeiler des Staates antasten. Die häuslichen Tugenden der Keuschheit, der Treue, der Ehrenhaftigkeit betrachtete das alte Rom als öffentliche, als Staatstugenden, weßhalb denn der heilige Augustin das tiefsinnige Wort ausspricht, daß Gott diesem Reiche für seine Tugenden, welche zwar nicht den Himmel verdienten, die Herrschaft der Welt verliehen habe, damit sie nicht unbelohnt blieben.

Aber da diese Tugenden auf dem staatlichen Gesetze beruhten und nicht Früchte der Religion waren, so besaßen sie keinen dauernden Halt, und als die Strenge des Gesetzes nachließ, verschwanden sie; die Strenge des Gesetzes aber ließ nach, als die Sittenlosigkeit in die römische Welt eindrang.

Augustus beging, allerdings in der guten Absicht, die Frau freier zu stellen, den Mißgriff, ihr auf dem Gebiete des Vermögensrechtes Einräumungen zu machen; das hat auch das Christenthum gethan und mit vollem Rechte; aber während dieses sie mit heiligen Gesetzen bindet, welche das Heidenthum nicht hatte, konnte die freiere Stellung ohne diese innere, heilige Gebundenheit, nur zerstörend wirken. Selbständiger geworden im Besitze eigenen Ver-

mögens machten sich die Frauen auch selbständiger ihrer Familie gegenüber. Und als die Censur aufgehört hatte und die Sitten freier geworden waren, kamen die Ehescheidungen auf, und diese wurden in völliger Freiheit, durch den bloßen Willen der Ehegatten, ohne richterliche Entscheidung ausgeführt. Der Hausvater forderte der Gattin einfach die Schlüssel des Hauses ab; die Hausmutter schickte dem Gatten den Scheidebrief; war sie unter der Form des Verkaufs verehelicht worden, so ließ sie sich zurückkaufen; selbst für die unter feierlichen religiösen Formen geschlossene und daher unauflöslich erachtete Ehe erfanden die Juristen eine Formel der Auflösung. Es kam dahin, daß Eheleute schon nach einigen Tagen sich wieder schieden, daß Männer und Frauen zehn und zwanzig mal eine Ehe eingingen und wieder aufhoben; konnte da Rom rein, die Familie eine heilige Sache bleiben? Was mußte aus der Heiligkeit, aus der Majestät der Matronen werden? Das Weib vieler Ehen (mulier multarum nuptiarum) wurde zum emancipirten Weibe; nachdem die Bande des Gesetzes gebrochen waren, fielen leicht die der guten Sitte, und man sah Frauen auf der Arena, auf der Bühne des Theaters, in Thiergefechten, in den blutigen Gladiatorenkämpfen; man sah sie berauscht in unfläthigem Schmutze wie die Männer, theilnehmend an den wüsten Gelagen; sie wandeln verkleidet durch die nächtlichen Straßen, infame Abenteuer aufsuchend; sie steigen in die Gefängnisse der Sclaven nieder, sie lassen sich in die Listen der infamen Weiber einschreiben; sie schämen sich, Mutter zu sein und werden zu Mörderinnen.

Und solche Weiber sollen Römer erziehen? Wie war es einst so anders, ruft Tacitus aus, wo nicht in der Zelle einer erkauften Amme, wo unter den Augen einer keuschen Mutter der Römer sein Kind erziehen ließ, wo eine Verwandte von gereiftem Alter, von untadelhaften Sitten, deren alleinige Gegenwart jedes häßliche Wort, jede unanständige Handlung unmöglich machte, über dem heranwachsenden Geschlechte wachte. Nicht nur das Studium und die ernsten Stunden, auch die Spiele waren unter ihren Augen gehütet; so wurden von Cornelia die Gracchen, so wurden alle großen Männer erzogen. Jetzt ist es eine griechische Sclavin, jetzt sind es ein paar Sclaven, oft des niedersten Ranges, die keinen ernsten Unterricht zu geben verstehen, denen die Kinder überantwortet werden. Die Erzählungen und Spässe solcher Lehrer sind die erste Milch, womit die Kinder genährt werden, und Niemand im Hause kümmert sich darum; die Eltern selbst, gewöhnen sie die Kinder nicht an Spott und Schimpf, statt daß sie dieselben Ehrbarkeit und Mäßigung lehren sollten? Daher stammt die Unverschämtheit und die Menschenverachtung, die Leidenschaft für die Gaukler, für die Gladiatoren und die Pferde. Wird eine Seele, die an solchen Tand gewöhnt ist,

noch Sinn für den Ernst, für eine nützliche Beschäftigung bewahren? Gibt es noch einen Mann, der von etwas Anderem spricht? Ist es nicht die gewöhnliche Unterhaltung der jungen Leute in den Schulen?!

Nur zitternd kann der brave Vater seine Söhne in die öffentliche Schule schicken, begleitet und überwacht von einem Freigelassenen. Die Lehrer, oft von infamen Sitten, suchten nur Geld; daher überboten sie sich in Frivolitäten, um die Schüler anzuziehen, und schmeichelten den keimenden Leidenschaften.

Dahin war es mit der Familie, mit der Erziehung in der Kaiserzeit gekommen, und traurig verlassen wir den letzten Ort, wo wir noch eine reine, lichte Stelle in dem entarteten Rom zu schauen hofften.

VI.

Literatur und Kunst.

Seit Aristoteles hatte die Wissenschaft keinen Fortschritt mehr gemacht; die Poesie hatte ihn unter Virgil versucht, war aber bald wieder zurückgesunken zum Theil in die Trostlosigkeit der Weltanschauung, zum Theil in die öde Dürre und in den leeren Klingklang der Formen.

Wie weit war Horaz entfernt von der ernsten Auffassung der Alten, daß der Dichter, von der Gottheit begnadet, ein heiliges Amt übe, er, welchem die Poesie ein leeres Spiel war, der das „süß und ehrenhaft ist es, für das Vaterland zu sterben“ sang und zum feigen Diener jedes Gewaltherrn sich machte, der die Ehegesetze des Augustus mit Ueberschwenglichkeit pries und Cölibatär blieb, der infamen Sittenlosigkeit huldigend.

Virgil ist von seinen Zeitgenossen gepriesen, aber erst von den Christen verstanden worden, er hat in der heidnischen Welt keinen Nachfolger gefunden. Was den Inhalt seiner Aeneide betrifft, so schmerzt uns die Nachahmung Homers, unter dessen Erfindungsgabe und Kunst er so tief steht, wie unter dem Originale jede Copie, bei dessen Studium man es empfindet, daß die Ursprünglichkeit und Schöpferkraft ihm abgeht. Aber wie heimelt die Innerlichkeit der Auffassung des lateinischen Dichters ganz anders an, als die marmorkalte Epik des Joniers! Virgil dringt in die Heimlichkeiten des Menschenlebens und in die wunderbaren Schönheiten der Natur mit so liebevoller Hingebung ein, daß wir mit der Natur im trauten Zusammenhange leben und die Saiten unserer eigenen Seele anklingen hören, wenn er, ein echter Lyriker, seinen epischen Gestalten eine Seele einhaucht, der wir uns verwandt fühlen. Unter Tiberius wurden die Herzen zusammengeschnürt, der Mensch

isolirte sich vom Menschen, das Leben war proscribirt und nur das Vegetiren gestattet; wer mochte der Gefahr sich aussetzen, welche ein Erguß der Seele von Seiten des Tyrannen hervorrufen konnte? Das erklärt, warum die Poesie Virgils in der Kaiserzeit keine Nachfolger fand.

Das Versemachen dagegen wurde zur allgemeinen Lust, vom Hofe vielfach gepflegt. Der Name des Mäcenas wurde ein Gattungsname, Jedem ertheilt, der freundlich um die Poesie sich annahm; was Mäcenas that, das pflegte auch sein kaiserlicher Freund Augustus; freilich Tiberius war eine zu düstere Natur, als daß die Poesie fähig gewesen wäre, dem finsteren Verbrecher ein Lächeln zu entlocken, und Caligula, neidisch auf jede Auszeichnung, war der geborene Feind der Poeten; Nero dagegen wollte selbst Dichter sein, wie er Sänger war; wie er selbst einen Hofkreis bildete, der zum Versemachen zusammen kam, der die Recitation seiner Gedichte bewundern mußte, so sammelten in den Bädern, in den Hallen, an jedem geeigneten Orte die Dichter Zuhörer um sich, und es gehörte zum guten Tone, schöngeistigen Vorträgen beizuwohnen.

Der Repräsentant der Poesie dieser Zeit, so weit sie über das prosaische Versemachen sich erhebt, ist Lucan, der düstere Fatalist. Nero hat ihm die öffentlichen Vorträge verboten; er dichtete in der stillen Heimlichkeit, unbelauscht, deßhalb weder zur Schmeichelei, noch auf dem breitgetretenen Boden der Hofpoeten, und daher ist seine Poesie ein Spiegelbild der Zeit; er glaubte an die Magie und huldigt den geheimen Wissenschaften; verzweifelnd wirft er sich dem unerbittlichen Fatum hin, mit grausamer Wollust zergliedert er die Arbeit des Todes, und an die Stelle des Gedankens liebt er es, die Phrase treten zu lassen. Ist das nicht das Spiegelbild des Jahrhunderts, das nicht an die Vorsehung, aber an die Kraft der Zauberinnen glaubte, das durch das Wüthen der Kaiser an den Anblick der Zerstörung und Zerstückelung des menschlichen Körpers gewohnt war und in der Nöthigung, seine Gedanken zu verbergen, die Phrase klingen ließ?

Die Musik war zur Dienerin der bloßen Unterhaltung und des Sinnenkitzels herabgesunken; ihr feierlicher Gang, der die religiöse Erhebung bezweckte, war entschwunden, sie ging nicht mehr darauf aus, durch ihre harmonischen Akkorde die Harmonie in der Seele herzustellen und zu fördern, sie hatte den heiligen Charakter der Kunst eingebüßt.

In der Kunst der Plastik und der Architektur hatten die Römer niemals einen originalen Styl; lange Zeit sahen sie sogar mit Verachtung auf die Kunstbestrebungen als auf eine Sache, welche einer Nation nicht zustand, der die Herrschaft der Welt durch Krieg und Politik als Aufgabe zugefallen war. Als

aber die Eroberung die Adria überschritt und Griechenlands sich bemächtigte, da erwachte ein Enthusiasmus für die Künste, und Griechenland wurde ausgeplündert, das Forum, die Tempel, die Paläste mit griechischen Kunstwerken bevölkert, die griechische Kunst nach Rom verpflanzt, ein Gegenstand des Luxus und der Prachtliebe; ungeheure Summen wurden für Kunstwerke ausgegeben.

Aber schon unter Augustus machte sich ein Verfall bemerkbar. Es fehlte der religiöse Enthusiasmus; es gebrach an Liebe zu Volk und Vaterland. Die alten Familien starben aus, und die reichen Männer waren Emporkömmlinge, Freigelassene. So arbeitete die Kunst nicht für die Gottheit und das Vaterland, sondern für den Prunk und nach den Launen von kleinlich denkenden Menschen; auf der einen Seite artete sie in kolossale Uebertreibungen aus, auf der anderen verfiel sie in Kleinlichkeit; die allgemeine Sittenlosigkeit machte sie obscön, und nur in wenigen Geistern lebte das Gefühl und der Geschmack für die ernsten Formen und für den Zauber der Harmonie.

Die große Angelegenheit und Leidenschaft der Römer, um derentwillen Alles aufgeopfert wurde, das Staatsgeschäft, die Familie, die Siesta, der Landaufenthalt, war das Theater, nicht das Theater eines Sophokles oder Aristophanes, das des letzteren wäre den abgelebten Geistern zu fein, das des ersteren zu erhaben und zu sittenrein gewesen; sind ja nicht einmal Terenz und Plautus Lieblinge des Volkes gewesen und verstanden worden; die Dekoration mußte die Poesie ersetzen, so verlangte es der verdorbene Geschmack, und was dargestellt wurde, mußte ungeheuerlich oder schamlos sein, wenn es die Aufmerksamkeit auf sich ziehen wollte. Der heilige Isidor charakterisirt das römische Theater mit den kurzen Worten: „Infamie des Circus, Schamlosigkeit des Theaters, Grausamkeit des Amphitheaters, Wildheit der Arena, Narrheit der Spiele," und wir finden die ernsten Warnungen der heiligen Väter gegen den Theaterbesuch und das kirchliche Verbot desselben ganz begreiflich, wenn wir schon Seneca klagen hören, daß für die Sitten nichts gefährlicher sei, als ein Sitz im Theater. Die altrömischen Gesetze haben das Gewerbe des Histrion mit Ehrlosigkeit gebrandmarkt; jetzt ist der Schauspieler ein geehrter und ein reicher Mann. Freilich wird er auch ausgepfiffen und mit Steinen geworfen, aber er verdient auch seine 16000 Rm., Roscius seine 400,000; Ritter, Senatoren und selbst Matronen wetteifern um seine Gunst, und wenn er seiner Partei Jemanden bezeichnet, der ihn ausgepfiffen, so darf dieser vor Schlägen und selbst vor der Tödtung sich in Acht nehmen.

Die Kunst der Pantomimen wird förmlich studirt, die Frauen eignen sich dieselbe an wie die Männer; eine Sclavin gewann mit

diesem Unterrichte ihre Freiheit und eine Ausstattung von 203,200 Rm. In allen großen Häusern erstanden Bühnen, und der ernste Römer producirte sich als Possenreißer vor seinen Kindern und Gästen.

Aber betreten wir das Amphitheater; dahin strömt von den Frühstunden an alles Volk, da ist Aufmerksamkeit, da pochen die Herzen, da macht sich eine wilde Lust in den wildesten Rufen Luft. Marmor und Gold erglänzen, Pupurdecken schützen vor den heißen Sonnenstrahlen, jugendliche Sclaven in reizendem Costüm gießen Wohlgerüche aus — und auf die Arena treten die Bestien daß sie einander bekämpfen und zerfleischen. Das Publikum ist bald übersättigt, denn es weiß, daß seinen Nerven stärkere Aufregungen geboten werden sollen. Verurtheilte Menschen werden entkleidet an Pfähle gebunden, und Rom erlustigt sich an den Wunden, welche die Tatze der Bestie aufreißt, an dem Erkrachen der Knochen unter dem Gebiß derselben. Schon aufregender ist der Kampf des Menschen mit den Thieren, mit oder ohne Waffen; aber das Alles sind nur Vorspiele; die große Action beginnt, wenn der Lanist seine Gladiatoren einführt. Er hat sie für den Kampf erzogen, mit eigener Nahrung gespeist, gladiatoria sagina, von der man erwartete, daß sie den Körper recht blutreich mache, denn in Strömen sollte das lüsterne Auge das Blut ausspritzen sehen. Der Lanist hat die Gladiatoren gekauft oder gemiethet; sie haben ihm geschworen, so und so oft an einem Tage zu fechten, nicht zu fliehen, mit der Peitsche, mit Ketten, mit der Hinrichtung sich strafen zu lassen, und im Kampfe kunstgerecht zu sterben. Und wer hat diesen Schwur geleistet, wer sich als Gladiator vermiethet? ein Soldat? ein Proletarier? ja, aber auch der Ritter, der Senator, selbst die Matrone, denn auch sie hat das Schwert ergriffen.

Verschiedenartig, aber immer blutig, waren die Kampfweisen zu Pferd, vom Wagen herab, zu Fuß, selbst mit verbundenen Augen zum wiehernden Ergötzen, wenn die Kämpfer sich suchten, in die Luft hieben, ein ungedeckter Körper vom Schwerte getroffen wurde. Wenn die Zuschauer die Wunden und das Sterben des Einzelkampfes sattsam studirt und kritisirt haben, dann treten zwei Schlachtreihen einander gegenüber, und die Metzelei wurde im Großen vollzogen, oder es eröffnete sich die Schleuße, und die Arena wurde zum See, die Schiffe stellten sich in Schlachtordnung, und die Barken, welche sonst in den Seeschlachten dazu bestimmt waren, die Verwundeten, die Schiffbrüchigen aufzunehmen, mußten die Flüchtigen, welche die Umfassungsmauer zu gewinnen suchten, in den Kampf, in den Tod zurücktreiben.

Verstehen wir, denen der göttliche Heiland das Bewußtsein der Menschenwürde und den Werth des Lebens eingepflanzt, diese

grausame Lust an Blut und Wunden, dies Ergötzen am Todeskampfe eines Menschen? Ganze Tage lang verließen viele von den Zuschauern das schreckliche, uns so theuere Coliseum nicht; in den Mittagsstunden nahmen sie auf ihren Plätzen ein kurzes Mahl hastig ein, um nicht um das Schauspiel zu kommen, das jetzt freiwillige Liebhaber des Gladiatorenkampfes gaben. Claudius wollte nicht vor Einbruch der Nacht das Schauspiel verlassen; in der Mittagsstunde berief er den Nächsten Besten zum Kampf, einen Maschinisten, einen Arbeiter, die einen Fehler gemacht, einen beliebigen Mann, wenn er auch vom Handwerk nichts verstand, sterben mußte er doch lernen. Ich habe vom Studium der Wunden und des Todeskampfes gesprochen; das war ein Jubel, wenn ein Hieb kunstgerecht aufsaß, ein tausendstimmiges Bravo, wenn ein Gladiator elegant zu sterben wußte, ein donnerndes Gebrüll der Verwünschung, wenn Einer zur Flucht sich wandte und dem Sterben zu entgehen suchte, ein leidenschaftlicher Ausbruch des Unmuthes, wenn Einer immer Sieger blieb und von keiner Todeswunde getroffen wurde, denn nicht Sieg wollten die 80,000 Zuschauer sehen, sondern den Anblick des Todeskampfes genießen. Wie viele Matronen, Jungfrauen, Vestalinnen saßen mitten unter dieser Aufregung, im Geruch des Blutes! Kein Mitleid trauerte auf ihrem Angesichte, kein Wort der Gnade sprachen sie aus; sie schnellen in die Höhe, wenn ein Gladiator um Gnade fleht, und geben das Zeichen, daß er niedergestochen werde.

Aber decken wir den Schleier über diese Unwürdigkeiten einer Welt, aus welcher wir errettet sind!

VII.

Die Religion.

Die klaffenden Wunden erhielten keine Heilung durch die Religion, sie besserte nichts, sie hinderte kein Laster, im Gegentheile sie begründete und veranlaßte die Entwürdigung, und der bessere Mensch erhielt von ihr keinen Trost, der Reuige keine Ermuthigung und Hoffnung.

In Rom waren, wie wir schon wiederholt bemerkten, die Religionen aller Völker zusammengeströmt; zwar decretirte der Senat, ob dieser oder jener Gott auf dem Capitol Aufnahme finden sollte, oder nicht; aber er vermochte der Einwanderung aller die Thore nicht zu verschließen, das religiöse Bedürfniß war mächtiger als er. Diese Religionsmischerei hatte zur Folge, daß das Bischen Einfluß, welchen die nationalen Religionen auf den Volkscharacter ausgeübt, abhanden kam.

Mehr oder weniger waren alle diese Religionen Staatsreligionen gewesen, am schärfsten trat dieser Character wohl bei der römischen hervor. Phantasielos war sie durchaus auf die praktischen Ziele der Wohlfahrt, der Größe und des Ruhmes des Staates gerichtet und verlangte als die Tugenden, welche dieses Ziel förderten, den kriegerischen Muth der Bürger, die Mäßigung, die Sparsamkeit, die Heilighaltung der Familie. Aber da sie eben eine Staatsreligion war und weder dem Geiste noch dem Gemüthe, dem ganzen innerlichen Leben nichts bot, so brachen diese bürgerlichen Tugenden zusammen, als das Staatswesen ein anderes wurde und als die Religionen aller Welt in Rom zusammenflossen, und die Geister und die Herzen verführerisch auf sich zogen.

Beim Beginne der Kaiserzeit war es dahin gekommen, daß die Gebildeten die Götter, deren Statuen in Rom wimmelten, verlachten. Es ist wahr, der eigentlichen Atheisten waren nur wenige, an Götter glaubten die Meisten, aber es wäre ihnen wohl schwer geworden, eine nähere Bestimmung derselben zu geben; das religiöse Bedürfniß jedes Menschenherzens zog zur Gottheit hin, aber da diese von keiner Lehrautorität beschrieben und gepredigt wurde, verschwammen die unklaren Vorstellungen von ihr, und über ein allgemeines Gefühl kamen die armen Menschen nicht hinaus. Dem gemeinen Volke waren seine alten Staatsgötter noch nicht so entfremdet worden, seine religiösen Anschauungen mußten geschont werden, und da tritt eine schamlose Heuchelei der Staatsmänner hervor, die für sich selbst das Gespötte mit den Göttern trieben und dem Volke gegenüber von denselben sprachen.

Aber es ging, wie es immer geht, da das religiöse Bedürfniß unausrottbar ist, daß die zwei großen Mahnungen, welche jede Seele in sich herumträgt, das Bewußtsein der Schuld und der Ueberlieferung an die Strafe, die heidnische Welt aus ihrem Taumel aufschreckten, und die starken Geister gleichwie das ungebildete Volk zu Dingen trieben, welche die Gottheit versöhnen, ihren Schutz erflehen, ihren Segen bewirken sollten. Daher wandte man sich den Mysterien, den orientalischen Culten, all' dem gräßlichen Aberglauben zu, welcher in der Orakelbefragung, in dem Talismann, in der Geisterbeschwörung, Traumdeuterei, Astrologie zum Ausdrucke kam, Göttergestalten für alle möglichen Bedürfnisse schuf und eine lächerliche Auswahl unter ihnen traf.

Unnöthig, weil selbstbeantwortet ist die Frage, was eine solche Religion für das Geistesleben gewesen sein mußte; gleich unnöthig die andere, welche Bedeutung sie für das Herz und den Willen, für das praktische Leben haben konnte. Sie hinderte kein Laster, im Gegentheile begründete und veranlaßte sie die Sünde und gab keinen Trost.

„Unser Wandel ist im Himmel," dieses Wort, mit welchem der heilige Paulus das Lebensprinzip des Christen ausspricht, führt zur Frömmigkeit, welche zu Allem nütze ist, gibt dem täglichen Leben seine Richtung auf die Ewigkeit, entführt die Seele vom Versinken in die Erde, — keine heidnische Religion kannte dieses wunderbar schöne, erhebende und tröstende Wort; daher hat auch keine das Verderbniß der Seele verhindert. Zwar ist in keiner Religion der gebildeten Heidenwelt die Unsterblichkeit der Seele förmlich geläugnet, aber keine hat auch den Begriff derselben klar festgestellt und die Furcht vor dem Tode durch eine selige Hoffnung gemildert. Ein trauriges Land der Schatten ist ihr Elysium; Achilleus findet es wünschenswerther der Diener des letzten Gärtners auf Erden, als ein herrschender König im Elysium zu sein; und wenn die Dichter dieses preisen, so meinen sie doch, derjenige sei glücklich, dem der Uebergang in dasselbe recht weit hinausgerückt sei. Wie trostlos muß die Trauer auf das Leben derjenigen wirken, die da keine Hoffnung haben!

Keinem Menschen fiel es ein, Tugend von den Göttern zu begehren; diese waren nur da, um irdische Güter zu geben, dafür stellt Cicero das Zeugniß aus: „Alle Menschen sind überzeugt, daß ihnen die äußern Güter von den Göttern zukommen, die Tugend dagegen denkt kein Mensch aus ihren Händen zu empfangen. Wer hat jemals den Unsterblichen dafür gedankt, daß er ein Ehrenmann ist? Man dankt ihnen für den Reichthum, für die Ehren, die Gesundheit, das sind die Güter, die man von Jupiter begehrt, aber wer hat jemals um Gerechtigkeit, um Mäßigung, um Weisheit gebeten? ... Nach der Meinung Aller ist es das Glück, das man von den Göttern begehren, die Weisheit aber von sich selbst erwarten muß." Das Glück! was für ein Glück? den Tod einer lästig gewordenen Frau, den Hingang eines Verwandten, den man beerben will, den Beistand zu einem Betrug, das Gelingen der List für einen Diebstahl, „schöne Laverna, stehe mir bei, daß ich als ein Gerechter erscheine und decke eine Wolke auf meine Betrügereien!"

Was könnte auch von diesen Göttern erbeten werden, von welchen selbst ein Ovid sagt: „Wenn du rein bleiben willst, so fliehe die Tempel, wenn das Mädchen keusch bleiben will, so fürchte sie den Tempel Jupiters und die Erinnerung an diesen ehebrecherischen Gott!" Was die heidnische Welt an ihren Göttern als Beispiele vor sich hatte, wie konnte es einem Laster wehren? Was ein Gott thut, wird das für einen armen Menschen eine Infamie sein?

Die heidnische Götterverehrung hat die Sünde nicht nur nicht gehindert, sondern auch ihr Vorwände geliehen, sie befördert, sie selbst geboten. Derjenige, durch welchen die Sünde in die Welt kam, welcher der Menschenmörder von Anfang an genannt wird,

treibt zum Morde und zum Verderbniß der Menschennatur durch die Entfesselung der wildesten und wüstesten Leidenschaften; die Grausamkeit und die Ausschweifung nehmen Platz auf den Altären; noch in der Kaiserzeit werden bei schweren Schicksalsschlägen ein Gallier und eine Gallierin lebendig eingegraben; bei Livius spricht ein schlechtes Weib: „Laß dich nicht in die Bachanalien einweihen, dein guter Name, deine Ehre, deine Sitten gehen dabei zu Grunde." Von der Matrone sagt der heilige Augustin, daß sie im Schooße ihrer Familie ernst und züchtig, am Feste der „guten Göttin" im Tempel Dinge thun mußte, welche sie im Theater nicht anzuschauen gewagt hätte, und er fügt bei: Danken wir den Schauspielern, daß sie unseren Augen nicht vorführen, was im Schatten des Heiligthums verborgen ist. Aristoteles empört sich über die Infamie der Tempel und verlangt, daß die Jugend davon ausgeschlossen sei, aber weiter geht er nicht, „weil die Götter auf diese Weise geehrt werden wollen."

„Die Götter der Heiden sind Dämonen," sagt der heilige Paulus; nur ein Dämon kann den Menschenmord auf dem Altare und die Preisgebung von Frau und Tochter im Tempel vom Familienvater fordern.

VIII.

Das allgemeine Elend.

Ueberblicken wir die Formen, in welchen sich die heidnische Welt ausgestaltete, so tragen sie alle die zwei characteristischen Merkmale an sich, die Grausamkeit und die Ausschweifung. Wir haben viel, aber nicht Alles gesagt, weil die christliche Feder Dinge nicht beschreiben darf, die der heilige Apostel auch nur zu nennen verbietet.

Auf dem Wege des Verderbens schritt die heidnische Welt immer weiter voran und verfiel immer tiefer. Das menschliche Leben hatte niemals im Heidenthume Werth gehabt; so hatte der Vater in Rom schon unter dem Zwölftafelgesetze das Recht, durch Aufnahme seines Kindes in seine Arme es zum Leben zu bestimmen oder durch Liegenlassen zu seinen Füßen es dem Tode zu überantworten, und das Gesetz schrieb vor, ein mißgestaltetes Kind zu tödten. Das Recht des Todes hatte der Souverän immer geübt, noch Cäsar 4000 Helvetier getödtet oder in die Sclaverei verkauft und 2000 die Hände abgehauen; aber daß den ungeborenen Kindern das Leben versagt wurde, daß einem Sclaven die Möglichkeit einer Denunciation durch Ausschneiden der Zunge abgeschnitten wurde, daß lebendige Menschen den Aerzten für ihr anatomisches Studium zugewiesen wurden, daß

die Alchymie und andere geheime Wissenschaften gegen das Leben wütheten, das war Fortschritt auf dem Wege des Bösen.

Fortschritt war die ungescheute Oeffentlichkeit der Ausschweifung, die Duldung derselben in der Familie, in Gegenwart der Kinder, die Allgemeinheit der Ausschweifung, so daß sie nicht mehr als Mackel gerügt wurde, die Infamie derselben, von welcher Männer wie Cicero, Titus, die gerühmtesten Männer, sich nicht frei erhielten und von sich sagen lassen mußten, daß sie das schrecklichste Verbrechen gegen die Menschenwürde begingen.

Man glaube aber nicht, daß die heidnische Welt in dem Schmutze der Ausschweifung und in dem Greuel des Blutes sich wohl fühlte. Es war die Trostlosigkeit, die Verzweiflung, was sie hinein stürzte, sie suchte sich zu betäuben, das Elend des Lebens zu vergessen; sie hatte das Bewußtsein desselben, aber keine Hoffnung, weil sie keine Möglichkeit der Erlösung und Heilung sah.

Aber diese grausame Wollust übersättigt und macht das Unglück der Seele nur noch schmerzlicher. Daher ward nach dem äußersten Mittel gegriffen: man tödtete sich. Durch den Selbstmord machte der Arme seinem Hunger ein Ende, entging der Proscribirte seinen Verfolgern, endigte der Reiche seine Uebersättigung. Der Selbstmord wurde zur Mode, er wurde eine allgemeine Krankheit, Freunde wußten sich nichts Besseres anzurathen.

Dahin war es mit der Menschheit gekommen; ist das Bild nicht zutreffend, das der heilige Paulus davon entwirft? Unentschuldbar sind die Heiden und gerecht ist Gottes Gericht über sie; „weil, nachdem sie Gott erkannt hatten, sie ihn nicht als Gott verherrlicht oder ihm Dank gesagt haben, sondern sie wurden nichtig in ihren Gedanken und finster geworden ist ihr unverständig Herz; indem sie sagten, sie seien Weise, sind sie Thoren geworden. Und sie verwechselten die Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes mit einem Gleichbilde von einem vergänglichen Menschen und von Vögeln und Vierfüßlern und Gewürmern. Deßhalb gab sie Gott in den Gelüsten ihres Herzens dahin in Unlauterkeit, daß sie ihre Leiber an sich selber entehrten, sie, welche verwechselt haben die Wahrheit Gottes mit der Lüge, und Verehrung und Dienst erwiesen haben dem Geschöpfe viel mehr, als dem Schöpfer, welcher in Ewigkeit gebenedeit ist. Amen. Deßhalb gab Gott sie hin in schandbare Leidenschaften." (Röm. 1, 18 ff.) In der Eitelkeit ihres Sinnes wandeln die Heiden, „sie, die verfinstert sind in ihrem Verstande, entfremdet vom Leben Gottes durch die Unwissenheit, die in ihnen ist wegen der Blindheit ihres Herzens, die, der Hoffnung absagend, sich selber überantwortet haben in die Unlauterkeit zur Verübung jeglicher Unreinheit, zur Unersättlichkeit." (Ephes. 4, 18. 19.)

IX.

Die Christen.

Sie erschracken nicht vor dieser Welt der Greuel; sie hatten das Bewußtsein, daß Derjenige sie erlösen werde, welcher den Fürsten dieser Welt am Kreuze überwunden. Zwar waren sie in die Katakomben niedergestiegen, auf die Fortsetzung des Kampfes stille sich bereitend; aber sie waren nicht muthlos, nicht ohne Trost; im Gegentheile: sie sahen am Himmel und auf Erden die Zeichen, welche ihnen nach der Verheißung des göttlichen Heilandes ankündigten, daß ihre Erlösung nahe war.

Nachdem Jesus schon einmal über Jerusalem geweint, weil es die Propheten gemordet und seine Kinder ihm nicht hingegeben, that er es ein zweites Mal, als er bei seiner letzten Rückkehr aus Galiläa den Oelberg hinabstieg; und dabei sprach er: „Daß du doch erkannt hättest, und zwar an diesem deinem Tage, was dir zum Frieden dient! — so aber ist es vor deinen Augen verborgen; dieweil Tage über dich kommen werden, da deine Feinde einen Wall um dich aufwerfen und dich ringsum einschließen und dich einengen werden von allen Seiten her. Und dem Erdboden werden sie dich gleichmachen und deine Kinder, welche in dir sind, und nicht Stein auf Stein werden sie in dir lassen, dieweil du die Zeit deiner Heimsuchung nicht erkannt hast!“ Als die Stunde seines Leidens nahe war, kamen die Jünger auf die Prophezeiung zurück, indem sie ihn auf die Festigkeit der Tempelmauern aufmerksam machten; er aber erwiederte, daß eines Tages kein Stein auf dem andern bleiben werde. Und nachdem er sich auf dem Oelberge niedergesetzt, da sprach er jene doppelte Prophezeiung aus, welche zum Theile in die nächste Zukunft, zum Theile am Ende der Tage in Erfüllung gehen werde: „Sehet vor, daß Niemand euch irre führe! Viele nämlich werden in meinem Namen kommen, die da sagen: ich bin Christus! und Viele werden sie irre führen. Ihr werdet aber hören von Kriegen und Kriegsgerüchten. Sehet zu, daß ihr nicht verwirrt werdet; denn es muß dieses geschehen, aber noch ist es nicht das Ende. Denn aufstehen wird Volk gegen Volk und Reich wider Reich und Pest wird sein und Hungersnoth und Erdbeben Ort für Ort. Alles dieses aber ist der Anfang der Wehen. Dann werden sie euch überantworten in Bedrängniß und werden euch tödten, und ihr werdet gehaßt sein von allen Völkern um meines Namens willen. Und dann werden Viele geärgert werden, und werden einander überantworten und einander hassen. Und viele falsche Propheten werden aufstehen und werden Viele irre führen, und weil die

Ruchlosigkeit überhand genommen hat, wird die Liebe der Mehrzahl erkalten; wer aber ausgeharrt haben wird bis ans Ende, der wird gerettet sein!"

Daß diese Zeit der Heimsuchung nahe sei, wie oft und wie eindringlich ist es den Kindern Gottes verheißen worden! Und als nun die Zeichen erschienen, der allgemeine Aufruhr, Erdbeben und Krankheiten, die Verfolgungen, die falschen Christusse und Propheten, als Jerusalem zerstört wurde, — wie schlug dem Christen das Herz, wie erhob er sein Haupt, wie freudig ging er in den Kampf und den Tod, da er seine Erlösung nahe sah!

Wir haben den Aufruhr der Völker schon beschrieben, die schreckliche Krisis, unter welcher zwischen Nero und Vespasian das römische Reich untergehen zu müssen schien. Erdbeben erschreckten allüberall, in den Jahren 61 und 62 in Asien, Achaia, Macedonien; die Städte Hierapolis, Laodicäa, Colossä wurden in ihren Grundfesten erschüttert. Im Jahre 63 litt Italien, insbesondere Neapel und Nuceria, Pompeji stürzte fast ganz zusammen, Herkulanum zum Theil, ganz Campanien war in Angst, viele Menschen wurden wahnsinnig.

Dem Jahre 65, sagt Tacitus, wollten die Götter ein Merkmal aufprägen durch Stürme und Krankheiten; in Rom brach plötzlich, ohne daß man eine Ursache dafür entdecken konnte, eine ansteckende Krankheit aus, welche zahlreiche Opfer aus allen Classen der Gesellschaft hinwegraffte; die Häuser, die Straßen lagen voll von Todten.

„Dann werden sie euch überantworten in Bedrängniß und werden euch tödten, und ihr werdet gehaßt sein von allen Völkern um meines Namens willen." Schon waren Stephanus und Jakobus des Martyrertodes gestorben, Petrus hatte die Fesseln zweimal getragen, der heilige Paulus sah sich von Stadt zu Stadt verfolgt, war fünfmal von den Juden gegeißelt, einmal gesteinigt worden; in Judäa, in Rom, in Asien, Griechenland, in Macedonien, in Pontus, in Galatien, Kappadocien litten die christlichen Gemeinden. Noch hatte das Gesetz sich nicht gegen sie ausgesprochen, im Gegentheil ist Pilatus bei Tiberius in Ungnade gefallen, hat die jüdische Verfolgung im Jahre 37 plötzlich aufgehört, weil wahrscheinlich die römische Autorität dagegen einschritt, ist der Hohepriester nach der Marter des jüngeren Jakobus (61) von Rom aus zur Rechenschaft gezogen worden, hat (53) der Proconsul Gallio in Corinth die Juden mit ihrer Anklage gegen den heiligen Paulus von seinem Tribunale abgewiesen, und zu Ephesus hat der Magistrat eine tumultuarische Versammlung gegen den heiligen Paulus als ungesetzlich bezeichnet. Erst Nero hat die Reihe der obrigkeitlichen Verfolgungen

eröffnet, aus Furcht wegen seines Verbrechens gegen die Stadt. Rom liebte die Ordnung und den Frieden, und die Christen brachen weder die erste, noch trübten sie den letztern. Aber den Juden war der Gekreuzigte ein Aergerniß und den Heiden eine Thorheit; und die Leidenschaft, der Haß der Juden und der Ingrimm der Heiden über das Evangelium des himmlischen Lebens griff zur Verläumdung. So viele Privatinteressen, die im heidnischen Cult ihre Befriedigung und ihren Gewinn fanden, traten gegen die Predigt des Christenthums auf, in Philippi war es eine angebliche Prophetin, in Ephesus ein Goldschmid, dessen Verkauf von Statuen der Diana bedroht war, anderwärts waren es Priester, Wahrsager, schlechte Weiber, welche den Christen alles Böse nachsagten und die Volkswuth gegen sie reizten. Aber der göttliche Heiland hatte gesagt, daß der Schüler nicht über dem Meister sein könne, und die Verfolgung wurde nicht als ein Unglück, sondern als eine Heimsuchung Gottes, welche den Tag des Herrn beschleunige, mit muthigem und hoffnungsvollem Vertrauen aufgenommen.

„Viele werden kommen und in meinem Namen sagen: ich bin Christus, und sie werden Viele verführen.“ Gleich nachdem die Kirche durch die Herabkunft des heiligen Geistes in die Welt eingeführt war, hub das Geschlecht der Männer an, welche statt mit aufrichtigem Herzen den Glauben aus dem Munde der Kirche hinzunehmen, nach der Maßgabe eines verderbten Herzens und beschränkter Einsicht aus seinen Sätzen eine Auswahl treffen und den Gläubigen zurufen: „ich bin Christus.“ In diese traurige Arbeit der Verwüstung theilten sich Juden- und Heidenchristen; die ersteren überhoben das Gesetz Mosis und würdigten die vom göttlichen Heilande verdiente Gnade zu einer bloßen Zugabe herab, die letzteren stießen sich an dem Dogma der Schöpfung und der Menschwerdung; beide griffen die Gottheit Christi an, die ersteren machten ihn zu einem bloßen Propheten, auf welchem der Geist Gottes von seiner Taufe bis zu seiner Passion geruht, die letzteren zu einem Phantom, zu einer Erscheinung. Nach ihnen war die Welt nicht von Gott, sondern von Engeln geschaffen, böse und unrein von Grund aus, wie konnte also bei dieser Anschauung Gott mit der menschlichen Natur sich vereinigen? Da sie auch das Gesetz Mosis von den Engeln, von einem bösen Principe stammen ließen, so suchten sie es zu zerstören, während die Häretiker aus den Judenchristen seine Verpflichtung allzusehr hervorhoben.

Der berühmteste Name unter diesen ältesten Verführern ist S i m o n M a g u s, der sich die „große Macht Gottes“ nannte.

Aber die Kinder Gottes hatten von ihrem Heilande das Wort vernommen: „an ihren Früchten werdet ihr sie erkennen.“ Und die Früchte der Verführer waren böse. Die aus den Juden verfolgten

den heiligen Paulus, die aus den Heiden, die Gnostiker, verachteten das Fleisch und verfielen allen fleischlichen Verirrungen, verdammten die Ehe, pflegten Umgang mit den Dämonen und überlieferten die treuen Christen der Verfolgung. Es war unter den Verhältnissen jener Zeit für Manchen schwer, vor der Verführung sich rein zu bewahren, denn die Verführer schlichen in den Häusern umher, und an wie viel Orten war der Bischof im Gefängnisse oder sonst wie von seiner Heerde getrennt; aber wenn auch der heilige Petrus am Kreuze gestorben, so war doch der heilige Stuhl nicht erledigt, und an den unfehlbaren Lehrer der Wahrheit lehnte die Christenheit sich an, und stark auf dem festen Grunde unerschütterlich stehend, was konnten sie in den auftauchenden Häresien etwas Anderes sehen, als daß der Herr seine Kirche fortwärend reinige von den unsaubern Elementen, damit ihr Leib immer rein und unbefleckt sich darstelle? Das Göttliche lernten die Getreuen vom Menschlichen und Teuflischen unterscheiden, und ihre muthige Zuversicht zur Ueberwindung der Welt im Namen Jesu mußte freudig wachsen; denn war der Tag des Herrn nicht nahe? Mit welch' flammender Schrift schrieb Dies in ihre Herzen die Zerstörung Jerusalems, das den Tag seiner Heimsuchung nicht erkannt hatte!

X.

Die Zerstörung Jerusalems.

Mit dem Verbrechen vom Calvarienberge hebt das Unglück Israels an. Um des Kaisers willen haben die Juden ihren himmlischen König dahingegeben; so nahmen sie wenigstens den Vorwand zu ihrer Anklage vor Pilatus; jetzt standen sie wider denselben Kaiser auf, weil Derjenige, der Gott preisgibt, auch in der irdischen Ordnung keine Treue halten kann. An dem gottesmörderischen Verbrechen hatten alle Stände und Classen des Volkes theilgenommen, die Priester des Tempels und die Rabbinen der Synagoge, die Pharisäer und die Sadduzäer, die Aristokraten und die Demokraten, die urtheilslose Menge, die einheimischen Juden und die aus der Fremde zum Osterfeste versammelten: jetzt erntet alles Volk die Frucht des Verbrechens, es wird „Kein Volk," verliert Tempel und Altar und das Vaterland; ruhelos wandert es, ist überall zu Hause und nirgends in einem Vaterlande, die gezeichnete Nation, nirgends geliebt, viel gehaßt und verfolgt.

Mit dem Mißtrauen und der Eifersucht der Heiden, mit der inneren Spaltung fing das Unglück an.

Wie war die Stellung der Juden 20, 30 Jahre früher, noch

unter Augustus, als der vielersehnte und allerwartete Messias kam, eine ganz andere gewesen!

Zwar war die religiöse Spaltung auch damals schon vorhanden gewesen. Die Pharisäer betonten den Buchstaben des Gesetzes, erklärten und ergänzten ihn; die menschliche Autorität überwucherte die göttliche; Moses trat vor Hillel zurück; die Sadduzäer verwarfen alle Tradition und läugneten die Auferstehung und neigten dem Heidenthume zu. Aus Aegypten und dem Orient kamen geheime Lehren mit Fabeln über die Engel und Dämonen, mit Zauberei und Beschwörungen; die Essener endlich führten wieder ein abgesondertes Leben.

Allein so nachtheilig diese Spaltungen für die endliche Erfüllung der Aufgabe des auserwählten Volkes waren, und so sehr die willige Hinnahme der römischen Herrschaft offenbarte, wie tief die Nation gesunken war, so vereinigten sich doch viele Umstände, die nicht erwarten lassen konnten, daß die Nation vor ihrer Todesstunde angekommen war. Politisch waren die Juden frei, denn seit ihrer Heimkunft aus der babylonischen Gefangenschaft hatten sie gelernt unter das Joch der Gewaltherrscher sich zu beugen, wenn diese den Glauben und Cult gewähren ließen. Die Juden bethätigten damals wie heute die merkwürdige Schmiegsamkeit an die jeweils herrschende Partei. Das siegreiche Rom sah sich von ihnen in keiner Weise beeinträchtigt, als es einen Herodes als König über sie setzte, als es aus Judäa eine römische Provinz machte; sie standen nur auf, als Pilatus mit den Adlern götzendienerische Zeichen in ihre heilige Stadt einzuführen sich vermaß, als Caligula seine Statue im Heiligthume aufstellen wollte. Dafür war Rom tolerant gegen den jüdischen Cult, im Namen und Auftrag des Kaisers wurden täglich Opfergaben im Tempel dargebracht, die jährlichen Sendungen der Tempelsteuer jedes Juden war beschützt, der Jude sogar vom Militärdienste frei, weil er aus religiösen Bedenken dem heidnischen Adler nicht folgen wollte. Ueberall waren Juden römische Bürger und kamen durch ihren mannigfaltigen Geschäftsbetrieb, insbesondere durch ihren Geldhandel zu Reichthum und Einfluß. Dank ihrer ehelichen Verhältnisse vermehrten sie sich stark, während die heidnischen Völker in Folge der zur öffentlichen Calamität gewordenen Ehelosigkeit und Sittenlosigkeit allenthalben in erschreckender Abnahme begriffen waren. Als im Jahre 66 Cestius Galba, der Proconsul von Syrien, die Zahl der Osterfestgäste wissen wollte, fand sich's, daß 256,500 Osterlämmer geschlachtet wurden, also ungefähr zwei Millionen, 700,000 Juden in Jerusalem anwesend waren. Deßhalb ist die Schätzung nicht übertrieben, daß um diese Zeit die jüdische Nation neun bis zehn Millionen Seelen zählte, in allen Ländern zerstreut. Seit der babylonischen Gefangenschaft erfüllten sie Babylon, Medien, Persien;

bis nach China fand eine Auswanderung statt. Unter den Ptolemäern kamen viele Juden nach Aegypten, welche sich nach und nach über die ganze Nordküste Afrikas hin verpflanzten. Unter den Seleuciden siedelten sie sich in Syrien und Kleinasien an; von da zogen sie sich nach Cypern, Creta, Griechenland, Italien; Pompeius brachte die ersten jüdischen Gefangenen nach Rom, wo ihre Gemeinde um das Jahr 60 auf 20 oder 30,000 Seelen geschätzt wurde.

Mit ihnen war ihr Glaube durch die Welt gewandert; in allen Städten erstanden Synagogen und aus allen Völkern kamen Proselyten. In wie vielen Häusern Roms brannte die Sabbat-Lampe, in wie vielen Familien wurde das Fasten und die Abstinenz beobachtet, die jüdischen Festtage öffentlich gefeiert; die Ruhe des Sabbats und die Wocheneintheilung in sieben Tage entstand überall in dieser Zeit, offenbar hervorgerufen durch den Einfluß der Juden.

Geachtet waren sie und frei, — das Verbrechen vom Calvarienberge brachte einen völligen Umschlag. Hat Rom angefangen, sie zu fürchten? was hat die Eifersucht der Heiden gegen sie aufgeregt? was sie selbst innerlich zerfleischt? „Sein Blut komme über uns und unsere Kinder!“

Eine nie gesehene Unruhe kam in die Nation. Die Prophezeiung Jakobs war erfüllt, der Scepter von Juda genommen; die 62 und 7 Jahrwochen Daniels vorüber, ob man sie von Cyrus oder von Artaxerxes Langhand an zählte. Der Rabbi Abba hörte eines Tages eine Stimme, die ihm sagte: „Ich bin der Prophet Elias, und ich verkünde dir, was du schon seit langer Zeit begehrst. Du suchest die Zeichen, welche den Messias ankündigen; höre sie: die ganze Erde wird den Römern gehorchen; die alte Religion wird zerfallen; die Völker werden sich wider die Könige erheben, die Thoren wider die Weisen, die Angeklagten gegen die Richter, die Schlechten gegen die Guten, die Kinder gegen die Eltern. Der Messias wird zuerst mißachtet sein, dann Vieles leiden, und man wird ihn tödten.“ — Die Rabbinische Tradition gab der Welt eine Dauer von 6000 Jahren, 2000 der Leere, 2000 des Gesetzes; das Judenthum erwartete daher längst den Messias; zur Zeit, da unser göttlicher Heiland geboren wurde, war diese Erwartung eine allgemeine und zuversichtliche. Aber die Lehrer in Israel rechneten immer anders und schoben den Tag der Erwartung immer weiter hinaus. In der Zeit des Claudius war man mit allen Berechnungen zu Ende, und dachte nicht, daß der Vorhang des Tempels längst zerrissen war. Der Messias, wie ihn die Juden erwarteten, kam nicht, und eine grausige Unruhe kam über die Geister, die deßhalb leicht eine Beute der eigenen Einbildung oder fremder Verführung wurden. Es bildeten sich zwei große Parteien, von welchen

die eine den Frieden mit Rom zu bewahren suchte, die andere den Aufruhr wollte.

Die ersten Zuckungen zeigten sich in den Jahren 38—40, unter der Herrschaft Caligulas. Die heftigen Verfolgungen der Apostel hatten den heidnischen Umwohnern die Juden als Friedensstörer gezeigt; so zog die Fortsetzung des Verbrechens vom Calvarienberge die erste Verfolgung auf sie. Nur mit schwerer Mühe gelingt es noch der priesterlichen Aristokratie, die Menge von einem Aufruhr zurückzuhalten, da Caligula seine Statue dem Heiligthume aufdringen will; aber in Alexandrien wüthet eine Verfolgung. Unter Claudius trat Ruhe ein, aber die Qual der Erwartung des Messias rief Betrüger auf die Bahn. Schon seit Jahren trieb eine Bande, welche Judas der Gaulonite gesammelt hatte, auf den Landstraßen ihr Unwesen, jetzt, im Jahre 45, im letzten Jahre der letzten Jahreswoche Daniels, beredete Theudas, der sich für einen Propheten ausgab, die Juden, mit ihm über den Jordan zu ziehen; trockenen Fußes, verhieß er, werden sie ihn überschreiten, und die Mauern Jerusalems werden vor ihnen stürzen. Noch vermochten die Römer die bethörte Masse leicht zu zerstreuen, aber das Wort „Freiheit!“ war gefallen, und im ganzen Lande hallte es wieder. Syrier und Samaritaner warfen sich auf Judäa; mit großer Anstrengung gelingt es noch der Aristokratie, die Römer zum Einschreiten zu bewegen; aber diese verlassen ihre traditionelle Politik, und nach zehn Jahren, 51—61, ist die Sachlage so verändert, daß der Untergang der jüdischen Nation nur mehr eine Frage der Zeit ist.

Aus den Straßenräubern bildete sich eine neue Partei, die Sikarier, welche in den Straßen der Stadt, im Tempel tödten; falsche Messiasse traten auf; beide, sie und die Straßenräuber, führen den Krieg mit den Römern, und verstärkt durch eine Zahl von Rabbinen und deren Schülern mit der Aristokratie, welche an den Römern festhielt. Im Jahre 62 wurde der von Herodes d. Gr. angefangene Tempelbau vollendet; aber keine Freude wurde laut. Tiefe Trauer lag auf Jerusalem; die priesterliche Aristokratie sah sich in die Lage versetzt, entweder mit den Aufrührern gemeinschaftliche Sache zu machen, oder wider sie mit den Römern aufzutreten. Im ersteren Falle mußte sie dem römischen Schwerte, im andern der Volkswuth erliegen. Es war die Zeit gekommen, wo der Apostel das Anathema spricht über die Juden, „welche auch den Herrn Jesum gekreuzigt haben und die Propheten, und uns verfolgt haben, und Gott nicht wohlgefällig, und allen Menschen zuwider sind, da sie uns abhalten, den Heiden zur Errettung zu predigen, so daß sie ihre Sünden vollmachen immerdar, denn es kommt der Zorn Gottes über sie zu äußerst.“ (I. Theff. 2, 15. 16.)

Am Laubhüttenfeste (September 62) erschien ein Bauer, Jesus, des Ananus Sohn, in den Straßen Jerusalems und rief: „Stimme von Osten, Stimme von Westen, Stimme von den vier Winden! Stimme gegen die Neuvermählten! Stimme gegen das Volk!“ Festgehalten und in Untersuchung gezogen, antwortete er nicht, geschlagen rief er die nämlichen Worte aus. Gegeißelt, mit Blut überdeckt, vergoß er keine Thräne, sprach keine Bitte aus, sondern immer nur das Wort: „Wehe! wehe über Jerusalem!“ Und bis zur Belagerung Jerusalems lief er allezeit durch die Straßen, sprach mit keinem Menschen, beklagte sich nicht, wenn er geschlagen wurde, dankte Denen, welche sein Leben fristeten, nur mit demselben Klagegeschrei: „Wehe über Jerusalem! Wehe über das Volk! Wehe über den Tempel!“

Von Josephus und Tacitus erfahren wir, daß sich ein Comet in der Gestalt eines aufgehängten Schwertes ein ganzes Jahr lang über der Stadt gezeigt habe. Am 19. März 65, am Feste der ungesäuerten Brode, in der neunten Stunde der Nacht, erleuchtete eine halbe Stunde lang ein grelles Licht den Tempel und Altar; ein andermal in der Mitternachtstunde ging die Pforte des Heiligthums, welche gegen Osten schaut, von selber auf; aus Bronze gefertigt, war sie so schwer, daß zwanzig Menschen sie kaum zu bewegen vermochten. Am 29. April sah man kurz vor Sonnenaufgang in der ganzen Ausdehnung des Himmels Heere sich bewegen, sie warfen Wälle um eine belagerte Stadt auf; Waffen und Rüstungen erglänzten in der Sonne; und als an Pfingsten die Priester den Tempel betraten, hörten sie das Geräusch wie von vielen Fußtritten, welche sich entfernen, und die Stimme: „Verlassen wir diesen Ort!“

Der Krieg mit den Römern schien unvermeidlich; dazu trieben auf der einen Seite die Aufrührer, auf der andern der römische Procurator Florus, welcher über Gewaltthätigkeiten angeklagt nur durch einen blutig niedergeschlagenen Aufruhr sich retten zu können meinte. Er zahlte die Aufrührer, drohte, sich am Tempelschatze zu vergreifen, marschirte am 27. April 66 in Jerusalem ein, entschlossen, den Ausbruch einer Revolte hervorzurufen. Die Soldaten warfen dem Volke Beleidigungen hin; nur mit Mühe gelang es der Obrigkeit, dieses vom Ausbruche der Wuth zurückzuhalten. Dafür wird es von der römischen Cavallerie niedergeritten, mit Stöcken geschlagen. Und nun steht es auf, besetzt den Tempel, reißt die Gallerie nieder, welche mit diesem die von den Römern besetzte Burg Antonia verbindet, und wirft von der Höhe des Tempels Steine auf die Soldaten. Florus hat erreicht, was er wollte, einen Aufruhr, und er erklärt dem Synedrium, daß er die Stadt sich selbst überlasse. Das Synedrium bittet Agrippa um Verm[illegible]lung; er bringt sie in Gang, als er aber von Florus spricht,

er insultirt und mit Steinen geworfen; die Friedensvermittlung ist zu Ende.

Die Sikarier, geführt von Manahem, dem letzten Sohne von Judas, dem Gauloniten, bemächtigten sich des uneinnehmbaren Felsennestes Massada am todten Meere; in Jerusalem erklärte Eleazar, welcher zum Tempelhauptmann ernannt wurde, daß fortan Opfer von keinem Fremden angenommen werden, also auch nicht vom Kaiser. So war außerhalb Jerusalems, wie in der Stadt, der Bruch mit Rom öffentlich vollzogen. Und nun kam es zu den ersten Kämpfen. Die Friedenspartei erhielt von Agrippa 3000 Mann, dazu hatte sie eine römische Cohorte, und sieben Tage lang ward mit den „Eiferern" gestritten, bis aus Massada diesen Unterstützung zukam. Jetzt erlagen die Freunde der Römer; der Palast des Agrippa und das Archiv mit den Schuldscheinen wurden verbrannt, der Hohepriester Ananias, dem St. Paulus geweissagt, daß seine Schläge an ihm vergolten werden, in einem Aborte getödtet, die ganze römische Cohorte wider Vertragsrecht gemordet, und zwar an einem Sabbate.

Welch' ein Zustand in der unglücklichen Stadt! Nun mußten die römischen Legionen über sie kommen! Und sie war gespalten, nur die Aufrührer wollten den Krieg, die Mehrzahl nicht; Manahem ward mit Steinen geworfen, weil die Friedlichgesinnten meinten, mit seinem Tode den Aufruhr zu tödten; er verbarg sich, und ob er auch elendiglich zu Grunde ging, so entkam ein Theil seiner Partei nach Massada, und nun hatte der Aufruhr zwei Heere und zwei feste Plätze. Ganz Syrien stand gegen die Juden auf; Alexandrien wollte sie aus der Stadt treiben; es kam zu einem Zusammenstoße; zwei Legionen und 5000 Libyer besetzten das Judenviertel, und Soldaten und Bevölkerung wütheten gegen die Weiber und Kinder, wie gegen die Männer in Waffen.

Ein Abscheu der Völker, den Räubern und Mördern des eigenen Volkes überantwortet und in sich gespalten, sollten die Juden Krieg gegen die Römer führen; welche Aussicht!

Cestius Gallus marschirte gegen Jerusalem und belagerte den Tempel; schon war dieser daran zu fallen; da zog sich der römische Feldherr plötzlich zurück; man weiß den Grund nicht, warum? Bis ans Meer verfolgt, verlor er seine Kriegsmaschinen, sein Gepäck und 5000 Mann. Nun war aber auch Jerusalem verloren, denn wie sollte es siegreich aus dem Kampfe mit den römischen Waffen hervorgehen? und wie sollte jetzt noch an eine Aussöhnung mit der beleidigten Majestät des römischen Reiches zu denken sein?

Viele Juden, insbesondere die Reichen, gingen aus Jerusalem; aber auch die christliche Gemeinde schüttelte von den Füßen

den Staub einer Stadt, welche dem göttlichen Strafgerichte verfallen war. In dieser Zeit starben die heiligen Apostelfürsten in dem fernen Rom, und Lactantius berichtet, daß sie noch einmal die Strafgerichte angekündigt, daß in Kurzem Gott einen Fürsten gegen die Juden schicken würde, welcher über sie triumphiren, ihre Stadt zerstören, durch die Länge der Belagerung sie durch Hunger und Durst bezwingen, daß sie einander verzehren werden; Gefangene in den Händen ihrer Feinde werden sie ihre Weiber mißhandelt, ihre Töchter entehrt, ihre Söhne ihnen entrissen, ihre kleinen Kinder am Stein zerschmettert sehen, ihr Land durch Feuer und Schwert verwüstet, sie selbst auf immer aus Judäa verstoßen, weil sie den vielgeliebten Sohn Gottes verkannt hatten.

Titus Flavius Vespasianus marschirte gegen die Juden. Der Aufstand hatte an Umfang gewonnen, und auch die Besonneneren waren durch den wohlfeilen Triumph über Cestius in denselben hineingezogen worden. Obgleich Vespasian mit ungefähr 50,000 Mann zu Fuß und 5000 Reitern, mit 160 Kriegsmaschinen heranzog, lag es doch in seinem Character, nicht stürmisch vorzugehen, nichts zu übereilen; sein Plan war, eine Schlinge über Jerusalem zu werfen und es in derselben zu ersticken; daher wollte er zuerst alle Orte nehmen, welche der Hauptstadt als Vorposten dienen konnten; und mit Galiläa machte er den Anfang. Bald war dieses Land bis auf wenige Festungen unterworfen. Von diesen fiel Jotapat nach einer Belagerung von 47 Tagen, vom 23. Mai bis 29. Juni 67. Hier wurde der jüdische Geschichtschreiber Josephus, der als Offizier dem Aufstande diente, auf so merkwürdige Weise gefangen genommen, daß wir den Bericht darüber nicht übergehen dürfen. Die Römer richteten ein schreckliches Blutbad an; nur 1200 Weibern und Kindern ließen sie das armselige Leben; die Männer gingen fast alle zu Grunde; viele Tage lang ward nach ihnen in den Brunnen, Kellern und unterirdischen Gängen gesucht. Mit 40 Genossen lag Josephus drei Tage lang in einer Höhle verborgen; jede Nacht schlich er sich heraus, um einen Pfad zur Flucht zu erspähen, und jedesmal kehrte er mit der Ueberzeugung zurück, daß das Entkommen unmöglich sei. Ein Weib verrieth ihn; Vespasian bot ihm Gnade an, aber seine Unglücksgefährten wollten nicht gerettet werden und zwangen ihn, sein Loos mit ihnen zu theilen. Sie zogen das Loos, und der Erste fiel unter den Streichen des Zweiten, dieser durch den folgenden, und so sollte es weiter gehen bis zum letzten Manne, der sich selber tödten mußte. Josephus zog das letzte Loos; nur noch ein einziger Kamerad war am Leben; ihn beredete Josephus, daß er mit ihm lebe; Vespasian rettete beide, und Josephus weissagte ihm den Purpur und das kaiserliche Diadem.

Mit der Eroberung von Jotapat war der Aufstand in Galiläa und auf dem ganzen rechten Ufer des Sees von Genesareth bezwungen; der Fall von Gamala, das vom 19. September bis 18. Oktober belagert wurde, beendigte ihn auf dem linken Ufer und im Reiche Agrippas.

Gleich diese ersten Fortschritte der Römer brachten das größte Elend über Jerusalem; denn die Führer des Aufstandes, welche ihr Leben retteten, flüchteten dahin, und die Stadt wurde von den Parteien zerfleischt. Im Tempel befestigten sich die „Eiferer," die Ueberspannten, die Schüler der Rabbinen, die Anhänger der falschen Propheten, unter der Führung des Eleazar, des Sohnes Simons; in der Stadt hielten sich die flüchtigen Galiläer, von Johann von Giskala commandirt. Die Aristokraten mit den besonnenern Bewohnern der Stadt, wurden durch den Schrecken niedergehalten und verdächtigt. An die Spitze der Banditen, welche das offene Land beherrschten, trat Simon, Sohn des Gioras, ein schrecklicher Mann, der nach der Schätzung des Josephus außer seiner wohlorganisirten Bande 40,000 Freiwillige commandirte, Parteigänger, ruinirte Leute, aus den Gefängnissen entlassene Uebelthäter und dergleichen Volk. Und ihn nahmen die Aristokraten als Befreier aus den Händen der Eiferer und Galiläer auf. So schrecklich schreiten die Strafgerichte Gottes! Den Sohn Gottes haben sie in Jerusalem verworfen und den Straßenräuber frei gebeten; jetzt suchen sie bei diesem ihren Trost. Drei Heere stehen sich in der Stadt gegenüber, und von außen droht der Römer. Simon liegt mit 10,000 Banditen und 5000 Idumäern auf dem Berge Sion und belagert den Tempel; Johann von Giskala hält mit 6000 Galiläern die äußere Umfassung des Tempels gegen Simon; Eleazar hatte das Innere des Tempels und die Höhe des heiligen Berges und vertheidigte die Position gegen Johann.

Da begreift es sich, daß der kluge Vespasian sich nicht übereilte; er wollte Jerusalem Zeit lassen, sich vollends zu zerfleischen.

Vom Juli 69 bis April 70 ging die Tempelschändung fort und die Zerfleischung, und über Viele kam die Reue; aber jede Partei ereiferte sich gegen die Zuwendung an die Römer. Da wurde Vespasian zum Kaiser ausgerufen; er ging im Juli fort, und sein Sohn Titus trat an seinen Platz vor der unglücklichen Stadt.

Sie war außerordentlich fest; die Niederstadt Acra war von 14 Thürmen beschützt; Bezetha, die Neustadt, von 90, und darüber erhoben sich die drei Burgen vom Tempel, von Sion und Antonia; fünf Stürme also mußten dem Römer gelingen, wenn er Jerusalems Meister werden wollte; und welche Stürme, bei der Unaunst des Terrains und bei dem exaltirten Muthe der Juden.

Freilich war für die ausharrende Vertheidigung zu viel Volk in der Stadt; denn das Osterfest hatte, da die Römer mit ihrem Anmarsche zögerten, noch viele Festgäste zu den viel Tausenden gebracht, welche aus den eroberten Plätzen und dem bedrohten flachen Lande sich geflüchtet hatten. Tacitus berechnet die Masse der in Jerusalem beim Anmarsche des Titus Anwesenden auf 600,000, Josephus auf das Doppelte. Und die Meisten waren niedergeschlagen, muthlos und keine Krieger, also eher ein Hinderniß, als eine Verstärkung der Vertheidigung. Das wird Titus gewußt haben, sonst wäre er wohl nicht mit 50—60,000 Mann gerade aus auf die Stadt marschirt.

Eine andere Natur, als sein Vater Vespasian, hatte er im Sinne, die Eroberung rasch zu bewerkstelligen; eine lange Belagerung war ihm zu langweilig, er wollte ein glänzender Sieger sein; das Blutvergießen war ihm zuwider, denn er hatte menschliche Rührungen; den Tempel Salomons hätte er gerne erhalten, denn mit einer Art heiliger Scheue betrachtete er ihn. Mit einem kühnen Handstreiche dachte er die Fanatiker einzuschüchtern, die Menge, welche die Uebergabe wünschte, zu derselben zu bewegen. Aber er täuschte sich; muthig fielen die Juden aus, er kam selbst in Todesgefahr, und er mußte sich mißmuthig zu einer regelmäßigen Belagerung entschließen. Am 15. Tage derselben, am 23. April, war die Bresche gegen Bezetha eröffnet, und das Stadtviertel im Sturme genommen; am 30. April Acra erobert, wieder verloren und erst am 2. Mai für die Dauer eingenommen.

Aber die Juden waren keineswegs entmuthigt; Alles strömte nun beim Tempel zusammen, bei dem geliebten und heiligen Orte, der unmöglich fallen konnte, wie sie meinten, wenn auch der Hunger drohte und der Platz zu enge würde für die Flüchtigen aus Bezetha und Acra, und selbst die düstersten Prophetenrufe schüchterten die kecke Vertheidigung nicht ein. Jener Bauer Jesus, Sohn des Ananus, rief fortwährend: Wehe der Stadt! Wehe dem Tempel! Wehe dem Volke! Auf Einmal setzte er hinzu: Wehe mir! und ein Stein aus einer Balliste traf ihn und erstickte die Weherufe auf seinen Lippen.

Die Römer waren ermüdet und verdrießlich, und Titus versuchte noch einmal, einen Eindruck auf die Belagerten zu machen. Er hielt eine glänzende Revue, aber die Entfaltung seiner Macht und Herrlichkeit blendete die Augen der Juden nicht. Er schickte den Juden Josephus unter die Mauern, daß er seine Milde anpreise und zur Uebergabe auffordere; aber der Unterhändler wurde mit Steinen und Pfeilen geworfen. Jetzt stiegen 500 Kreuze aus der Erde empor und 500 Juden hingen daran, Allen in Jerusalem ein Zeichen, was ihrer warte. Da wurde der Trotz der Belager=

ten zur Wuth entflammt, und Titus mußte sich zur Fortsetzung der Belagerung entschließen.

Ein Kriegsrath entschied für die Umwallung; in drei Tagen (vom 31. Mai bis 2. Juni) war sie hergestellt, 7 Kilometer und 800 Meter lang, von 13 Redouten garnirt; sie ging über den Platz auf dem Oelberge, wo der göttliche Heiland über Jerusalem geweint, und aller bisherige Widerstand Jerusalems diente nach dem Plane der göttlichen Vorsehung nur dazu, die Trübsal der Stadt noch schrecklicher zu gestalten.

Nun waren alle Ausgänge versperrt, zwischen dem römischen Wall und der Stadt nur noch die zwei Thalschluchten, die von Gehenna und die von Josaphat frei, weder an eine Flucht, noch an eine Verproviantirung mehr zu denken. Wer dennoch sein Heil in der Flucht versuchte, fiel entweder der römischen Reiterei oder den umherschweifenden Araberhorden, welche aus Jahrhunderte altem Haß gegen die Juden den Römern zu Hilfe gezogen waren, in die mörderischen Hände; wer zurückblieb, ward von Hunger gequält, der von Tag zu Tag zunahm und zu jener schrecklichen Höhe sich steigerte, daß für das Sester Getreide über 4000 Rm. gefordert wurde, daß das Leder der Schilde gekaut, daß die Aborte nach einem eßbaren Stoffe durchsucht, daß um das geringste Stück mit Raserei selbst unter den Familiengliedern gestritten wurde, daß bewaffnete Banden zwei- und dreimal dasselbe Haus und selbst die Leichen durchsuchten, daß wo ein Rauch aufstieg, gleich eine Horde Verhungernder einbrach und Theil nehmen wollte an dem lange nicht verkosteten Mahle. Es kam noch schlimmer, die Weissagung ging in Erfüllung: „Wenn du nicht auf die Stimme des Herrn deines Gottes hörst, . . . wirst du eingeschlossen werden in deinen Mauern, . . . wirst du die Frucht deines Leibes, das Fleisch deiner Söhne und Töchter essen in deinen Aengsten und deiner Armuth, die dein Feind dir auferlegen wird.“ Eine Frau, Maria, Tochter eines Eleazar, die einst reich gewesen, nahm ihr Kind von der Brust, tödtete und briet es, und als die schrecklichen Männer der Vertheidigung vom Bratengeruche angezogen in das Haus brachen, reichte sie ihnen thränenlos ein Stück hin. — Glücklich die da starben, es konnte doch wenigstens der brechende Blick auf dem geliebten Tempel ruhen. Ganze Häuser starben aus, die platten Dächer lagen voll von Leichen; man weinte, man trauerte nicht mehr, begrub die Todten nicht, 600,000 Leichenbegängnisse waren schon bezahlt worden; die Leichen wurden einfach über die Mauern geworfen. Titus hob die Hände gegen den Himmel und rief Gott als Zeugen an, daß er unschuldig sei an diesen Gräueln.

In der Stadt dagegen wütheten die Patrioten gegen die Ueberbleibsel der priesterlichen und andern vornehmen Familien, weil

sie „verdächtig" waren, die Unterwerfung zu wollen; wer ist im Angesichte der Revolutionäre nicht verdächtig?

Aber die Situation war nun bedeutend verändert; die römischen Soldaten brannten vor Begierde, der mühseligen Belagerung endlich einmal ein Ende zu machen, die Juden dagegen waren so vom Hunger und allseitigen Elende ermattet, daß die meisten kaum noch das Schwert zu führen vermochten. Als der Mauerbrecher an der Burg Antonia arbeitete, ward er nicht gehindert, und als am 30. Juni 20 Soldaten die Burg erstiegen, vernahmen die Vertheidiger es erst durch das siegreiche Schnattern der römischen Trompete.

Die Burg Antonia war der Schlüssel zum Tempel! jetzt war dessen Stunde gekommen.

Am 12. Juli hörte das ewige Opfer auf; das erstemal seit 233 Jahren; es waren keine Lämmer mehr dafür da. Nur in den Zeiten größter Calamität war früher das tägliche Morgen- und Abendopfer unterblieben, in der babylonischen Gefangenschaft und in der Verfolgung des Antiochus; am 12. Juli hörte es für immer auf, der Cult Israels war verworfen.

Am andern Tage ließ Titus mit Johann von Giscala, welcher Meister im Tempel war, verhandeln. Aengstlich harrte das Volk des Ausgangs. Johann verwarf die Uebergabe; und nun ward der Sturm beschlossen; Titus hatte seine Milde für die Verblendeten bei Seite gelegt, er bewahrte nur noch ein Bedauern mit dem Tempel, den er retten wollte.

Jetzt packte die Juden die Verzweiflung; sie machten einen Ausfall; sie stiegen in das Thal Cedron hinab und den Oelberg hinan; sie wollten die römische Umwallung durchbrechen; aber Titus wirft sie zurück, bis zum Tempel; sie geben die äußere Umfassung desselben auf, und diese bleibt im Besitze der Römer (18.—24. Juli); nur noch der innere Tempel mit der heiligen Stätte gehört den Juden. Aber schon steigen die Mauerbrecher die Tempelhöhe hinan; doch ihre Arbeit ist vergeblich; nicht einmal das nördliche Thor vermögen sie zu brechen; da taucht der Gedanke an das Feuer auf. Titus erlaubt, es an das Thor zu legen; das Silber schmilzt, die Cedern lodern auf, 24 Stunden lang brennt der herrliche Porticus, am 2. August; Titus erschrack und ließ die Flamme löschen, obgleich der Kriegsrath auf seine Bedenken entgegnete: das sei kein heiliger Ort mehr, die Juden hätten ihn entweiht, und folglich könne er wie jede andere Festung behandelt werden. Aber Titus wagte dies nicht und bereitete, um den Tempel zu retten, einen allgemeinen Sturm vor.

Doch der Rathschluß Gottes war ein anderer. Am 4. August fielen die Juden wieder aus, und Titus, nachdem er sie zurückgeschlagen, legte sich in seinem Zelte zur Ruhe. Die Juden erneuerten

den Ausfall, der abermals, ohne daß Titus dabei war, zurückgeschlagen wurde; und jetzt nahm ein Soldat ein vom vorgestrigen Brande her noch glimmendes Holz, stieg mit Hilfe eines Kameraden zu einem Fenster empor, das von der Nordseite her den dem Heiligthum angebauten Gemächern Licht gab, und warf den Brand hinein; die Flamme loderte auf, die Juden starr stießen einen unermeßlichen Schrei der Verzweiflung aus; Titus eilt herbei; aber sein Commando verliert sich im Lärmen, die Disciplin ist aufgelöst, raubgierig stürzen die Soldaten übereinander; einen Blick wirft Titus in den Raum, welcher der „heilige Ort" gewesen war und den einst nur das Auge des Hohenpriesters geschaut hatte. Es waren entsetzliche Stunden, ein Wehe, wie es von Anbeginn der Welt nicht dagewesen war, auch nicht mehr sein wird. Wirr durcheinander wogten im Tempel umher Juden und Römer, tödtend und sterbend, zerstörend und raubend, und ringsumher prasselte die Flamme; der Marmorboden war mit Leichen bedeckt, auf ihnen raste das Morden; auf dem Altare, wo das Blut der Lämmer nicht mehr floß, strömte das Blut der Menschen; und am heiligen Orte, wo es einst geheißen: „hier ist mein Name," da stellten die römischen Soldaten ihre Adler auf und brachten ein Opfer. Der Bund Gottes mit Israel war zerrissen, keine heilige Stätte mehr, und von dem geschändeten Tempel blieb kein Stein mehr auf dem andern. „Warum werden die Menschen, solange die Welt steht, fragen, hat der Herr diese Nation und dieses Land also behandelt?" und es wird ihm die Antwort werden: „weil sie den Herrn, ihren Gott, verlassen haben." Vom 4. August des Jahres 70 an zählen die Juden ihre Aera der Trostlosigkeit. An demselben Tage vor 677 Jahren hatte Nabuchodorossor den alten Tempel zerstört; nach 70 Jahren erstand der zerstörte wieder; der neue Tempel bleibt für ewig gebrochen und zerstört. —

In der Verwirrung des Raubens und Mordens im Tempel hatte Johann von Giskala die Banden enge an sich geschlossen und mit ihnen die Römer durchbrochen; nach Sion eilten sie, wo Simon sie aufnahm. Hier endigte Jerusalem, denn erst mit der Eroberung der Burg Sion war die ganze Stadt erobert. Da hatte sich Alles zusammengedrängt, was noch lebte und leben wollte, die Reste einer Bevölkerung, die schon 600,000 Todte verloren.

Simon und Johann von Giskala begehrten eine Unterredung mit Titus. Dieser sprach zuerst und verhieß noch einmal Pardon, wenn sie sich ergeben; er streckte ihnen seine Rechte entgegen: Nein, riefen die zwei Bandenführer, wir werden diese Hand niemals ergreifen; freien Abzug mit Weib und Kind in die Wüste begehrten sie; da schwur Titus, daß er seine Rechte auch nimmermehr bieten werde, daß jetzt für die Widerspenstigen die Stunde des

Kampfes und des Sterbens gekommen sei. Und er befahl, Acra anzuzünden.

Die Verzweiflung trieb nicht zum Kampfe, sondern zur Flucht. Obgleich sich Niemand mehr Pardon versprechen konnte, obgleich die Banden Jeden niederstießen, der eine Miene zur Flucht machte, stürzte sich, wer konnte, über die Felsen und Abhänge hinab, von römischen Spießen aufgefangen, von jüdischen Wurfspeeren verfolgt, und auf Sion blieben nur die fanatischen Banden, welche nicht mehr für Vaterland und Tempel, welche nur noch in der Leidenschaft der Raserei stritten und starben.

Fast einen ganzen Monat lang, vom 14.—31. August, bereiteten die Römer den Sturm vor; ihre Arbeit wurde nicht gestört. Als die Mauerbrecher nahten, flüchteten Viele in die unterirdischen Gemächer oder flüchteten in die Ruinen von Acra; als die Sturmböcke die Bresche eröffnet hatten, zeigte sich kein Mann zur Vertheidigung; die Römer marschiren in Sion ein, die Burg ist verlassen, die drei uneinnehmbaren Thürme Hippikos, Phasael und Mariamne sind aufgegeben. Johann und Simon versuchen, die römische Umwallung zu durchbrechen, werden aber zurückgeschlagen und verbergen sich.

So sind nun die Römer die Meister der Stadt, in welcher die Zahl der Todten die der Lebenden übersteigt, in welcher der Brand vom strömenden Blute erlöscht wird. Am 1. September betrat Titus Sion, und beim Anblicke der Werke sagte er staunend über seinen Sieg: „Niemals hätte menschliche Kraft solche Mauern bezwungen, Gott ist es, der für uns gestritten und die Juden aus ihren Befestigungen gejagt hat.“

Simon wurde gefangen; im Triumphzuge des Titus trug er die Schlinge um den Hals, mit welcher er im Tullianum erdrosselt wurde, bevor Titus das Capitol erstieg. Eleazar fiel wahrscheinlich in den letzten Kämpfen, und Johann von Giskala endete im Gefängnisse.

Wenn Palästina drei Millionen Einwohner zählte, so bietet die Schätzung, daß durch den Krieg zwei Millionen zu Grunde gingen, keine Unwahrscheinlichkeit. Der Gefangenen waren so viele, daß ihr Verkauf kaum einen Ertrag brachte. Die da den göttlichen Heiland um 30 Silberlinge verkauft hatten, ihrer wurden 30 um einen einzigen verkauft. Die Zahl der Todten wurde auf eine Million und 300,000 berechnet.

Titus ließ die Stadt bis auf wenige Reste niederreißen; eine Ueberlieferung sagt, daß das Haus, in welchem der göttliche Heiland das Abendmahl gehalten und das unblutige Opfer eingesetzt, und wo die heiligen Apostel den heiligen Geist erwarteten und durch

diesen die Kirche feierlich in die Welt eingeführt wurde, erhalten blieb.

Als Titus nach einiger Zeit nach Jerusalem kam, weinte er und rief Gott zum Zeugen an, daß er sich nicht rühmen wolle, das Werkzeug solch schrecklicher Strafgerichte gewesen zu sein.

Der Boden der Umgegend versteinerte; der geizige Vespasian siedelte nur 800 Veteranen bei Emaus an, und machte keine weiteren Geschenke; so fehlte die Cultur und das jüdische Land verfiel der Verödung und Traurigkeit, die einen so erschütternden Eindruck auf den Reisenden macht.

In allen Ländern mehrte sich die Zahl der Juden durch die Flüchtlinge, durch die Sclaven, und ihr Glaube an den einen wahren Gott ging aus in alle Welt. Was aber aus ihnen selbst geworden ist, der Nation ohne Vaterland, ohne Tempel und Altar, ohne Hoffnung und ohne Trost, ist uns zur Genüge bekannt.

Drittes Kapitel.

Die Dynastie der Flavier.

I.

Titus Flavius Vespasian.

(69 — 79.)

Im Sommer 70 kam endlich der lang und sehnsüchtig erwartete Kaiser aus Alexandrien in Rom an, und jeder Mund fragte, was hat die Stadt, was das Reich von dem sechzigjährigen Manne zu erwarten? Zwei Parteien erhoben ihr Haupt, die Anhänger Neros, und der Senat mit den ehrlichen Leuten; diese wünschten und erwarteten die Rache für die von den Neronianern erlittene Verfolgung, und zum Theil die Freiheiten des alten Rom; jene meinten, daß ihre Zeit nun wieder gekommen sei; es handelte sich also darum, ob Vespasian in die Fußtapfen Neros, oder in die des Augustus treten werde.

Vespasian war ein redlicher Mann; sein Geist kannte keinen kühnen Schwung und nahm keinen hohen Flug, er war mehr eine spießbürgerliche, als ritterliche Figur; sein Triumph wurde ihm langweilig, die Wohnung auf dem Palatin zu kaiserlich, er war karg für sich, ja schmutzig; bekannt ist jenes Wort, daß er zu seinem Sohne Titus sagte, als dieser über einen gewissen Erwerb sich unmuthig äußerte: „Riecht das Gold übel?“ Als eine Stadt erklärte, ihm eine Statue setzen zu wollen, hielt er die offene Hand

hin und sagte: „Das ist das Piedestal.“ Von den Beamten, welche als raubsüchtig galten, sagte er, daß sie die Schwämme seien, die er bei Zeiten zu seinem Vortheile auspressen werde. Aemter, Titel und Vortheile verkaufte er; ein alter Sclave bat ihn, als er Kaiser geworden, um die Freiheit; Vespasian wollte Bezahlung dafür, und der Sclave sagte: „Ich hätte mich darauf vorsehen sollen, denn der Fuchs wechselt zwar den Pelz, niemals aber den Character.“ Bei seiner Begräbnißfeier hat der Mime, welcher nach römischer Sitte die Carricatur des Verstorbenen darzustellen hatte, die kaiserlichen Hausbeamten angerufen: „Wie hoch kommen die Kosten?“ — „Auf zehn Millionen Sesterzien“ (zwei Mill. Rm.). — „Zehn Millionen? Gebt mir hundert Millionen und werft meinen Leib, wenn ihr wollt, in den Tiber!“

So bekannt im Volke diese schmutzige Kargheit war, so hatte es doch keineswegs darunter zu leiden. Zwar traf Vespasian bei seinem Regierungsantritte die finanziellen Schwierigkeiten so groß, daß der Gedanke eines Anlehens von sechzig Millionen Sesterzien (zwölf Mill. Rm.) auftauchte; die von den glücklichen Kriegen her aufgehäuften Schätze waren von den Kaisern verschwendet, und was diese übrig gelassen, von den letzten Bürgerkriegen verschlungen worden. Weitere Feldzüge, die dem Staatsschatze etwas einbringen konnten, standen keine mehr in Aussicht; aber Vespasian war ökonomisch nicht nur für seine Person, sondern auch für das Reich, und dieses erhob sich unter seiner Regierung mit merkwürdiger Energie; ein tüchtiges Volk, dem die Freiheit gelassen wird und welches Vertrauen in seine Zukunft hat, verfällt niemals so wie ein unter Vormundschaft gehaltenes, dem finanziellen Ruin.

Die Staatssteuern waren nicht drückend, wenn auch viel dagegen geschrieen wurde. Der Staatsschatz hatte nicht die umfassenden Ausgaben zu bestreiten, die auf den modernen Budgets figuriren, keine Zinsen für eine Staatsschuld, weil eine solche nicht vorhanden war, keine Besoldungen für die Beamten, weil diese meist von den Gemeinden und Provinzen, oder gar nicht bezahlt wurden und überdies wenig zahlreich waren, kein Aufwand für Cult und Unterricht, weil die Tempel ihr eigenes Vermögen besaßen und der Staat sich nicht in den Unterricht mischte; keine Ausgaben endlich für die Verwaltung, denn diese wurden von den Provinzen, die sich selbst verwalteten, auch bestritten.

Das römische Budget, abgerechnet die Militärausgaben, welche ihre eigenen Einnahmequellen, besonders die Erbschaftsstände, hatten und sich auf ungefähr 33,288,000 Rm. für die 30 Legionen und 5,694,000 Rm. für die Prätorianer beliefen, bezifferte sich in dieser Zeit auf ungefähr 240 Millionen Rm. und setzte sich aus der Grundsteuer, die übrigens Italien und die Ländereien mit ita-

lischem Rechte nicht traf, und aus den indirecten Steuern zusammen; letztere bestanden in dem Eingangszoll nach Italien $1/_{40}$, in dem Octroi für Rom ein oder zwei Hundertstel, in $1/_{25}$ für den Verkauf, in $1/_{20}$ für die Freilassung eines Sclaven, in $1/_{10}$ für die Steinbrüche und Salzbergwerke. Die 240 Millionen, in welche sich der Staatsschatz und der Fiscus, d. h. die Kasse des Kaisers, theilten, erscheinen gegen unsere modernen Budgets verschwindend klein, aber da ihre Erhebung verpachtet war und kein Mensch weiß, was die Steuerpächter aus den Bevölkerungen preßten, so begreifen sich die entrüsteten Klagen gegen die Abgaben sowohl, als die Aussetzung von Prämien für die Denunciation der Erpressungen.

Mit 120 Millionen konnte ein weiser Kaiser immerhin etwas thun, und Vespasian that es; seine Sparsamkeit kam Rom und dem Reiche zu gut.

Er gibt glänzende Feste und Spiele, Rom ersteht aus seinen Ruinen, der Kaiser baut und unterstützt die Baulustigen; er kommt den Städten zu Hilfe, die irgend ein Unglück in Folge von Erdbeben, Feuersbrünste, Bürgerkriege wieder gut zu machen hatten; er half Straßen bauen und beförderte den Verkehr; Rom athmete wieder auf, die Menschen gewannen wieder Vertrauen in die Zukunft, um so mehr, als die Gesetze wieder zu Ansehen und Würde gelangten.

Vespasian setzte eine Commission nieder, welche die beim Capitolbrande zerstörten Gesetzestafeln wieder herstellen, daher Abschriften von den Tausenden von Senatusconsulten, Plebisciten, Decreten u. s. w. aufsuchen sollten. Weil die Gerichtshöfe seit den Bürgerkriegen mit Processen überladen und daher stark im Rückstande waren, stellte er außerordentliche Richter auf, damit Alles wieder in regelmäßigen Gang käme.

An patricischen Familien fand Vespasian nur mehr 200 vor; so sehr hatten unter ihnen die Proscriptionen aufgeräumt, da Luxus und die Ehelosigkeit sie ruinirt, die schmachvollen Verbindungen mit Sclavinnen und Sclaven Viele entwürdigten. Die Aufgabe war, die Reste des Patriciats mit 800 Familien zu ergänzen; Vespasian sah sich genöthigt, an die Provinzen sich zu wenden, aber auch, um dem bei den obwaltenden Zeitumständen unvermeidlichen Rückfalle vorzubeugen, die Luxusgesetze und die das Cölibat bedrohenden Decrete strenger auszuführen, da es ja hauptsächlich der Luxus war, welcher, mit der Ausschweifung im Gefolge, die großen Familien ruinirte.

Wir wissen, daß den Cölibatären der Erbschaftsantritt verschlossen war; Vespasian versagte ihnen dazu den Antritt eines Fideicommisses, den Verehelichten, die keine Kinder hatten, gestattete

er nur die Hälfte. Besonders strenge schritt er gegen die Verbindungen mit den Sclaven ein; das freie Weib, das sich mit einem fremden Sclaven verband, verfiel der Sclaverei, wie die Kinder eines freien Mannes und einer Sclavin.

In das Heer führte Vespasian die alte Strenge der Disciplin wieder ein, war er ja doch selbst als Soldat Derjenige geworden, der er war; und willig folgten die von ihm zum Siege geführten Legionen. Die Dacier wurden über die Donau zurückgeworfen und der Fluß durch Festungen beschirmt, die Seeräuber des schwarzen Meeres zerstreut, die wilden Völker Afrikas in die Sandwüsten gedrängt, der Rhein auf's Neue behauptet, Britannien, das unter Nero fast verloren gegangen, wieder erobert. Wahrhaftig, Rom hatte Grund, wieder vertrauensvoll aufzuathmen.

In allen Stücken bewahrte Vespasian Mäßigung; die Angeber hatten schlimme Tage, der Kaiser mochte sich nicht zu Blutsurtheilen entschließen; und doch sollte auch seine Regierung nicht ganz von ihnen frei bleiben.

Im Ganzen machte sich keine Opposition sichtbar; Rom war mit der Freiheit zufrieden, welche der alte Kaiser ihm gestattete; aber eben die Mäßigung Vespasians ermuthigte einige Familien, nicht Männer darf ich sagen, weil die Frauen dabei eine so große Rolle spielten, die Erinnerungen an die alte Republik ernster zu nehmen und von ihrer Wiederherstellung zu träumen; die Stoa erhob ihr Haupt und zu ihr gesellten sich die Cyniker, welche mit frecher Rede Kaiser und Volk zurechtwiesen. Auf der anderen Seite waren noch immer Neronianer da, welche intriguirten, angaben und Vespasian und Titus zu Bluturtheilen zu verführen trachteten. Vorerst begnügte sich der Kaiser, die Stoiker und Cyniker zu verbannen. Nun offenbarten sich unter den Neronianern Versuche zur Verschwörung, die es auf das Leben Vespasians absahen. Titus eröffnete die Blutarbeit, indem er einen der Verschwörer zu Tische lud und nach dem Mahle niederstoßen ließ. So oft er die Mäßigung seines Vaters besorgte, nahm er die Anklage an und erledigte sie. So ward Vespasian in die Proscriptionen hineingezogen, der einmal eröffnete Abweg führt zum Abgrunde, doch der Tod rettete Vespasian vor denselben.

Ein Mord aber muß noch verzeichnet werden, er ist die Schmach des Flavischen Hauses; wir haben bereits im vorigen Kapitel darauf hingedeutet, wie Julius Sabinus, der ein gallisches Kaiserreich herstellen wollte, geendigt hat.

Nicht schwer konnte es dem Besiegten sein, zu den Germanen sich zu flüchten, aber seine junge Frau Epponina wollte er nicht verlassen, und mitnehmen konnte er sie nicht. Er besaß eine Villa mit unterirdischen Gewölben, die nur ihm und zwei Freigelassenen

bekannt waren. Dahin zog er sich und ließ aussprengen, daß er sich getödtet habe; damit das angebliche Verschwinden des Leichnams kein Bedenken erregte, ließ er die Villa verbrennen. Selbst Epponina wurde getäuscht; als aber sein Freigelassener Martialis ihm von ihrem Jammer berichtete, wie sie drei Tage und drei Nächte auf dem Boden ausgestreckt lag und jede Nahrung verweigerte, da erbarmte es ihn, und er ließ sie von seinem Leben benachrichtigen. Nun stieg sie, vor der Welt die Trauerkleider forttragend, jede Nacht zu ihm nieder, sieben Monate lang. Dann flüchtete sie ihn, aber doch kehrte sie wieder in den Versteck zurück; sie theilte ihre Zeit zwischen ihm und ihren Freundinnen in der Stadt, damit das Geheimniß eher bewahrt bleibe; und es blieb neun Jahre lang bewahrt, obgleich sie zweier Kinder in den Kellergewölben genas. Aber endlich fand sich doch ein Spürhund ein, und die unglückliche Familie wurde nach Rom gebracht. Vespasian war unerbittlich. Epponina führte ihm ihre zwei Söhnchen vor; sie flehte ihn an; „ich habe sie geboren und auferzogen, sagte sie, damit wir um so zahlreicher wären, deine Begnadigung zu erbitten;" die Umgebung des alten Kaisers weinte; er blieb kalt, Julius Sabinus hatte sich als einen Abkömmling von Julius Cäsar ausgegeben, in ihm und seinen Kindern war der letzte Zweig der Cäsaren noch vorhanden, und Vespasian war ein Emporkömmling, der Gründer einer Dynastie. Nun hatte Epponina nur noch eine einzige Bitte, daß sie mit ihrem Gemahle sterben dürfe. „Ich habe, rief sie ihm zu, mit ihm in der Dunkelheit des Kellers glücklicher gelebt, als du, Kaiser, im Angesichte der Sonne und im Glanze deines Reiches."

Nicht lange nach dieser Schandthat starb Vespasian; obwohl 73 Jahre alt, war er doch immer noch rüstig gewesen; nun packte ihn das Fieber, und er fühlte sich matt. In seiner Heimath von Rieti, in den kalten Bädern von Cutyliä suchte er Heilung, ohne die Last der Amtsgeschäfte aufzugeben. In Folge eines heftigen Anfalls war er in Ohnmacht gefallen; als er wieder zu sich kom, sagte er: „Ein Kaiser muß stehend sterben," und so starb er am 24. Juni 79.

II.

Titus.

(79—81.)

„Die Liebe und die Wonne des Menschengeschlechtes" wurde Titus genannt, und er selbst sagte von einem Tage, an welchem er nichts Gutes gethan, daß er ihn verloren habe. Indessen hat er nicht immer so gesprochen, und als sein Vater Vespasian starb, hat

auch Rom anders über ihn geurtheilt; mehr Besorgnisse als Hoffnungen erweckte sein Regierungsantritt, denn verdorben waren seine Sitten, und mehr als einmal hatte er besondere Härte geoffenbart; war ja doch er der Hauptschuldige bei den Hinrichtungen gewesen, von welchen Vespasian sich nicht frei erhalten hatte. Aber als Kaiser nahm Titus eine andere Stellung ein als damals, wo er nur des Kaisers Sohn gewesen; er war nicht mehr in dem Alter schäumender Jugend, — am 30. Dezember 40 war er geboren, — auch an die Herrschaft schon so gewöhnt, daß er von ihrem Glanze nicht mehr geblendet und von ihrem unbeschränkten Gebrauche nicht mehr berauscht wurde, wie ein junger, bisher zurückgehaltener Mensch, der sich plötzlich als Herrn der Welt erblickt. Alle die schlechten Kaiser, die ihm vorangegangen, waren unkriegerisch gewesen, und er ein ganzer Soldat, hatte im Kriege mehr geleistet, als irgend Einer, der vor ihm sich Cäsar genannt.

Gleich in den ersten Tagen beruhigte Titus die römische Welt ob ihrer Besorgnisse. Alle die Gnaden, welche seine Vorgänger gespendet, bestätigte er mit einem Federzuge und unentgeltlich; als er den Titel eines Pontifex annahm, schwur er, daß er die heilige Würde dazu übernehme, damit sie ihm beistehe, seine Hände makellos zu bewahren; von seiner bisherigen schlimmen Umgebung sagte er sich los, die Possenreißer, die Tänzer und Eunuchen entließ er, und was dem römischen Volke besonders wohlgefiel, er ließ Berenice, mit welcher er 10 Jahre lang glücklich gelebt, scheiden, gegen seinen Willen, zu seinem Schmerze, aber er ließ sie scheiden, weil das römische Volk in seinem anererbten Hasse gegen den königlichen Namen an diese Königstochter aus dem Morgenlande ein besonderes Mißtrauen gegen die künftige Gestaltung der Dinge unter Titus knüpfte.

Sein Vater hatte ihm das Fußgestell bereitet, er brauchte sich nur darauf zu stellen. Durch die weise Sparsamkeit Vespasians waren die Wunden der Bürgerkriege geheilt, der kaiserliche Schatz gefüllt; so konnte Titus von den häßlichen Maßregeln der von den schlechten Kaisern geübten Finanzkünste abstehen; es gab keine Proscriptionen, und die Angeber konnten zurückgewiesen werden; Titus konnte freigebig sein, und er war es; die Wohlthat der guten Regierung Vespasians, durch Titus erhalten, war so allgemein empfunden, daß die Person des Kaisers sicher war, und wo doch der Eine und Andere als Mißvergnügter sich zeigte, da konnte Titus ritterlich verzeihen, ohne einer Gefahr sich auszusetzen. Als zwei Patricier einer Verschwörung angeklagt wurden, sagte er ihnen nur: „Sehet euch vor! Das Geschick ist es, das Kaiser macht.“ Er lud sie zur Tafel, nahm sie mit sich ins Amphitheater, und als man ihm die Schwerter der Gladiatoren präsentirte, damit er ihre Schärfe

prüfe, reichte er sie ihnen hin mit dem Worte: „Tödtet mich, wenn ihr den Muth habt.“ Ueber Einen der Beiden war seine Mutter in Sorgen; Titus schickte ihr einen Eilboten, damit sie beruhigt würde. „Lieber will ich zu Grunde gehen, als tödten,“ hat er oft gesagt.

Daß er sehr populär war, begreift sich; ein Jude hatte Zutritt bei ihm, sein Schatz war immer geöffnet, und als er darauf aufmerksam gemacht wurde, daß er sich erschöpfe, erwiderte er das schöne Wort, daß Niemand traurig die Audienz des Kaisers verlassen dürfe.

Besonders wohlgefällig wurde die politisch wohlberechnete Zerstörung des Andenkens an Nero aufgenommen, denn das „goldene Haus“ Neros, das den dritten Theil des Pomöriums und den siebenten der ganzen Stadt einnahm (1997 Meter lang und 144 breit), entzog dem Volke seine heilige Straße und hielt mit seiner Pracht das Andenken Neros lebendig. Titus verfolgte den schon von Vespasian gefaßten Plan, durch die Zerstörung des „goldnen Hauses“ das Haus der Flavier aus dem Schatten zu stellen, und zugleich dem Volke für seine Genüsse, die es dort gefunden, einen Ersatz zu bieten.

So wurde die heilige Straße wieder eröffnet, und über ihren Eingang der Titusbogen gebaut; zur Rechten stand der Palast der Cäsaren, zur Linken der Friedenstempel; dann ging die heilige Straße auf den Coloß Neros zu, der in einen Coloß des Sonnengottes umgewandelt wurde. Auf dem Esquilin erstanden die Thermen des Titus; und in der Tiefe des Thales wurde der von Nero angelegte See ausgetrocknet und das Amphitheater gebaut, das 544 Meter im Umfange 87,000 Zuschauer aufnehmen konnte. Im Jahre 80 wurden diese Herrlichkeiten der Flavier mit einem Feste von hundert Tagen eingeweiht.

Unterdessen eroberte Agricola Britannien bis zur schottischen Grenze.

Unerhört war das Glück des römischen Volkes, aber ebenso schauerlich durch Calamitäten unterbrochen, welche, wenn auch von der Menge leicht wieder aus den Herzen beseitigt, für Viele doch, besonders die in den Katakomben waren, erschütternde Zeichen ernster Mahnung gaben. Am 24. August 79 brach der Vesuv aus, und Pompeji, Herkulanum und Stabiä wurden verschüttet. Die Erde erzitterte, der Himmel verfinsterte sich, „etliche Leute, welche aus den Finsternissen fremdartige, gigantische Gestalten sich loslösen sahen, sagten, daß die Riesen aus ihren unterirdischen Gefängnissen hervorgebrochen und ihren Kampf gegen die Götter wieder aufgenommen haben; Viele im Todesschrecken begehrten den Tod; Andere hoben die Hände gegen den Himmel; die Meisten riefen: es gibt keine

Götter mehr; es ist die letzte und ewige Nacht über die Welt gekommen, es ist das Chaos, der Weltuntergang." So sagten die Heiden; es war der schreckliche Untergang von Städten, in welchen sich ein Greuel der Sünde aufgehäuft, wie wir ihn nicht begreifen, aber ahnen, wenn wir es wagen, die ausgegrabenen Reste in Augenschein zu nehmen.

Titus eilte nach Campanien, Hilfe und Trost zu bringen; kaum war er aus Rom fort, so brannte es hier drei Tage und drei Nächte lang, abermals brach das Capitol zusammen, mit ihm Paläste und Bäder, und wie auf das Erdbeben, das im Jahre 63 Campanien erschütterte, der Brand Roms im Jahre 65 folgte und darauf eine Epidemie kam, so war es auch diesmal; greulich räumte der Tod in Rom auf. Doch Titus tröstete; er gab die Erklärung, daß sein Schatz für alle Zerstörung der Feuersbrunst einstehen werde; er schickte Aerzte zu den Kranken, er wies die Hinterlassenschaft Jener, die ohne Erben gestorben waren, den Städten an, welche Noth gelitten, zum Nachtheile des Fiscus, welcher in solchen Fällen der gesetzliche Erbe war. Es ist tröstlich, so viel Menschlichkeit in einer Zeit zu sehen, wo im Bewußtsein der Menschen die Menschlichkeit noch so wenige Fortschritte gemacht hatte.

Aber all' das Gute und Wohlthätige, das Titus unternommen, sollte so frühe schon wieder zerstört werden, denn Domitian war der Nachfolger. Wurde Titus die Liebe und Wonne des Menschengeschlechtes genannt, und mit welchem Rechte, haben wir nun erkannt, so kann sein jüngerer Bruder der Haß und die Geißel des Menschengeschlechtes genannt werden.

Vespasian hatte ihm mißtraut; als er todt war, conspirirte Domitian gegen seinen Bruder Titus; er suchte die Soldaten zu gewinnen, er wies ein angebliches Testament auf, das ihn zum alleinigen oder wenigstens zum Miterben der Gewalt einsetzte. Titus war viel zu edel, ihm zu grollen; er bot ihm seine Tochter zur Gemahlin an, Domitian wies sie zurück; er gab seinen Haß nicht auf, trotzdem Titus ihn unter Thränen anflehte, gegen seinen Bruder Das zu sein, was dieser gegen ihn sei. Das Versprechen, sein Nachfolger zu werden, hielt ihn von geheimen Anzettelungen nicht ab; er fühlte sich trotz der allgemeinen Popularität seines Bruders als eine Macht, denn noch lebte die Neronische Partei.

Ob er an dem frühzeitigen Tode des Titus einen Antheil und welchen er gehabt, darüber sind verschiedene Stimmen laut geworden. Titus war erst 41 Jahre alt, von festem Körperbau, aber er war niedergeschlagen und traurig, die Nachstellungen seines Bruders nagten an ihm. Beim Ende der Spiele am 12. September 81 riß sich ein Opferthier im Augenblicke, da es geschlachtet werden sollte, los, bei heiterem Himmel rollte der Donner; bei diesen

Vorzeichen erschrack Titus so sehr, daß er vor allem Volke in lautes Weinen ausbrach. Er ging aufs Land; da wurde er vom Fieber befallen, so daß er den Weg nicht mehr zu Pferde fortsetzen konnte, sondern sich der Sänfte bedienen mußte; trostlos schaute er zum Himmel auf und klagte den Göttern, daß sie ihm jetzt schon das Leben nehmen. Plutarch sagt, daß die Aerzte die Verschlimmerung der Krankheit einem kalten Bade zuschrieben, das Titus im Fieber genommen habe; Philostratus spricht von Vergiftung; Dio Cassius sagt, daß Domitian seinen Bruder zur Zeit, da noch nicht alle Hoffnung aufzugeben gewesen sei, in ein Bad von Schnee habe bringen lassen und für todt erklärt habe, als er noch athmete; es war am 13. September des Jahres 81.

III.

Domitian.

(13. September 81 — 18. September 96.)

Dreißig Jahre war Domitian alt, als er den Purpur anlegte, mit vierzig hatte er sich schon zum abgelebten Manne gemacht; seine hohe Gestalt war gebrochen, seine Stirne kahl, das gelbe Gesicht roth geschminkt, der Unterleib schwerfällig, die Beine dünn. Er ist finster, abgeschlossen, immer in der Einsamkeit; niemals zu Pferde, am liebsten zu Schiffe; aber damit der Weichliche, nervös Aufgeregte den Schlag der Ruder nicht hören muß, wird sein Fahrzeug durch ein anderes geschleppt. In der Villa von Albano vergrub er sich und kam nur selten nach Rom. Dort fröhnte er seinen geheimen Sünden; einige Zwerge, ein paar schlechte Weiber, seine Spielgenossen und Henker bilden seine ganze Umgebung. Jedermann zittert, wenn er zu einer Audienz befohlen wird; der Zugang ist schwer und peinlich, die Wachen sind drohend. Seine Ansprache ist kurz, die Stimme rauh, selbst wenn er Güte heuchelt. Gleich am Morgen setzt er sich an den Spieltisch, zu Mittag speist er allein, in hastiger Eile, denn er muß bald wieder zum Spiel. In der Jugend hatte er Verse gemacht, jetzt schreibt er keine Zeile mehr, nicht einmal seine Ansprachen verfaßt er selber; er tödtet Fliegen mit der Nadel, und das Wild, das ihm vor die Füße getrieben wird, erlegt er mit dem Bogen. Wie alle Menschenfeinde hat er Furcht, er ist ein Feigling. Die Wände sind mit polirtem Marmor ausgelegt, damit jeder Gegenstand, jede Bewegung eines Menschen sich spiegle. Seine Opfer umgarnt er, und unversehens packt sie die Kralle, nachdem sie die Sammetpfote gefühlt.

Die Zurücksetzung, die er von seinem Vater erfahren, konnte er nie vergessen, sie machte ihn so mißmuthig, wie das ritterliche

Wesen seines Bruders. Jeder Ruhm brachte ihn in Aufregung; jeder hervorragende Mensch war eine persönliche Kränkung für ihn; daher war er nach Titeln begierig, 17 Mal ließ er sich Consul, 22 Mal Imperator nennen; der Monat October, wo er geboren wurde, mußte Domitianus, der September, wo er Kaiser wurde, nach seinem Beinamen Germanicus genannt werden; vor Allem wollte er Gott genannt und als solcher behandelt sein; dafür wartete er nicht einen Senatsbeschluß ab, sondern er selbst legte sich den Titel bei: Unser Herr und Gott (Dominus Deusque noster). Sein Geburtshaus wurde in einen Tempel umgewandelt; seine Statuen erheben sich überall, die Opfer werden ihm zu Ehren geschlachtet, der Weihrauch duftet, seine Höflinge wurden zu Priestern.

Und wie hat dieser Gott gelebt? Aeußerst strenge gegen die Sittenverderbniß in Rom, war sein Haus die Stätte infamster Lüderlichkeit.

So waren die Besorgnisse der Römer nur zu sehr gerechtfertigt, und sie sollten es immer noch mehr werden, und zwar zunächst auf einem Gebiete, wo die öffentliche Meinung nach einer Herrschaft, wie Vespasian und Titus sie geführt, sehr empfindlich war; er ruinirte die Armee und heftete die Schmach an die römischen Adler.

Die kriegerischen Kaiser hinterließen eine durch das Bewußtsein ihrer Erfolge gehobene Armee; in seiner Eifersucht gönnte Domitian den tüchtigen Generalen ihren Ruhm nicht, in seiner Feigheit fürchtete er sie. Was that er da? Agricola wurde aus Britannien zurückgerufen, Civica starb unter Mörderhand. Die Generale merkten die Absicht und hüteten sich vor einer hervorragenden That, die Soldaten gewöhnten sich ans Nichtsthun. Da griffen die nicht mehr angegriffenen Barbaren über die Grenzen; zwar war von Seite der Germanen nichts Besonderes zu besorgen, auch nichts von den Parthern; aber die Dacier schufen schwere Gefahr für das Reich.

Siebenbürgen war ihre natürliche Burg, aus der sie zur Donau niederstiegen; und in dieser Zeit hatten sie an ihrer Spitze einen Mann, der nicht aus königlichem Geblüte stammte, aber vom Volke als sein Heerführer anerkannt war, Decebal, d. i. der Herr der Dacier. Von römischen Ueberläufern lernte er die römische Kriegskunst, und in kurzer Zeit waren zwei römische Generale überwunden.

Was sollte Domitian beginnen? Das Grenzland den Barbaren überlassen durfte er nicht, einen tüchtigen General schicken, wollte er nicht; er beschloß, den Krieg in eigener Person zu führen; er fuhr hinter der Armee und verweilte bei den Festen, welche die Städte ihm gaben, während seine Soldaten über die Grenze

rückten; er kaufte den Daciern den Frieden ab gegen einen jährlichen Tribut, und feierte einen Triumph, in welchem er als Gefangene verkleidete Sclaven aufführte. Was kümmerte es ihn, wenn Decebal fortregierte und die Gefahr des Reiches fortdauerte? Er hatte ja die Ehren des Triumphes über das kriegerische Volk der Dacier (im Jahre 90), und nannte sich Germanicus und Besieger der Sueven, Sarmaten und anderer Barbaren.

Wie hat Caligula mit seinen lächerlichen Feldzügen die Kaiserwürde erniedrigt, aber das war noch niemals dagewesen, daß ein Römer den Barbaren Frieden abkaufte.

Seinen eigenen Soldaten kaufte er sein Leben ab; er lockerte die Disciplin und gab ihnen noch Geld dazu, indem er den Sold erhöhte.

Dies erklärt leicht, warum in seinen letzten Jahren das Blut in Strömen floß. Der dacische Tribut, der erhöhte Sold, der Triumph und die verschwenderische Pracht der Bauten erforderten viel Geld, welches vom regelmäßigen Budget des Kaisers nicht beigeschafft werden konnte; und plötzlich zeigten sich am Hofe die Männer, welche dem Kaiser das Wild, das er würgen will, in das Gehege treiben; hart war Domitian immer gewesen, aber von dem Jahre 93 an, also in den drei letzten Jahren seines Lebens, zeigte er sich als vollendeter Wütherich.

Jede Unehrerbietigkeit gegen den Kaiser führte zum Untergang, sie war ja nicht bloß Majestätsbeleidigung und Hochverrath, sondern, da Domitian Gott war, Sakrilegium; schon ein Epigramm führte den Elius Lamia, welchem Domitian sein Weib Domitia entrissen hatte, zum Tode. Eine Verwandtschaft mit irgend einem der früheren Kaiser, noch mehr die mit ihm, machte verdächtig; weil seinem Vetter Flavius Sabinus vorgeworfen wurde, daß seine Sclaven weiß gekleidet waren, verfiel er dem Tode. Geburt und Vermögen, irgend ein Ruhm, die Bewerbung um Ehrenstellen, wie ihre Zurückweisung, brachten schwere Gefahren; Sallustius Luculus büßte mit dem Tode, daß er einer Art von Beil seinen Namen gegeben, Acilius Glabrio, weil er unbewaffnet einen Löwen überwunden, zu dessen Bekämpfung ihn Domitian gezwungen. Weil ein Anderer einen Lieblingsgladiator ausgepfiffen, wurde er am Haken in die Arena geschleppt und von Hunden zerfleischt.

Man ging zu Grunde endlich, weil man Christ war.

Doch bevor wir hievon sprechen, sei die Frage beantwortet, wie die Heiden untergingen. Die Welt war nicht mehr so servil wie unter Tiberius; sie zeigte mehr Muth, der Selbstmord kam so häufig nicht mehr vor, wie unter Nero. Tacitus bezeugte, daß die Zeit nicht mehr so arm an Tugenden war und selbst große Beispiele aufweist. Der Verfolgte war nicht mehr so verlassen, die

Familienglieder zeigten Muth und leisteten Beistand, es gab wieder treue Sclaven und Todeskämpfe, welche an die hehrsten Beispiele des Alterthums erinnerten. Selbst der Senat nahm hie und da einen Anlauf zum Widerstande, und von Hand zu Hand gingen Schriften, welche männlichen Muth athmeten.

Zur Verfolgung der Kirche scheint Domitian zunächst durch ein fiskalisches Interesse gekommen zu sein. Seit Nero waren die Christen wie vergessen, von Vespasian und Titus sind sie nicht verfolgt worden; die Martyrer, welche in ihrer Zeit starben, waren Opfer von plötzlichen Ausbrüchen der Volkswuth, die durch kein Edict hervorgerufen waren. Wir stehen in der Zeit des hl. Johannes; das Wort: „Kindlein, liebet einander!" hallte in den christlichen Herzen wieder, und durch die Pflege der Liebe und eines reinen, himmlischen Wandels bereiteten sie sich auf die Trübsal vor, die ihnen angekündigt war, denn im Buche des Hermas lesen sie: „Siehe, es naht eine schwere Trübsal! Selig, die ausharren und ihr wahres Leben nicht verläugnen! Denn Gott hat durch seinen Sohn geschworen, daß Diejenigen, welche in den kommenden Tagen den Herrn verläugnen werden, auf ihr Leben verzichten."

Vespasian hatte den Tribut, welchen die Juden sich jährlich für den Tempel auferlegten, dem capitolinischen Jupiter zugewiesen und sie gezwungen, ihn nach dem Untergange des Tempels dahin zu bezahlen. Das war für Domitian eine reichliche Quelle der Einnahme und er forderte den jährlichen Tribut für sich. Hiebei entdeckte er aber, daß viele Römer die jüdischen Gebräuche mitmachten und daß Viele, die als Juden galten, die jüdische Abkunft geheim hielten. Da fiel der Name „Christ," und in seinem Gedächtnisse tauchte das Fest Neros auf mit den brennenden und von den Bestien zerfleischten Christen. Waren sie Juden, so sind sie strafwürdig, weil sie den Tribut nicht zahlen, waren sie etwas Anderes als Juden, so hat Nero ein Beispiel, eine Staatsmaxime aufgestellt, daß sie vom Erdboden vertilgt werden müssen; und folglich gab Domitian ein Edict zur allgemeinen Verfolgung der Christen aus.

Sehr viele wurden gemartert; der Heide Brutius nennt für das Jahr vom September 94 bis September 95 eine „große Zahl;" aus den kirchlichen Actenstücken geht hervor, daß in Rom und Kleinasien die Trübsal besonders groß war. Selbst der hl. Johannes hat in Rom die Feuertaufe des Martyrthums erhalten, vor dem lateinischen Thore in einen Kessel siedenden Oeles gesetzt; die Reste des Davidischen Hauses mußten vor Domitian erscheinen; es waren zwei Brüder, Enkel des hl. Judas Thaddäus; sie zeigten ihm ihre schwieligen Hände und wiesen nach, daß sie von 39 Morgen Ackerland, ihrem einzigen Besitzthume, die Abgaben entrichteten und ihr

Leben fristeten. Nun hatte Domitian keine Besorgniß mehr vor ihnen und entließ sie.

Schon unter Nero hatte das Haus der Flavier eine Heilige gehabt, Flavia Plautilla, Tochter des Flavius Sabinus und Nichte Vespasians. Sie reichte dem hl. Paulus ihren Schleier zur Verbindung seiner Augen bei der Enthauptung; er versprach ihr denselben bald zurückzustellen, und sie erhielt den blutgetränkten mit der Botschaft, daß sie selbst bald dem heiligen Apostel folgen werde; dies geschah am 20. Mai 68. Ein Bruder der Heiligen, Titus Flavius Clemens, war gleichfalls Christ und seine Gemahlin und Nichte Flavia Domitilla ebenfalls. Noch eine weitere Flavia Domitilla, eine Tochter der ersteren, steht im Heiligenkalender der Kirche; sie wurde von ihren Dienern Nereus und Achilleus von irdischer Vermählung abgehalten und zur himmlischen Hochzeit des Lammes berufen, der heilige Papst Clemens weihte sie zur gottverlobten Jungfrau. Wer weiß, ob diese Saat nicht ihre Wurzel hat in jener Pomponia Gräcina, welche an Aulus Plautius vermählt, von diesem auf die unter Nero erhobene Anklage, daß sie einem auswärtigen Aberglauben huldige, freigesprochen wurde. Als Gemahlin des Plautius nannte sie ihre Tochter Plautia, und ihre Enkelin hieß dann Plautilla. Da ihre Bekehrung bis ins Jahr 47 hinaufreicht, also in die Zeit, wo der heilige Petrus nach Rom kam, so hätte, wenn diese Muthmaßung richtig ist, die Familie, aus welcher ein Kaisergeschlecht hervorging, schon länger als ein Menschenalter lang den göttlichen Heiland bekannt, als Domitian gegen ihn zu wüthen begann, und da Pomponia Gräcina im Jahre 83 starb, so hätte sie ihre Tochter, ihre Enkelin und ihren Enkel sammt dessen Frau und ihre Urenkelin als Christen gesehen.

Eine ziemliche Zeit stand diese Familie von Heiligen in der Gunst Domitians; den Clemens ernannte er zum Consul, dessen zwei Söhne Domitian und Vespasian ließ er im kaiserlichen Palaste von Quintilian unterrichten und bezeichnete sie sogar als seine Nachfolger; als er aber Verfolger wurde, starb Clemens bald nach dem Juli 95 als Martyrer; im vorigen Jahrhundert wurde eine Kiste aus Blei gefunden, welche Knochenreste, blutgetränkte Asche und ein zerbrochenes Glas enthielt; auf der Marmorplatte, welche den Deckel der Kiste einnahm, las man die Worte: Flavius Clemens, Martyrer. Seine Gemahlin wurde nach der Insel Pandataria (St. Maria bei Ponza) verbannt, seine Nichte mit ihren Dienern Nereus, Achilleus Eutyches, Viktorin und Maron nach der Insel Ponza. Noch in der Zeit des heiligen Hieronymus sah man ihre Zellen. Nereus und Achilleus wurden in Terrazina gemartert, Domitilla gleichfalls daselbst mit Euphrosyna und Theodora, welche sie für Christus gewonnen hatte statt sich von ihnen verführen zu lassen,

sammt dem Hause, das die heiligen Jungfrauen bewohnten, verbrannt.

Die Verfolgung dauerte nicht lange; Hegesippus meint, daß Domitian das Edict zurückgenommen habe; sicher ist, daß der Tod den Verfolger an der Fortsetzung seiner Blutarbeit hinderte.

Selbst die Heiden bringen ihn in Zusammenhang mit dieser. Sueton sagt, Domitian habe durch die Ermordung des Clemens mehr als durch jedes andere Verbrechen sein Ende beschleunigt; „die Götter haben ihn vom Throne gestoßen, schreibt Philostratus, weil er den Consul Clemens tödtete.“ Juvenal sah in seinem plötzlichen Ende die Rache für die Verfolgung armer Handwerksleute. Das aber waren zum großen Theile die Christen. Das heidnische Rom wurde durch Vorzeichen erschreckt. Der Blitz schlug ins Capitol, in den Tempel der Flavier, in den kaiserl. Palast auf dem Palatin, in das eigene Gemach Domitians, an seiner Statue auf dem Forum zerschmetterte er die Inschrift. Ein Familienbaum der Flavier, welcher bei der Thronbesteigung Vespasians neu ausgeschlagen, starb ab; die Astrologen weissagten Unglück.

Eines Tages zog einer seiner Zwerge unter dem Haupte des schlafenden Domitian ein Täfelchen von Lindenholz hervor, das er der Kaiserin Domitia brachte. Darauf waren ins Wachs die Namen der Kaiserin, der zwei Präfekten der Prätorianer, des Archivars Entellus und mehrerer Anderer geritzt. Sie sahen darin ihr Todesurtheil, und rasch war eine Verschwörung gebildet.

Am Vorabende des Tages, wo Domitian ermordet werden sollte, zeigte er unermeßliche Angst. Man reichte ihm Lazerolen, er sagte, man solle sie bis morgen aufbewahren, „wenn ich noch davon genießen kann.“ Um Mitternacht sprang er vom Lager auf, von einem schrecklichen Traume verfolgt; am Morgen kam aus Germanien ein neuer Astrolog, welcher seinen Tod auf 11 Uhr ansagte. Domitian befahl, ihn am Abende hinzurichten, damit er vorher Zeit habe, sich als Lügner zu erkennen. Er kratzte sich ein Geschwür auf und rief: „Ach, wenn dies Bischen Blut die Götter zufrieden stellen könnte!“

Trotz dieser Aengsten saß er zu Gerichte und gab Mordbefehle. Als die eilfte Stunde gekommen war, sagte man ihm, daß es Mittag sei. Da sprang er lustig von seinem Tribunale auf, denn er glaubte sich nun frei. Als er zur Siesta gehen wollte, wurde ihm ein Angeber gemeldet, der dringend wichtige Meldungen habe; es war einer der Verschworenen, Stephanus; seit einigen Tagen hatte man seinen linken Arm in eine Binde gewickelt gesehen. Domitian, ein Zwerg und der Verschworene waren allein in dem Gemache. Während Domitian das Actenstück, das Stephanus ihm überreichte, las, stieß dieser ihm ein Messer in den Leib. Aber der Kaiser

war nicht tödtlich getroffen, und es entspann sich ein schwerer Kampf. Domitian rief dem Zwerge zu, seinen Dolch vom Bette zu holen; es war nur mehr die Scheide da; das Kind eilte an die Thüre, sie war verschlossen. Der Verschworene Parthenius hörte den Tumult des Kampfes; er drang ins Gemach, mit den Verschworenen aber auch andere Männer, welche den Stephanus niederstießen; doch Domitian war todt; er hatte sieben Stiche erhalten.

Unermeßlich war der Jubel im ganzen Reiche; in Rom strömte das Volk nach der Curie und forderte mit Geschrei die officielle Verdammung des Todten; alle seine Statuen wurden zerbrochen, seine Triumphbögen eingestürzt, der Name des Verfluchten überall vom Marmor abgekratzt. Die Prätorianer und die Legionen allein sprachen für ihn sich aus.

Nur Phyllis, die Amme Domitians, nahm um den Leichnam sich an.

IV.

Culturhistorischer Rückblick.

Wir haben nun wieder den Lebenslauf einer Generation durchschritten, zwölf Jahre praktischer Staatsweisheit und fünfzehn Jahre einer thörichten Mißregierung beobachtet; da darf wohl die Frage sich erheben, ob die Menschheit voran geschritten, oder ob das uns längst gewohnte Schauspiel des vorchristlichen Alterthums sich wiederholt, daß nur Ruinen auf Ruinen sich häufen, und die folgende Generation auf dem Gebiete des geistigen und sittlichen Lebens noch schlechter wird, als die vorausgegangene war. Diese Frage hat ihre Berechtigung Angesichts der Thatsache, daß inmitten dieser Generation von ihren Anfängen an bis zu ihrem Absterben Jesus Christus gepredigt wurde.

Beginnen wir mit einer Betrachtung der **Literatur** und **Kunst**, so ist nicht in Abrede zu stellen, daß das Kaiserthum für das Schriftthum eine neue Periode eröffnet hat. Schon unter Augustus waren die öffentlichen Vorlesungen in Aufnahme gekommen; Bibliotheken wurden eingerichtet und der allgemeinen Benutzung eröffnet. Vespasian fügte den drei vorhandenen eine vierte im Friedenstempel hinzu, Domitian bereicherte sie, er ließ in Alexandrien mit großen Kosten Bücher abschreiben; bei seinen Spielen veranstaltete er immer Wettkämpfe der Dichter und Redner. Vespasian gründete einen Lehrstuhl der Rhetorik zu Rom und einen zweiten zu Athen und wies ihnen jährlich 20,000 Mark an. Diese Notizen zeigen, daß seit Augustus ein Fortschritt in der Betheiligung an der Literatur eingetreten.

An Schriftstellern und Dichtern war Ueberfluß, wir kennen freilich die meisten nur dem Namen nach; Einer jedoch ist uns wohlbekannt, der ältere Plinius, diese lebendige Bibliothek, die nicht weniger als 31 Bücher römischer Geschichte, 20 über die germanischen Kriege, 17 über Strategie und Rhetorik, 160 Bände von Noten, und 37 Bände von Auszügen aus 2000 griechischen und lateinischen Schriftstellern unter dem Titel die Naturgeschichte enthält, aber freilich nur einen sehr untergeordneten Werth hat. Und Caius Plinius Secundus war Soldat, Staatsmann, Advokat und Hofmann; aber er hatte immer einen Stenographen bei sich und studirte und dictirte zu Pferd, bei Tafel und im Bade, bei Nacht wie bei Tage. Bei dem Ausbruche des Vesuvs im Jahre 79 fand er seinen Tod in den erstickenden Dämpfen.

Was ihm fehlt, das ist der Grundgedanke und die Kritik; er rafft nur zusammen und verarbeitet nicht. Der höhere Zweck geht ihm wie den Poeten dieser Zeit ab. Sie sind Versemacher und ergreifen das Gemüth nicht.

Anders die Kunst. Wenn es wahr ist, daß der Laokoon aus dieser Zeit stammt, so sind in dieser Zeit Kunstbestrebungen vorhanden gewesen, die zu den edelsten des Alterthums gehören. Gewiß ist, daß die Gemälde von Pompeji nicht älter sind, da das alte Pompeji durch das Erdbeben unter Nero zerstört wurde; die Menge der Bilder und zwar in einer kleinen Provinzialstadt zeugt dafür, daß die Kunst populär war und die zum Theile große Feinheit einzelner läßt auf einen gebildeten Geschmack schließen. Groß ist die Architectur mit ihrem gewaltigen Gewölbebau, eine würdige Tochter des römischen Geistes.

Sie abgerechnet ist in der Literatur und Kunst viel Kleines und Unbedeutendes, und wenig religiöse oder politische Erhebung; die vielen Jahrzehente der kaiserlichen Gewaltherrschaft mit ihrer Entwürdigung der Charactere war durch die kurze Frist, in welcher Vespasian und Titus walteten, nicht ausgemerzt worden; und wenn auch die Literatur und Kunst in weitern Kreisen als früher gepflegt worden, so ist doch auf diesem Gebiete kein Fortschritt eingetreten.

Ein bedeutender dagegen in den sittlichen Anschauungen, vorab in der Auffassung der Familie. Wir brauchen auf die traurige Betrachtung ihres Verfalles nicht zurückzukommen; aber wir heben hervor, daß neben allen Ausschreitungen der Leidenschaften die Monogamie allezeit die Ehre Roms war und das Gesetz fortwährend lautete, daß die Ehe die Verbindung eines Einzigen mit einer Einzigen ist. Diese Anschauung machte ihre Eroberung in der Welt. Wo das römische Gesetz Eingang fand, da kam die Vielweiberei in Abgang. Wenn wir auch die Wirkung des römi-

schen Beispieles nicht hoch anschlagen und Rom seinen Ueberwundenen im Großen und Ganzen auch die Monogamie nicht auferlegte, so wurden doch alle Diejenigen, welche das römische Bürgerrecht erwarben, in den Kreis des römischen Civilrechtes verflochten, und dieses sprach die Einheit der Ehe aus. Nun waren es insbesondere die Reichen und Vornehmen, welche nach dem Erwerb des römischen Bürgerrechtes trachteten, also Diejenigen, welche den Luxus mehrerer Frauen bestreiten konnten, und indem unter ihnen die Monogamie herrschend wurde, ist diese allmählig im ganzen Reiche durchgedrungen, und wenn nun auch das Heidenthum der reinen Auffassung des Lebens und edler Sitte fremd war, so wurde doch dieser der Boden günstig bereitet. Und wie sehr, dafür zeugt die Sprache der Schriftsteller über die Ehe und Familie, eine Sprache, in welcher gegenseitige Hingebung, selbst Zärtlichkeit, ja ein religiöser Hauch sich offenbart. So spricht Nacius von dem Joche, das ihn mit Claudia zusammenbindet, daß es ein gesegnetes sei, daß es sein Glück begründe, daß er es niemals mit einem andern vertauschen möchte; er liebt ihre Verwandte und Freunde, denn durch sie ist Alles ihm theuer geworden, was je mit ihr in Berührung kam. Einem Freunde schreibt er: „Dein frommes Andenken für Priscilla macht dich allen Ehegatten theuer; denn seine Frau bei ihren Lebzeiten lieben, ist hohes Glück, nach ihrem Tode aber eine heilige Pflicht.“ Welch ein freudiger Schimmer eines neuen Tages aber muß schon aufgegangen sein, wenn Musonius Rufus sagt: „Gatte und Gattin müssen so vereinigt sein, daß ihr ganzes Leben und ihre einzelnen Handlungen unzertrennlich sind, daß sie jede Sache als eine ihnen gemeinschaftliche ansehen, daß sie nichts für sich eigen haben, nicht einmal sich selbst . . . Wenn die Zärtlichkeit von beiden Seiten vollkommen ist, wenn beide sich Mühe geben, in gegenseitiger Zuneigung sich zu überbieten, dann erreicht die Ehe ihren Zweck und ist des Begehrens werth.“

Es kann nicht zweifelhaft sein, woher diese Anschauung stammte; der göttliche Heiland lebte und wirkte schon zu lange in den Seelen seiner Auserwählten, als daß nicht auch die heidnische Welt von dem wunderbaren Lichte, in das wir berufen sind, einen Schein in sich aufgenommen hätte. Der Kirche ist die Ehe ein heiliges Sacrament, das Nachbild der Verbindung Christi mit ihr, vor ihrem Angesichte geschlossen, einig, heilig und unauflöslich. Zur völligen Gemeinschaft des Lebens, zur gegenseitigen Heiligung, zur Erziehung der Kinder für das himmlische Reich erhalten die Eheleute die sacramentale Gnade, und so ist die Ehe nicht mehr blos etwas Erlaubtes oder Ehrenhaftes, sondern mehr, eines der Mittel, welche Gott seiner Kirche zur Seelenrettung und Heiligung übergeben hat.

Was für Eindrücke müssen diese in ihrem Ursprunge gesegneten, in ihrem Fortgange sich heiligenden Familien auf ihre heidnischen Beobachter gemacht, welches Verlangen nach gleichartiger Gestaltung in den edleren Herzen hervorgerufen haben! Dazu ertrug die Kirche auch die Fortdauer der heidnischen Ehe, wenn ein Glied derselben in ihren Schooß sich aufnehmen ließ, in der Hoffnung, daß der christliche Theil den heidnischen für Gott gewinnen und heiligen würde, und so konnte es nicht ausbleiben, daß ihre Anschauungen den heidnischen Boden durchsickerten und für dessen Befruchtung zur reichen Quelle des Segens wurden.

Auf dem Gebiete der Familie also ist ein Fortschritt unverkennbar, und in Folge dessen wurde er auch auf andern Gebieten angebahnt. So erwachten die Gewissen; aus der Anschauung eines reinen, edeln Familienwesens erhoben sich die Heiden zur Erkenntniß einer Tugend, welche ihren Begriffen immer so fremd gewesen war, und welche eben der christlichen Familie eine so kräftige Stütze ist, die Idee der Jungfräulichkeit ging ihnen auf. Und da sahen sie, mit welchen Ehren die Kirche diese auszeichnete, und mit welchen Sorgen sie bewacht wurde; dieser Anblick aber, mußte er nicht dem denkenden Geiste den Gegensatz des heidnischen, nur irdischen Zielen und Interessen dienenden Lebens vorführen und ein Verlangen der Nacheiferung erwecken?

Sodann konnte auch die Thatsache, daß die Kirche die Ehe und Familie selbständig, ohne Rücksicht auf die Gesetze des heidnischen Staates construirte, ihres Eindruckes nicht verfehlen. Bekanntlich kannte der Römer als echte Ehe mit allen gesetzlichen Folgen derselben nur die zwischen Römer und Römerin an; zwischen Römern und Auswärtigen, zwischen dem Senator und der Freigelassenen war die Verbindung (Concubinatus) nur geduldet, die Nachkommenschaft wurde anerkannt, war aber nicht legitim; zwischen Sclaven und Sclavinnen gab es keine gesetzliche Vereinigung, also kein Recht der Familie und der Erbschaft, und die Kinder galten als Bastarde. Alle diese Verbindungen konnten aufgelöst werden, und wurden es so oft aus den unwichtigsten Gründen.

Da vor Christus kein Unterschied gilt zwischen Grieche und Barbar, zwischen Freien und Sclaven, so kümmerte die Kirche sich nicht um die Unterschiede, welche das Staatsgesetz zwischen den verschiedenen Menschenklassen aufstellte, und es galt ihr gleich, wie es die Verbindungen nannte, ob es die freie Christin, welche die Ehe mit einem christlichen Sclaven einging, Contubernium nannte, sie zur Sclavin erniedrigte und ihren Kindern den Schandfleck der unehelichen anheftete: vor den Augen der Kirche waren diese echte Kinder, Freigelassene Christi, und die Mutter lebte in wahrer, feierlicher, heiliger Ehe.

So erstand neben der allgemeinen Staatsanschauung eine andere, an ihre Seite war eine andere Macht getreten, der Staat büßte von seiner Allmacht ein, es kam die Anschauung auf von einem Gebiete, das von ihm unabhängig ist. Und was Anderes mußte die Folge sein, als das Bewußtsein der freien Selbstbestimmung in Sachen, welche nicht in den Staatsbegriff eingeschlossen sind. Daher begegnen wir nun auch dem Muthe freier Selbstbestimmung, die allgemeine Knechtsgesinnung mindert sich, nicht jede Laune des Despoten wird mehr als ein Staatsgesetz hingenommen; die Kirche ist wie durch viele andere Dinge, so vorzugsweise durch die christliche Ehe die Mutter von Characteren geworden und die Gründerin der Freiheit.

Aber diese Umwandlung geht nur stille und langsam vor sich, und noch eine ziemliche Zeit bemerken wir auf andern Gebieten, so auf dem der Barmherzigkeit und Menschlichkeit noch keinen Fortschritt. Was wird Titus ob seiner Milde gerühmt, und doch wirft auch er zur Belustigung des Volkes Tausende von Bestien auf die Arena, und Tausende von Menschen in einen Kampf, in dessen Wüthen Alle sterben müssen. Es ist wahr, er hat Viel gethan für die durch Erdbeben und Feuer schwer Heimgesuchten, er hat seinen Schatz geöffnet und ist ihnen auf alle ihm mögliche Weise zu Hilfe gekommen; aber Aehnliches haben auch Tiberius und Nero gethan; die Politik erforderte es, und wir erblicken noch keine Werke der Barmherzigkeit, sondern Maßregeln, welche lediglich durch ein Bedürfniß der Regierung hervorgerufen wurden. Doch, haben wir Geduld; das Einmal aufgegangene Licht von Oben wird stärker in die Finsternisse des Heidenthums eindringen, bis es Alle überwunden haben wird.

Viertes Kapitel.

Die Kaiser von Nerva bis zum Tode des Antoninus Pius.

(96—161.)

I.

Nerva.

(96—97.)

Bevor die Verschworenen zum Morde Domitians schritten, hatten sie sich eines neuen Kaisers bereits versichert, es war Marcus Cocceius Nerva, ein fränklicher, milder Mann von 63 Jahren,

dessen Büste die Heiterkeit einer friedlichen Seele und den Edelmuth eines guten Herzens athmet. Ein Astrologe hatte ihn durch die Voraussage der Kaiserwürde bei Domitian in Todesgefahr gebracht, ein anderer ihn durch die Ankündigung, daß er nur wenige Tage mehr zu leben habe, gerettet. Nun glaubte er sich nicht besser sichern zu können, als daß er den Verschworenen zusagte, sich als Kaiser ausrufen zu lassen.

In seiner kurzen Regierung zeigte er sich als das gerade Gegentheil von seinem Vorgänger; er öffnete die Gefängnisse, ließ die Verbannten heimkehren, gab die confiscirten Güter zurück und verbot die Anklagen wegen Majestätsbeleidigung und Judaismus, so daß auch die Christen des Friedens sich erfreuten. Die allzu luxuriösen Ausgaben schränkte er ein, die zahlreichen Villen Domitians und dessen übertriebene Einrichtungen verkaufte er.

Nerva wollte die Gemüther versöhnen, die Anhänger Domitians behandelte er auf gleiche Weise, wie seine eigenen Freunde, und wollte von keiner Verfolgung Derer wissen, die unter der früheren Herrschaft die Gewalt ausgeübt und jetzt Grund zum Zittern hatten. Das aber war nicht im Sinne der Verfolgten von gestern; sie fielen über ihre Angeber her, und es floß Blut; doch gelang es dem Kaiser, der blutigen Reaction Einhalt zu gebieten.

Uebrigens war sein Arm für die Beherrschung des Reiches nicht stark genug. Die Prätorianer wurden von Casperius Oelianus, einer Creatur Domitians aufgehetzt; sie verlangten unter den Fenstern des Palastes die Bestrafung von Domitians Mördern; Nerva erschrack, aber er bot ihnen seinen Kopf; sie stürmten weiter und ermordeten den Präfekten Petronius Secundus und Posthumius, den Kammerherrn Domitians, der unter den Verschworenen gewesen war; Nerva aber ward zur Verzeihung der Aufrührer genöthigt.

Da führte er den weisen Entschluß aus, daß er bei der feierlichen Danksagung für einen in Pannonien erfochtenen Sieg auf dem Capitole vor Senat, Volk und Soldaten den Marcus Ulpius Nerva Trajanus adoptirte. Es war im Oktober 97; im Januar 98 starb Nerva.

Trajan war Soldat, und während er dem Senate von Cöln aus die Versicherung gab, daß von seiner Hand kein wohlgesinnter Mann sterben werde, empfanden die aufrührerischen Prätorianer mit ihrem Führer Casperius Oelianus, was von diesen Soldaten der Aufruhr zu erwarten habe; er berief sie nach Germanien, damit sie in den Kämpfen mit den Barbaren zu Grunde gingen.

Nerva hatte das edle Wort gesprochen: „Ich will unter dem Purpur nichts thun, was mich am Tage, wo ich ihn ablegen werde, verhindern könnte, im Frieden inmitten meiner Mitbürger zu leben." Trajan dachte energischer über die Sicherheit des Staates. Dennoch

darf Nerva mit den Worten des Tacitus gerühmt werden, daß er das glückliche Zeitalter eröffnete, wo zwei Dinge mit einander sich vereinigten, die bisher für unvereinbar gehalten worden waren: die Monarchie und die Freiheit.

II.

Trajan.

(97—117.)

Als Trajan in Rom einzog, ruhte das Auge der Hauptstadt mit Wohlgefallen auf dem vor der Zeit gebleichten Haupte des hochgewachsenen Mannes, der ohne Pomp, nur von seiner Gemahlin Plotina und einigen Freunden umgeben, zutraulich grüßend zu Fuß nach dem Capitol und von da zum kaiserlichen Palaste schritt, und Rom erstaunte, als Plotina vor dem Eintritt in den Palast sich umwandte und zu dem Gefolge sagte: „Ich trete hier so ein, als ich wünsche eines Tages wieder fortzugehen.“

Trajan, in den Kriegslagern aufgewachsen, war ein einfacher Soldat; er gab die männlichen Uebungen nicht auf, unterhielt sich aber gerne mit unterrichteten Männern, haschte nicht wie Domitian nach Titeln und wollte am allerwenigsten ein Gott sein; doch liebte er es, wenn er gerühmt wurde; die Poesie, die Redner, die Monumente sollten ihn verherrlichen; und sie konnten es thun, da die heidnische Welt für seine verderbten Sitten kein Urtheil hatte; er war ein Trinker, und unter seinen übrigen häßlichen Lastern litt Plotina unsäglich.

In seiner Politik zeigen sich nicht ideale Gesichtspunkte, aber sie ist doch die des gesunden Menschenverstandes, folglich liebte er die Proscriptionen nicht; er wollte Vertrauen einflößen, wie er selbst Vertrauen zeigte. Als er z. B. einen Präfecten des Prätoriums in sein Amt einführte, sagte er bei der Schwertübergabe: „Wenn ich weise regiere, so ziehst du es für mich; regiere ich anders, so gegen mich.“ Als Sura, sein treuester Freund und vertrautester Rathgeber, wegen einer angeblichen Verschwörung denunzirt wurde, lud Trajan bei ihm sich zu Tische, lies sich ein Pflaster auf die Augen legen und durch Sura's Barbier rasiren; zu den Angebern aber sagte er: „Wenn Sura mir ans Leben gewollt hätte, würde sein Arzt mich vergiftet, sein Barbier mir den Hals abgeschnitten haben.“

Den Character, welchen Trajan seiner Zeit aufdrückte, kennzeichnet recht anschaulich die Literatur und Kunst derselben. Da ist Alles ernst, aber keine Poesie, nur Prosa. Die Literatur verurtheilte mit eindringlichen Worten die 85 Jahre der schlechten

Kaiser. Fannius schrieb ein Buch „Ueber den Ausgang der von Nero Getödteten oder Verbannten," Suetonius mit seiner glatten Kälte sein „Leben der Kaiser."

Die Historien und Annalen des Tacitus sind das vernichtende Urtheil der Tyrannei.

Ernste Größe athmen die Monumente Trajans; so seine Brücken in Lusitanien, Spanien, über den Rhein, den Euphrat und Tigris; seine großartigste ist die über die Donau, 1361 Meter lang, von zwanzig 44 Meter hohen Pfeilern getragen mit je einem Brückenkopf am Eingang und Ausgang (bei Czereczt). In Rom baute Trajan ein Odeon, ein Gymnasium, ein Theater; dem Circus fügte er nach Plinius 5000 Plätze bei, nach den Correctoren des Plinius 120,000; eine neue Wasserleitung erfreute das römische Volk; das Forum Trajani mit der noch stehenden Trajanssäule, dem Triumphbogen, einer Basilica, einem Tempel und zwei Bibliotheken, ist das Siegesdenkmal der Dacischen Kriege; Triumphbögen hat er noch in Benevent, Ancona und zu Bara in Catalonien.

Der Meister dieser großartigen Architectur ist Apollodor, den Hadrian wegen seiner beißenden Kritik hinrichten ließ. Der Römer hatte niemals Ideale gehabt, und jetzt waren die Menschen idealer Gesinnung verborgen in den Katakomben.

Trajan traf einen leeren Staatsschatz und dazu allgemeine Klagen gegen Ueberbürdung mit Abgaben; hierauf mußte er hören, und doch erforderte die Schlagfertigkeit der Armee und der Pomp der Feste mit ihren Geld- und Getreidespenden, wornach das römische Proletariat unaufhörlich schrie, unverminderte Ausgaben. Der Kaiser wies die Geschenke, welche die Städte bei einem Regierungsantritt zu bringen hatten, zurück, annullirte die zu Gunsten des Fiscus erzwungenen Testamente, ermäßigte die Erbschaftssteuer und sorgte für vollwichtige Münze, verminderte also die Einkünfte, und doch gelang es in kurzer Zeit, das Gleichgewicht des Budgets herzustellen. Wir finden nirgends eine besondere Maßregel, der es zu verdanken war, aufgezeichnet; allein durch seine weise Sparsamkeit vermochte Trajan allen Bedürfnissen zu genügen.

Besonders am Herzen lag ihm der trauerige Zustand Italiens mit seiner trostlosen Cultur und seinem Mangel an Männern. Was er dagegen that, wird immer denkwürdig bleiben; wir heben zwei Grundgedanken dieser seiner innern Politik hervor; der eine derselben ist dieser, daß nach Rom die Güter aller Welt mit Leichtigkeit strömen sollten, und anderseits von Rom als dem Centrum die Einheit und der Friede nach allen Windrichtungen hin mit gleicher Leichtigkeit erhalten werden sollte; daher stellte er die von der Tyrannei verwahrlosten Straßen wieder her und baute neue, welche unter sich und mit Rom in Verbindung standen und durch Posten

belebt wurden. Der Seehafen von Ostia versandete fortwährend; er restaurirte ihn, grub aber noch einen andern (Centumcellä, heutzutage Civita Vecchia); ihm entsprach auf der Ostseite Italiens der Hafen von Ancona.

Diese Häfen und die Straßen belebte bald ein äußerst fruchtbarer Gedanke, der Rom besser als all die bisherigen Maßregeln zur Versorgung mit Getreide vor Hungersnoth schützte und das Brod wohlfeiler machte. Bekanntlich waren die Getreidelieferungen unter dem Titel von Abgaben Aegypten, Afrika, Sizilien und Spanien auferlegt; anderwärts setzte die Staatsgewalt den Preis des Getreides fest und bezeichnete gewisse Häfen für die Einfuhr; allein die gebotenen Getreidelieferungen blieben zeitweise aus, so einmal unter Trajan die von Aegypten, weil der Nil nicht ausgetreten und dadurch das Land unfruchtbar geblieben war; und wenn das Getreide gekauft wurde, so scheuchte der bestimmte Preis die Produzenten selbstverständlich vom Markte zurück. Da gab nun Trajan den Getreidehandel frei, und jetzt waren die Märkte überflüssig befahren, das Brod wurde wohlfeiler, eine Hungersnoth verhütet.

Der andere Gedanke weiser Politik war die Verbesserung des italischen Bodens durch die Cultur. Wir haben schon oft auf die Verarmung des reichen Landes aufmerksam gemacht; man hat Colonien von Veteranen angelegt, sie haben Nichts gefruchtet; man hat die Bestimmung getroffen, daß Alle, welche Senatoren werden wollten, ein Drittel ihres Vermögens auf Grund und Boden anlegen mußten; auch Nero und Trajan haben daran festgehalten, so schwierig die Durchführung der Maßregeln war. Diese beiden Kaiser meinten, daß aus der ungerechten und verderblichen Maßregel der Geld- und Getreidespenden ein Nutzen gezogen werden könnte. Aufgehoben konnte sie nicht wohl werden, die Hunderttausende von Faullenzern, die von den Spenden lebten, waren allzu gefährlich. Zuerst nun erweiterte Trajan den Kreis der Gabenempfänger, um auch die wirklich Armen daran Theil nehmen zu lassen, insbesondere die Kinder; für diese aber und für ihre Erziehung, Mädchen und Knaben, wies er eine jährliche Summe an; diese lieh er auf Grund und Boden an Privatleute, welche die Zinsen an bestimmte Persönlichkeiten, die mit der Erziehung der Kinder betraut waren, zahlen mußten.

Wir besitzen zwei im vorigen Jahrhundert aufgefundene Inschriften, aus denen hervorgeht, daß in Velleja durch die Fürsorge Trajans 264 Knaben und 36 Mädchen unterhalten wurden, in Benevent andere, und wir dürfen annehmen, daß es in ganz Italien ungefähr 14,000 Kinder waren, die dem Elend entrissen und der Anfang einer neuen Bevölkerung Italiens wurden. Es waren Kinder römischer Bürger, folglich wurde die Plebs gehoben, und da

zugleich den Landwirthen die Capitalien zu einem niedrigen Zinsfuße ausgeliehen wurden, so wurde der Landbau erleichtert und ermuthigt. Das kaiserliche Beispiel fand Nachahmung; von den Rechtsgelehrten erfahren wir, daß die Legate für den Unterhalt armer Kinder sich mehrten; Plinius sagt von sich, daß er zur Gründung einer Schule in Como ein Drittel und eine Bibliothek beigesteuert und daß er ein Capital für den Unterhalt von 180 Kindern angelegt habe. Hadrian, Antonin, Marc Aurel und Alexander Severus folgten nach. Sind das Früchte auf heidnischem Boden erwachsen? Wie heimeln die Bilder an, welche diese Thaten vorsorgender Wohlthätigkeit im Andenken zu erhalten bestimmt waren, z. B. Trajan auf dem curulischen Sessel, wie er Kindern Brödchen austheilt oder wie er die Hände nach einer Frau ausstreckt, welche Kinder auf ihren Armen trägt, oder eine Frau, die vor ihm kniet, während Kinder die Händchen nach ihm erheben.

Von dieser Zeit an wird in Italien der Name Ulpian sehr zahlreich, denn die unterstützten Kinder waren Clienten des Kaisers und erhielten seinen Familiennamen Ulpius.

Wie für Italien, so sorgte Trajan auch für die Provinzen, daß sie ein kräftiges Leben hätten und Rom mit Neigung, nicht aus bloßem Zwange dienten. Strenge überwacht er die Proconsuln, duldete keine Ueberbürdung und keinen Angriff auf die municipalen Freiheiten.

Mit 50 Jahren eröffnete Trajan aufs Neue seine kriegerische Laufbahn. Am Rhein war nichts Anderes zu thun, als die Grenze zu hüten, denn die Wunden, welche Cerealis den germanischen Völkern geschlagen, waren noch nicht vernarbt, und innere Zwistigkeiten hielten vom römischen Reiche ernstlichere Gefahren ferne; so fällt in diese Zeit die Aufreibung der Brukterer durch Chamaven und Angrivarer. Trajan verstärkte die ganze Rheinlinie durch neue Befestigungen. Das alte Xanten, Castra Vetera, wurde neu aufgebaut; Roisdorf bei Bonn (?) (Trajansdorf), Castel bei Mainz, Höchst bei Frankfurt, Ladenburg, Baden (Aurelia Aquensis) rühmen sich ihrer Gründung durch Trajan; zu Baden fand man Reste, welche an die 1. und 2. Legion erinnern; zu Straßburg muß die 8., zu Coblenz die 22. (legio Trajana), zu Xanten die 30. Ulpia victrix gestanden haben. Den großen Wall, der von Köln rheinaufwärts auf dem rechten Ufer bis Mainz und von da den Main entlang bis Miltenberg, darauf bis ans rechte Ufer der Altmühl ging, um bei Ingolstadt die Donau zu erreichen, hat er, wenigstens was die Maingegend betrifft, vollendet; in dem Heidengraben und der Teufelsmauer sind die Reste davon immer noch sichtbar.

Angriffsweise ging Trajan gegen die Dacier zu Werke, denn

unmöglich konnte der kriegerische Kaiser die Schmach ertragen, welche Domitian bei ihnen geholt. Im Jahre 101 begann der Krieg und dauerte bis 106; er war sehr mühselig, weil die Dacier nicht Stand hielten, immer wieder erfolglose Verhandlungen anknüpften, mit wechselnden Listen die Angriffscolonnen irre führten, bis endlich im Jahre 103 der Decebal die Hauptstadt des Landes bedroht sah. Da bat er um Frieden, auf den Knieen die Hand seines Besiegers küssend. Die erbeuteten Feldzeichen, die Kriegsmaschinen wurden übergeben, die römischen Ueberläufer ausgeliefert, die dacischen Festungen geschleift und in den Friedensvertrag die bekannte Formel aufgenommen, daß die Dacier keine andern Feinde, als die des römischen Volkes haben werden.

Im Jahre 104 brach der Krieg wieder aus und endigte diesmal mit dem völligen Untergang der Dacier. Aber Rom hatte bereits für neue Bevölkerung gesorgt, denn im Gefolge seiner Legionen marschirten die Bahnbrecher römischer Civilisation. Besonders aus Pannonien, Dalmatien und Mösien kamen Einwanderer, welche bis auf den heutigen Tag, mit ihrem Namen Rumänier, die Erinnerung an die Eroberung Trajans lebendig erhalten.

Bei den Spielen des Trajanischen Triumphzuges wurden 10,000 Gladiatoren geschlachtet; so wenig hat, wie wir oben bemerkten, das Heidenthum Fortschritte gemacht; scheute ja doch der für so milde gepriesene Trajan nicht einmal vor der Christenverfolgung zurück.

Dennoch bedarf diese einer Erklärung. Bevor ein amtliches Edict gegen die Christen erging, war es die aufbrausende Volkswuth, das sie veranlaßte; ein natürlicher Erklärungsgrund ist nicht aufzufinden, da die Christen so stille lebten, so liebreich allen Menschen begegneten, niemals der Staatsgewalt mit feindseliger Gesinnung entgegentraten. Der Haß gegen sie ist ein dämonischer, den Heiden eingepflanzt, von den Juden geschürt. Auf Seite der Obrigkeit bis hinauf zum Kaiser ist es die Schwäche, die Feigheit des Pilatus vor der tobenden Menge. Es ist bekannt, wie wenig dem Alterthum ein Menschenleben galt; sollte die Obrigkeit, um ein Christenleben zu schützen, die Volkswuth gegen sich selbst herausfordern? Die Feigheit findet immer Ausflüchte; so dachte die heidnische Obrigkeit: warum doch wollen die Christen unserer Anordnung nicht Folge leisten, da man ja doch nur so wenig von ihnen verlangt, einige Weihrauchkörner vor dem Bilde des Kaisers, ihr Erscheinen in unserm Theater, bei unsern Festen? Willigen nicht andere anständige Leute in das Gleiche? Beriefen sich die Christen auf das Gewissen, so wurden sie erst recht nicht verstanden, und man schalt ihren Widerstand als Eigensinn. Unschwer entdeckt die Feigheit auch politische Gründe zur Verfolgung. Im

römischen Reiche war die Association frei; die griechischen Städte hatten ihre Phratrien, Hetärien; die römischen ihre Collegia, Sodalitates; meist waren es Handwerker, welche in diesen Bruderschaften zu gegenseitiger Unterstützung, zum Culte ihrer Todten und zu gemeinschaftlichen Festmahlen sich zusammenthaten. Manchmal mischte sich auch die Politik ein, und dann kam polizeiliche Beschränkung; in Sachen der Religion war die Vereinigung immer frei. Da nun aber die christlichen Gemeinden als solche Bruderschaften aufgefaßt wurden, so lag es nahe, der Obrigkeit einen Verdacht ihrer Staatsgefährlichkeit einzuflüstern.

Die Feigheit des Pilatus tritt bei Trajan aus seinem Briefwechsel mit Plinius dem Jüngern deutlich hervor. Dieser erbat sich als Statthalter von Bithynien eine kaiserliche Entscheidung; er sagt: „Ich habe niemals Processen gegen Christen angewohnt und weiß auch nicht, was bei ihnen zu untersuchen oder zu strafen ist, auch nicht, nach welchem Maße; so bin ich auch noch über andere Punkte stark im Zweifel. Muß man Rücksicht nehmen auf das Alter oder zwischen Erwachsenen und Kindern keinen Unterschied machen; soll Denjenigen, welche sich reuig zeigen, verziehen werden oder im Gegentheil; wenn Jemand einmal Christ gewesen, ist es gleichgültig, ob er es jetzt nicht mehr ist; bildet schon der Name Christ, wenn gar kein Verbrechen dabei vorkommt, eine Schuld, oder muß man nur die Verbrechen strafen, welche sich daran hängen? Unterdessen habe ich mit jenen, welche mir als Christen angeklagt wurden, folgende Procedur eingehalten: Ich habe ihnen die Frage vorgelegt, ob sie Christen seien, auf ihr Zugeständniß unter Androhung der Hinrichtung zwei- und dreimal die Frage wiederholt; wenn sie auf ihrer Aussage bestanden, ließ ich sie hinrichten; ich konnte in der That, mochte die Sache, welche sie eingestanden, wie immer geartet sein, nicht zweifeln, daß ihr Eigensinn und ihre unbeugsame Hartnäckigkeit gestraft werden müssen. Unter den Leuten, welche von dieser Thorheit angesteckt waren, befanden sich römische Bürger, welche ich nach Rom abführen ließ.

„Wie es gewöhnlich geschieht, hat die Thatsache dieser Proceduren die Anklagen vervielfacht, und so sind verschiedenartige Fälle zur Verhandlung gekommen. Man hat mir eine anonyme Denunciation einer großen Zahl von Leuten eingereicht. Alle läugnen, daß sie Christen seien oder es je gewesen; sie haben in den von mir vorgesprochenen Formeln die Götter angerufen; sie haben Weihrauch und Wein vor deinem Bilde, das ich mit den Bildern der Unsterblichen eigens herbeitragen ließ, geopfert; all Das, sagt man, wird niemals bei jenen erreicht, welche wahrhaft Christen sind; folglich habe ich geglaubt, das Nichtschuldig aussprechen zu müssen. — Andere, von einem Angeber bezeichnet, haben sich für Christen erklärt,

dann aber widerrufen. Sie seien es gewesen, sagten sie, die Einen vor einem Vierteljahr, Andere noch früher, Einige sogar schon vor 20 Jahren; sie haben dein Bild und die Statuen der Götter verehrt. Uebrigens bezeugen sie, daß ihre ganze Schuld oder ihr Irrthum sich auf eine regelmäßige Versammlung an einem bestimmten Tage vor Aufgang der Sonne, auf einen gemeinsamen Gesang einer Hymne an Christus, wie an einen Gott, auf einen Schwur nicht zu einer verbrecherischen Sache, sondern zur Enthaltung von Diebstahl, Straßenraub, Ehebruch, Wortbrüchigkeit, Verläugnung eines anvertrauten Gutes beschränke; wenn Das vorüber, so seien sie auseinander gegangen und hätten sich darauf wieder versammelt zu einem gemeinschaftlichen, jedoch unschuldigen Mahle, wobei beide Geschlechter zugegen gewesen. Dies hätten sie selbst aufgegeben seit dem Edicte, durch welches ich deinen Befehlen gemäß die Hetärien untersagt habe. Daraufhin habe ich um so nöthiger gefunden, zwei Sclavinnen, welchen man den Titel Diaconissinnen gibt, peinlich zu befragen; aber ich habe bei ihnen nichts Anderes gefunden, als einen ungemessenen Aberglauben; in Folge dessen habe ich die weitere Untersuchung vertagt und wünsche dich zu berathen. Besonders wegen der großen Zahl der Blosgestellten schien es mir angezeigt, die Frage dir vorzulegen. Eine Menge von Personen jeden Alters, Geschlechtes und Standes ist angezeigt oder wird es bald werden, denn diese abergläubische Ansteckung hat bereits nicht nur die Städte, sondern auch die Dörfer und das Land ergriffen; indessen glaube ich, daß man sie aufhalten und heilen kann. Es ist gewiß, daß die fast aufgegebenen Tempel wieder besucht werden; die heiligen, lange Zeit unterbrochenen Ceremonien beginnen aufs Neue; man findet wieder für die Opferthiere Käufer, die sehr selten geworden waren, folglich ist leicht erkennbar, wie viele Menschen von ihrer Verirrung geheilt werden könnten, wenn man dem Reuigen Gnade angedeihen läßt."

Auf diese Eingabe antwortete Trajan: „Mein theuerer Secundus, du hast in der Untersuchungssache gegen diejenigen, welche als Christen verklagt waren, deine Pflicht gethan; man kann in dieser Beziehung weder etwas allgemein Gültiges, noch eine bestimmte Regel aufstellen. Man muß sie nicht aufsuchen, wenn sie aber verklagt werden, sie strafen; wenn übrigens ein Angeklagter in Abrede stellt, daß er Christ sei und seine Läugnung thatsächlich, d. i. durch Anrufung unserer Götter bezeugt, so verzeihe ihm, mag auch seine Vergangenheit verdächtig sein; übrigens nimm bei gar keiner Anklage eine anonyme Denunciation an; sie ist abscheulich, und gehört nicht mehr in unsere Zeit."

Aus diesem Briefwechsel geht hervor, daß Plinius in einer Provinz, welche voll von Christen ist, sowenig vom Christenthum

weis als Trajan selbst, daß beide von den Christen nichts Schlechtes zu sagen wissen, und doch sollen diese, wenn sie verklagt werden, die Todesstrafe erleiden. Anders hat auch Pilatus nicht gehandelt; er fürchtete den Kaiser, Trajan das heidnische Volk; Plinius verurtheilt die Bekenner Christi wegen Eigensinn, und Trajan gibt auf seine sehr bestimmten Fragen keine Antwort.

Unter Nerva haben die Christen, wie es scheint, Ruhe gehabt; in den ersten Jahren Trajans brach die Verfolgung aus da und dort und war nicht befohlen. Es starben Domitilla und ihre Gefährtinnen; in Rom wurde der heilige Papst Clemens vor den Stadtpräfekten Mamertinus gebracht, wie es scheint, in einem Volksaufstande, vergeblich von einem Theile des Volkes, das ihn liebte, vertheidigt. Der Präfect wandte sich an den abwesenden Kaiser, welcher den Heiligen an den Taurischen Chersonnes verbannte, wo er 101 gemartert wurde. Andere Martyrer werden außerhalb Roms in Antiochien, Sardinien, Vienne, Corfu, Ancyra und Philippi genannt.

Die Verfolgung ging vorüber, brach aber im Jahre 107 wieder aus, und diesmal nahm Trajan thätigen Antheil an derselben; der Dacische Sieg hatte ihn exaltirt, „Herr der Welt," heißt es in den Martyracten des heiligen Ignatius, „sah er mit Erstaunen, daß die Christen allein ihm nicht gehorchten, und er entschloß sich, sie zu unterwerfen." In Jerusalem starb der mehr als 100jährige Bischof Simeon, Sohn des Cleophas, der letzte Zeuge der apostolischen Zeit; mehrere Tage lang mit Ruthen gepeitscht, setzte er durch seine Geduld in Erstaunen; dann starb er am Kreuze. Andere Bischöfe in andern Städten übergehend, hören wir noch das Urtheil, das Trajan über den großen heiligen Ignatius von Antiochien sprach: „Wir haben befohlen, daß Ignatius, der da behauptet, den Gekreuzigten in sich zu tragen, nach dem großen Rom geführt werde, um zur Unterhaltung des Volkes die Speise der Bestien zu werden."

Die Gewalt erdrückte die Christen, konnte sie aber nicht beugen; ein Martyrer entflammte Andere zur Nachfolge; in Kleinasien drängten sich alle Christen einer Stadt zum Proconsul Arrius Antoninus und begehrten die Krone der Martyrer; „Unglückselige," rief dieser, „wenn ihr sterben wollt, habt ihr ja Wasser und Abgründe!" Ueberwunden von dem Muthe der Bekenner, von der brüderlichen Liebe, welche diese allerorten fanden, stellte die Staatsgewalt die Verfolgung ein.

Aber Trajan ging am Blute der Christen zu Grunde; seine letzten drei Jahre (114—117) sind vom Traume wahnsinnigen Ehrgeizes und ungemessenen Stolzes und mit all dem Unglück angefüllt, das für ihn und das Reich daraus hervorging. Trajan träumte

von der Wiederherstellung des Reiches Alexanders des Großen. Es war nicht schwer, einen Vorwand zum Kriege mit den Parthern zu finden; Pakorus, der letzte parthische König, war in Verbindung mit dem Decebal gestanden; sein Nachfolger Cosroë hatte einen König von Armenien gekrönt, unter Verletzung, sagte man, der römischen Rechte. Cosroë wollte keinen Krieg; er schickte eine Gesandtschaft und Geschenke; Trajan marschirte dennoch voran (a. 114). Der König von Armenien, Partamasiris, legte seine Krone zu den Füßen Trajans, in der Meinung, als Vasall sie wieder aufnehmen zu können; aber Trajan erklärte ihn für abgesetzt; auf diese illoyale Weise wurde Armenien römische Provinz. Mesopotamien und Assyrien folgten bald nach; alle die Könige des Euphratgebietes behandelte Trajan hart; er wollte keine Vasallen mehr, sondern Unterworfene; nur Abgar von Edessa behielt Krone und Land; er kannte Trajan und schickte in seinem Sohne, einem schönen jungen Mann und eleganten Tänzer, einen Friedensvermittler, welchem der Kaiser nicht widerstand. — Von diesem infamen Verhältnisse in Edessa festgehalten, begann Trajan wieder seinen Krieg gegen Gott in der erneuerten Verfolgung; viele Soldaten starben; Bischöfe, Priester, Jungfrauen, auch ein kaiserlicher Kammerdiener, Romulus, welcher für die Soldaten Fürbitte eingelegt hatte.

Nach Indien wäre nach diesen leichten Siegen Trajan gerne gezogen; einstweilen machte er auf dem Euphrat unnütze Spazierfahrten; da kam ihm die Botschaft von unheimlichen Zuckungen, welche das Reich von Außen und Innen bedrohten. Die Roxolanen, seine Bundesgenossen im Dacischen Kriege, kamen erbittert über die Abminderung ihres Soldes über die Grenze; im Süden nahmen die Mauren, im Norden die Britannier eine drohende Haltung an. In Cyrene standen die Juden auf, von einem falschen Propheten, der bald Andreas, bald Lukas oder Lucullus genannt wird, geführt; was Grieche oder Römer war, wurde von ihnen getödtet, lebendig zersägt, den Bestien vorgeworfen, zum gegenseitigen Morden gezwungen; die fanatischen Juden aßen ihr Fleisch, salbten sich mit ihrem Blute, machten Kleider aus Menschenhaut. Nach Dio sollen an 220,000 Menschen gemordet worden sein.

Auch die Juden in Cypern standen auf, die in Palästina regten sich, und selbst die in Mesopotamien gaben Besorgnisse trotz der Nähe der Legionen. Diese Botschaften kamen auch zu den entthronten Königen und standen, während Trajan seinen Traum von Indien träumte, auf (a. 116). Zu spät erwog der Kaiser seinen Fehler; er stellte die Vasallenkönige wieder her und wollte selbst dem Partherreiche seine frühere Größe wiedergeben. Aber er mußte kämpfen, und seine Herrlichkeit brach sich vor Hatra (El-Hather), welches in armer Gegend zwischen Euphrat und Tigris lag. Wie

ein gewöhnlicher Offizier zu Fuß, seiner kaiserlichen Insignien entkleidet, nur an seiner mächtigen Gestalt und seinem Haupte erkennbar, führte er die Sturmcolonnen; aber jedesmal brach ein Gewitter über ihnen aus und schlug den Blitz unter sie; wenn sie dann ins Lager zurückkamen, wimmelte dieses von Insekten, welche Speise und Trank der Soldaten verunreinigten. Trajan war abgemüdet und krank; er hob die Belagerung auf und ging hinter die römische Grenze zurück; immer kränker werdend, wollte er über Kleinasien nach Italien; die Länder, die er erobert zu haben glaubte, waren in vollem Aufstand, und Hadrian hatte alle Mühe, an seiner statt die Legionen zusammenzuhalten.

Zu Selinunte in Cilicien mußte Trajan ruhen; und an welchem Tage er da starb, ist nirgends aufgezeichnet worden; am 9. August hatte Hadrian die Nachricht erhalten, daß Trajan ihn adoptirt habe; am 11. kam ihm die Botschaft von des Kaisers Tode zu. Die Note, welche dem Senate die Adoption Hadrians mittheilte, war nicht von der Hand Trajans, sondern von Plotina unterzeichnet; der Kaiser hatte sich nie bestimmt über die Wahl seines Nachfolgers ausgesprochen. Dio will von seinem Vater Apronianus, welcher damals Präfect von Cilicien war, gehört haben, daß Trajans Tod einige Tage geheim gehalten worden sei, um für den Betrug der Adoption Hadrians Zeit zu gewinnen; in jedem Falle ist der zweideutige Hadrian, der Etwas von den besten, wie von den schlimmsten Kaisern an sich hatte, auf zweideutige Weise zum Purpur gekommen.

Wir können die Bemerkung nicht unterlassen, daß das katholische Mittelalter den Christenverfolger vergaß und nur die edleren Züge Trajans festhaltend ihn unter die Seligen des Himmels aufnahm. Als der heilige Papst Gregor einst auf dem Trajansforum wandelte, wurde er von einem Bas-Relief ergriffen, welches eine arme Wittwe zu den Füßen Trajans darstellt; diese Wittwe hatte einen Sohn, welcher von den Soldaten getödtet worden war, und sie begehrte von dem zum Krieg abgehenden Kaiser Gerechtigkeit: „Ich werde sie dir schaffen, wenn ich vom Kriege zurückgekehrt sein werde“ — „Wenn du aber von den Feinden getödtet wirst, wer wird mir zu Hilfe kommen?“ — „Mein Nachfolger.“ — „Wozu wird dir diese Gerechtigkeit nützen, wenn ein Anderer sie an Deiner statt ertheilt?“ — „Zu Nichts.“ — „Ist es dann nicht besser für Dich, mir diese Gerechtigkeit zu erweisen und dafür belohnt zu werden, als einem Andern die gute That und ihren Lohn zu lassen?“ Trajan ließ sich durch diese Erinnerung an den göttlichen Lohn rühren, stieg vom Pferde und befriedigte die arme Wittwe. Dies ergriff den heiligen Papst so, daß er über die Seele des heidnischen Kaisers weinte.

Die Verfolgung der Christen unter Trajan vermochte den Siegeslauf der Kirche nicht zu hemmen. Die Idee der Einheit Gottes, der göttlichen Vorsehung, der Belohnung und Strafe, die Ideen der Menschlichkeit und Brüderlichkeit hatten angefangen, über der armen heidnischen Welt aufzugehen. Die Orakel schwiegen, die Götter bekannten sich für überwunden, denn Gott war auf Erden erschienen; seinem Lichte vermochten die Geister sich nicht zu verschließen, nicht die Herzen der Kraft seiner Liebe, und vor dem Exorcismus der Kirche entwichen die Dämonen.

III.

Hadrian.

(117—138.)

Er ist einer von jenen Menschen, deren Kopf erleuchtet und das Herz verderbt ist, welche, wie der Apostel sagt, nachdem sie Gott erkannt hatten, ihn nicht als Gott verherrlichten und deßhalb in schandbare Leidenschaften dahingegeben sind. Wahrhaftig, an Erleuchtung fehlte es ihm nicht; er war nicht nur Philosoph, sondern auch Mediciner, Dichter, Bildhauer, Graveur, Maler, Antiquar, Mathematiker, Flötenspieler und Sänger; aber auch, und dies ist eine ganz bedenkliche Seite an ihm, Astrolog und Feinschmecker. Er hatte ein äußerst glückliches Gedächtniß; wenn er ein Buch ein einzig Mal gelesen, wußte er es auswendig; jeden Soldaten wußte er bei seinem Namen zu nennen. Schlimmern Einflüssen eröffnete er sich in Athen, wo er schon mit 15 Jahren den Bildungsgang durchlaufen hatte; der Beiname Gräculus zeugt nicht nur von ihr, sondern auch von seiner Hinneigung zum griechischen Wesen. Von der Abscheulichkeit seiner Sitten weis Sabina, seine Gemahlin, zu klagen; in der Oeffentlichkeit war sie Augusta, im Palaste fast wie eine Sclavin mißhandelt; sie machte gar kein Hehl daraus, daß sie Mutter nicht werden möchte, weil sie durch einen Sohn Hadrians dem Menschengeschlechte nur Unglück bringen würde. — Eine bizarre Natur, eifersüchtig auf jeden Ruhm, von großen Gedanken weg verliert er sich in Kleinlichkeiten. Lange Zeit betet er nur die römischen Götter an, dann baut er Tempel ohne Götterbild und macht sich des Judaismus oder gar des Christenthums verdächtig; in seinen letzten Lebensjahren dann erhebt er seinen Liebling Antinous zu den Göttern; Alles verdankt er Trajan, und Alles thut er, um dessen Andenken herabzusetzen. Erhebung und Versinken, Tugend und Laster, Freudigkeit und Mißmuth, Geiz und Liberalität, Leichtfertigkeit und Ueberlegung streiten sich um seine Seele.

Der Lage des Reiches, welche Trajan geschaffen, wurde er mit politischer Weisheit gerecht, denn er verzichtete auf Parthien, Mesopotamien, Assyrien und Armenien; gegen die Sarmaten und Roxolanen führte er Krieg, schloß aber, sobald die Würde des Reiches gewahrt war, Frieden und hatte von da an keinen auswärtigen Krieg mehr zu führen, so daß er seine ganze Sorge dem inneren Frieden und Fortschritt des Reiches zuwenden konnte; seine Regierung ist durch strenge Finanzmaßregeln, durch Liberalität und einen glücklichen Fortschritt auf dem Gebiete des Rechtes, auch durch Milde characterisirt.

Es heißt von ihm, daß er von Natur aus zur Härte angelegt gewesen sei; gleich in seinen ersten Jahren schrieb er dem Senate über eine angebliche Verschwörung; während der Senat darüber verhandelte, wurden vier Consularen, welche in die Verschwörung verwickelt gewesen sein sollten, ermordet. Rom war entsetzt, die öffentliche Meinung sprach sich so energisch aus, daß Hadrian sich genöthigt sah, die Schuld von sich abzuwälzen. War er von Natur aus hart, so mußte er, so sehr hatten die Zeiten sich geändert, der öffentlichen Meinung gegenüber milde sein; er erwies dem Senat alle Ehren, er leistete sogar den Schwur, daß er nur der Geschäftsträger der Republik sein wolle. Darauf hielt das Volk; eine Frau begehrte einst von ihm Gerechtigkeit, und als er ihr antwortete, daß er jetzt keine Zeit habe, so sagte sie: „Dann sollst Du auch nicht Kaiser sein.“

Er war Herr in seinem Hause und gestattete seiner Umgebung keine Intriguen. Wie sehr er die Finanzkunst verstand, beweist, daß er ohne Belastung der Steuerpflichtigen 13 Armeen unterhielt, in über 20 Provinzen Reisen machen, bei Epidemien, Hungersnöthen, Erdbeben zahlreichem Volke zu Hilfe kommen konnte und die Wohlthätigkeitsstiftungen Trajans vermehrte. Ueber 200 Millionen Mark veraltete Schuldverschreibungen verbrannte er öffentlich, und ebensoviel schenkte er dem römischen Proletariat.

Als der Friede gesichert war, unternahm er große Reisen in den Jahren 120—126 und 129; es waren nicht nur Kunstreisen, sondern sie sollten auch zur Soldateninspection, zur Erleichterung der Provinzen, zur Untersuchung der Gerichtshöfe dienen, zur Bereicherung der Provinzen mit Monumenten. Eine Frucht derselben war, daß das Griechenthum, denn dessen Heimath war sein Lieblingsaufenthalt, in Rom aufs Neue massenhaft einwanderte, daß der Kosmopolitismus die nationalen Anspannungen noch mehr als bisher verdrängte. Dies ist insbesondere sichtbar auf dem Gebiete des Rechts, wo das Naturrecht allmälich den Sieg über die alt-römische Gesetzgebung errang.

Gegen die Christen ging die Verfolgung Hadrians ihren Gang

weiter. Im Jahre 126, als Hadrian in Athen weilte, überreichte der Bischof Quadratus dem Kaiser eine Apologie des Christenthums; Aristides, ein anderer Christ, that ein Gleiches, und man spricht noch von einer dritten, welche Aristo von Pella überreicht haben sollte. Ihrem Eindrucke glaubt man jene Tempel ohne Götterbilder und den Gedanken zuschreiben zu dürfen, aus dem Christenthume einen Zweig der allgemeinen Staatsreligion machen zu wollen. Die heidnischen Priester, sagt man, haben dann durch ihre Orakel dem Kaiser vorstellen lassen, daß, wenn er den Gott der Christen aufnehme, bald in der Welt nur mehr Christen sein werden. Hadrian stand von seinem Gedanken ab; jedenfalls haben die Schutzschriften für die Christen eines gewissen Eindrucks auf ihn nicht verfehlt, denn der heilige Martyrer Justin hat sich in seiner dem Kaiser Antonin vorgelegten Schutzschrift auf folgendes Rescript an Minucius Fundanus, Proconsul in Asien, berufen: „Ich habe ein Schreiben erhalten, das von dem hochansehnlichen Manne Serenius Granianus, deinem Vorgänger, an mich gerichtet war, und ich finde nicht für gut, den Bericht stillschweigend zu umgehen, damit nicht einerseits die Schuldlosen beunruhigt und anderseits den falschen Anklägern Gelegenheit zu Schelmereien geboten werde. Wenn demnach die Provinzbewohner diese ihre gerichtliche Klage gegen die Christen evident aufrecht zu erhalten im Stande sind, so daß sie vor Gericht dieselben von Etwas überweisen können, so wehre ich es ihnen nicht, diesen Weg zu verfolgen; blos Bitten aber und lärmende Zurufe hiebei in Anwendung zu bringen, gestatte ich ihnen nicht, denn es ist viel billiger, wenn Jemand als Kläger wird auftreten wollen, daß Du über die Beschuldigungen erkennest. Klagt also Jemand, und weist er nach, daß die gedachten Leute Etwas den Gesetzen zuwider thun, so wirst du je nach der Größe der Vergehungen auch die verdienten Strafen bestimmen. Auf Das aber, beim Herkules, wirst du recht bedacht sein, daß, wofern Jemand aus Lust an falscher Anklägerei Einen von diesen als schuldig vorfordern sollte, du gegen jenen für seine Nichtswürdigkeit mit weit schärferen Strafen vorgehest."

Man sieht den Fortschritt über Trajan hinaus. Und dennoch endigte Hadrian als Verfolger.

Aegypten, das er in den Jahren 130 und 131 besuchte, vollendete mit seinem gräßlichen Aberglauben den Ruin Hadrians. Er wurde immer verderbter und immer neugieriger, die Zukunft zu ergründen; eine unheimliche Unruhe kam über ihn, und Der die Menschenopfer für abgeschafft erkärt hatte, nahm an oder forderte ein solches, weil ihm gesagt wurde, daß, wenn ein Mensch für ihn sterbe, er leben werde. Antinous, ein junger Hirt aus Bithynien, stürzte sich in den Nil, und dafür wurde er zum Gott erhoben,

erhielt Tempel, Altäre und Opfer. Die christliche Jungfrau Irais, welche die Stadt Besa, die nun Antinoopolis genannt wurde, bewohnte, ging eines Tages an den Nil, um Wasser zu schöpfen; da schwamm von Alexandrien her ein Schiff, das Priester, Diakonen, Jungfrauen trug, welche alle zu den Füßen des Gottes Antinous ihre Marter vollenden sollten; die Jungfrau stellte ihre Amphora weg und gesellte sich zu den Martyrern.

Nach Jerusalem müssen wir gehen, um von der Bosheit, welche sich Hadrians bemächtigt hatte, ein Bild zu gewinnen. Hier wollte er eine neue Stadt mit seinem Namen Aelia Capitolina gründen; wo der Tempel stand, sollte ein Capitol gebaut werden. Die Juden standen auf. Cozbad der Lügner oder Bar-Cozbad, welcher sich für den von Balaam geweissagten Stern ausgab und deßhalb seinen Namen in Bar-Cochba (Sohn des Sternes) umwandelte, wurde vom Rabbi Akiba für den erwarteten Messias erklärt und erhielt von ihm die königliche Salbung. Wahnsinn ergriff die ganze Judenschaft; nur der einzige Rabbi Johannam widerstand; er sagte zu Akiba: „Eher wird Gras auf deinem Kinne wachsen, als daß der Sohn Davids noch kommen wird.“ Die Juden stürmten Jerusalem, zerstörten den Jupiterstempel, tödteten oder verjagten die Römer. Hadrian berief aus Britannien den Julius Severus, welcher Palästina verwüstete und mit erbarmungsloser Strenge entvölkerte. Ueber eine halbe Million Menschen ging zu Grunde, und was dem Tode entging, wurde auf den Sclavenmärkten verkauft. Die Aelia Capitolina erstand wieder mit ihrem Jupiterstempel. Auf einem der Thore schreckte ein in Stein gehauenes Schwein das Nahen der Juden zurück; nur einmal im Jahre durften sie, wie sie heute noch thun, an jenem Mauerstück weinen, das noch vom alten Tempel übrig war, sonst bedrohte die Todesstrafe diejenigen, welche auch nur von Ferne nach dem Platze ihrer heiligen Stadt blickten. — Warum hat Hadrian mit boshaftem Spotte auch die heiligen Stätten der Christen entweiht? Dazu war ja doch kein politisches Motiv vorhanden, da die christliche Gemeinde an dem Aufstand der Juden sich nicht betheiligt hatte. Eine Statue des Jupiter wurde auf dem Himmelfahrtsberge aufgestellt, das Heiligthum von Bethlehem dem Adonis geweiht. Nebenher ging die blutige Verfolgung.

Aber auch die Strafe des Verfolgers kam. Er nahm noch aus den Händen der Griechen die Vergöttlichung an, und jetzt wurde die Abnahme seines Geistes und der Verlust aller Menschenwürde in erschreckender Weise an ihm sichtbar. Die Krankheit quälte ihn; er konnte über den Ausgang nicht im Unklaren sein und mußte eine Adoption vornehmen. Seine Wahl fiel auf Commodus Verus, der zum Glücke des Reiches schon im Dezember 137 starb. Jetzt traf er eine bessere Wahl; eines Tages sah er den Titus Aurelius An-

toninus in den Senat treten, wie er den schwankenden Gang seines Schwiegervaters unterstützte. Das gefiel ihm, und er adoptirte Antonin.

Zu Tibur lag Hadrian in der Todeskrankheit; in dem köstlichen Aufenthalte wurde er immer bitterer, düsterer, thörichter und blutgieriger. Jetzt wüthete er sogar gegen die alten Freunde, welche ihn erhoben, welche das Beste zu seiner Größe beigetragen hatten. Viele von denen, welche das Todesurtheil traf, wurden von Antonin gerettet; Allen konnte dieser nicht zu Hilfe kommen, auch den Christen nicht, welche in Tibur und an andern Orten gemartert wurden.

Wie ein Verurtheilter erzitterte Hadrian vor der nahenden letzten Stunde; er suchte Hilfe bei der Zauberei; seines Wahnsinns bewußt, befrug er die Orakel, und als nirgends her Hilfe kam, wollte er zum Messer gegen sich selber greifen. Mit Bitten, mit Thränen, mit Anwendung von Gewalt suchte Antonin den Rasenden davon abzubringen. Hadrian wollte sterben und konnte nicht; man erinnerte sich an das Fluchgebet seines Schwagers Servianus, welcher im Augenblicke, da er auf kaiserlichen Befehl erdrosselt werden sollte, um Feuer bat, Weihrauch verbrannte und sprach: „Unsterbliche Götter, ich nehme euch zu Zeugen meiner Schuldlosigkeit; ich bitte euch nur um das Eine, daß Hadrian dahin gebracht werde, nach dem Tode zu verlangen, ohne ihn finden zu können."

Um ihn desto eher zu finden, belastete er Antonin ganz mit den Sorgen des Reiches und zog sich nach Bajä, wo er am 10. Juli von Allen verflucht starb.

Der von ihm verfolgte Senat ging daran, sein Andenken zu verfluchen, seine Acte zu kassiren. Antonin, auf den Alle hofften, trat für ihn ein; mit Thränen in den Augen rief er dem Senate zu: „Wenn ihr die Acte Hadrians kassirt, so ist meine Adoption nichtig, und ich bin nicht mehr euer Fürst." Er führte die von ihm geretteten Verurtheilten Hadrians, die für todt geglaubt wurden, in den Senat und sagte, daß Hadrian ihnen durch geheimen Befehl das Leben gerettet; er beantragte, daß die Verbannten zurückgerufen würden; so habe Hadrian ihm aufgetragen. Dieser Selbstverläugnung, welche das eigene Verdienst einem Unwürdigen zuschrieb, widerstand der Senat nicht; er erkannte jetzt sogar die Apotheose dem verhaßten Todten zu und gab Antonin den Zunamen Pius.

IV.

Antoninus Pius.

(138—161.)

Wenn wir davon absehen, daß die römischen Gewalthaber dem Lichte Christi sich verschlossen, so kann man doch sagen, daß nun seit Nero, also eine ganze Generation hindurch, im Großen und Ganzen nicht unverständig regiert, keine blutige Gewaltherrschaft geübt wurde. Seit Trajan mußte kein schwerer Krieg mehr geführt werden und seit Hadrian war der Friede von Außen gesichert. In Folge dessen war das Reich auf dem Punkte, die Höhe seiner Macht und Herrlichkeit zu ersteigen, und auf diese führte es jetzt sein Kaiser Antoninus Pius, welcher einer der besten Männer war, die je den Purpur trugen.

Antonin war ein tugendhafter Mann, soweit immer unter der Gewalt des Heidenthums eine Tugend möglich war. Auch er erlag einmal der Verführung, aber die Schmach der Sünde brannte ihm auf der Seele, und voll Abscheu erhob er sich und blieb ein starker Mann. Wie ein alter Römer lebte er dem Landbau; Lorium, seine Villa in Etrurien, war sein liebster Aufenthalt; nach Rom ging er nur, wenn die Verhältnisse es erforderten; er machte nichts aus sich, hatte keinen Stolz, keinen andern Ehrgeiz, als seiner ländlichen Umgebung Gutes zu thun, und sein ganzer Ruhm bestand in der guten Meinung von seiner Ehrenhaftigkeit. In seinem Familienleben offenbarte sich Zärtlichkeit; seine Gemahlin Faustina gab ihm durch ihre Zunge manchmal Gelegenheit zum Mißmuthe; aber er sagte, daß er mit ihr lieber auf einsamem Felsen leben möchte, als ohne sie im kaiserlichen Palaste. Die Kinder, die kleine Gratia und die kleine Faustina, werden in diesem Hause „unser Heil“ genannt, „unsere Hoffnung,“ „unsere Wunscherfüllung,“ „unsere Freudenfülle,“ „unser schönster Ruhm“ genannt. An diesem Kaiserhofe wird die Freundschaft gepflegt, werden die besten Männer gerne gesehen und mit Achtung behandelt, wird Mark Aurel von den tüchtigsten Lehrern unterrichtet, und ist der Kaiser selbst es, der seine jugendliche Seele hütet. — An Freuden war dieses Haus reich, nicht an dem Pompe und an den schmachvollen, ruinösen Festen früherer Kaiser; Antonin trägt einfache Kleidung, und Niemand, der ihm nahen will, braucht besondere Umstände zu machen; er reitet aus, jagt, fischt mit der Angel, mischt sich in das fröhliche Treiben der Weinlese und lacht herzlich über den derben Volkswitz. Keine ausgesuchten Mahle, nicht verschwenderische Bauten, kein Schwarm von Höflingen verschwendet den Schweiß des Volkes; Antonin bestreitet seine einfache Lebensweise aus dem Ertrage seiner eigenen Güter;

und von diesem leiht er noch auf niedrige oder gar keine Zinsen an bedürftige oder rührige Landleute aus, ja er ist reich selbst für die Staatsbedürfnisse; als er den Purpur anlegte, sagte er zu seiner Gemahlin: „Unser Vermögen gehört nun nicht mehr uns." Zur Aussteuer seiner Tochter übergab er ihr das Kapital, behielt aber die Zinsen für seine Lebzeiten zu Gunsten des Staates zurück. Bei dem Volke, den Soldaten spendete er so reichlich, wie irgend einer seiner Vorgänger; neunmal theilte er Geld aus, im Ganzen mehr als 600 Mark auf den Kopf. Als er starb, war seine Familie arm, der Staatschatz aber reich.

Sollen wir die Menschlichkeit, die Herzensgüte Antonins hervorheben? Er hat kein Blut vergossen. Ein einziger Verschwörer wurde hingerichtet, ein Anderer gab sich selbst den Tod; und in beiden Fällen verbot der Kaiser jede Nachforschung nach Mitschuldigen; er wolle nicht wissen lassen, daß es im Reiche Leute gebe, die ihn nicht lieben, sagte er im Senate.

Mark Aurel nennt ihn sanft, aber unbeugsam, nachgiebig, aber fest; seinen Freunden gab er nicht zu viel, und verderbte sie folglich nicht; er war ein liebenswürdiger Gesellschafter, aber kein Schwätzer; die wahren Philosophen ehrte er, die schlechten ließ er im Frieden, ohne sich von ihnen täuschen zu lassen; die Literatur ermunterte und unterstützte er, geizte aber nicht nach literarischem Ruhme; die Sitten der Alten ahmte er nach, ohne eine Carricatur aus ihnen zu machen; gegen die Götter war er ohne Aberglauben, gegen die Menschen ohne Schmeichelei; Jedermann nahm er auf, Niemanden lobhudelte er und nahm selbst keine Lobhudelei an. Nichts war an ihm auffallend, Nichts unanständig, sein Geist allezeit heiter, das Angesicht immer friedlich, aber immer fest die Haltung. So Mark Aurel, der ihn am besten kannte.

Alle diese Eigenschaften waren natürlich und nichts Gesuchtes oder Geziertes dabei. Ob er im ländlichen Hauskleide war oder mit dem kaiserlichen Purpur geschmückt; ob im friedlichen Schooße seines schönen Familienwesens oder auf dem curulischen Sessel inmitten des Pompes der Feste, immer war es derselbe Antonin, einfach und prächtig.

Langsam und überlegend ging er zu Werke, aber wenn er einen Entschluß gefaßt, so führte er ihn mit Kraft und Unbeugsamkeit durch und keinerlei Intrigue vermochte seinen Maßregeln Einhalt zu thun. So wählte er seine Rathgeber, seine Vertreter in den Provinzen erst nach reiflicher, fast ängstlicher Ueberlegung; aber wenn er sie einmal ernannt, so hörte er auf keine Einrede mehr gegen sie; sieben und neun Jahre ließ er entgegen der römischen Gewohnheit die Proconsuln auf ihren Stellen, in zwanzig Jahren wechselte er einen Präfekten der Prätorianer nicht.

Es läßt sich erwarten, daß das Reich unter diesem Kaiser auf allen Gebieten Fortschritte machte.

Antonin unterhielt eine mächtige Armee zu Land und zu Wasser, die Arsenale waren gefüllt; aber damit begnügte er sich nicht; seine umsichtige Diplomatie that vielleicht noch mehr zur Erhaltung der Würde des römischen Namens. Weniger gefürchtet, als geliebt sollte dieser nach den Absichten Antonins sein; und er wurde geehrt; der Kaiser war nicht ein Eroberer, aber der Schiedsrichter der Welt.

In Rom pflegte er die Erinnerungen des Alterthums, achtete die republikanischen Formen, als Pontifex brachte er immer selbst die Staatsopfer dar, conservativ, und doch den Forschritt fördernd; gehörte er ja doch selbst zu den Vorangeschrittensten der heidnischen Gesellschaft. Ein Freund der Philosophen, wißbegierig eingehend in die Werke der Literatur und immer das Beste wollend, konnte er ja dem Fortschritte, welcher am menschlichen Geiste in dieser Zeit sichtbar ist, nicht fremd bleiben. Wir bemerken keine großen Geister, aber immerhin tüchtige und ehrenwerthe Vertreter ihrer Wissenschaft: Ptolemäus leistet nicht Geringes in der mathematischen Geographie, Arrian, Sueton, Appian auf dem Gebiete der Geschichte; der Sophisten, Rhetoren, Grammatiker gibt es eine ungezählte Menge. Die Philosophie ist durch Maximus von Tyrus, durch Eunomäus von Athen, anderer Namen zu geschweigen, vertreten und zwar in ihren beiden Richtungen, die schon seit einiger Zeit sich bemerkbar machten, wovon die eine auf die Zerstörung des heidnischen Glaubens, die andere auf seine Reformation ausging. Die christlichen Einflüsse auf die Philosophie machten, daß die Idee der Einheit Gottes immer weiter um sich greift; die Idole werden als Symbole aufgefaßt, die Dämonen nehmen den Character der Engel allmälig an; es kommt das Gebet um überirdische Dinge auf, die Seele faßt Hoffnung im Tode, sie trachtet nach einer Belohnung, welche im Dienste Gottes und in der Betrachtung der himmlischen Dinge besteht.

War die heidnische Gesellschaft einmal von diesen Ideen angeweht, so konnte sie auch denen der Menschlichkeit, der gegenseitigen Unterstützung, der brüderlichen Liebe nicht mehr fremd bleiben; und wie sehr sie dieselben in sich aufnahm, das zeigt der Fortschritt der Gesetzgebung unter Antonin.

Daß der Kaiser eine bedeutende Reform in der Rechtswissenschaft hervorrief, wird uns berichtet; er setzte zu seinem beständigen Rathe eine Commission von Rechtsgelehrten nieder, von welcher Einige in ihrer Wissenschaft berühmt geblieben sind, wie Umidius Verus, Salvius Valens, Volusius Metianus, Ulpius Marcellus,

Javolenus. Leider sind von ihren Arbeiten nurmehr Bruchstücke vorhanden.

Antonin wird der Vater der Menschen, der Erweiterer der Städte rühmend genannt, weil er die municipalen Freiheiten achtete, die Privilegien vermehrte; weil er den Angeklagten mit Schutz umgab. Nur bei den schwersten Verbrechen wurde dieser in Untersuchungshaft genommen, in den meisten Fällen mußte sich das Gericht mit einer Caution begnügen; der höhere Richter mußte die Untersuchung von Neuem anfangen, wenn an ihn appellirt wurde; Niemand durfte wegen desselben Verbrechens zweimal gestraft werden. Die Angeber und selbst die Leute, welche sie auf ihr Opfer gehetzt, wurden mit Gefängniß bedroht. Für die Sclaven wurde das Asylrecht beibehalten; ihre Klagen über Mißhandlung sollen wohlwollend aufgenommen und sie dagegen beschützt werden; es sei, sagen die Rechtsgelehrten, keinem römischen Bürger oder Unterthan des Reiches mehr erlaubt, ohne Grund und Maaß gegen die Sclaven zu wüthen. Es ist ein Fall bekannt, wo Antonin gebietet, Sclaven, wenn sie unwürdige oder allzustrenge Behandlung erlitten, ihrem Herrn unter der Bedingung zu verkaufen, daß sie niemals mehr von ihm wieder erworben werden könnten. Auch die Freilassungen begünstigte Antonin. — Ganz außerordentlich war der Fortschritt darin, daß er den Ehebruch des Mannes in gleicher Weise bestrafen ließ, wie den der Frau. —

Rom war in Freuden; die Städte schlugen Münzen mit der Inschrift: „Demjenigen, welcher die Wohlfahrt und die Zahl der Bürger vermehrte, dem Wohlthäter und Erhalter der Stadt, dem ausgezeichneten Fürsten!" Medaillen wurden geprägt, welche die kaiserliche Munificenz, das Glück der Zeit, die Güte des Fürsten, die Eintracht seiner Familie rühmten.

Bis in sein 76. Jahr kam Antonin; er war ein schöner Greis, eine ungebrochene hohe Gestalt, mit edlem, allezeit friedlichen und heiteren Angesicht. Ein Diätfehler warf ihn auf's Sterbelager; sobald er sich in Gefahr fühlte, empfahl er Mark Aurel seine Tochter und das Reich; dem Tribunen, welcher den Sterbenden noch um die Parole bat, sagte er: Aequanimitas, Gleichmuth der Seele. Er starb am 7. März 161.

Wie stand Antonin zum Christenthum? Ignoriren konnte er es nicht, verfolgen wollte er nicht; aber anerkennen, was sein denkender Geist nicht abweisen, sein gutes Herz nur billigen konnte?

In 120 Jahren hat das Christenthum von drei Centren aus, welche durch die Fußtapfen des heiligen Petrus bezeichnet sind, von Jerusalem, Rom und Antiochien aus eine Ausdehnung seiner Wirksamkeit erreicht, welche die Grenzen des römischen Reiches überschritt, von Jerusalem aus mit der syro-chaldäischen Sprache seine

friedlichen Eroberungen ostwärts nach Asien hinein getragen, mit der griechischen der griechischen Welt sich bemächtigt, mit der lateinischen die frohe Botschaft des Heiles den Völkern des Westens und Nordens, aber auch Afrika und Aegypten zugewendet. Vom Ocean bis zum Indus, über den Rhein und die Donau hinaus war Christus gepredigt, der Atlas war nicht zu hoch und die Steppen der großen Tartarei nicht zu entlegen für seine Boten. Die alten Verläumdungen, daß die Christen Eselsanbeter seien, geheimnißvolle Gelage feiern, bei welchen sie ein Kind opfern und verzehren, mochten wohl das gedankenlose Volk zu augenblicklichen Ausbrüchen der Wuth reizen, oder einem boshaften Verfolger die Vorwände leihen; die denkenden Männer ließen sich, nachdem sie endlich ihr Auge vor der zu einer Macht herangewachsenen Kirche nicht mehr verschlossen, davon auch nicht mehr berücken; da wurden die Waffen, welche das Heidenthum schwang, geistiger. Celsus, ein Zeitgenosse Hadrians, Antonins und vielleicht auch noch Mark Aurels, ein epikuräischer Philosoph, welcher das Bedürfniß der Verfolgung hatte, griff das Christenthum als ein Mann von Geist mit allen möglichen Einwänden an, deren schärfster unsere größte Ehre ausmacht, denn das vermag Celsus nicht zu verstehen, daß das Christenthum die ewige, allen Menschen zugängliche Wahrheit und das allgemeine Gesetz zu sein behauptet. Als Antwort überreichte der heilige Martyrer Justin dem Kaiser Antonin seine berühmte Schutzschrift, zwischen den Jahren 140 und 150. Sie ist in edler Sprache, mit dem Freimuthe eines Priesters geschrieben, welcher den Tod nicht scheut und der Wahrheit Bahn brechen will." Das Christenthum will nicht mehr ungehört verurtheilt sein; wir haben die Pflicht, vor aller Welt über unser Leben und unsere Lehre Rechenschaft zu geben, damit wir an der Verschuldung der Verblendeten, die uns nicht kennen, keinen Theil haben. Euch aber liegt die Pflicht ob, auf uns zu hören, wie es die Vernunft gebietet, und als gerechte Richter euer Urtheil zu fällen. Unterrichtet, wie ihr es werden sollt, werdet ihr ohne Entschuldigung sein, wenn ihr nicht nach der Gerechtigkeit handelt. Wenn euch dann scheint, daß die Lehren und Gebräuche der Christen der Vernunft und Wahrheit nahe kommen, so haltet sie in Ehren; wenn sie euch aber ein albernes Geschwätz dünken, so verachtet sie als solche alberne Possen und verhängt nicht über die, welche kein Unrecht begehen, wie über Feinde, den Tod. Denn wir sagen es euch offen im Voraus, daß ihr dem künftigen Gerichte Gottes nicht entgehen werdet, wenn ihr in der Ungerechtigkeit verharret, und wir werden dazu rufen: „was Gott gefällig ist, das soll geschehen!"

Welchen Eindruck hat die Schutzschrift auf Antonin gemacht? Fürs Erste darf hervorgehoben werden, daß der heilige Justin den

Freimuth seiner Sprache nicht büßte; er wurde erst viel später, wahrscheinlich in den sechsziger Jahren gemartert; sodann zeigt das Rescript, welches Antonin an die asiatischen Städte auf ihre Klagen gegen die Christen ergehen ließ, daß er die Gedanken des heiligen Justin aufgenommen, und endlich erfreute sich die Kirche Roms unter ihm eines vollen Friedens.

Das Rescript lautet: „Mir scheint, daß es den Göttern zukommt, darüber zu wachen, daß Leute, wie die von euch Verklagten, nicht straflos bleiben; Sache der Götter ist es, Diejenigen, welche ihnen die Anbetung verweigern, zu züchtigen. Ihr belästiget diese Leute, ihr verklagt ihre Lehre als Atheismus, ihr macht ihnen noch andere Vorwürfe, die wir nicht als richtig annehmen können. Ihnen zufolge ist es im Gegentheile vortheilhafter, auf euere Anklagen hin zu sterben, und für ihren Gott zu sterben, als zu leben; sie also sind es, welche triumphiren, wenn sie, um nicht eueren Auflagen zu gehorchen, das Opfer ihres Lebens bringen. Was sodann die Erderschütterungen betrifft, welche in euerem Lande stattgefunden haben und sich noch immer wiederholen, so ist es euere Sache nicht, uns darüber Weisungen zu geben. Die ihr euch beim Anblicke dieser Unglücksfälle der Niedergeschlagenheit hingebet, vergleichet doch euere Haltung mit jener der von Euch Verklagten. Wie viel mehr Vertrauen als ihr haben sie auf Gott! Inmitten der Heimsuchungen vergesset ihr, wie es scheint, die Götter, vernachlässigt ihre Tempel; und doch seid ihr nicht eifriger für den Cult Gottes, weil ihr Diejenigen, welche ihn anbeten, hasset und bis auf den Tod verfolget. Schon an meinen göttlichen Vater (Hadrian) haben sich mehrere Statthalter in Betreff dieser Leute gewendet, und er hat ihnen geantwortet, daß man sie nicht beunruhigen solle, wenigstens dann nicht, wenn sie nicht eines Complottes gegen die römische Souveränetät überführt sind. Ich selbst habe auf die Anfragen einer großen Zahl von Statthaltern in gleichem Sinne, wie mein Vater geantwortet. Wenn also noch eine Anklage gegen einen dieser Menschen auf Grund der Sekte, welcher er angehört, vorliegt, so soll er selbst in dem Falle, wo die Thatsache bewiesen ist, von der Verfolgung entbunden, sein Ankläger aber gestraft werden."

Aehnliche Edicte ergingen für Larissa, Thessalonich, Athen; es sind förmliche Toleranzedicte; Hadrian hat nur die Raserei der Ankläger eingeschränkt, Antonin nimmt das Bekenntniß Christi förmlich in Schutz und verbietet unter Strafandrohung die Anklage. So kann der heilige Justin in seiner späteren Schrift, dem Dialog mit dem Juden Tryphon, den Juden zurufen: „Heutzutage könnt ihr uns nicht mißhandeln, weil Diejenigen, die über euch gebieten, es verhindern." Aber Alles vermochte ein Kaiser freilich nicht zu ver-

hindern, weder bei den einzelnen Statthaltern, noch bei der Volksmenge; und auch in die Regierungszeit Antonins setzen die Martyrologien den Tod von Bekennern; doch sind diese nicht zahlreich, und wo Tertullian, Eusebius, der heilige Augustin und Andere von den Verfolgern sprechen, nennen sie den Namen Antonins nicht. In Rom, unter seinen Augen, hat die Kirche Häuser und Paläste zu Kirchen geweiht, ihre Gläubigen regelmäßig darin versammelt, und selbst Erbschaften ungehindert angetreten.

Aber bald ging das Glück dieser Zeit vorüber; und mit ihm das Glück des römischen Reiches.

Fünftes Kapitel.

Die Kaiser von Mark Aurel bis Constantin.

(161—313.)

I.

Markus Aurelius Antoninus.

(161—180.)

Es ist kein Zweifel, Mark Aurel gehört zu den besten Männern des Heidenthums, und im Kreise der trefflichsten Fürsten hat er seinen Platz; aber er ist, insbesondere in den letzten Zeiten, viel zu hoch erhoben worden, und wir dürfen, um zu einem richtigen Urtheile zu kommen, nicht unterlassen, alle Züge des Mannes zu studiren. Er wollte das Gute, das ist keine Frage, vielleicht das Beste; aber er besaß weder durchdringende Kraft des Geistes, noch ausreichenden Muth des Willens, und so rang er sich nicht zur klaren Erkenntniß der Wahrheit durch, und wurde, auf fremde Autorität sich stützend, schwankend und schwach, wo er fest und stark sein sollte.

Eine trefflich angelegte, für alles Gute empfängliche Natur, sah er in frühen Jahren schon mit Ernst ins Leben; schon zwölfjährig unternahm er, die Grundsätze der stoischen Philosophie in harter Behandlung seines Körpers zu bethätigen, und für sein ganzes Leben blieb ihm die Auszeichnung vor seinen immer tiefer in die Verweichlichung verfallenden Zeitgenossen, daß er von der übertriebenen Pflege des Leibes frei sich erhielt. Er war keusch; die Studien, insbesondere die Philosophie, die körperlichen Uebungen, sein phantasieloses Wesen hüteten seine Jünglingsjahre, und als er später im Becher der Lust sich berauschte, war die Empfindung der Schmach so kräftig in seiner Seele, daß er ihn für immer weg-

warf. Mark Aurel hatte eine natürliche Neigung zum Nächsten und ist hier kein Mann mehr der altheidnischen egoistischen Weltanschauung. Alle Menschen sind ihm Glieder einer Familie: keinem sich entziehen, alle lieben, Jedem wohlthun und Keinem einen Schmerz bereiten, erscheint ihm als Pflicht. Er geht noch weiter und findet die Begründung dieser Pflicht in der Aussicht auf die Ewigkeit; in ihrer Erfüllung will er die Götter ehren und ihnen folgsam sein, weil sie ihn lieben und die Gegenliebe menschliches Bedürfniß ist. So arbeitet er an sich, und um an Beispielen sich zu erheben, betrachtet er gerne die Tugenden am Nächsten und fragt sich in seinen einsamen Stunden, wie dagegen er sich verhalte und was er thun könnte und sollte, um ihnen nachzueifern.

Wenn wir uns die Züge vergegenwärtigen, aus denen wir diese Skizze zusammengesetzt haben, so müssen wir erstaunen, wie eröffnet dieser seltene Mann dem Lichte der Wahrheit war, das in die Welt des Heidenthums hineinleuchtete, und um so mehr beklagen wir es, daß es ihm nicht gelang, sich ganz seiner Wirkung hinzugeben. Niemals fand oder schuf er sich einen festen Standpunkt, weil er einerseits den Muth nicht besaß, aus seinem Kreise völlig hinauszutreten und für seine Gefühle und Gemüthserhebungen den festen Boden des Dogmas zu finden, wozu ihm ja reichlich die Gelegenheit geboten war, und weil ihm anderseits die Kraft des Geistes abging, ein philosophisches System consequent aufzubauen. Gefühle und Gemüthserhebungen vermögen wohl die Neigung zur Tugend zu erhalten und zu nähren, sie selbst zu schaffen, reichen sie nicht aus; die bürgerliche Tugend verlangt zu ihrem fruchtbaren Boden die Kraft der klaren und festen Ueberzeugung, die gottwohlgefällige den Glauben. Mark Aurel hatte das Glück nicht, diesen zu besitzen und in seinen philosophischen Ueberzeugungen war er in fortwährendem Schwanken begriffen; daher stammt sein Unglück. Durch seine vielen Lehrer war er in alle möglichen Richtungen der Philosophie hineingezogen; er nahm aus jeder Das heraus, was ihm zusagte, aber Das nicht mit entscheidender Festigkeit, sondern immer wieder ließ er sich auf die Erörterung der Grundfragen zurückwerfen und kommt über den Zweifel nicht hinaus, ob es denn auch wirklich einen Gott, eine göttliche Vorsehung gebe, oder ob Alles von einem unerbittlichen Geschicke abhänge, ob es sicher sei mit der Unsterblichkeit der Seele, ob diese etwas Selbständiges sei oder nur eine Aeußerung der Materie, und was dergleichen Fragen sind, von welchen die Gestaltung des sittlichen Lebens abhängt. Vermochte er nun auf der einen Seite nicht, sich eine Philosophie zu construiren, welche ihm die heidnische Religion ersetzt hätte, so besaß er auf der andern den Muth nicht, dieser auf den Grund zu schauen, im Gegentheile, wie er an der Beobachtung der gesetzlichen Formen der

römischen Staatsreligion pünktlich festhielt, so ließ er sich von dem Aberglauben, insbesondere der orientalischen Religionen in seine Fluthen tauchen. Und so sagen wir, immer studirend und nichts lernend gewann er keine Sicherheit der Ueberzeugung, immer auf Andere hörend und jeder Autorität sich unterordnend, verlor er die Selbständigkeit, und in die Verhältnisse sich einfügend, wurde er ein schwacher Mann. Gütig, es ist wahr, ja liebreich, menschlich, ja zärtlich fühlend, das Beste wollend und doch das wahrhaft Gute verschmähend, hat Mark Aurel es doch nicht verstanden, das Reich auf der Höhe zu erhalten, welche es unter Mark Antonin erstiegen, und wir werden bald sehen, wie die Zeichen des allgemeinen Falles unter seiner zwanzigjährigen Regierung hervortraten.

Wir verwundern uns nicht, daß Mark Aurel in die Reihe der Christenverfolger getreten ist; sein Fanatismus, die Wuth des Pöbels und die Habsucht der Statthalter gingen hierin Hand in Hand.

Von seinem Regierungsantritte an war Rom mit schweren Trübsalen heimgesucht; diese steigerten mit ihrer düstern Aufregung den heidnischen Aberglauben, und das Volk ließ sich in seinen Aengsten und durch das Drängen der Priester, Wahrsager und Orakel auf die schuldlosen Christen hetzen.

Im Jahre 162 trat der Tiber aus; darauf folgte eine Hungersnoth in Rom. Schon in den letzten Zeiten Antonins hatte es in Britannien gegährt, die Katten fielen in das Gebiet des Reiches und drangen bis nach Rhätien vor; die Parther eröffneten einen Feldzug, weil Rom wieder einen König in Armenien eingesetzt hatte; schon war der Statthalter von Kappadocien von ihnen besiegt worden. Rom hatte also Krieg, und seit mehr als 40 Jahren war es desselben entwöhnt worden.

An der Seite Mark Aurels saß auf dem curulischen Stuhle Verus, den Antonin mit ihm adoptirt hatte. Verus war eine weichliche Natur, den Genüssen Roms hingegeben; dennoch vertraute Mark Aurel ihm den Feldzug gegen die Parther, weil er ihn zur Männlichkeit drängen wollte. Verus fand eine Armee so verweichlicht, wie er selber war, und seine Erfolge waren kläglich. Aber Avidius Cassius, ein ehrgeiziger und harter Mann, schlug die Soldaten ans Kreuz, warf sie ins Wasser, hieb ihnen die Hände ab, rief den rebellischen mit entblößter Brust zu: tödtet mich, wenn ihr es wagt, und verletzet abermals die Kriegszucht. Die so wieder hergestellte Armee siegte. Mesopotamien wurde wieder römische Provinz, das Ansehen Roms stand glänzend im Oriente da. Verus träumte von einer Theilung des Reiches; er hätte gerne den Orient gehabt, denn dieser war immer der Traum und die Wonne der verweichlichten Cäsaren, und Verus wäre des lästigen Mark Aurel ledig gewesen. An die Füße der heimkehrenden Armee heftete sich

die Pest, alle Provinzen auf dem Wege wurden von ihr ergriffen, sie drang nach Gallien, an den Rhein; in Rom raffte sie viele Tausende hin, so daß es an Todtenträgern gebrach und Mark Aurel sich veranlaßt sah, die Begräbnißkosten der Armee auf den Staat zu übernehmen. Auf die Pest folgte die Hungersnoth (166) und an der Donau mußte ein schwerer Krieg geführt werden. Verus nahm immer mehr die Unsitten der verderbtesten Kaiser an, und das Volk ahnte und fürchtete, daß in ihm ein Caligula heranreife. Mark Aurel, der niemals in einem Kriegslager eine Armee commandirt hatte, entschloß sich, aus Pflichtgefühl, selbst ins Feld zu ziehen. Rom erschrack, es fürchtete, ihn zu verlieren, doch bald (169) kehrte er von der Donau heim, schon durch die Nachricht von seinem Kommen hatten die Barbaren zum Frieden sich entschlossen; und er kehrte ohne Verus nach Rom zurück; diesen hatte zu Altino ein Schlagfluß hinweggerafft.

Das waren die Trübsale, welche in den ersten Jahren Mark Aurels so schwer auf dem Reiche lasteten und unter dem erzitternden Volke den Aberglauben wieder wach riefen. Viele Orakel, die lange verstummt gewesen, huben wieder zu sprechen an; sie klagten, daß durch die Christen die Opfergaben vermindert seien; die Tempel wurden mit erneuertem Eifer besucht, und Verführer, so der Philosoph Crescens in Rom, riefen in das geängstigte Volk hinein: die Christen sind gottlos, daher zürnen die Götter!

Zu Rom hatte ein heidnisches Weib sich bekehrt; nun erröthete sie über ihren bisherigen Wandel und bat und ermahnte ihren Mann, daß doch auch er zum neuen Leben sich bekehre; als er ihr durchaus widersagte, machte sie von ihrem Rechte Gebrauch und gab ihm den Scheidebrief; dafür verklagte er sie als Christin, und als sie vom Kaiser Aufschub erhielt, zog er einen gewissen Ptolemäus, welcher der Frau zur heiligen Taufe verholfen hatte, vor den Stadtpräfecten Lollius Urbicus, der ihn auf sein Bekenntniß Christi zum Tode verurtheilte. Ein Bürger, welcher dabeistand, rief die Toleranz Antonins an und erinnerte an die Güte Mark Aurels. „Also bist du auch einer von diesen Leuten da?“ frug der Präfect. „Gewiß,“ antwortete der Mann, und ward augenblicklich verurtheilt. Ein dritter Christ gesellte sich zu den heiligen Blutzeugen.

So fing die Verfolgung in Rom an; in Kleinasien waren es die unversöhnlichen Juden, welche die Ankläger und Aufhetzer machten; da haben die Statthalter, ohne einen kaiserlichen Befehl abzuwarten, Verfolgungsdecrete ausgegeben.

Die Christen begriffen nicht, wie sie unter einem Kaiser, wie Mark Aurel, Verfolgung leiden sollten; sie appellirten an ihn; der heilige Justin schrieb seine zweite Schutzschrift. „Sowohl Das,

was gestern und jüngsthin in euerer Stadt unter Urbicus geschehen ist, beginnt der Heilige seine Rede, als auch was dem ähnlich aller Orten von den höchsten Behörden in unsinniger Weise vollzogen wird, hat mich genöthigt, für uns, — die wir so gut wie ihr, Menschen mit Empfindung, ja Brüder von euch sind, wenn ihr es schon nicht erkennet, und ob dem Schein vermeinter Würden und hergebrachter Ansichten auch nicht sein wollet, — diese Rede aufzusetzen. Denn allerwärts . . . braucht nur Jemand von Vater oder Nachbar, von Kind oder Freund, von Bruder oder Mann oder Gattin wegen irgend eines Vergehens zurechtgewiesen zu werden; so macht sowohl er nach dem stürmischen Triebe seines hart umzuändernden und Vergnügen liebenden, zum Edlen aber schwer zu bewegenden Sinnes, als auch die bösen Geister, die uns Feind sind und solche Richter in ihrer Gewalt und in ihrem Dienste haben, als ob wirklich manche Obrigkeiten besessen wären, alsbald Anstalt, uns hinzumorden." Ob der Heilige auch erwartet, durch den Crescens oder den Urbicus der Marter überliefert zu werden, so erhebt er doch muthvoll die Stimme der Wahrheit und fordert deren Prüfung und die mit dem kaiserlichen Siegel versehene Veröffentlichung seiner Schrift, damit Alle die christliche Wahrheit und die Ungerechtigkeit der Verfolgung erkennen. Nicht bloß Duldung verlangt der tapfere Streiter, sondern Anerkennung.

Aus Kleinasien ertönte eine andere Stimme, die feurige des heiligen Melito von Sardes, den Kaiser auffordernd, den wahren Gott zu erkennen; „wenn du mit deinen Kindern Dieses gelernt hast, dann übergibst du ihnen eine ewige Erbschaft, welche nicht untergeht, und befreiest deine Seele und die Seele deiner Kinder von Dem, was im Gerichte der Wahrheit und Gerechtigkeit über die ganze Erde kommen wird. Wie du Gott hier kennen gelernt hast, so wird er dich dort anerkennen." Melito kannte den Kaiser, daher berührt er auch seine Schwäche: „Vielleicht sagt ein König: ich kann mich nicht betragen, wie ich will, weil ich König bin und den Willen Vieler thun muß. Wer so spricht, verdient verlacht zu werden. Denn warum soll ein König nicht der Anführer zu jeglichem Guten sein und das ihm unterworfene Volk nicht antreiben, rein zu wandeln und Gott wahrhaft kennen zu lernen, und sich nicht als Muster für alle gute Handlungen aufstellen? Das ist sogar seine Pflicht." Der Heilige appellirt an die edlen Absichten des Kaisers: „Ich glaube, daß ein Reich dann erst im Frieden regiert werden kann, wenn der König den Gott der Wahrheit erkennt und seinetwegen fürchtet, die ihm untergebenen Menschen unrecht zu behandeln, und Alles recht richtet, wie ein Mensch, der weiß, daß er auch dereinst von Gott gerichtet werden wird; zumal wenn auch Diejenigen, welche ihm unterthan sind, Gottes wegen fürchten, gegen

den König oder gegenseitig unter einander sich unrecht zu thun. Und so kann durch diese Erkenntniß Gottes und die Furcht vor ihm alles Böse aus dem Reiche entfernt werden. Denn handelt der König nicht ungerecht gegen Diejenigen, welche ihm untergeben sind, noch diese gegen ihn, noch gegen einander, so ist es eine ausgemachte Sache, daß die ganze Welt im Frieden lebt. Soviel Gutes entspringt daraus, daß der Name Gottes von Allen geehrt wird. Was gibt es also wohl für ein höheres Gut, als wenn der König das ihm untergebene Volk vom Irrthum befreit und durch dieses gute Werk Gott gefällt? Denn aus dem Irrthume entspringen hienieden alle Uebel. Der Irrthum aber hat darin seinen Grund, daß der Mensch Gott nicht erkennt und anstatt Gottes etwas anbetet, was Gott nicht ist."

Welche Frucht brachten diese Schutzschriften und Ermahnungen? Zu Rom starb der heilige Justin mit sechs Gefährten; zu Smyrna in Kleinasien drängte sich eine ganze Wolke von Zeugen Christi zusammen, aus welcher alle überglänzend der greise heilige Polykarp allein hier genannt werden kann. Auf die Einflüsterung der Juden wurde sein Körper verbrannt, damit die Christen nicht im Besitze von seinen Reliquien den Gekreuzigten verlassen und Polykarp anbeten möchten; die Thoren, sagt ein Zeuge der Marter des Heiligen, „wissen ja nicht, daß wir niemals Christum aufgeben und statt seiner, der für das Heil Aller gelitten hat, Niemanden anbeten." Aber die Einflüsterung der Juden und das Eingehen der Heiden in dieselbe beweist, in welch' höherem Ansehen der heilige Polykarp auch bei ihnen stand, und wir finden die Nachricht glaublich, daß die Heiden ihrer Verfolgung sich schämten und diese einstellten, wenn auch nicht auf lange Zeit.

Mark Aurel ließ sie geschehen; er that nichts für die Christen; und was hätte er erreichen können, wäre er für die Schuldlosen eingetreten, hätte er aus der Umgarnung seine Philosophen in das wunderbare Licht der Kirche gerettet! Er war zu klein für die große, entscheidende Sache, zu beschränkt für die Erhebung über die feige Politik, welche der Menge nachgeben zu müssen glaubte, zu schwankend und unselbständig, um die wunderbare Festigkeit des christlichen Dogmas und Characters zu begreifen.

Und doch erhielt er abermals eine Apologie und eine Mahnung, und diesmal, nicht aus der Hand oder dem Munde eines Menschen, sondern der Herr der Kirche selbst trat für sie ein.

An der Donau war der Krieg wieder ausgebrochen (170), die Barbaren waren bis nach Aquileja gekommen, das sich nur mit schwerer Noth vertheidigte, in Gallien standen die Sequaner im Verdacht, mit den Germanen verbündet zu sein, das gleiche Gerede ging von den Illyriern; aber auch in Spanien war das Reich be-

droht, denn die Mauren waren eingefallen und verheerten die Provinz Bätica, und dazu brach ein Aufstand in Aegypten aus. Inmitten dieser Drangsale fand Mark Aurel kein Geld zur Rüstung und keine freien Männer zur Einreihung in die Legionen. Mehrere Monate hindurch versteigerte er auf dem Trajansforum das im Kaiserpalaste aufgehäufte Mobiliar, die Geschirre von Gold und Crystall, den Schmuck der Kaiserin, eine von Hadrian angelegte kostbare Sammlung von Edelsteinen. Sclaven, Gladiatoren, Straßenräuber berief er unter die Adler. Dann zog er selbst ins Feld, auf die Muße des Philosophirens, auf die Annehmlichkeiten Roms verzichtend; er, der niemals Freude am Kriegshandwerk gehabt, den kein Ehrgeiz beseelte, den die Pflicht allein bewog. In kurzer Zeit ist denn auch Rhätien und Norikum durch Pertinax, Pannonien durch Mark Aurel selbst von den Quaden, Markomannen, Sarmaten, Vandalen und Jazygen gesäubert. Nun ging er über die Donau und verfolgte die Quaden bis in ihr Land, welches heutzutage den nordwestlichen Theil von Ungarn und Mähren ausmacht. Hier aber wurde er eingeschlossen; zwar gewährte sein befestigtes Lager hinreichenden Schutz, doch die Feinde waren in der Zahl überlegen, und im heißen Sommer gebrach es dem Lager an Wasser. Der römische Soldat erlag dem Durste; er rief zu seinen Göttern. Mark Aurel ließ durch Zauberer das Wetter beschwören, aber die Sonne brannte fortwährend aus wolkenlosem Himmel. Da sah der Kaiser mit Erstaunen, wie die zwölfte Legion, legio fulminatrix, aus dem Lager zog und zum Gebete niederkniete; sie hatte ihren Werbebezirk in Melitene in Kappadocien, wo der allergrößte Theil der Bevölkerung christlich war. Da knieten nun 6000 Mann und beteten mit ausgebreiteten Armen. Selbst die Barbaren waren starr vor Erstaunen. Und nun sammelte sich eine Wolke und sanfter Regen rieselte nieder. Die römischen Soldaten sammelten ihn in ihren Helmen auf; jetzt aber gingen die Barbaren wieder zum Angriffe über, die Römer tranken und kämpften, alle Ordnung war aufgelöst und in der schauerlichen Verwirrung schien das römische Heer untergehen zu müssen. Doch die Christen hatten nicht vergebens gebetet. Aus der Wolke, die ihnen den erquickenden Regen spendete, brachen Blitze und Hagelschauer gegen die Barbaren; die heidnischen Schriftsteller sind es, die uns sagen, daß „der Regen, welcher auf dieselben fiel, sich wie Oel zu entflammen schien; Roß und Mann brannten, Viele verwundeten sich in ihrer Verzweiflung selbst, um mit ihrem Blute den Brand zu löschen; Andere flüchteten sich in die römischen Linien und lieferten sich dem Schwerte des Feindes aus."

Die Thatsache steht unzweifelhaft fest, und das ganze Alterthum hat ihren übernatürlichen Character anerkannt. Die Einen

schrieben sie der Macht der Zauberer zu, Andere nahmen sie als ein Geschenk der Götter für die Tugend Mark Aurels; dieser aber selbst und viele Heiden mit ihm erkannten darin die Macht des Glaubens und des christlichen Gebetes. Apollinaris und Tertullian, beide Zeitgenossen, behaupten, daß sie einen Brief des Kaisers gelesen hätten, in welchem er bezeugt, daß das Gebet der christlichen Soldaten den Regen vom Himmel auf die Armee herabgezogen habe. So sprechen außer Tertullian und Apollinaris, Eusebius, der heilige Gregor von Nyssa, Orosius und der heilige Hieronymus, in deren Zeit das Andenken an die legio fulminatrix noch sehr lebendig war, denn die 40 heiligen Martyrer von Sebaste, welche in der letzten Verfolgung die Krone erlangten, gehörten derselben an.

Die Wirkung des Ereignisses war, daß die Barbaren ihren Widerstand aufgaben und Mark Aurel nach dreijähriger Abwesenheit (175) den Bitten seiner Freunde nachgeben und wieder nach Rom kommen konnte. Er befestigte die römische Macht in jenem Lande und hegte den großen Gedanken, Mähren zu einer Provinz zu machen und so die Vertheidigung des Reiches bis zur Karpathenlinie vorzuschieben, von der Elbe und dem Erzgebirge an bis zum Dniester und den Moldauebenen. Er führte ihn nicht aus; dagegen verpflanzte er von den überwundenen Völkerschaften viele Colonisten nach Italien, nicht zum Vortheile des Reiches, denn dadurch eröffnete er den Barbaren die Straße dahin.

Unterdessen hatte den Kaiser eine schwere Gefahr im Oriente bedroht; jener Avidius Cassius, welcher die verweichlichte Armee wieder schlagfertig gemacht hatte, ließ sich als Cäsar ausrufen, und das Morgenland fiel ihm zu; es glaubte Mark Aurel todt. Doch als die Nachricht in der Armee als falsch erkannt wurde, fiel Cassius unter dem Schwerte eines Centurio. Mark Aurel ging nun selbst nach Asien und brachte den Frieden durch seine Güte und Milde.

Jetzt von Juli 175—178 fand er die Zeit, den Regierungsgeschäften und gesetzgeberischen Arbeiten sich zu widmen. Zwar gingen die Kriege fort, doch waren sie nicht so schwer, daß die Anwesenheit des Kaisers bei den Legionen erforderlich gewesen wäre.

Mark Aurel betrachtete sich bescheiden als den ersten Bürger, der für sich keine Ansprüche machte, den Senat ehrte und gütig und wohlwollend mit seinen Mitbürgern umging. Wir wiederholen das Eingangs gesprochene Wort, daß er das Gute, ja das Beste wollte; daß er es nicht erreichte, daran trägt das Heidenthum die Schuld, und ein Theil der Verantwortung trifft sein oft zu weit getriebenes Vertrauen auf seine Umgebung, in welche sich Heuchler einschlichen. Wie oft rief er sich zu: „laß dich nicht verführen, wie so viele

Andere verführt wurden; mache dich nicht zum Cäsar." Zu diesem, dem Blut- und Geldgierigen, dem in allen Wollüsten schwelgenden, machte er sich nicht, aber durch sein beständiges Umfragen, durch die Unterordnung seines eigenen Urtheils unter das fremde, ließ er sich doch in manchen Stücken verführen.

Mark Aurel achtete die freie Selbständigkeit der Municipien, er begünstigte in seiner Gesetzgebung die Freilassungen, schrieb den Müttern das Recht, ihre Kinder zu beerben, zu und eröffnete den Soldaten den Erwerb des Bürgerrechtes. Während die Republik nur durch römische Bürger ihre Kriege führen ließ, war man längst genöthigt gewesen, fremde Hilfsvölker anzuwerben; diese gingen dann allmälig in die Legionen über, und jeder Legionssoldat wurde durch Mark Aurel römischer Bürger. Auch auf die Besserung der Sitten suchte er einzuwirken. In der alten Zeit war es als eine Schmach erachtet worden, wenn ein Römer in Gegenwart eines Andern sich entkleidete; in der Kaiserzeit waren die öffentlichen Bäder aufgekommen, und jetzt wollten die gemeinschaftlichen Bäder von Männern und Frauen Mode werden; Mark Aurel schritt dagegen ein; selbst das Theater wollte er reformiren, büßte aber dadurch nur einen guten Theil seiner Popularität ein, denn nichts glich der rasenden Wuth aller Bevölkerungsclassen für die entwürdigende Lust am Theater und seinen Greueln. Für seine Person schaute er nicht auf die Bühne oder Arena, er beschäftigte sich im Theater mit seiner Philosophie oder mit Staatsgeschäften. Er ward bemitleidet und verspottet, als er für die Seiltänzer ein Netz ausspannen oder eine Matratze auf die Arena legen ließ, und Murren des Mißfallens erhob sich, als er 100 Löwen vorführen, aber die Pfeilschützen, welche sie erlegen sollten, in gedeckter Stellung vor den Bestien schützte.

Die heidnische Welt blieb trotz seiner Bemühungen in ihrer Versunkenheit; er vermochte die Kinder nicht zu verhindern, daß sie ungeduldig auf den Tod des Vaters warteten, um desto früher in den Besitz ihres Erbes zu kommen; das Bewußtsein der Würde stellte er weder bei den Vornehmen, noch bei den Massen her; die Erbschleicherei, die Wortbrüchigkeit im Verkehr, die Verläugnung anvertrauten Gutes, die falschen Eide, die erniedrigende Bettelhaftigkeit und Schmarotzerei, diese niederträchtigen Gewohnheiten rottete der philosophische Kaiser nicht aus. Ob er die Zeichen des Verfalles nicht beachtete? die Verarmung, die Vertheuerung, das Verschwinden des gemünzten Geldes? das Aufhören der großartigen Bauten? den Verfall der Künste, deren er, der prosaische Mann, kein Begünstiger war? das Verderbniß der Sprache und die Wahl kleinlicher Stoffe in der Literatur? den allgemeiner und frecher

werdenden Spott gegen die Religion, das offene Bekenntniß des Atheismus?

Mit Erstaunen erhebt sich hier die Gegenfrage, warum doch Mark Aurel die christliche Predigt so ganz unbeachtet gelassen, er, der sich so viel mit philosophischen Erörterungen abgab? Die Wolke von Zeugen konnte doch nicht unbemerkt am Himmel stehen. So reich war die Kirche an heiligen Lehrern, wie sie nur wieder im fünften Jahrhundert war; leider, daß ihre Schriften zum größten Theile in der diocletianischen Verfolgung zu Grunde gingen. Dionysius v. Corinth ist mit seinem Eifer überall: in Lacedämon, Athen, Nikomedien, Kreta, Rom predigen seine Briefe Erweckung des Glaubens, Einigkeit, Abscheu vor der Häresie; Apollinaris v. Hierapolis, Melito v. Sardes, Athenagoras, Hegesippus u. A. füllen die christlichen Bibliotheken, ihr glaubensvolles, heiliges Wort mußte auch in den Ohren der Heiden tönen; es rief erneuerte Anklagen hervor.

Zwar hatte Mark Aurel die legio fulminatrix nicht vergessen und beim Aufstande des Cassius wahrgenommen, daß in dem von Christen so reich bevölkerten Asien kein Christ an dem Verbrechen des Hochverraths sich betheiligte; er erneuerte daher die Toleranzedicte Hadrians und Antonins, die Anklagen gegen die Christen wurden verboten, und es trat Ruhe ein, aber auf wie kurze Zeit! Schon im Jahre 177 ließ er der Verfolgung wieder den Lauf, die Volksaufstände riefen sie hervor.

Wieder wandten die Christen sich an den Kaiser. Claudius Apollinaris, Bischof von Hierapolis, schrieb eine Apologie, Miltiades eine andere und der atheniſche Philosoph Athenagoras eine dritte. Was wollen wir? rief dieser dem Kaiser zu; nichts als die Existenz. Jeder Verbrecher wird verurtheilt wegen seines Verbrechens, wir aber wegen unseres christlichen Namens; kein Verbrecher wird verurtheilt, ohne daß er wegen seines Verbrechens überwiesen ist; wir sind gehaßt und werden bestraft, einzig weil wir uns Christen nennen; wir verlangen, daß die allgemeine Gerechtigkeit auch auf uns angewendet wird. Drei Dinge sind es, die uns vorgeworfen werden, die Gottlosigkeit, die Blutschande und der Kindermord; eine Anklage nach der andern weist Athenagoras zurück und schließt dann: „Nunmehr habe ich die Anklagen entkräftet und bewiesen, daß wir Leute von Gottesfurcht und Selbstbeherrschung sind. Neiget deßhalb, o Kaiser, zufrieden euer Haupt . . . und saget selbst: welche Unterthanenclasse verdient mehr Erhörung ihrer Bitten, als wir, die wir für eure Dynastie Gebete zum Himmel senden, daß ihr, wie es nur gerecht und billig ist, euch vererbet das Reich, der Vater dem Sohne, und dasselbe Mehrung und Zuwachs erhalte durch Unterwerfung der Welt? Das kommt

aber auch uns zu Gute, auf daß wir ein stilles und ruhiges Leben führen und auch alle eure Befehle mit bereitwilligem Herzen vollziehen."

Wahrscheinlich hat Mark Aurel die Schutzschriften kaum gelesen, weder diese, noch eine der andern. Martyrer litten zu Rom, Perusa, in Pontus, in Phrygien, Aegypten; ganz besonders berühmt sind die heiligen Martyrer von Lyon und Vienne, deren großartigen Kampf die Kirchen dieser beiden Städte ihren Brüdern in Kleinasien und Phrygien geschildert haben. Wie fast überall, so hub auch in Gallien die Verfolgung durch die Aufregung des Pöbels an. Dieser konnte es nicht ertragen, daß die Kirchen so blühend waren; er beschimpfte die Christen, warf sie mit Steinen, verbot ihnen den Besuch der Bäder, des Forums und hetzte die Obrigkeiten, welche nur zögernd gegen die Christen einschritten, denn sie scheuten das standhafte Bekenntniß Christi und zugleich auch die Menge derer, welche sie hinrichten sollten. Diese Haltung veranlaßte eine Entscheidung des Kaisers. Der Legat berichtete, daß unter den Angeklagten mehrere römische Bürger seien und bat um Entscheidung. Darauf erfolgte die trotzige Antwort: daß die römischen Bürger, wenn sie Christo abgeschworen, freigelassen, daß sie hingerichtet werden sollten, wenn sie auf dem Bekenntnisse Christi verharren; mit den Andern, die keine römischen Bürger, möge der Legat nach seinem Gutbefinden verfahren. So hat sich Mark Aurel, der milde Kaiser, der sich oft scheute, ein Wort des Tadels gegen einen seiner Freigelassenen auszusprechen, formell für die Verfolgung ausgesprochen; er hat die Stunde der Heimsuchung nicht erkannt; alle religiösen Ueberzeugungen, selbst jede infamste Art des Aberglaubens war frei, nur die christliche Wahrheit sollte im Blute ihrer Bekenner erstickt werden; doch deßhalb war die geächtete Kirche nicht weniger frei, aber anders gestaltete sich die Gegenwart und Zukunft des römischen Staates.

Tiefer Schmerz legte sich auf den vor der Zeit alternden Kaiser; er hatte ja einen Sohn, den wir bald kennen lernen werden. Statt ihn von der Nachfolge auszuschließen, überhäufte er schon den heranwachsenden Knaben mit einer Last von Ehren, die derselbe nicht zu ertragen vermochte. Mark Aurel war schwach gegen ihn, wie er immer schwächer wurde gegenüber seinen Rathgebern, den Philosophen, die ihn entnervten, gegenüber seinen Beamten, die ihn mißbrauchten, gegenüber seinem Aberglauben, der ihn immer tiefer in seinen Schlamm zog.

Der Krieg an der Donau hatte wieder einen drohenden Character angenommen, und am 5. August 178 zog Mark Aurel abermals gegen die Hermunduren, Markomannen, Quaden und Sarmaten ins Feld; er wollte sie diesmal nicht bloß besiegen, sondern

ihr Land zur römischen Provinz machen. Schon nach Jahresfrist hatte eine mörderische Schlacht die Entscheidung so weit gefördert, daß man mit Gründen die völlige Unterwerfung in naher Aussicht sah. Da ergriff die Epidemie, welche im Lager herrschte, Mark Aurel und brachte ihn in der Frist weniger Tage an den Rand des Todes. Er bat seinen Sohn Commodus, den Krieg fortzusetzen, ihn nicht seinen Generalen zu überlassen und sich nicht den Schein zu geben, daß er dem Wohle des Reiches sich entziehen wolle. Zuerst müsse er für sein eigenes Wohlbefinden sorgen, war die herzlose Antwort des Commodus. Qualvoll waren die letzten Tage und insbesondere die Nächte des Sterbenden; er hatte seinen Sohn ganz durchschaut; die sich seine Freunde nannten, blieben von ihm ferne, die Heiden fürchteten die Ansteckung. „Ihr verlasset mich," sagte er, „wohlan, Adieus, ich gehe euch voran." Und der Philosoph, der so oft in seinem Leben den Selbstmord verurtheilt hatte, griff in seiner Trostlosigkeit zu ihm und fing an, die Nahrung abzuweisen. Zu dem Tribunen, welcher ihn um das Feldgeschrei bat, sagte er: „wende dich an die aufgehende Sonne. ich bin in der Stunde des Niederganges." Er starb am 17. März 180 zu Wien; und Rom erschrack und erzitterte.

II.

Commodus.

(180—193.)

Waren das Jubelrufe, welche den Commodus am Thore empfingen und auf dem ganzen Wege seines Triumphes auf das Capitol, von da in den Senat und zum kaiserlichen Palaste begleiteten? Commodus war ja der Sohn Mark Aurels, prangend in blühender Jugend; die Alten sagten, daß so einst Mark Aurel gewesen sei. Wer aber die Gelegenheit gehabt, tiefer in die Seele des 19jährigen zu blicken, konnte den allgemeinen Jubel nicht theilen. In der Armee war es bekannt, daß gleich nach seines Vaters Tode die Epidemie und die ängstliche Sorge, ein Nebenbuhler möchte ihm zuvorkommen, den furchtsamen und wollüstigen Knaben nicht mehr im Lager litten; mit Mühe wurde er zurückgehalten, aber nachdem er so rasch als möglich mit den Barbaren Frieden gemacht, eilte er nach Rom.

Die dem Triumpheinzuge zuschauten, sahen mit Erstaunen, daß er auf seinem Wagen einen Freigelassenen, den Comödianten Anteros bei sich hatte; beim Festmahle brach er im Rausch zusammen und Nachts strich er verkleidet durch die Straßen und verkehrte in Kneipen und schlechten Häusern.

Es war ein trauriges Erwachen für Rom; sein Kaiser war ein Comödiant, ein Gladiator; er verstand zu singen, zu pfeifen und zu tanzen; zum Regieren besaß er zu wenig Geist und viel zu viel Faulheit. Noch war er nicht zwölf Jahre alt gewesen, als schon lüderliche Personen seinen Umgang bildeten, als ihn schon die Laune anwandelte, einen Sclaven verbrennen zu wollen. Von all dem hatte Mark Aurel Nichts gesehen; ja, als der Junge kaum sechszehn Jahre alt war, beantragte er für ihn beim Senat Altersdispenz für das Consulat; dann lies er ihn zum Augustus ernennen, dann die Reichsgewalt an seiner Seite ihm zuschreiben.

In den ersten neun Jahren regierten seine Minister Anteros, Perennis und Cleander. Der Kaiser that Nichts, als daß er orientalischen Cult pflog, siebenmal des Tags ins Bad ging, mit seinen Gladiatoren spielte und trank und in einem Pfuhl von Unreinigkeit sich wälzte; seine eigene Schwester Lucilla entehrte er, bevor er sie hinrichten lies. Allmälig verschwanden die Freunde Mark Aurels, die eigenen Glieder der kaiserlichen Familie; auch die Minister kamen an die Reihe.

In der Magistratur und in der Armee gab es Männer, welche entrüstet waren, daß ihre Reihen durch einen Infamen, wie Anteros, gelichtet werden sollten; sie ließen ihn ermorden. Das Haupt des Perennis begehrten die Soldaten; gegen Cleander, der ein Sclave aus Phrygien war, stand das Volk auf, und Commodus warf ihm seinen Kopf hin.

Nur die Christen allein hatten den Frieden. Im kaiserlichen Palaste war eine Frau, Marcia, welche ein großes Herz und die Gewalt besaß, Commodus zu beherrschen; sie hatte zwar nicht den Titel einer Kaiserin, aber den Rang einer Gemahlin. Ob sie eine Christin war, ich bezweifle es, aber eine Freundin war sie der Christen. Ihr gelang es sogar, vielen Christen, welche von Mark Aurel nach Sardinien verbannt waren, und deren Namen sie vom heiligen Papst Victor sich geben ließ, die Erlaubniß der Heimkehr zu erwirken; freilich vielen anderen, welche Senatoren und reich waren, vermochte sie das Leben nicht zu retten. Aber immerhin war die Kirche im Großen und Ganzen thatsächlich frei.

Vom Jahre 189 an regierte Commodus selbst, d. h. er regierte nicht, sondern in Laurentum unterzeichnete er Hinrichtungsbefehle und schwelgte in unbeschreiblicher Sittenlosigkeit und Grausamkeit. Rom beklagte sich; wie ein Hagelwetter fielen die Unglücksfälle auf dasselbe. Der Friedenstempel brannte ab; eine Bande von Meuchelmördern stand mit vergifteten Nadeln Jedem zu Diensten, der sie bezahlte; die Pest wüthete so, daß an einem einzigen Tage 2000 Menschen hingerafft wurden.

Nur zu den Festen kam Commodus nach Rom; so zu seinem

letzten, mit dem er das Jahr 192 schließen wollte. Für den letzten Tag desselben hatte er ein allgemeines Schlachten sich vorgenommen, aber die Proscriptionsliste fiel Marcia in die Hand; an der Spitze las sie ihren eigenen Namen, dann die der Präfecten Letus und Electus. Als er aus dem Bade kam, reichte sie ihm einen erfrischenden Trank; sein Kopf wurde schwer, er schlief ein, aber er starb nicht. Der Trank und der Schlaf wiederholten sich, aber seine rüstige Natur widerstand, er erbrach das Gift, und nun wurde er von einem Atlethen im Bade erdrosselt; er war 31 Jahre alt.

III.

Pertinax.

(Januar—März 193.)

In der Nacht vom letzten December auf den 1. Januar berathschlagten Marcia, Letus und Electus über die Kaiserwahl; in dem Stadtpräfecten Pertinax glaubten sie den rechten Mann gefunden zu haben. Letus ging zu ihm; vom Schlafe aufgeschreckt, glaubte Pertinax, der Kaiser habe ihm Mörder geschickt; bereit zum Sterben, stand er nicht einmal vom Bette auf und konnte nur mit Mühe überredet werden, daß er Kaiser sein solle. Die Prätorianer ließen sich bereden, der Senat war in Freuden, und unbeschreiblich war der Jubel des Volkes, daß Commodus nicht mehr war.

Pertinax hieß der Kaiser; von der Ausdauer in seiner rastlosen Arbeit, war er von seinem Vater, welcher ein Holzhändler war, so genannt worden. Er hatte bei einem Grammatiker die Schule durchgemacht und war dann selbst als Lehrer aufgetreten, mit wenig Erfolg, deßhalb wurde er Soldat und als solcher von dem Patron seines Vaters, denn dieser war ein Freigelassener, unterstützt, so daß es ihm möglich war, als tapferer, umsichtiger und gerechter Mann eine Stufe der Ehren nach der anderen zu ersteigen.

Freilich war er bereits 67 Jahre alt (geboren 1. August 126), und obgleich er die besten Absichten hatte, so konnte ihm doch die Zeit zu ihrer Ausführung nicht bleiben, wenn auch die Prätorianer sie nicht abgekürzt hätten.

Er war bescheiden, immer eingedenk seiner niedern Herkunft; seine Frau ließ er nicht Augusta nennen, und seinen Sohn ließ er auf seinem Landgute, damit er nicht in der Atmosphäre Roms verderbt würde. Mit den Senatoren ging er um, wie mit Amtsgenossen; mild und gemäßigt, wollte er selbst nicht gegen Diejenigen Gewaltmaßregeln brauchen, welche als die Scheusale des Commodus gebrandmarkt waren. Er beging den großen Fehler, daß er den Haushalt des Commodus vor der Hand beibehielt und den noch

gefährlicheren, daß er bei der ersten Anrede an die Prätorianer von der Wiederherstellung der Disciplin gesprochen hatte. So war er von zwei Seiten bedroht, und an die Spitze stellte sich Letus.

Die Reaction war im vollen Gange; in den wenigen Monaten hatten die Zustände bereits sich gebessert; und am 21. April wollte Pertinax den Hofhalt des Commodus entlassen, neue Ernennungen vornehmen, ja er dachte daran, die Last des Reiches auf jüngere und kräftigere Schultern zu legen. Aber die Verschwörung kam ihm zuvor. Am 28. März marschirten einige hundert Prätorianer, das Schwert in der Hand, nach dem Palaste. Niemand hinderte ihren Eintritt, Niemand benachrichtigte den Kaiser. Als dieser den Lärm hörte, schickte er Letus zu ihnen; dieser verbarg sich. Nun trat Pertinax offen ihnen gegenüber. „Ihr könnt mich tödten, sprach er, ich habe keine Furcht und kein Bedauern. Was anders als Schmach für jetzt und Züchtigung für morgen gewinnt ihr mit dem Tode eines Mitbürgers, eines Kaisers, dem ihr nichts, nicht einmal den Tod des Commodus vorwerfen könnt?" Diese edle Sprache, das weiße Haar, das ruhige Angesicht mit dem wallenden Barte imponirte, und die Prätorianer wichen zurück und steckten das Schwert in die Scheide. Aber ein Soldat aus dem Lande der Tungern warf seinen Speer unter dem Rufe: das ist dein Geschenk von den Soldaten! gegen seine Brust. Jetzt warfen auch die andern sich auf ihn, er hüllte sein Haupt in die Toga und ließ sich morden. Electus vertheidigte ihn und starb mit ihm.

IV.

Julianus, Niger, Albinus und Septimius Severus.

Kämpfe um den Thron.

(193—197.)

Der Senat in Aengsten, verbarg sich in den Häusern auf dem Lande, ein Theil in dem Lager der Prätorianer. Das Volk äußerte laut seinen Abscheu; die Soldaten selbst waren in Verlegenheit. Sulpitianus, von Pertinax ins Prätorium geschickt, ergriff, als er vom Tode des Kaisers hörte, seine Partei und bot den Prätorianern Geld für seine Erhebung. Das gab ihnen wieder Vertrauen in ihre Sache, und von der Höhe der Mauer riefen sie: Wer Kaiser werden wolle, könne sich melden. Da war ein schon ältlicher Mann, nicht ohne Verdienst, Didius Julianus, den seine Frau und Tochter aufstachelten, daß er den Purpur erwerbe; auch ein abergläubischer Gedanke führte ihn vor das Prätorium; er war mit Pertinax Consul gewesen und dann im Proconsulat von

Afrika ihm nachgefolgt, so daß Pertinax manchmal im Scherze ihn seinen Collegen und Nachfolger genannt hatte. Von der Mauer wurde gerufen, daß Sulpitianus 4000 Mark dem Mann geboten; ob Niemand mehr biete? Julianus fügte 5000 Sesterzien hinzu, und da er das Geld schon bei sich hatte — er war ein mehrfacher Millionär — so wurde eine Leiter herbeigeschafft, und der Erwählte stieg über die Mauer zu seinen Wählern. Als er mit ihnen in den Senat zog, nahm das Volk eine so drohende Haltung an, daß die Prätorianer über ihm und ihnen die Schildkröte bildeten und die Waffen zum Kampf bereit hielten. Uebermüthig und strenge fuhr er den Senat an; als er aber am andern Tage vor dem Eintritt in die Curie das gesetzliche Opfer brachte und den tausendstimmigen Ruf hörte: „Mörder, Vatermörder, Räuber des Reichs, lege ab den Purpur! Götter, gebet ihm schlimme Vorzeichen!“ da führte er eine andere Sprache gegen den Senat. Bei seiner Rückkehr gab es einen Volksauflauf; er gab schöne Worte, versprach Freigebigkeiten. „Wir wollen nichts davon!“ riefen die Volkshaufen. Die Prätorianer hieben ein; im Circus hatte sich eine Menge gesammelt, welche sterbend Niger und seine Legionen zur Rache aufriefen. Die Frau und Tochter des Julianus hatten in Thränen den kaiserlichen Palast betreten.

Statt des Einen zur Rache aufgerufenen, standen drei auf: Niger, Albinus und Septimius Severus.

Niger war Proconsul in Syrien, ein Mann, welcher mit eiserner Strenge die Disciplin aufrecht erhielt, nicht einmal Wein und Fleisch den Soldaten im Feldlager zukommen lies, die Räubereien blutig bestrafte, aber da er zugleich dieselbe Strenge gegen sich selbst anwandte, mit Hingebung von seinen Soldaten verehrt wurde. In ihm ahnte das römische Volk einen Nachfolger der Antonine. Zu Antiochien wurde er von seiner Armee zum Kaiser ausgerufen.

Dasselbe erfuhr zu Carnutum in Pannonien Septimius Severus von der seinigen. Dieser war ein Afrikaner, ein Rhetor und Astrolog, ein schlauer Mann, von den wildesten Leidenschaften bewegt; er erkannte, daß er mit Niger den Kampf bestehen müsse. Um da nicht wider zwei Gegner zugleich ihn aufzunehmen, suchte er mit Albinus Clodius, den die Legionen in Britannien ausriefen, Verständnisse anzuknüpfen.

Auch Albinus war ein alter Soldat, hart und ein Meister seiner Legionen, sehr populär in Britannien und Gallien. Vom Senate, in welchem er viele Freunde hatte, bevorzugt.

Es ist ein trauriges Schauspiel, das Julianus und der Senat boten. Auf die Bitte des Zitternden erklärte der Senat den Septimius Severus zum Feinde des Vaterlandes; Julian

schickte Meuchelmörder gegen ihn; er exerzirte die Prätorianer, und um die Götter seiner Sache günstig zu stimmen, mußten die Zauberer in Thätigkeit treten; um seine Zukunft zu erfahren, arbeiteten die Astrologen und wühlte er selbst in den Eingeweiden von Kindern. Da Septimius gegen Rom marschirte, flehte Julian den Senat an, daß die Senatoren, Consuln, Priester, Vestalinnen dem Schrecklichen entgegenziehen möchten. Der Senat ermannte sich und gab die frostige Antwort: „Wer nicht kämpfen kann, soll nicht Herrscher sein.“ Jetzt fielen auch die Prätorianer von ihm ab, und nun hatte der Senat den zweifelhaften Muth, ihn zum Tode zu verurtheilen. Julianus berief einen Soldaten, legte sich in einem Winkel einer seiner Badstuben zur Erde und ließ sich von ihm den Tod geben (1. oder 2. Juni 193). „Was hab ich denn gethan, wen hab ich denn getödtet,“ waren seine letzten Worte.

Zu Terni empfing Septimius Severus den Senat, ziemlich kalt, er ließ die Kleider der Nahenden durchsuchen; auch die Prätorianer kamen, unbewaffnet; nur den kurzen Dolch hatte jeder an seiner rechten Seite. Strenge fuhr Severus sie an, er kassirte sie, keiner sollte Rom mehr betreten dürfen; sie wurden von den Legionen umringt und fügten sich in ihr Schicksal.

Zu Rom gab Septimius die besten Versprechungen, aber die alten Senatoren warnten die jüngeren, daß sie nicht so viel Vertrauen haben sollten.

Im Jahre 194 marschirte er gegen Niger und schlug ihn; auf der Flucht zu den Parthern wurde der Unglückliche aufgefangen und sein Haupt dem Siegreichen gebracht. Aber drei Jahre lang gingen die Kämpfe noch fort, bis er durch die Eroberung von Byzanz Meister des Ostens war.

An Albinus schickte er die zärtlichsten Briefe; ihre Träger aber waren Meuchelmörder. In Gallien auf der Ebene von Trevoux kam es dann am 19. Februar 197 zur Entscheidungsschlacht; die Sache des Albinus war verloren; in einem Hause a. d. Rhone versteckt, gab er sich den Tod. Als er sterbend oder todt vor Septimius gebracht wurde, zerfleischte dieser seinen Leib mit rasend wilder Lust.

V.

Septimius Severus.

(197—211.)

Jetzt offenbarte sich die wahre Natur des Siegers; schlau hatte er sich gemäßigt, so lange ihm Gefahr drohend ein Nebenbuhler gegenüberstand. Nachdem alle Gefahr beseitigt, war er der

kaltberechnende Tyrann; die Familien der Besiegten gehen zu Grunde, für Commodus bereitet er die Apotheose, dem Senate weist er mit höhnischer Bosheit die Correspondenz des Albinus vor, 29 Senatoren sterben; aber nicht wie ein Nero rast er in blinder Wuth, sondern umsichtig wählt er seine Opfer aus. Nicht Geld und Gut soll ihr Tod ihm bringen, sondern zur Förderung seiner politischen Absichten, zu seiner Befestigung und Gewalt fallen die Häupter.

Er ist der Schöpfer einer neuen Politik, welche zu dem bereits angehobenen Sturze des Reiches einen weitern mächtigen Hebel hinzufügt; er will unbeschränkter Herrscher sein durch die Gewalt, daher ist die Armee sein einziges Fußgestell. Sie zu gewinnen, erhöht er den Sold in ungemessener Weise und vermehrt die außergewöhnlichen Geldvertheilungen; er gestattet ihnen den goldenen Ring, welcher bisher nur den Rittern zugestanden war, läßt sie Weiber nehmen und diese mit ins Feldlager schleppen; eine neue Prätorianercohorte, viermal stärker als die bisherige, setzt er zusammen, ausgewählt aus allen Legionen und über ganz Italien vertheilt; er unternimmt es, den Soldaten vom Bürger zu trennen, die Kaserne gegen die Curie zu setzen. „Zahlt nur die Soldaten gut," sagte er zu seinen Söhnen, „und dann spottet über alles Andere."

Im Besitze der Soldatenmacht entwürdigte Septimius den Senat, ließ durch seine Beamte Recht sprechen, unterdrückte die municipalen Freiheiten, und wie er die persönliche Freiheit behandelte, geht unter Anderm daraus hervor, daß nun auch Freie, selbst Senatoren und Frauen auf die Folter gelegt wurden, nicht wie bisher nur in den Anklagen auf Hochverrath, sondern auch in ganz gewöhnlichen Fällen.

Severus war nicht geizig, er liebte es, prachtvolle Feste zu geben; dazu hatte er das Geld, denn er machte sich zum Adoptivsohn des Mark Aurel und nahm das Vermögen der Antonine zu Hand.

Bisher war im römischen Reiche der Kaiser viel gewesen; Septimius Severus wollte Alles, und alles Andere sollte Nichts sein.

Unter ihm wüthete eine gesetzlich anbefohlene Christenverfolgung; da ist die Frage wohl erlaubt, was ihn zum Verfolger gemacht, da er von der Leidenschaft kaum sich hinreißen ließ und jeden Act seiner Politik kalt berechnete? Auch mußte er die Unschädlichkeit der Christen wohl kennen, denn auf seinen Zügen im Orient begegnete er ihnen überall, und selbst im eigenen Hause konnte er sie kennen lernen. Durch einen Christen war er von einer Krankheit geheilt worden; dieser Christ blieb bis zum Tode des Septimius im kaiserlichen Palaste; sein Sohn Bassianus (Ca-

racalla) hatte eine Christin zur Amme und vermuthlich christliche Spielkameraden.

Zunächst ging die Verfolgung vom heidnischen Pöbel aus; so in Afrika, wovon Tertullian sagt: „Vom Senate, vom Ritterstand, vom Feldlager, vom Palaste geht keine Anklage gegen uns aus; das Volk ist unser großer Angeber." Dieses rief nach dem Zeugnisse desselben Schriftstellers: „Wir sind überfluthet; in der Stadt, auf dem Lande, in den Dörfern, auf den Inseln, überall Christen; jedes Alter und Geschlecht, jeder Stand und selbst jede Amtswürde ist in Gefahr." Die Götzenpriester klagten, daß die Einnahmen der Tempel in steter Abnahme begriffen seien. So rief denn das Volk in Carthago die Christen vor die Löwen; dies Geschrei wiederhallte im Orient; zu Heliopolis, zu Memphis, in allen Tempeln klagten die Götter, daß sie verlassen seien. Es ist kaum glaublich, daß Severus auf seine Armee sich stützend, die wilden Leidenschaften des Volkes besonders gefürchtet haben sollte; aber es ist wahr, der Christen waren in allen Ländern eine so große Zahl, daß Tertullian ausrufen konnte: „Wir sind erst seit gestern, und wir erfüllen eure Städte, eure Municipien, eure Feldlager, eure öffentlichen Plätze, eure Häuser, selbst den Palast und den Senat; wir lassen euch Nichts, als eure Tempel!" Es ist ferner wahr, daß unter Commodus der Zug zur heiligen Taufe unter den alten, reichen, gebildeten und berühmten Familien sich lebhaft geltend machte; und so kann es allerdings sein, daß eine politische Besorgniß den Kaiser überkam, wie anderseits gewiß ist, daß der orientalische Aberglaube, in welchen seine Familie verstrickt war, die düstere Seele des Mannes einnahm. Noch zur Zeit, als nach der Besiegung des Albinus die Verfolger von dessen Anhängern, Senatoren und Frauen von solchen des Christenthums angeklagt wurden, hatte er sie vertheidigt und selbst geehrt; jetzt, es war im Jahre 202 oder 203 und er auf der Reise in Palästina, erließ er ein Edict, worin er unter schwerer Strafe die Annahme des Judenthums und Christenthums verbot. So sanctionirte er die Verfolgung, welche bis zu seinem Ende und darüber hinaus währte. Am schwersten wurden Afrika, Aegypten und Gallien betroffen; in Afrika ist besonders hochberühmt die Marter der heiligen Felicitas, Perpetua und ihrer Genossen; in Aegypten litt Leonidas, der edle Vater des Origenes und verlangte dieser nach der Palme, ohne sie zu erringen. Der heilige Irenäus, diese Säule der Kirche im Kampfe gegen die Häretiker, dieser rastlos arbeitende Apostel Galliens krönte sein Werk mit dem blutigen Bekenntnisse Christi, und weitum folgten darin seine zahlreichen Schüler ihm nach; einen davon, Andeolus, krönte Septimius selbst. Auf seinem Feldzuge nach Britannien (208) war der Kaiser zu Bergoiate Zeuge, wie

das Volk sich um den christlichen Apostel drängte; er sprang aus seinem Wagen, schlug Andeolus mit eigener Hand, ließ ihn auf die Folter spannen und zuletzt den Kopf mit einem hölzernen Schwerte ihm absägen. Auf 19,000 schätzt die Kirche von Gallien die Zahl ihrer heiligen Blutzeugen; ungezählt sind die, welche in Afrika, Aegypten und anderwärts mit ihrem Blute den Boden der Kirche befruchteten. So mancher Präfect und Proconsul ermattete in der Blutarbeit; ob aus Menschlichkeit, ob aus Furcht vor der Strafe der Verfolger? Vigellius Saturninus, der Proconsul von Afrika, welcher noch vor dem Edicte des Severus die Verfolgung eröffnet hatte, erblindete; ein Präfect von Kappadocien, welcher aus Aerger darüber, daß seine Frau Christin wurde, die Verfolgung mit der Wuth der Rache betrieb, wurde von der Pest befallen, er allein im ganzen Lande; Scapula, dem Tertullian gegen die Verfolgung schrieb, bekam einen Blutverlust, jedesmal, wenn er einen Christen martern ließ.

Die Kirche verlor Nichts; „mit unsern eigenen Augen sehen wir," sagt Clemens von Alexandrien, „einen unerschöpflichen Reichthum von Martyrern, welche das Feuer, die Folter, die Enthauptung in Folge ihrer Ehrfurcht gegen das göttliche Gesetz erdulden." Viel schmerzlicher war der Kampf der Kirche mit der Häresie. Jene Abirrungen von ihrem Glauben, welche im Judenthum und orientalischen Heidenthum ihre Wurzel hatten, waren im Absterben begriffen, wenn auch Valentin und Marcion mit ihrer Gnosis noch zahlreiche Anhänger hatten; gefährlicher war der Montanismus, und jetzt eröffnete sich die Reihe von Irrlehrern, welche gegen die Dreifaltigkeit und die Gottheit Christi sich richteten. Aber wie reich ist jetzt die Kirche an Lehrern! Der heilige Irenäus, Pantenus, Clemens von Alexandrien, Minucius Felix, Serapion in Antiochien, Narciß in Jerusalem und Andere, und vor Allem die Autorität des heiligen Stuhles schirmten den Glauben der treuen Kinder der Kirche. Und hier dürfen wir auch den unglücklichen Tertullian nicht übergehen, da er vor seinem Falle so unerschrocken und so scharf das Schwert der Vertheidigung schwang.

Im Jahre 203 kehrte Septimius Severus von seinen nicht besonders glücklichen Feldzügen im Orient nach Rom zurück. Die Stadt hatte nur Siegesbulletins erhalten und bereitete ihrem Kaiser einen großartigen Triumphzug. Der Kaiser war sehr geldgierig. Davon gab er eine neue Probe. Wir haben schon von seiner Erwerbung des Vermögens der Antonine gesprochen; jetzt vermählte er seinem 15jährigen Sohne, den er Mark Antonin (Caracalla) nannte, mit Plautilla, welche von ihrem Vater Plautianus, der als Präfect des Prätoriums den Westen ausgeraubt, eine Mitgift erhielt, ausreichend für 50 Königinnen. Aber so geldgierig Septimius auch war, so

gab er die großartigsten Spiele und jedem Soldaten und Proletarier ein Geschenk von 10 Goldstücken, im Ganzen 40 Millionen Mark und bereicherte Rom mit neuen und großartigen Bauten. Man muß zugeben, Severus war kein gewöhnlicher Mensch; er war fest, selbständig, hart, aber dabei verständig; er umgab sich mit einem Rathe von Rechtsgelehrten, den er beherrschte und niemals zu einem selbständigen Einflusse kommen ließ. Wie er für die materiellen Bedürfnisse Roms besorgt war, geht daraus hervor, daß bei seinem Tode die Stadt auf sieben Jahre verproviantirt und für ganz Italien Oel für fünf Jahre genügend vorhanden war. Den Communen und einzelnen Familien wies er Ländereien an.

In seiner Familie war er unglücklich; seine zwei Söhne Bassianus und Geta waren frühe, sobald die verderbende Erziehung des verderbten Hofes sich geltend machen konnte, ausgeartet. Und doch hatte Bassianus, der ältere, eine so unschuldige von christlichen Einflüssen belebte Kindheit gehabt, und auch der jüngere, Geta, eine gute Anlage und Herz besessen. Als Jünglinge entzweiten sie sich, und der alternde Kaiser verdüsterte. Er brauchte Krieg, denn er war noch immer Soldat; er hoffte, der Ernst des Feldlagers werde die zuchtlosen Söhne aus den Wollüsten Roms reißen; er konnte nirgends eine Veranlassung zum Kriege finden, als in Britannien, und auch da wollten die caledonischen Barbaren keinen Krieg. Sie boten Unterwerfung an, dennoch marschirte er gegen sie, und so zur Verzweiflung getrieben, leisteten sie ihm, nicht in regelmäßigen Kämpfen, sondern aus Hinterhalten, mit Angreifen und Flüchten, mit Abtrennen einzelner Mannschaften vom Heerkörper, so hartnäckigen Widerstand, daß die römische Armee 50,000 Mann einbüßte. Kaum war ein Friede geschlossen, so standen die Caledonier und Meaten wieder auf, und jetzt befahl er, das Land zu verwüsten und die ganze Bevölkerung auszurotten.

Mark Aurel Antonin suchte die Soldaten gegen seinen Vater aufzuhetzen; einmal, als er mit ihm vor der Schlachtreihe im Angesichte des Feindes sich befand, hielt er sein Pferd an und zog sein Schwert gegen ihn; es ist daher nicht auffallend, daß gesagt wurde, der Sohn habe die Krankheit seines Vaters abgekürzt und daß er die Aerzte und Diener desselben, welche seine Anerbietungen zurückgewiesen, verfolgt habe. Noch sterbend suchte Severus seine Söhne vergeblich zu versöhnen; er wurde immer düsterer. „Ich war Alles," seufzte er, „und es nützt mir Nichts." Er dachte an Selbstmord, und man weiß nicht, ob er an Gift gestorben ist oder an einer hastig verschlungenen Speise, von welcher er wußte, daß sein Magen sie nicht vertrage. Er starb zu York am 4. Februar 211.

Die Armee hatte Severus allmächtig gemacht und daher schlecht; die Wuth der Spiele nahm einen Umfang an, wie er bisher nicht dagewesen war. Trotz der Menge der Gesetze, welche Severus handhabte, stieg die Zahl der Ehebruchsprozesse in einem einzigen Jahr in Rom allein auf 3000. Der Luxus verschlang die größten Vermögen, so daß Clemens von Alexandrien ausruft: „Wollte man eure Person verkaufen, würde man keine 800 Mark lösen, aber zum Ankauf euerer Toilette müßte man mehr als vier Millionen finden." Unsäglich war die allgemeine Verweichlichung besonders der Männer; die Pflege des Körpers nahm so überhand, daß sie zur Hauptsache des Tagewerks eines Römers wurde.

VI.

Caracalla.

(211—217.)

Mark Aurel Antonin heißt in der Geschichte Caralla von einem gallischen Kleidungsstücke, durch welches er in Rom die Toga zu verdrängen suchte.

Wer er ist, wissen wir bereits; der als Knabe einst so sanft gewesen ist, hatte sich, um als kriegerischer Prinz zu erscheinen, eine häßliche Grimasse angewöhnt, wodurch sein Gesicht einen wilden Ausdruck erhielt, entsprechend der Wildheit seines rohen, gewaltthätigen, blutgierigen Herzens.

Schon auf dem Wege von Britannien über Gallien nach Rom, brach der Bruderzwist heftiger als je aus; niemals schlief Caracalla unter demselben Zelte mit Geta, niemals saßen die Brüder an einem Tische; jeder fürchtete das Gift des andern; in einem Familienrathe wurde die Frage der Theilung des Reiches berathen, Caracalla sollte den Osten, Geta den Westen erhalten, auch der Senat sollte sich zwischen Rom und Antiochien oder Alexandrien theilen. Caracalla machte diesen Gedanken durch die Ermordung Getas ein Ende.

Geta, sanft, wenigstens im Vergleich mit seinem wilden Bruder, hatte seine Anhänger im Volke, Caracalla war der Fürst der Soldaten. Sie nannte er seine Kameraden, mit ihnen trank und spielte er in unanständiger Vertraulichkeit; sie überhäufte er mit Geschenken; die Disciplin war so gut wie aufgehoben.

Es war im Februar 212, noch kein Jahr seit dem Hingange des gemeinschaftlichen Vaters vorüber, als Caracalla seinen Bruder unter dem Vorwande einer Aussöhnung zur Mutter Julia berief. Arglos folgte er, seine Garde blieb vor der Thüre zurück; aber kaum eingetreten, wird er von einigen Hauptleuten, die sich versteckt

hatten, überfallen; er flüchtet sich in die Arme seiner Mutter; ihr ruft er zu, daß sie ihn rette, aber sie wird von seinem Blute überspritzt und in seiner Vertheidigung selbst an der Hand verwundet. Caracalla verbietet ihr, für ihren Sohn Trauer anzulegen. Er aber eilt ins Lager der Soldaten und ruft ihnen zu: wohlauf Kameraden, jetzt endlich kann ich euch Gutes thun. Dennoch hat er Angst; als er aber davon sich erholt, beginnt im kaiserlichen Palaste eine allgemeine Schlächterei, die weit über denselben sich fortzweigt, so daß von 20,000 Menschen gesprochen wird, in deren Blute er das Andenken seines Bruders zu ersticken suchte. So hatte er gleich im Anfange gehandelt, wo er seine arme verbannte Gemahlin Plautilla und die Freunde und Rathgeber seines Vaters dem Henker überlieferte. Großartige Festspiele folgten, er selbst stieg in die Arena nieder, aber wohl gedeckt gegen das Wild, erlegte er es mit Pfeilen und Wurfspießen; er trat als Kutscher auf und forderte bei jedem Siege das Goldstück ein, das die Kutscher zu beanspruchen gewohnt waren. Der ganze Schatz, den Septimius hinterlassen, wurde durch dies einzige Fest, in dem er die Befreiung von seinem Bruder feierte, erschöpft; aber zu seiner Mutter, welche Vorstellungen wagte, sagte er, an das Schwert schlagend: „So lange ich nur dieses habe, wird es uns an Geld nicht fehlen."

Die ganze Politik und Regierung dieses Unmenschen bestand in der Befolgung des Rathes, den sein Vater gegeben: „Bezahlt die Soldaten gut, und dann setzt euch über alles Andere weg." Damit die Soldaten richtig bezahlt werden konnten, dafür wurde der Kaiser Falschmünzer, der Erfinder neuer Auflagen; der Erhöher der Erbschaftssteuer von fünf auf zehn Procent. Eine Maßregel traf er, für die er bei neueren Geschichtschreibern viel Lob geärntet, während das Alterthum ihm nicht dafür gedankt hat; er dehnte das römische Bürgerrecht über das ganze Reich aus, so daß alle Provinzialen durch ein und dasselbe Decret die römische Bürgerwürde erhielten. Aber die Privilegien eines römischen Bürgers waren in dieser Zeit fast auf Null hinabgemindert, während die Lasten immer höher stiegen, so die der Erbschaftssteuer, und Caracalla gewann mit seiner Ausdehnung des Bürgerrechtes ungeheuere Summen, denn über hundert Millionen Bürger hatten dieselbe zu bezahlen.

Caracalla haßte Rom; es litt ihn nicht in der Stadt, wo er das Blut seines Bruders vergossen hatte. Im Jahre 213 ist er in Gallien, 214 in Germanien, wo er die Allemannen bekriegt. Ein Soldat war er, mit seinem kleinen aber kräftigen Körper ein ausdauernder Reiter, ein kühner Schwimmer, auch in brausenden Meereswogen. Er lebte mit seinen Soldaten, sprach ihre Sprache,

aß ihr Brod, trug selbst seine Waffen und legte mit ihnen Hand an bei den Schanzarbeiten.

Aber des Krieges mit den Alamannen, die dem römischen Reiche noch so schrecklich werden sollten, hatte er bald genug. Dio sagt, daß er nach seinen ersten Erfolgen in so schwere Gefahr gekommen sei, daß er sich loskaufen mußte. Gewiß ist, daß er unterhandelte, sei es um den Frieden zu erkaufen, sei es um die Zukunft zu sichern; doch Dies nur für sich, und nicht auch für das römische Reich, denn es wird berichtet, daß er den deutschen Häuptlingen gesagt habe: „Wenn mir ein Unglück zustößt, so fallet in Italien ein, greift Rom an, es ist leicht zu nehmen.“ So geheim hielt er seine Unterredungen mit ihnen, daß er die Dolmetscher tödtete, aber die Häuptlinge sollen von der Sache gesprochen haben. Unwahrscheinlich ist sie nicht bei einem so entarteten Manne, der Rom haßte.

Im Jahre 215 weilte er noch so nahe bei Rom, daß er einige Male die Stadt besuchte; aber dann ging er in den Orient. Er war mittlerweile ein Narr geworden. Die Verbrechen, die Gewissensbisse, ausschweifendes Leben, Schmerzen einer unheilbaren Krankheit und die Aengsten vor der Zukunft hatten ihn dazu gemacht. Er war auch nicht der erste römische Kaiser, welcher dem Wahnsinn verfiel.

Er machte sich zu Alexander, dann spielte er den Achill; in Edessa raubte er dem König ohne alle Veranlassung sein Land, mit Armenien wollte er ein Gleiches thun, begegnete aber unüberwindlichem Widerstande. In Alexandrien versammelte er die edelste Jugend unter dem Vorwande, sich eine Garde auszuwählen; er läßt sie niedermetzeln. Schon in Rom hatte er Vestalinnen entehrt und dann sie als Oberpontifex wegen Bruch ihres Gelübdes verurtheilt, lebendig begraben zu werden. In Asien begehrte er die Tochter des Partherkönigs zur Gemahlin, und als sie ihm verweigert wurde, fiel er ins Land zu einem Raubzuge, um sich mit seiner Beute schleunigst über den Euphrat zurückzuziehen. Freilich lud er dem Reiche einen schweren Krieg auf, aber das Eine, wonach er sich schon lange gesehnt, hatte er erreicht, daß er sich den Beinamen Parthikus beilegen konnte.

Aber seine Tage waren gezählt. Macrinus, der eine seiner Präfekten des Prätoriums, sah sein Leben bedroht; er wußte, daß auch Andere in der gleichen Gefahr der Hinrichtung schwebten. Er verständigte dieselben, und als Caracalla am 8. April 217 nach Haran ritt, wurde er ermordet.

Die Armee rief Macrinus als Kaiser aus. Caracalla hatte sie über den Senat, über Alles gestellt, zur vollständigen Herrschaft berufen; welches Erbe er damit seinen Nachkommen hinterließ, ist

klar; er aber ist ein trauriges Beispiel dafür, was die Erziehung des Hofes und der Besitz der kaiserlichen Gewalt in jener Zeit aus einem Menschen machen konnte. Mit guten Anlagen zur Manneswürde ausgestattet, offenen Geistes und gesunden Körpers, kindlich und sanft ist er in der verderbten Luft des Hofes zum Brudermörder herangewachsen; und bevor er 29 Jahre alt war, ist er ein kranker Mensch, ein blutgieriger und angstvoller Narr geworden.

VII.

Macrinus.

(217—218.)

In der Zeit, da der Mord Caracallas geplant wurde, sah man in Rom mit Erstaunen, wie ein Esel von einem unbekannten Manne die Treppe des Capitoliums hinaufgeführt wurde. Als die Soldaten Macrin ausgerufen hatten, hieß es in Rom, das sei der Esel und sein Führer ein Dämon in Menschengestalt.

Macrinus war nichts weniger als das; als Präfekt des Prätoriums war er nicht Soldat, sondern Jurist, ein gerechter, aber strenger Richter, nicht unehrenhaft, freilich schwach, wo es zu handeln galt. Diese Schwäche war sein Untergang.

Ihm stellte sich die fast unlösbare Frage, wie es möglich sein werde, mit den Soldaten zu herrschen, oder wie er sich von ihnen frei machen könnte; er gab ihnen außerordentlich reiche Spenden, wollte aber reformiren, zwar nicht sie, die ihn ausgerufen, das wäre ihm unmöglich gewesen, aber mit den Rekruten wollte er eine neue Armee heranziehen. Auch sonst führte er Reformen ein; er setzte die Erbschaftssteuern herab, gestattete den Municipien eine freiere Bewegung, und man sagte ihm nach, daß er auch auf dem Gebiete des Civilrechts Verbesserungen beabsichtigt habe. Gewaltmaßregeln, Hinrichtungen werden nicht von ihm berichtet. In seinen Ansprüchen auf Ehren war er mäßig.

Das Wichtigste war, mit den Parthern rasch einen ehrenvollen Frieden zu schließen, aber Artaban kannte den Zustand der römischen Armee und spannte seine Forderungen hoch, so daß auf beiden Seiten marschirt werden mußte. Doch auch auf Seite der Parther war Friedensneigung vorhanden, denn die Feudalen, welche nur für eine bestimmte Zeit ihre Kriegsdienste leisteten, verlangten nach Hause, und mit 40 Millionen brachte Macrin einen Frieden zu Stande. Der Senat gab dem Kaiser den Ehrentitel Parthikus, er wies ihn aus Scham zurück, doch nannte er sich den „Unbesiegten.“

Zu Emesa am Tempel des Sonnengottes begleitete ein Knabe, Avitus Bassianus, die Priesterwürde. Seine Mutter war Sohemias, deren Schwester Mammäa auch einen Sohn, Alexianus, hatte. Die beiden Frauen waren Töchter der Mesa und diese die Schwester der Julia Domna, der Gemahlin des Septimius Severus. Als letztere nach dem Tode ihres Sohnes Caracalla sich getödtet, hatte die Familie an den Sonnentempel von Emesa sich zurückgezogen; aber die ehrgeizigen Frauen waren aus dem Traume der kaiserlichen Herrlichkeit noch nicht erwacht. Avitus war 14 Jahre alt und so schön, daß die römischen Soldaten, welche ihn sahen, wie er in seiner priesterlichen Kleidung von Gold und Purpur den Reigen um den Altar führte, ausriefen: „Das ist der Jüngling Bachus!" Sie wußten, daß er ein Neffe ihrer Kaiserin, ein Verwandter Caracallas, im kaiserlichen Palaste erzogen war, und es wurde ihnen zugeflüstert, daß er sogar ein Sohn Caracallas sei. Im Rathe der Frauen war beschlossen worden, daß er Kaiser werden solle. Der Freigelassene Eutychianus brachte ihn heimlich ins römische Lager bei Emesa; der Knabe zeigte sich in einem Kleide, das Caracalla als Kind getragen hatte. Der Freigelassene berauschte die Soldaten mit Berichten über die unermeßlichen Reichthümer, welche die Frauen aus Rom mitgebracht und die in die Hände der Soldaten überströmen sollten. Mit Begierde griffen diese nach der Gelegenheit, einen Kaiser auszurufen.

Macrinus blieb in Antiochien; er begnügte sich, den Präfecten des Prätoriums, Ulpius Julianus, zur Bekämpfung der Rebellen zu schicken; dessen Soldaten ließen sich verführen und tödteten ihre Offiziere und den Julianus selbst. Jetzt marschirte Macrin nach Apamäa, wo albanische Soldaten ein Lager hatten; unter ihnen proclamirte er seinen Sohn Diadumenianus zum Augustus und gab reichliche Spenden und versprach noch mehr. Da wurde ihm das Haupt des Julianus gebracht; erschreckt ging er nach Antiochien zurück, und die verlassenen Soldaten pflanzten das Bild des Knaben Avitus auf. Noch aber war Macrinus nicht verloren; er hatte eine dritte Armee, darunter seine Prätorianer. Diese fochten tapfer; einen Augenblick kamen die Truppen des Avitus zum Weichen; da sprangen die Frauen von ihren Wagen, der Knabe selbst warf sein Pferd gegen den Feind, und die Flüchtlinge kehrten zum Kampf zurück. Die Prätorianer stritten unerschrocken weiter, aber ihr Kaiser flüchtete nach Antiochien; nichtsdestoweniger blieben die Prätorianer standhaft, bis ihnen versprochen wurde, daß ihnen ihr Rang in der Armee gewahrt bleiben solle. Macrin verkleidete sich und nahm Postpferde und kam bis Chalcedon. Hier wurde er verrathen und auf einem Wagen seinem Sieger entgegengeführt; noch tröstete er sich mit der Einbildung, daß sein Sohn die parthische

Grenze erreicht haben werde. Als er aber dann auf dem Wege hörte, daß derselbe gefangen, stürzte er sich aus dem Wagen und brach eine Schulter; auf einen Befehl des Avitus wurde er dann getödtet. In derselben Zeit starb sein Sohn unter Mörderhänden; die Soldaten hatten anfangs Mitleid mit dem zehnjährigen Kinde, aber es wurde ihnen gesagt, daß es Briefe geschrieben, in welchen es seinem Vater über die Verschonung mehrerer Proscripirten Vorwürfe mache.

VIII.

Heliogabalus.

(218—222.)

Dies ist der Knabe Avitus; er nahm den Namen seines Gottes an, den er zum obersten Gotte Roms und der ganzen Welt machen wollte. Es ist unmöglich, seine Geschichte zu schreiben, die christliche Sprache hat dafür die Worte und Ausdrücke nicht. Selbst die Heiden wurden vom Schamgefühl überwältigt; so schreibt Dio Cassius: „Es gibt Infamien, die Niemand weder hören noch erzählen möchte; ich halte mich an das, was unmöglich verschwiegen werden kann.“ Lampridius entschuldigt sich über das, was er berichtet und fügt bei: „Ich übergehe mit Stillschweigen viele von den infamen Dingen, die man ohne äußerste Schmach nicht sagen könnte; was ich sage, habe ich so gut als möglich unter ehrbaren Worten verschleiert.“

Vier Jahre lang befleckte Heliogabalus den kaiserlichen Thron: mit 14 Jahren fing er an, mit 18 hatte er geendigt. Mit diesem Buben hatte Alles, was Asien an Verderbniß besaß, Rom überschwemmt, und seine ganze Regierungszeit ist eine einzige ungeheuerliche Walpurgisnacht voll Greuel, Blutvergießen und einer Sittenlosigkeit, welche nicht mehr menschlich ist.

Was bei Tiber das verschwiegene Capri verhüllte, das geschah jetzt offen, ungescheut vor den Augen Roms. In seinem seidenen, mit Purpur verbrämten und mit Gold durchsponnenen Priesterkleide, die Arme und den Hals mit Bändern von kostbaren Steinen bedeckt, eine Tiara auf dem Haupte, tanzte dieser Kaiser vor dem Chore seiner Priester, Weiber, Eunuchen, Zwerge; ein ander Mal erscheint er in Frauenkleidern und verlangt, daß man ihn Frau nenne; heute spannt er vier Hunde oder Hirsche vor den Wagen, morgen will er mit den Attributen der Göttermutter erscheinen, und sein Gespann besteht aus Löwen; will er Bachus sein, so ziehen Tiger den Wagen; oft vier oder sechs Weiber, und dann ist der Kaiser unbekleidet.

Was wird seine Regierung sein? Stadtpräfect von Rom ist der Freigelassene Eutychianus, ein Comödiant; seine vertrauten Rathgeber sind zwei Kutscher aus dem Circus; die Aemter werden an den Meistbietenden verkauft oder an den Unreinsten verschenkt. Greuel, Mord, die Ausplünderung des ganzen Reiches und die sinnloseste Verschwendung, das ist die ganze Regierung in diesen vier Jahren.

Heliogabalus ließ sich einreden, seinen Vetter Alexianus zu adoptiren; bald reute es ihn, weil dieser sich von ihm ferne hielt und sich von seinem Wahnsinne nicht anstecken ließ, und er trachtete ihm nach dem Leben. Schon hatte er dem Senate und den Soldaten geschrieben, daß die Adoption ihn reue; das war nicht weniger, als das Todesurtheil. Aber unter den Soldaten gab es eine Partei, welche ihn verabscheute. Eines Tages hatte er über sein infames Gefolge von Weibern und Männern, welche zum Dienste der Ausschweifung angestellt waren, Revue gehalten und dabei sie mit dem Ehrennamen der Soldaten Kameraden genannt, sie aufgefordert zum Gebet an die Götter, daß diese infame Miliz sich allezeit mehre und zum Schlusse jedem drei Goldstücke geschenkt, wie die Soldaten sie bei feierlicher Revue zu empfangen gewohnt waren. Das brachte Entrüstung, und Alexianus, der in allen Stücken das Gegenbild seines Vetters war, zog die Herzen an sich. Die Soldaten schützten Alexianus und seine Mutter Mammäa; sie wollten Heliogabalus tödten, ließen sich aber noch einmal erweichen; ein zweites Mal nicht mehr. Er verbarg sich in einem Aborte, und hier wurde er mit seiner Mutter Sohemias getödtet, sein Leib durch die Stadt geschleift und in den Tiber geworfen, mit einem Stein am Fuße, damit er für immer des Begräbnisses entbehre.

Welche Bedeutung haben diese vier schrecklichen Jahre? Characteristisch sind ihnen zwei Dinge. Die Ueberfluthung der römischen Welt mit allen nur denkbaren Greueln, und die wahnsinnige Absicht ihrer Gutheißung durch eine die sinnliche Naturkraft repräsentirende Gottheit, in deren Cult alle Religionen, die jüdische und selbst christliche nicht ausgeschlossen, eingegliedert werden sollten, der unverhüllte Dämonismus. Dahin versank die Menschheit, welche der göttlichen Wahrheit sich verschloß; die vier Jahre des Heliogabalus sind das erschreckende Resultat, das der von Gott seinen Gelüsten preisgegebene Mensch erlangt, und wenn wir sie mit der folgenden Regierung des Kaisers Alexander Severus zusammenhalten, die einschneidende Lehre, daß Rom rettungslos verloren ist, wenn es sein Haupt nicht gelehrig vor dem göttlichen Heilande beugt, denn was hat nicht dieser treffliche Kaiser zur Besserung der Verhältnisse unternommen, und was Anderes hat er erreicht, als daß der weitere Verfall nur verzögert, aber nicht aufgehalten wurde!

IX.

Alexander Severus.

(222—235.)

Allgemeine Freude bejubelte den Tod des Scheusals; das Volk und der Senat athmeten auf, den Soldaten entfiel die Schamröthe; aber auch die Christen wiegten sich in süßer Hoffnung, denn Mammäa, die Mutter des Kaisers, war ihnen sehr gewogen.

Als Alexander den Thron bestieg, zählte er 17 Jahre. Er hatte eine schwierige Aufgabe. Der Palast wimmelte vom schlechtesten Gesindel; in der Stadt herrschten die Freigelassenen des Heliogabalus, in den Provinzen waren die Beamtungen und Commandostellen verschachert oder an die schlechtesten Leute verschenkt. Es herrschten die Diebe, die Mörder, die Sittenverderber; alle Völker waren ausgeplündert, die künftigen Einnahmen schon zum Voraus verschlungen. Womit sollte die Arme bezahlt werden? Mit dem Schutze, den sie Alexander gegen seine Mörder gewährte, war ihr Character noch nicht geändert. Jeder Kaiser, er mochte sein, wer er wollte, betrat im Jahre 222 den curulischen Stuhl mit dem Bewußtsein, daß ein schwerer und beständiger Kampf mit den Intriguen seiner Diener, mit der Raubsucht seiner Beamten und mit der Zuchtlosigkeit der Soldaten seiner warte.

Eine kluge Rathgeberin und Führerin fand der junge Kaiser an seiner Mutter Mammäa. Sie war eine ausgezeichnete Frau. Ob sie eine Christin war, ist ungewiß. Eusebius nennt sie in seiner Kirchengeschichte eine Frau von ausgezeichneter Tugend und Frömmigkeit; Orosius im 5. Jahrhundert behauptet, daß sie Christin gewesen sei; in derselben Zeit spricht der hl. Vincenz v. Lerin von ihr als einer Frau, die voll der Weisheit Gottes und glühend in der göttlichen Liebe gewesen; selbst die Heiden, ergriffen von ihrem Ernste und ihrer Würde, nannten sie eine heilige Frau. Als sie den Sonnentempel verlassen hatte und vor der Uebersiedelung des Hofes in Antiochien weilte, hörte sie von Origenes und entbot diesen zu sich, daß er sie unterrichte; bald darauf war der berühmte Lehrer wieder bei ihr in Rom. Soviel wissen wir von ihr, mehr nicht; aber es wird auch von ihr das Wort gelten, daß wir die Kinder Gottes aus ihren Werken erkennen. Nun ist eine Frucht ihres Werkes die Erziehung Alexanders, die ihn unbefleckt erhielt, so daß die heidnischen Schriftsteller ihm nicht nur nachrühmen, daß er Einer von den Wenigen sei, welche durch das infame Laster der Griechen nicht gefrevelt, sondern daß sie ihn überhaupt einen keuschen Jüngling nennen. Alexander war nüchtern, freundlich und fröhlich, arbeitsam und nur

auf die Erfüllung seiner Pflicht bedacht, er haßte die Sünde in jeder Gestalt, in welcher sie ihm sich vorstellte; jeden Morgen betete er in seiner Hauskapelle, seine Mutter liebte er mit kindlicher Ehrfurcht.

Es kann der Zeitpunkt nicht bestimmt werden, wann die Einflußnahme der Mutter von der Regierung zurücktrat und ob dies jemals geschehen ist, so enge waren Mutter und Sohn verflochten, und alle Regierungsacte, bestanden aus Einem Gusse in welchem der christliche Gedanke unverkennbar wirksam ist.

Wir wollen hier gleich der Beziehungen Alexanders zum Christenthume gedenken. Wie sollen wir es erklären, daß auch unter seiner Regierung Martyrer genannt werden? Es werden solche in entlegenen Provinzen, aber auch in Rom erwähnt, z. B. die hl. Jungfrau Martina, der Priester Calepodius, der Consul Palmatius mit seiner ganzen Familie, der Senator Simplicius, der Papst Callistus, Cäcilia und Andere, alle gleich im ersten Jahre des Alexander. Nachweisbar hat sich in die Acten mehrerer derselben ein chronologischer Irrthum eingeschlichen; so ist von Rossi nachgewiesen, daß die Marter der hl. Cäcilia dem Kaiser Mark Aurel zur Last fällt; bei Andern ist das Datum nicht genau angegeben; wieder Andere, so namentlich die in den Provinzen, erlagen der Volkswuth oder der derselben nicht widerstehenden Feigheit der Beamten; der hl. Papst Callistus wurde durch einen Volksauflauf aus dem Fenster gestürzt, in einen Brunnen geworfen und mit Steinen überdeckt. Es kann sein, daß Mammäa und Alexander bei ihrem Regierungsantritte die nöthige Gewalt über die Gemüther und Beamten zur Unterdrückung ihrer Rasereien gegen die Christen nicht besaßen; in jedem Falle haben sie selbst keinen Tropfen Christenblut vergossen, denn auch die Martyrer aus den letzten Jahren Alexanders bluteten, als er mit seiner Mutter von Rom abwesend war.

Alexander kannte die Christen, befanden sich ja im kaiserlichen Palaste und in seiner Familie außer seiner Mutter noch mehrere derselben; er kannte Christus, denn dessen Bild war, freilich neben dem des Orpheus, des Abraham, und mehrerer Götter in seiner Hauskapelle aufgestellt; er kannte und befolgte christliche Grundsätze, wie das Wort: was du nicht willst, daß man dir thue, das füge auch deinem Nächsten nicht zu! Sein Geschichtschreiber sagte, daß er es fortwährend im Munde geführt, durch den Herold ausrufen, auf die Monumente schreiben ließ. Alexander spricht von Prinzipien, die nicht die der heidnischen Welt waren; in einem seiner Rescripte aus dem Jahre 224 heißt es: „du hast eine meiner Secte fremde Gewohnheit angenommen;“ „meine Secte duldet das nicht“, sagte er einmal im Jahre 230. Bei Gelegenheit der Er-

nennung eines Statthalters machte er die Bemerkung: „machen wir es wie die Juden und Christen, welche Keinen zum Priester weihen, bevor sie seinen Namen bekannt gemacht und der Aeußerung der öffentlichen Meinung unterstellt haben.“ Wie sehr er die Christen schätzte, geht auch aus folgender Thatsache hervor. Auf einem herrenlosen Platze jenseits des Tiber hatten die Christen eine Kirche gebaut, St. Maria in Trastevere, — so weit war also die Duldung gegangen, daß sie sich mit ihren Kirchen an die Oeffentlichkeit wagten — die Schenkwirthe erhoben Anspruch auf diesen Platz und wollten die Gläubigen vertreiben; die Sache kam vor den Kaiser, und dieser wies die Schenkwirthe mit dem Worte ab, daß er es für besser finde, daß dort nicht eine Schenke, sondern ein Raum sei, wo Gott unter was immer für einem Namen angebetet werde. — Der Heide Lampridius sagt geradezu: „Er gestattete, daß es Christen gab;“ und Baronius schreibt zum Jahre 226: „Alle christlichen Geschichtschreiber des Alterthums bezeugen einmüthig, daß unter Alexander keine Verfolgung der Kirche stattfand.“

Im Gegentheile hat er durch die Begünstigung der Associationsfreiheit die gesetzliche Stellung der Kirche gefördert; wir haben kein Zeugniß dafür, daß er es direct beabsichtigte, aber immerhin ist der Wortlaut, dessen sich der kaiserliche Rath Marcianus bedient, beachtenswerth; nachdem für die „geringeren Leute“ eine monatliche Zusammenkunft und Sammlung der Beiträge gestattet wurde, heißt es, daß die religiösen Zusammenkünfte keinem Verbote unterliegen; auch die Sclaven sollen dabei Zutritt haben, wenn ihre Herrn es gestatten. So war also die Versammlung der christlichen Gemeinde gesetzlich gestattet, wie durch die oben angeführte Entscheidung in Betreff der Kirche von Trastevere das Recht des Kirchenbaus, das Besitzrecht eines Gotteshauses gesetzlich anerkannt erscheint. Diese rechtliche Stellung der Christen zeigt sich auch darin, daß von dieser Zeit an neben dem fortgehenden Begraben in den Katakomben christliche Begräbnißplätze unter freiem Himmel erscheinen. In Zeiten der Aufregung nimmt der heidnische Pöbel eine drohende Stellung gegen sie an, beschimpft und entweiht sie; aber in den Tagen des Friedens wird ihnen dieselbe Ehrfurcht erwiesen, welche in Rom jede Stätte der Todten genießt.

Die Regierung eines Mannes, wie Alexander war mit seinen edeln Anschauungen, mit seinem guten und doch so starken Herzen, konnte nicht anders, als wohlthätig wirken. Es war nicht eine Regierung der Willkür, nicht einmal die eines Selbstherrschers im vollen Sinne des Wortes; Mammäa umgab sich und ihren Sohn gleich von Anfange mit einem Staatsrathe von zwölf Senatoren, den Präfecten des Prätoriums Domitius Ulpian an der Spitze. Ein weiterer Rath von zwanzig Rechtsgelehrten bereitete

die Gesetzgebung vor; je nachdem der Berathungsstoff war, wurden Generale, Gelehrte und Lehrer, und insbesondere gerne Historiker zugezogen, denn Alexander liebte die Nachweisungen, wie eine Sache im Alterthum behandelt wurde und wie andere Nationen sie auffassen. Aus diesem Collegium ist eine Reihe trefflicher Rechtslehrer hervorgegangen; die Schule Papinians ist berühmt bis auf den heutigen Tag, und die Regierungszeit Alexanders ist so recht eigentlich durch die Herrschaft des Rechtes gekennzeichnet.

Dem Senate bezeugte der jugendliche Kaiser hohe Achtung; er ernannte keinen Senatoren, wenn nicht der Senat für dessen Rechtschaffenheit, Ehrenhaftigkeit und Fähigkeit einstand. Die auswä¨tigen Angelegenheiten, die Absendung von Gesandtschaften, Proconsuln und Legaten, wurden im Senate berathen, Alexander hielt nicht bloß auf die Formen der alten Zeit, sondern hätte ihnen gerne neues Leben eingehaucht.

Den Palast reinigte er von den unsaubern Elementen; die schlimmsten wurden geradezu aus dem Lande gejagt oder verkauft, die Possenreißer, Zwerge und dergleichen Volk an die Theater verschenkt. Das dienende Personal beschränkte Alexander auf die nothwendigen und nützlichen Dienstleistungen und schnitt vom Gehalte den übertriebenen Luxus ab, wobei die Bezahlung immer noch recht anständig war. In Goldbarren, Edelsteinen, Gewandstücken, Sclaven war eine Masse todten Kapitals aufgehäuft, Alexander machte es durch umfassende Verkäufe flüssig. Er unterstützte die nützliche und ehrbare Arbeit, kam durch Begünstigung der Handwerkerinnungen ihr zu Hilfe, lieh Geld zu 5 % oder ganz zinslos aus und bewog andere reiche Leute zu gleichen Maßregeln, unterstützte die Armen und nahm sich der Kinderstiftungen Trajans an, die er durch Kinder Mammäas, seiner guten Mutter zu Ehren, vermehrte. Gegen die amtlichen Räuber, gegen die Leute, welche einen Einfluß verkauften, den sie nicht besaßen, war er nicht nur strenge, sondern gerieth in Zorn und wurde dann hart; er nannte sie Verbrecher, Feinde des Staates, unter allen Uebelthätern die schlimmsten. Wie sorgte er dagegen für die verdienten Männer, welche im Dienste des Staates ihre Kräfte aufgerieben! Er bereitete ihnen ein sorgenfreies und angenehmes Alter.

Bald sah er sich in die Möglichkeit versetzt, die Steuern herabzusetzen; der Finanznoth des Reiches wurde abgeholfen; und das Volk verlor nichts an seinen Genüssen. Ueberall wurden große Getreidekammern angelegt, prachtvolle Monumente erstanden, die Straßen wurden ausgebessert; für die unvermeidlichen Thermen wies er den Ertrag eines Waldes und einer Luxussteuer an, für die Theater die Abgaben der schlechten Häuser, denn er erröthete, solches Sündengeld in die Staatskasse abzuführen.

Das Volk fühlte sich glücklich, nicht aber die verkommenen Soldaten. Schon gewohnt, Kaiser ein- und abzusetzen, revoltirten sie zu verschiedenen Zeiten; einmal schlugen sie sich drei Tage lang mit dem Volke, das die Waffen erst niederlegte, als die Soldaten die Stadt anzündeten; ein andermal ermordeten sie den Präfecten Domitius Ulpian im kaiserlichen Palaste, obgleich ihn Alexander mit seiner Toga deckte. Wie immer, bewahrte er auch den Meuterern gegenüber seine ruhige Festigkeit.

Selbst ein Mann, abgehärtet für die Mühen des Feldlagers, liebte Alexander die Soldaten; er sorgte reichlich für ihre Bedürfnisse, inspicirte ihre Vorrathskammern, richtete einen eigenen Dienst für die Kranken und Verwundeten ein, ließ die Offiziere, welche die Soldaten um ihre Löhnung bestahlen, hinrichten. „Man soll mir nicht nachsagen, sagte er, daß euch nur Ein Tribun oder Offizier, welcher dem Soldaten einen Pfennig vorenthalten, unbestraft geblieben wäre."

„Ich liebe die Soldaten mehr als mich selbst," sagte er, aber er duldete nicht, daß sie herrschten und in der Zuchtlosigkeit verharrten. Er lebte, was Kost und Verpflegung betrifft, wie Einer Ihresgleichen, aber er visitirte auch ihre Zelte, duldete nicht, daß ein Mann vom Marsche oder Lager sich entfernte; wurde Einer bei der Vergewaltigung eines Bürgers aufgegriffen, so bekam er Ruthenstreiche, wenn nicht das Henkerbeil; die Zucht wurde hergestellt, und die reformirte Armee segnete dafür ihren Kaiser.

In dieser Zeit brach unter Umständen, die wir nicht kennen, das parthische Reich, das so oft der Schrecken Roms gewesen war, zusammen; die Perser erhoben sich, und Ardhsir oder Artaxerxes schlug in den Jahren 223—226 den Volopesus und dessen Sohn Artaban, warf die letzten Arsaziden nach Armenien, und dann bedrohte er das römische Mesopotamien und Syrien. Im Jahre 232 marschirte Alexander gegen ihn.

Die Armeen von Italien und Illyrien waren reorganisirt, aber die von Syrien in Zuchtlosigkeit verweichlicht. Alexander sah sich genöthigt, ein Beispiel zu statuiren. Als er einige Mann aufgreifen und strafen ließ, meuterte eine ganze Legion. Er redete sie an: „Kameraden, wenn ihr verurtheilt, was Einige von euch gethan, so ist die Kriegszucht gerettet, und mit ihr Rom und das Reich. Denn heute darf nicht mehr geschehen, was man unter der Herrschaft des unreinen Ungeheuers (Heliogabalus) that. Römische Soldaten, meine Kameraden, werfen sich weg an Weiber, an die Trunksucht, an den Genuß der Bäder. Es gibt unter ihnen Solche, welche nach der Weise der Griechen leben; und ich sollte sie ertragen, ich sie nicht dem Henker überliefern?" — Geschrei erhebt sich. — „Laßt dieses Geschrei, es ist gut dem Feinde gegenüber, unnütz vor

eurem Kaiser. Eure Offiziere haben euch gelehrt, es gegen die Germanen, gegen die Sarmaten zu erheben, und nicht gegen Denjenigen, der euch Sold, Kleid und Getreide gibt. Hört auf, oder noch Ein Wort, und ich entlasse euch Alle und erkläre euch zu Quiriten. Quiriten! nein, denn ihr seid nicht würdig, dem römischen Volke anzugehören." — Das Gebrüll wurde drohender, Schwerter fuhren aus der Scheide. — „Weg mit den Schwertern, sprach der Kaiser ruhig; wenn ihr Männer von Herz seid, müssen sie gegen den Feind gezogen werden; ich fürchte sie nicht; ihr könnet einen Mann tödten, deßhalb wird das römische Reich doch bestehen: Volk und Senat werden leben, um mich zu rächen." Als das Geschrei sich abermals erhob, sprach Alexander das Urtheil: „Fort, Quiriten! die Waffen ab! zieht euch zurück!" Und erschreckt von der ruhigen Würde des Kaisers, legte die Legion die Waffen ab und zerstreute sich. Vier Wochen später, als der Marsch gegen die Parther begann, wurde der Kaiser um Verzeihung angefleht; er gewährte sie; nur die Offiziere wurden hingerichtet; die Legion hielt sich fortan brav.

Die Perser stellten die entehrende Forderung, daß Rom aus Asien entweiche, denn das Reich des Cyrus sei wieder erstanden. Welche Schlachten geschlagen wurden, und wie Alexander als Heerführer sich hielt, darüber gehen die Berichte der Geschichtschreiber allzuweit auseinander, als daß wir uns dabei aufhalten könnten; am 25. September 234 sagte der Kaiser in seiner Anrede an den Senat: „Wir haben die Perser besiegt; es bedarf vieler Worte nicht." Dann zählte er die Trophäen auf; 300 Elephanten mit ihren Thürmen und Bogenschützen, 1000 Sichelwagen mit ihren Pferden, 200 ohne Bespannung u. s. w. „Es bedarf der Beredsamkeit nicht; die Soldaten kehren bereichert zurück; Niemand fühlt nach dem Siege die Ermüdung mehr; feiern wir jetzt die Danksagung, damit die Götter uns nicht undankbar finden." Zu Fuß ging er nach dem Capitol, sein von vier Elephanten gezogener Triumphwagen folgte ihm nach. Das Volk trug ihn auf den Händen; vier Stunden brauchte er vom Capitol bis zum kaiserlichen Palaste auf dem Palatin; „Rom ist gerettet, denn Alexander ist wohlbehalten wiedergekehrt!" das war der Ruf der Senatoren, der Männer, Frauen und Kinder.

Bald mußte Alexander nach Germanien; germanische Völker waren in Gallien eingefallen; und aus diesem Feldzuge kehrte Alexander als Todter nach Rom zurück. Die gallischen Legionen waren verderbt, folglich die Feinde des Kaisers. „Warum regiert Alexander so lange? Was für Gewinn haben wir immer unter demselben Fürsten so viele Jahre lang? Neuer Fürst, neue Geldspenden!" Die zuchtlose Soldateska wollte mit dem Morde eines

Kaisers einmal wieder ihr Glück versuchen. Sie hatte an der Spitze einen Mann, der in seiner Rohheit zu Allem fähig war, selbst die Hand nach dem Purpur auszustrecken, Maximin der Thracier. Am 19. März 235 wurde Alexander in der Nähe von Mainz ermordet, seine Mutter Mammäa mit ihm. Sie hielten sich im Tode umschlungen, wie sie mit einander gelebt und regiert hatten.

Selbst die Mörder scheuten sich, ihr Andenken anzutasten.

Nicht das Laster, nicht die Tugend schützten einen Kaiser. Der Herrscher Roms ist fortan auf lange Zeit der Soldat. Im Reiche stirbt die Lebenskraft immer weiter ab, die Grenzen werden mehr als je bedroht; den Kaisern wird das Leben zu früh genommen, als daß auch die Bessern unter ihnen die Zeit gehabt hätten, etwas für das Reich zu unternehmen; die rasch überhand nehmende Fäulniß kann nicht mehr geheilt werden; aber unterdessen wächst prachtvoll der Baum des Lebens heran, unter dessen Schatten die Völker das Leben, die Freiheit und den Frieden finden.

X.

Maximin der Thracier.

(235—238.)

Für drei Jahre hatte dem Barbaren das Verbrechen den Purpur erworben, dann rächte es sich an ihm, ohne daß er den Boden Roms betreten. Ein Gothe war sein Vater, aus dem Volke der Alanen seine Mutter, er ein Hirte. Weil er von colossaler Statur — man spricht von 8 Fuß — und Stärke war, machten die Hirten ihn zu ihrem Führer und Beschützer. Unglaublich sind die Dinge, die das Volk sich von seiner Körperkraft erzählte; er brach einen Stein in der Hand entzwei, und schlug mit der Faust einem Pferde den Kiefer ein, brach ihm mit einem Fußtritte ein Bein. Als Septimius Severus einst in der Nähe von Byzanz sich befand, trat dieser Hirte vor ihn und bat, daß ihm ein Ringkampf mit dem nächsten Besten aus der Armee gestattet werde; da warf er sechs Männer nieder, ohne auszuruhen; und nun wurde er Soldat. Eines Tages setzte ihn Septimius auf die Probe; nachdem er im Gallopp viele Stadien hin- und hergeritten, frug er ihn, der sich beständig an ihm gehalten, ob er nicht müde sei und auch jetzt noch einen Ringkampf wagen wolle; wie es dem Kaiser beliebt, antwortete der Barbar und überwand 7 Soldaten, die stärksten, die aus der Armee ausgelesen wurden. Septimius nahm ihn unter seine Leibwache auf. Maximin diente treu dem Kaiser und darauf dessen Sohne Caracalla. Macrin mochte er nicht

dienen und ging in seine Heimath. Als er aber von Heliogabalus hörte, stellte er sich diesem in Rom vor; doch der noch ehrliche Barbar empfand solchen Eckel vor dem Wüstling, daß er, obgleich zum Militärtribun ernannt, wieder heimkehrte. Alexander wurde sein Wohlthäter; er gab ihm eine Legion, und diese zog Maximin trefflich heran.

Nun aber packte ihn der Ehrgeiz; und das Verlangen nach dem Purpur ruinirte dieses rohe Gemüth; Maximin wurde grausam. Er nahm Rache an Denen, welche ihn in seiner Armuth und Niedrigkeit gesehen, an seinen Wohlthätern, wie an seinen Verächtern. Der Mord des Kaisers trieb ihn zum Morde von all den Angehörigen und Freunden desselben. Die alten blutigen Gräuel kamen wieder auf die Tagesordnung, was berühmt, vornehm, reich war, wurde von den Angebern dem Tode überliefert. Das confiscirte Vermögen der Proscribirten reichte für den Unersättlichen und Verschwender nicht aus; er plünderte die Staatskassen, die Vorrathskammern, die Theater, selbst die Tempel.

Er verfolgte die Christen; that er es, weil Alexander ihr Freund, ihr Beschützer war? oder aus bloßer Grausamkeit? Er hatte, wie ein Geschichtschreiber sagt, die Ueberzeugung, daß das Reich nur mit Grausamkeit beherrscht werden könne. Der hl. Papst Pontianus wurde nach Sardinien verbannt und starb bald unter den Ruthenstreichen der Henker (235), mit ihm der Priester Hippolytus, der lange Schismatiker gewesen war. Der nächste Papst Anteros hatte kaum die Zeit, für die 7 Quartiere Roms 7 Notarien aufzustellen, daß sie die Acten der heiligen Martyrer aufzeichneten, dann stirbt auch er als Martyrer. Besonders heftig wüthete die Verfolgung im Pontus, in Kappodocien und in Palästina; so lange Maximin lebte, ging sie von einer Provinz in die andere; die Heiden waren wieder durch Erdbeben, welche ganze Städte erschütterten, erschreckt, und die Dämonen riefen nach den Christen.

Maximin war in Germanien eingefallen, dann zog er sich nach Sirmium und brütete über großen Unternehmungen. Aber der Senat und das Volk waren gegen ihn; in den Städten, wo er die Tempel plünderte, regte sich tapferer Widerstand, und auch den Soldaten war der alte, brutale Barbar bereits zum Abscheu geworden. Er zwar spottete über die Eintagskaiser, denen der Purpur ebenso schnell zum Leichentuche wurde, als er ihnen zur kaiserlichen Auszeichnung geworden war. Aber seine Stunde war doch gekommen.

In Carthago war ein Proconsul, den das Volk in Afrika gleich sehr wie das von Rom verehrte, denn er war mild und als sehr reicher Mann außerordentlich freigebig; der Senat hing ihm gleichfalls an; aber wer dachte daran, daß der 80jährige Gordian

noch Kaiser werden sollte. Und doch wurde er es, und zwar wider seinen Willen. Zwei junge Leute hatten einen Procurator des Fiscus getödtet, und von Aufständigen umringt sahen sie nur noch darin ihre Rettung, daß sie den Kaiser selbst absetzten. Die Menge zog vor die Villa Gordians, der von ihrem Lärmen aus dem Mittagsschlafe gerufen wird. Man bietet ihm den Purpur an; er weist ihn zurück und wirft sich flehend zu Boden; doch er sieht ein, daß Maximin dieses Vertrauen des Volkes zu ihm nie verzeihen wird, und daß er nur durch die Annahme des Purpurs sich retten kann; so nimmt er denn an, aber mit dem Bewußtsein, daß seine letzte Stunde dennoch gekommen ist. Weil er als Greis die Zügel der Regierung nicht ergreifen kann, so wird sein Sohn mit ihm zum Kaiser ausgerufen.

Rom schwamm im Jubel auf die erste Nachricht hin; der Senat rief am 27. Mai 235: „Gordian, Augustus, mögen die Götter dich bewahren! Herrsche glücklich, du, der uns befreit hat!“ Der Consul frug: „Was wollet ihr Väter, daß mit Maximin und seinem Sohne geschehe?“ „Feinde! Feinde! Belohnung Dem, der sie tödtet!“ Und alsbald begann das Volk in Rom die Metzelei an den Anhängern Maximins.

Als dieser die Botschaft erhielt, da rannte er mit dem Kopfe an die Wand, wälzte sich auf dem Boden, brüllte und schlug nach seinen Dienern, schlug nach seinem Sohne. Erst am andern Tage kam er wieder zu sich, und sogleich befahl er den Marsch nach Rom, seinen Soldaten den Raub Italiens verheißend.

Noch stand seine Sache nicht verzweifelt; in Afrika war die Militärgewalt, die nicht dem Proconsul unterstellt, für sie eingeschritten; das Volk in Carthago wurde leicht überwältigt, der jüngere Gordian, übrigens ein verweichlichter Mensch, fiel im Kampfe, der ältere löste sich den Gürtel und knüpfte sich an demselben auf.

Im Senate regte sich eine unerwartete Energie; er stellte zwei Kaiser oder wenn man lieber will, Consuln auf Lebenszeit auf, einen für den Krieg, Clodius Pupienus Maximus, einen alten, strengen Mann, von niedrigster Herkunft, und einen andern für die Staatsverwaltung, den vom Volke geliebten Patricier Decimus Coelius Balbinus, am 9. Juli 237. Ihnen wurde als Cäsar ein 12jähriges Kind beigegeben, das von mütterlicher Seite ein Enkel Gordians war und nun gleichfalls den Namen Gordian erhielt.

Maximin war mittlerweile von Sirmium an der Save aufgebrochen; aber Schneefall und der Mangel an Lebensmitteln verzögerten seinen Marsch, und überall begegnete er einer feindseligen Bevölkerung, oder vielmehr er begegnete ihr nicht, denn sie hatte sich mit ihrer letzten Habe in die Wälder und Gebirge oder in die

festen Städte geflüchtet. Aquileia wehrte sich tapfer; von den Mauern herab wurde Maximin, da er zur Uebergabe aufforderte, verhöhnt, und aus den Reihen seiner eigenen Soldaten mußte er Laute der Unzufriedenheit hören, denn sie litten Hunger und hatten zum Trinken nur das Wasser des Insonzo, in welchen die Belagerten ihre Todten warfen. Insbesondere die Prätorianer waren es, welche ihren Mißmuth nicht länger zögerten. An einem Tage des März 238 meuterten sie und umringten das Zelt Maximins. Als dieser daraus hervortrat, sah er, wie sein Sohn und sein Präfect Anulius und seine besten Vertrauten ermordet wurden; da gab er sich selbst den Tod.

XI.

Balbinus, Pupienus und der jüngere Gordian.

(238—244.)

„Was wird unser Lohn sein, wenn wir das wilde Thier fällen?“ hat Pupienus zu Balbinus am Tage ihrer Erwählung gesagt; „die unermeßliche Liebe des Senats, des Volkes und der ganzen Welt“, antwortete Balbinus. „Wohl“, war die Entgegnung, „aber ich fürchte auch der Haß der Soldaten und unser Tod.“

Der Soldat war vom Senate überwunden, und das vermochte er nicht zu verschmerzen und zu vergessen, so wenig als die Stellung, in welche die thörichte Politik des Septimius Severus ihn eingeführt. Die Legionen aus Germanien standen für die Kaiser ein, aber die Prätorianer ertrugen die Regierung des Senates nicht. Fast unaufhörlich kamen Kämpfe zwischen ihnen und dem Volke vor; im Juli 238, während das Volk bei den capitolinischen Spielen war, marschirten sie vor den Palast; auf der einen Seite drangen sie ein, während auf der andern die treuen Soldaten standen, ohne etwas davon zu wissen. Balbinus und Pupienus wurden ergriffen und mißhandelt, und als die andern Soldaten, endlich benachrichtigt, herbeimarschirten, ermordet.

Nun war Gordian, der Knabe, alleiniger Kaiser; aber auf wie lange? Er versprach, zu einem trefflichen Manne heranzuwachsen, obgleich seine Mutter ihn mit Freigelassenen und Augendienern umgab, welche die Zügel und Gewalt an sich zu reißen suchten. Aber Präfcet des Prätoriums war ein Ehrenmann, Temesitheus, und er gelangte zu maßgebendem Einflusse. Es schien, daß die glückliche Zeit Alexanders wieder aufleben sollte, die Armee wurde in Zucht genommen und in ihre Schranken gewiesen, das Recht ging seinen Gang, den Kaiser umgab der Staatsrath; die von der Anarchie aufgerissenen Wunden wurden geheilt, und das Volk

hatte seine Getreidespenden und Spiele. Gegen die Alemannen und Franken am Rhein, gegen die Gothen in Pannonien, Mösien und Thracien, ebenso gegen die Perser mußte eingeschritten werden, denn die Anarchie hatte allenthalben die Bedrohung der Grenzen hervorgerufen. Im Jahre 242 marschirten Gordian und Temesitheus nach dem Oriente, schlugen unterwegs die Gothen und erlitten gegen die Sarmaten eine Niederlage; doch drohender standen die Dinge in Asien. Sapor, der Sohn des Artaxerxes, war in Mesopotamien und Syrien eingefallen und hatte selbst Antiochien, die Hauptstadt des morgenländischen Theiles des Reiches, besetzt. Aber er wurde geschlagen und rasch aus allen eroberten Positionen gedrängt; da starb im Jahre 243 Temesitheus; ob eines natürlichen Todes, ob durch Veranlassung Dessen, welcher sein Nachfolger wurde, wissen wir nicht.

Dieser Nachfolger war M. Julius Philippus, der Sohn eines arabischen Häuptlings, dessen Ehrgeiz es glückte, bis zur Stufe eines Präfecten des Prätoriums emporzusteigen; aber diese genügte ihm nicht, er wollte der erste Mann im Reiche, Kaiser sein. Er schuf sich eine Partei, und verhinderte die Zufuhren der Armee, führte diese in Gegenden, wo sie Noth leiden mußte und redete den Soldaten ein, daß der 19jährige Gordian weder den Feldzug, noch die Politik verstehe. So kam es zu einem Aufstande, die Soldaten forderten, daß Philipp Kaiser sein solle. Doch Gordian hatte auch seine Anhänger, und die Meuterer mußten sich damit begnügen, daß Philipp nur als Mitkaiser neben Gordian und als dessen Vormund ausgerufen wurde.

Aber der Ehrgeiz des Arabers und der edle Stolz Gordians stießen sich gegen einander. Gordian berief die Soldaten zur Versammlung und forderte, daß die Ernennung Philipps zurückgenommen werde; die Partei Philipps siegte und Gordian dankte die Fristung seines Lebens nur dem Umstande, daß Philipp sie verlangte, und er verlangte sie, weil doch ein Theil der Armee für Gordian einstand, weil Senat und Volk ihn liebten, und Syrien und Afrika, wenn nicht alle Provinzen ihm anhänglich waren. Aber er fürchtete auch Gordian und einen möglichen Aufstand der wetterwendischen Soldaten für denselben, und im Gedanken, daß sie zwei nicht neben einander existiren könnten, ließ er ihn im März 244 ermorden. Schweigend ertrug die römische Welt diesen abermaligen Triumph der Soldatenherrschaft.

XII.

Philipp der Araber.

(244—249.)

So hatte wieder ein Mann durch das Verbrechen den Purpur sich angelegt; aber Philipp trug ihn nicht ohne Würde. Die schon von Gordian besiegten Perser zwang er zum Friedensschlusse; Mesopotamien und Armenien wurden wieder dem Reiche einverleibt; dann zog er an die Donau und warf die Scythen und Gothen zurück. Siegreich nach Rom gekommen, feierte er das tausendjährige Jubiläum der Stadt, und das erste Mal traten in den Festspielen keine Gladiatoren auf. Was bisher für unmöglich gehalten wurde, die Reinigung Roms vom öffentlichen Auftreten des Lasters, das führte dieser Araber durch, der ein Mörder war. Wohl murrte das Volk; aber Philipp fürchtete es nicht. Er verfolgte auch die Christen nicht und ließ ihnen die Freiheit. Mächtig wuchs die Kirche; in der Gegend von Neo-Cäsarea im Pontus verließ das Volk in Schaaren die Tempel, warf die Götzenbilder um und baute Kirchen. Auch darüber murrten die Heiden, in Alexandrien standen sie auf und marterten die Christen. Anderwärts, so in Syrien, in Mösien und Pannonien standen Thronprätendenten auf. Da wird erzählt, daß Philipp dem Senate vorgehalten habe: „Wenn ihr mit meiner Regierung nicht zufrieden seid, so nehmet die Last mir ab; seid ihr aber zufrieden, so müßt ihr mir helfen, das Reich zu vertheidigen.“ Der ganze Senat schwieg, nur der Senator Decius erhob sich und sagte, mit Verachtung von den Aufständischen sprechend, ihren nahen Fall voraus. Philipp entsandte ihn nach Mösien und Pannonien aber die Soldaten riefen ihn zum Kaiser aus, mit dem Tode ihn bedrohend, wenn er nicht annehme. Zwar berichtete Decius an Philipp, daß er nach Rom marschiere, dort aber den ihm aufgedrungenen Purpur vor ihm ablegen werde. Philipp glaubte nicht und zog, obgleich alt und schwach, ihm entgegen; bei Verona kam es zum Kampfe, Philipp erlag und wurde während desselben oder nach seiner Niederlage getödtet.

Nach den Berichten einiger kirchlichen Schriftsteller wurde Philippus Arabs für einen heimlichen Christen gehalten. Es wird auch von ihm erzählt, er habe am Osterfeste in Antiochien dem Gottesdienste beiwohnen wollen, sei aber von Bischof Babylas wegen der Ermordung des Gordian und anderer Verbrechen aus der Kirche ausgewiesen worden und habe sich nun der ihm aufer-

legten Buße unterzogen. Das Ganze ist aber nur eine alte unverbürgte Sage.

Dagegen steht fest, daß der Kaiser den Christen sehr gewogen war. Auch seine Gemahlin Severa, welche mit dem gelehrten Origenes in Briefwechsel stand, begünstigte die Bekenner des Christenthums. Um so härter wurden dieselben unter Kaiser Decius verfolgt.

XIII.

Decius.

(249—251.)

Wenn wir den alten Geschichtschreibern folgend, die in den drei ersten Jahrhunderten eigentlich nie ganz unterlassenen, wenn gleich oft nur lokalen Christenverfolgungen, in Gruppen absondern, so nimmt die Decische der Zeit nach die siebente, der Heftigkeit nach neben der letzten, Diocletianischen, die erste Stellung ein.

Auf die Frage, weshalb Decius die Kirche verfolgt habe, gibt uns seine Verfolgung selbst die beste Antwort. Der Bestand des Christenthums dünkte dem Kaiser unvereinbar mit dem Wohle des römischen Reiches und die Zurückführung der Christen zum Heidenthum erschien ihm daher als eine politische Nothwendigkeit. Aus diesem Grunde war auch sein Bestreben mehr darauf gerichtet, die Bekenner Christi zum Abfall zu zwingen, als sie dem Martertode zu überliefern. Wohl bestand längst keine römische Staatsreligion mehr und eine Wiederherstellung derselben war unmöglich. An diese glaubte kein Einsichtiger mehr, und die römischen Staatsgötter hatten, seit Rom die Hauptstadt der Welt geworden, und insbesondere seit das römische Bürgerrecht auf alle freien Unterthanen aller Provinzen ausgedehnt war, alle Nationalgötter aller Völker in ihren Kreis aufgenommen; es gab kein nationales Heidenthum mehr, sondern alle Besonderheit der Religion war in ein allgemeines Gemisch übergegangen, und Jedem stand sein Glaube und die Art seiner Götterverehrung frei. Nicht einmal die Juden, welche ja auch nicht den römischen Staatsgötzen opferten, und sogar nicht die römischen Familien, welche Proselyten des Judenthums geworden waren, wurden aus Gründen der Religion behelligt. Aber diese Toleranz hinderte den Kaiser Decius ebenso wenig wie seine Vorgänger, gegen die christliche Religion sehr intolerant zu sein, um so mehr, als bei der vielfachen Verschlingung des Heidenthums mit den Staatseinrichtungen Diejenigen, welche von ihm sich lossagten, politisch verdäch-

tigt werden konnten. Daß viele Heiden sich ein Geschäft daraus machten, die so zahlreich gewordenen Christen politisch zu verdächtigen, ist vielfach bezeugt, und ebenso, daß ihre Denunciationen auf Decius Eindruck machten. Auch mag der Haß des Kaisers gegen seinen Vorgänger, Philipp den Araber, auf die von letzterem milder behandelten Christen übergegangen sein. Endlich wurden die alten läppischen Verläumdungen der Christen von deren Feinden wieder vorgebracht.

Was nun auch Decius zu seiner Verfolgung Veranlassung gegeben haben mag, so tritt dieselbe ganz offenbar als eine segensvolle Heimsuchung der göttlichen Vorsehung hervor; denn man braucht nur die Schilderung zu lesen, welche der hl. Cyprian über den Zustand der Christenheit seiner Zeit entwirft, und man wird der Ueberzeugung werden, daß die vielfach eingerissene Lauigkeit nur durch die Schmerzen der Marter aus dem Leibe der Christenheit entfernt werden konnte. So schreibt der hl. Bischof: „Sämmtliche dachten nur auf die Vermehrung ihres Vermögens und waren mit unersättlicher Begierde auf die Anhäufung von Schätzen bedacht. In den Priestern war keine Gottesfurcht und Frömmigkeit, in den niederen Kirchendienern kein echter Glaube, in den Werken keine Liebe, in den Sitten keine Zucht. Männer beschnitten ihren Bart, Weiber schminkten ihr Gesicht, die Augen wurden entstellt, wie sie nicht aus Gottes Händen gekommen, die Haare trügerisch gefärbt. Die Herzen der Einfältigen zu bethören, wurden Betrügereien schlau ersonnen, und listige Kunstgriffe, um Brüder zu hintergehen. Man knüpfte das Band der Ehe mit Ungläubigen und ließ die Glieder Christi von den Heiden schänden. Nicht bloß leichtsinnig, sondern auch falsch wurde geschworen, die Vorsteher der Gemeinden mit stolzem Uebermuth verachtet. Man verläumdete einander mit giftiger Zunge, lebte in Zwietracht und unversöhnlichem Hasse. Viele Bischöfe, welche Andere hätten ermahnen und ihnen zum Muster dienen sollen, vernachlässigten das von Gott ihnen übertragene Amt und befaßten sich mit Verwaltung weltlicher Dinge. Sie verließen ihren Sitz, entfernten sich von ihrer Heerde, streiften in fremden Provinzen umher und trieben auf öffentlichen Jahrmärkten gewinnsüchtigen Handel. Den hungernden Brüdern in ihren eigenen Gemeinden kamen sie nicht zu Hilfe, wollten nur Geld in Menge haben, rissen durch List und Betrug Grundstücke an sich und wucherten mit immer stärkeren Zinsen.“

Die Decische Verfolgung trägt einen andern Character an sich, als die vorausgehenden. Nicht vom Volke, von Volksaufständen ging sie aus, sondern war von der obersten Gewalt hervorgerufen, befohlen und mit Ueberlegung angelegt. Decius wollte keine Martyrer,

nicht den Leib wollte er tödten, sagt der hl. Cyprian, sondern die Seele; durch Verführung und Furcht sollten die Gläubigen zum Abfalle gebracht, durch die Qualen des Kerkers, durch Hunger, Durst, Beschimpfung, Drohungen und Folter die Widerstehenden gebrochen und endlich erst die Tapferen und Starken hingerichtet werden.

Im Januar 250, also wenige Monate nach seinem Regierungsantritte, erließ Decius sein Verfolgungsedict. Unter Androhung strenger Strafen befahl er allen Obrigkeiten, die Christen auf einen bestimmten Tag vorzufordern und ihnen eine Huldigung gegen die heidnischen Götter aufzuerlegen. Das Edict ging an alle Statthalter der Provinzen, und diese beeilten sich, es bekannt zu machen; ob auch die Barbaren die Grenzen des Reiches bedrohten, ob auch nach den Revolutionen der letzten Jahre so viel zur Neubefestigung des Staatswesens zu thun war, die Christenverfolgung ging vor, alle anderen Geschäfte legten die Statthalter bei Seite, und die ganze Bevölkerung spaltete sich, der heidnische Nachbar stand wider den christlichen auf, Familienbande rissen, Verwandte, sogar Eltern und Kinder gaben einander an, die sich verbergen wollten, wurden aufgespürt.

Es war ein schreckliches Erwachen aus der Ruhe, in welche sich viele Christen eingewiegt, aus der Ruhe, in welcher sie den Ernst eingebüßt, so daß sie von der Freudigkeit des christlichen Kampfes kaum eine Ahnung hatten. Ueber die Zustände in Afrika schreibt der hl. Cyprian: Gleich auf die ersten Worte des drohenden Feindes hat der größte Theil der Brüder den Glauben verläugnet und ist nicht durch die Gewalt der Verfolgung gefallen, sondern hat sich durch freiwilligen Fall selbst darniedergeworfen. . . Sie haben nicht einmal gewartet, bis man sie ergriff, haben geläugnet, bevor man sie fragte. . . Von freien Stücken liefen sie zum Forum hin und eilten freiwillig dem Tode der Seele entgegen, als ob sie schon lange Solches gewünscht hätten und die ersehnte Gelegenheit jetzt mit den Händen erfaßten. . . Vielen genügte ihr eigener Untergang nicht; durch gegenseitige Ermunterung trieb sich das Volk zum Verderben. Um den Frevel auf das Höchste zu treiben, wurden sogar Kinder durch die Hände ihrer Eltern auf den Götzenaltar gelegt oder dorthin geschleppt Die Kleinen verloren, was ihnen gleich im Beginne ihres Lebens (durch die Taufe) zu Theil geworden war. Selbst Priester fielen. — Aehnlich lautet die Schilderung des hl. Bischofs Dionysius von Alexandrien. Unter seiner Heerde, sagt er, begann nicht erst mit dem Edicte des Kaisers, sondern schon ein Jahr früher die Verfolgung, indem ein heidnischer Wahrsager die Volkswuth gegen die Christen aufgereizt hatte. „Eben aber, als wir wieder etwas freier zu athmen begannen und die Wuth sich gelegt hatte, kam die

Nachricht, daß die für uns so günstige Regierung des Philipp aufgehört habe, und gleich war auch das Edict des Kaisers schon da. Alle geriethen in Schrecken, und Viele von den Angesehenen stellten sich sogleich vor den heidnischen Beamten, aus Furcht; Andere, welche öffentliche Stellen bekleideten, wurden durch ihre Aemter dazu veranlaßt, wieder Andere wurden von ihren Verwandten und Freunden herbeigezogen. Nachdem nun Jeder bei seinem Namen aufgerufen wurde, traten sie zu den unseligen und schändlichen Opfern hinzu, Einige blaß und zitternd, als wenn sie nicht opfern, sondern selbst als Opfer für die Götzen geschlachtet werden sollten. Das zahlreich umstehende Volk verhöhnte sie, da sie sowohl zum Opfern als zum Sterben zu feige seien. Andere liefen bereitwillig zu den Altären hin, frech, versichernd, daß sie niemals Christen gewesen seien, Andere aber flohen, und wieder Andere wurden ergriffen. Von diesen ließen es Einige bis zu Fesseln und Kerker kommen, erduldeten auch etliche Tage lang die Gefangenschaft, schwuren aber dann den Glauben ab, ehe sie noch vor Gericht gestellt wurden. Andere ertrugen Marter bis auf einen gewissen Grad, wurden aber schwach wegen der noch kommenden Qualen. Doch die festen und seligen Säulen des Höchsten, welche von ihm gestärkt wurden und eine ihres festen Glaubens würdige Kraft von ihm erhielten, wurden glorreiche Zeugen seines Reiches."

Auch durch sündhafte List glaubte Mancher sich dem Richter entziehen zu sollen und sein Gewissen beschwichtigen zu können. Seit dem heiligen Cyprian spricht man viel von Christen, welche libellatici genannt werden; sie haben, die bekannte Habsucht römischer Beamten benutzend, von diesen gegen Geld eine Urkunde erlangt, daß sie dem Befehle des Kaisers, zu opfern, nachgekommen seien; sie ließen sich also öffentlich als Abgefallene ansehen; andere überreichten den Beamten eine Urkunde, worin sie versprachen, daß sie opfern *wollen*; wieder eine Sünde, obgleich sie die Absicht dabei hatten, das Versprechen nicht zu halten. Wieder Andere erklärten in einer solchen Urkunde, daß sie bereits geopfert hätten, oder ließen dieselbe von Andern unterschreiben. Endlich gab es Beamte, welche sich damit begnügten, daß man in die von ihnen angelegte Liste der Opfernden seinen Namen eintrug, ohne deßhalb opfern zu müssen.

Viele Christen flüchteten sich, als das kaiserliche Edikt bekannt wurde; dagegen hat die Kirche niemals etwas eingewendet, vielmehr hat sie der Mahnung Christi gemäß unter Umständen die Flucht für ersprießlich erachtet. Aber in der Decischen Verfolgung wurde den Geflüchteten nachgespürt und ihr Vermögen mit Beschlag belegt; und da haben die Qualen der Verbannung und der Verborgenheit, wie die Liebe zu Hab und Gut, so Manchem den Gedanken der Heimkehr und der Rettung durch unwürdige List eingegeben, so

daß der hl. Cyprian über sie sagt: „Viele hat eine blinde Liebe zu ihrem Vermögen irre geführt, und die von ihren Gütern wie von Ketten gefesselt waren, konnten zur Flucht nicht bereit und geneigt sein.“

So schien es, daß der Verfolger seines Sieges gewiß sein dürfe; der hl. Cyprian klagt, dieser Sturm habe den größten Theil seiner Gemeinde niedergeworfen, und was seinen Schmerz vermehre, sei, daß auch ein Theil seiner Geistlichkeit den Glauben verläugnet habe; die römische Priesterschaft spricht gar von einer Verwüstung, von einem Ruin der Kirche fast durch die ganze Welt hin.

Als der bestimmte Termin abgelaufen war, wurden Alle, welche ihren Abfall nicht auf irgend eine Weise zugestanden oder die Flucht nicht ergriffen hatten, eingekerkert; die vorhandenen Gefängnisse reichten nicht aus. Die gewöhnlichen Kerkerqualen wurden durch Hunger, durch Folterqualen gesteigert; eiserne Krallen und Zangen zerfleischten den Körper; auf glühende Stühle wurden die Bekenner gesetzt; Jungfrauen mit Entehrung bedroht; es kam vor, daß ein schwer Verwundeter mit Honig bestrichen und gebunden den Fliegen und Bienen ausgesetzt wurde. Wer bald durch den Tod von den Qualen erlöst ward, den pries man glücklich; die Meisten aber erlitten eine Folter ohne Ende, ohne den Trost des Todes; „wenn man auch gerne sterben wollte, sagt der hl. Cyprian, man konnte es nicht, sondern die Folter mußte die Gequälten so lange zerfleischen, bis nicht der Glaube, der stark ist, sondern das Fleisch, welches schwach ist, erlag.“

In Rom starb als Martyrer unter den ersten der hl. Papst Fabian; aber die Geistlichkeit, obgleich ihrer ein großer Theil in den Gefängnissen war oder unter Henkershand verblutete, stand fest und stark der verwaisten Kirche vor, und von ihr gingen Ermahnungs- und Trostschreiben aus an die heimgesuchten Gemeinden; in Afrika hat der hl. Cyprian aus seiner Verborgenheit, wohin das Verlangen seiner Heerde ihn geführt, die Seinigen durch zahlreiche Sendschreiben, deren Ueberbringung das Amt der Subdiakone in die Kirche einführte, aufrecht erhalten; in Aegypten that dies der große Bischof Dionysius von Alexandrien; anderwärts thaten es Andere durch ihr Wort und Beispiel der standhaft und glorreich ertragenen Marter. In Jerusalem, in Antiochien und anderwärts in Mösien, Bithynien, Pamphylien, Galatien, Kappadocien, Armenien, auf den Inseln des Archipelagus, auf Chios und Kreta, auch in Gallien und Spanien, standen starkmüthig und starben heldenhaft die Bekenner Christi, und wo sie im Tode hinsanken, nahmen von ihren sterbenden Lippen Neubekehrte den hl. Namen des Herrn auf und verkündeten mit freudigem Todesmuthe ihren wunderbar gewonnenen Glauben. Selbst Solche, welche den Folterqualen er-

legen oder von Anfang an schwach gewesen waren, wurden durch die glorreichen Kämpfer ermuthigt, erhoben sich von ihrem Falle und starben im Bekenntnisse ihres Glaubens. Haben Manche aus Schrecken vor dem göttlichen Strafgerichte dieses Bekenntniß abgelegt, so dankten sie den Mahnungen, an welchen es der Herr seiner Kirche nicht fehlen ließ, um recht eindringlich zu zeigen, welch ein Gräuel vor ihm der Abfall ist. So wird von einem christlichen Kinde berichtet, das ohne Vorwissen seiner Eltern von der Amme vor den Proconsul gebracht, einen Bissen Brod, welcher in Opferblut getaucht war, gegessen hatte und nun, als seine Eltern es in die Kirche trugen, beim Anblicke des Kelches, den ein Diakon ihm entgegentrug, sich abwandte und die Tropfen des hl. Blutes, welche man ihm in den Mund brachte, mit Entsetzen zurückwies. — Während der hl. Cyprian einmal die hl. Geheimnisse feierte, schlich sich ein Mädchen, das abgefallen war, unter die Gläubigen und empfing mit ihnen die hl. Communion; sogleich wurde es von einem Zittern befallen und starb auf der Stelle. — Der hl. Cyprian ist auch für folgendes Ereigniß Zeuge: ein Abgefallener empfing von einem Priester, der ihn nicht kannte, das heiligste Sakrament auf die Hand, ein heftiger Schmerz ergreift ihn und er hat nichts mehr auf der Hand, als Asche; „wie viele Andere, fügt der hl. Bischof bei, wurden vom bösen Geiste besessen, weil sie nicht Buße gethan und ihre Sünden gebeichtet haben! Wie viele Andere sind der Raserei verfallen!

Der in den ersten Stunden der Verfolgung seines Sieges sich gebrüstet, Decius sah sich überwunden; die Richter und Henker und die Zuschauer der Folterqualen und des freudigen Sterbens der hl. Martyrer, wie oft gestanden sie selbst ihre Niederlage und ihre Verehrung für die standhaften Bekenner!

Gegen Ostern des Jahres 251 ließ die Heftigkeit der Verfolgung nach; doch blieb die Kirche noch in Spannung bis zum Tode des Verfolgers. Aber mit welchem Jubel begrüßte sie ihre tapferen Kinder, welche aus den Gefängnissen hervortraten, aus ihren Zufluchtsstätten heimkehrten! Wir können es uns nicht versagen, hier den hl. Cyprian zu hören: „Mit freudigen Blicken sehen wir hin auf die Bekenner, welche sich durch den Ruf eines guten Namens Ruhm, und durch das Lob der Standhaftigkeit und Treue Verherrlichung erworben haben, und mit heiligen Küssen uns an sie hängend, umarmen wir die mit unersättlichem Verlangen so lange Ersehnten. Da ist die glänzende Schaar der Kämpfer Christi, welche, bereit, den Kerker zu erdulden, gewaffnet, den Tod zu ertragen, die stürmische Wuth der drängenden Verfolgung durch Ausdauer im Streite gebrochen haben. Tapfer habt ihr der Welt Widerstand geleistet, ein glorreiches Schauspiel habt ihr Gott ge-

währt, habt den nachfolgenden Brüdern ein Beispiel gegeben. Die gottesfürchtige Zunge hat vor Christus Zeugniß abgelegt, an den sie nun einmal zu glauben bekannte; die edlen Hände, welche nur an göttliche Werke gewöhnt waren, haben sich den gotteslästerlichen Opfern widersetzt; der durch himmlische Speise geheiligte Mund hat, nachdem er den Leib und das Blut des Herrn genossen, die unheilige Befleckung mit den Ueberbleibseln der Götzenopfer von sich gewiesen; von der verruchten und unseligen Binde, womit dort die Sklavenhäupter der Opfernden eingehüllt wurden, ist euer Haupt frei geblieben; die mit dem Zeichen Gottes versehene reine Stirne konnte nicht den Kranz des Teufels tragen, sondern bewahrte sich auf für die Krone des Herrn. Wie freudig nimmt euch bei eurer Rückkunft aus der Schlacht eure Mutter, die Kirche, in ihren Schooß auf, wie lieblich, wie froh öffnet sie ihre Pforten, damit ihr, die Trophäen und die Niederlage des Feindes zurückbringend, in geeinten Schaaren euren Einzug haltet! Mit den triumphirenden Männern kommen auch Frauen, welche im Kampfe mit der Welt auch ihr Geschlecht überwunden haben. Es kommen auch mit doppeltem Ruhme ihres Kriegsdienstes Jungfrauen und Knaben, welche an Tugenden über ihre Jahre hinaus sind. Auch die übrige Menge der Stehenden (d. h. Jene, welche treu blieben, ohne Martyrer oder Bekenner zu sein) folgt eurem Ruhme und begleitet eure Schritte mit Auszeichnungen des Lobes, die den eurigen sehr nahe, ja fast gleich kommen. Auch in ihnen ist dieselbe Biederkeit des Herzens, dieselbe Unversehrtheit standhaften Glaubens, auf die unerschütterliche Grundlage der himmlischen Vorschriften gestützt und durch die evangelischen Ueberlieferungen gestärkt, ließen sie sich nicht durch die verordneten Verbannungen, nicht durch die festgesetzten Martern, nicht durch den Verlust des Vermögens, nicht durch die Martern des Leibes herbei; zur Ausforschung des Glaubens wurden Tage festgesetzt; wer aber dessen eingedenk ist, daß er der Welt entsagt habe, der kennt keinen Tag der Welt, und der berechnet keine irdischen Zeiten mehr, welcher von Gott die Ewigkeit hofft. Niemand, geliebtester Bruder, Niemand verstümmle diesen Ruhm, Niemand suche durch böswillige Verkleinerung der makellosen Festigkeit der Stehenden etwas zu benehmen. Wenn der zur Verläugnung festgesetzte Termin verflossen ist, hat Jeder, welcher sich innerhalb dieser Zeit nicht gemeldet hat, das Bekenntniß abgelegt, daß er ein Christ sei. Der höchste Glanz des Sieges besteht darin, von den Händen der Heiden ergriffen, den Herrn zu bekennen; der zweite Grad des Ruhmes darin, durch vorsichtiges Entweichen sich der Verfolgung zu entziehen, um sich ferner für den Herrn aufzubewahren; jenes ist ein öffentliches, dieses ein privates Bekenntniß; Jener besiegt den weltlichen Richter, Dieser bewahrt, zufrieden, daß

Gott ihn richte, vermöge der Schuldlosigkeit des Herzens ein reines Gewissen; dort ist mehr entschlossene Tapferkeit, hier mehr sicher gehende Sorgsamkeit; Jener ward bei der Annäherung seiner Stunde schon reif befunden, Dieser, welcher mit Zurücklassung seines Vermögens deßhalb entwich, weil er den Glauben nicht verläugnen wollte, ist vielleicht nur hinausgeschoben; sicher hätte er bekannt, wenn auch er festgenommen worden wäre."

Eine schwere Sorge bildete nun für die Kirche die Behandlung der Gefallenen. Die brüderliche Liebe kam ihnen zu Hilfe, nicht selten aus zu großem Mitleide, aber auch in vollberechtigtem Maaße. Die Bekenner nämlich gaben ihnen Scheine, worin sie für dieselben beim Bischofe Fürbitte einlegten, daß er ihnen die Buße nachsehen und sie mit den Gläubigen wieder zur hl. Communion zulassen möge (libelli pacis); diese Sitte war schon gegen Ende des zweiten Jahrhunderts üblich. Nun aber kam es mitunter vor, daß der Bischof die Fürbitte nicht immer berücksichtigen konnte und sich veranlaßt sah, die Abgefallenen vor ihrer Wiederaufnahme der Buße zu unterwerfen; sodann überhoben sich auch einige Bekenner und begnügten sich nicht mit der Fürbitte, sondern faßten ihre Friedensscheine einfach so, als ob sie selbst den Gefallenen die Nachlassung der zeitlichen Bußen gewährten. Diese Praxis trübte die Freude über den Frieden insbesondere in der Kirche von Afrika. Hier hatte der hl. Cyprian noch vor der Zeit seiner Erwählung zum Bischofe einige hartnäckige Gegner, an deren Spitze ein Priester Novatus und ein Diakon Felicissimus standen. Als nun der hl. Cyprian einige von Bekennern ausgestellte Friedens- oder Ablaßscheine nicht gelten lassen wollte und die Gefallenen je nach dem Grade ihrer Verschuldung und Reue behandelte — es ist ja selbstverständlich, daß die Zeit der Wiederaufnahme sich nach dem Grade der Verschuldung und der Reue richten mußte — da warf sich die dem hl. Cyprian feindselige Partei dahin, daß sie ihm Vorwürfe machte und verlangte, daß allen Abgefallenen gleichmäßig der Friede gewährt werden solle. Ihnen fielen eine Anzahl von Gefallenen und von Bekennern, deren Friedensscheine nicht berücksichtigt worden waren, zu. Cyprian versammelte im Mai 251 ein Concil, an welchem viele Bischöfe, Priester und Diakonen Theil nahmen und wo die Grundsätze der Behandlung der Gefallenen festgesetzt wurden: daß man den Gefallenen nicht alle Hoffnung benehmen und sie so durch Verschließung der Kirche aus Verzweiflung zum völligen Abfall vom Glauben und zu einem Rückfalle in's heidnische Leben nicht zwingen dürfe, daß ihnen aber doch eine lange Buße auferlegt und sie genau nach dem Maße ihrer Schuld gestraft werden sollen. Offenbar seien ja, führt der hl. Cyprian aus, Diejenigen, welche alsbald freiwillig zu den gottlosen Opfern gleichsam hinzu-

sprangen, und Jene, die erst nach langen Kämpfen und Qualen zu dieser schrecklichen That gewissermaßen gezwungen wurden, ebenso Jene, die zugleich Weib und Kinder und Hausgenossen und Freunde mit ins Verderben hineingezogen und zum Abfalle beredeten, und Jene, welche gleichsam das Opfer für ihre Familien und Angehörigen wurden, verschieden zu behandeln. Nicht minder habe solcher Unterschied für Jene statt, welche wirklich geopfert, und für Solche, die ohne wirklich abzufallen, die Bestechlichkeit der römischen Beamten benutzten, um sich Opferscheine ausstellen zu lassen. Die, welche Letzteres gethan, sollen sogleich, die Opfernden aber erst nach langer Buße und erst wenn sie dem Tode nahe kommen, wieder aufgenommen werden. Was endlich die Bischöfe und Priester anlange, so sollen zwar auch sie zur Buße zugelassen werden, aber keine bischöflichen und priesterlichen Functionen mehr verrichten dürfen.

Das Concil schickte seine Beschlüsse an den hl. Stuhl zur Bestätigung an Papst Cornelius, der gleich nach Eintritt des Friedens an die Stelle des hl. Martyrers Fabian gewählt worden war. Auch Novatus, der Gegner Cyprian's, ging nach Rom; hier aber war ein gewisser Novatian aufgetreten, welcher die Ansicht verfocht, daß gar keine Wiederaufnahme der Gefallenen, nicht einmal in der Todesstunde, stattfinden dürfe. Novatus verließ nun seinen Standpunkt und warf sich der strengen Novatianischen Partei in die Arme, grundsatzlos, wie die Ketzer der verschiedensten Richtungen so gerne sich vereinigen, nur um der Kirche Opposition zu bereiten. Der Papst Cornelius versammelte, wohl im October 251, eine zahlrieche Synode, welche die carthagischen Beschlüsse bestätigte und das Schisma des Felicissimus und Novatian verwarf und seine Anhänger aus der Gemeinschaft der Kirche ausschloß.

So waren die vom hl. Cyprian für die Behandlung der Abgefallenen getroffenen Maßregeln die der gesammten Kirche geworden. Doch da die Verfolgung bald wieder auszubrechen drohte, hat ein abermaliges afrikanisches Concil im Mai 252 die mildernde Bestimmung getroffen, daß eben mit Rücksicht darauf Alle, welche Reue gezeigt, schon jetzt wieder in den Frieden der Kirche aufgenommen werden sollten, damit sie durch die hl. Sakramente zum bevorstehenden Kampfe gestärkt würden, denn „geeignet zum Martyrium kann Derjenige nicht sein, welcher nicht von der Kirche zum Kampfe gewaffnet ist."

Bevor wir die Geschichte der Decischen Verfolgung abschließen, wollen wir noch auf eine Frucht derselben aufmerksam machen, auf die Bevölkerung der Wüste mit betenden, büßenden und heiligen Seelen. Allezeit ist in der Kirche ein Leben gepflegt worden, das über das pflichtgemäße Maaß der christlichen Gebote

hinausstrebt und in der Befolgung der evangelischen Räthe das Leben des göttlichen Heilandes so vollkommen als möglich darzustellen suchte. Viele begnügten sich nicht damit, im Schooße ihrer Familien die Einsamkeit sich herzustellen, sondern suchten eine wirkliche Einöde auf. So war z. B. längst vor dem Ausbruche der Decischen Verfolgung die Thebais von zahlreichen Einsiedlern aufgesucht worden; der um das Jahr 300 vierzig Jahre alte Antonius traf in der Wüste einen Greis, welcher sein ganzes Leben als Einsiedler zugebracht hatte, und wenn die Schwester des hl. Antonius im Jahre 270 in ein Kloster von Jungfrauen sich begab und schon Tertullian und Cyprian über die Verschleierung der gottgeweihten Jungfrauen schrieben, so haben Frauenklöster und Einsiedeleien von Männern längst schon bestanden. Nun warf die Decische Verfolgung gar Viele, unter ihnen als den herrlichsten Aller, den hl. Paul v. Theben, in die Einsamkeiten, und die Thebais z. B. wurde förmlich bevölkert. In der Wüste aber wurden großartige Charactere herangezogen, Männer, welche durch die vollkommene Herrschaft des Geistes über das Fleisch, durch die Vertiefung des Geistes in die Betrachtung der göttlichen Dinge, durch ihr anhaltendes, mit Bußarbeit befruchtetes Beten gewaltig wurden für das siegreiche Bestehen der Kämpfe, welche der Kirche schon in der nächsten Zeit, wie in den folgenden Jahrhunderten bevorstanden, gewaltig gegen die Verfolger, dann als diese nicht mehr waren, gegen das Einströmen des heidnischen Lebens in die Gemeinde der Gläubigen, gewaltig gegen die Kaiser, welche zwar Christum bekannten, aber seine Kirche beherrschen wollten, gewaltig endlich gegen die Ketzer, welche an der Seite der Kaiser die untergegangenen heidnischen Verfolger in der Bedrängniß der Kirche ablösten.

Ueber das römische Reich brachen Heimsuchungen herein, die in unabsehbarer Reihe theils sich ablösten, theils sich zusammenthaten zu gleicher Zeit, daß es in förmlichen Todesschmerzen ächzte. Unter die Barbaren war eine Bewegung, eine Verschiebung der Völkerschaften gekommen, wie sie bisher nicht vorhanden gewesen war; Alles drängte über die Grenzen, Alle lockte unwiderstehlich das sonnige Italien. An der unteren Donau erschienen jetzt die Gothen und bedrohten das römische Dacien, Mösien, Thracien, selbst Griechenland. An der oberen Donau sind die Sueven von den Alamannen ersetzt, welche einerseits über den Rhein gehen und in Gallien einfallen, anderseits die Donau und die Alpen überschreiten. Auf dem rechten Rheinufer, von Mainz bis zum Meere hinab, stehen die Franken, an der Elbe die Sachsen. Und alle diese Völker pochen an die Thore Roms; wie lange wird es noch anstehen, bis unter diesem ungestümen Pochen das Weltreich in

seinen Grundfesten nicht bloß mehr erzittern, sondern auseinander bersten wird!

Decius hatte einen schweren Krieg mit den Gothen an der unteren Donau zu führen; aber noch schwieriger wurde seine Lage durch den chronisch gewordenen Verrath im eigenen Lager. In Macedonien commandirte Priscus, ein Bruder des ermordeten Kaisers Philipp; er trat ins Einverständniß mit den Gothen und hüllte sich in den Purpur; in Rom oder anderwärts trat ein gewisser Julius Valens als Kaiser auf; beide gingen zwar bald zu Grunde; aber nun wurde von einem Verrath des Vibius Gallus gesprochen, der lange die Gothen bekämpft hatte und jetzt dem Kaiser ein Schlachtfeld angeboten habe, worin er zu Grunde gehen mußte, weil er umzingelt wurde. Vor den Augen des Decius fiel sein Sohn Hostilianus; „was thut es, soll der Kaiser gerufen haben, es ist eben ein Mann weniger.“ Bald fiel er selbst, und die Leichen von Vater und Sohn versanken im Sumpfe.

Die Armee rief Vibius Gallus als Kaiser aus.

Der hl. Cyprian aber schrieb: „Um von alten Geschichten zu schweigen und die zum Schutze der Verehrer Gottes oft wiederholten Strafgerichte mit keinem Worte zu erwähnen, so ist ein neuliches Ereigniß ein hinreichender Beweis, weil so schnell und weil bei so großer Schnelligkeit so großartig vor Kurzem unsere Vertheidigung erfolgt ist: durch den Ruin des Gemeinwesens, durch die Einbuße an Schätzen, durch den Verlust an Kriegern, durch die Schwächung der Heere; und es glaube Niemand, daß sich dieses nur ungefähr ereignet habe, oder wähne, es sei ein bloßer Zufall gewesen, da die göttliche Schrift schon vor Langem erklärt: mir überlasse die Rache, ich werde vergelten, spricht der Herr. — Daraus erhellt klar und deutlich, daß nicht aus unserer Schuld, sondern zu unserem Schutze alle diese Drangsale eintreten, welche vom Zorne Gottes gesendet werden.“

XIV.

Gallus und Aemilian.

(251—253).

Ueber das Vorleben des Gallus haben wir keine weitere Nachricht, als die schon angeführte; er adoptirte einen zweiten Sohn des Decius und nahm ihn zum Mitregenten an, während er seinem eigenen Sohne Volusian den Titel Cäsar verlieh. Doch des Decius Sohn starb bald an der Pest, wenn nicht, wie gesagt wurde, an Nachstellungen des Kaisers.

Mit den Gothen fand dieser sich ab und zahlte ihnen das

Versprechen, sich ruhig zu verhalten, mit einem jährlichen Tribut, den sie sich gefallen ließen, um bei gelegener Zeit doch wieder ins Reich einzubrechen. Gallus konnte nicht verhindern, daß die Barbaren am Atlas unruhig wurden, und völlig machtlos war er gegen die überaus große Dürre, gegen die daraus folgende Unfruchtbarkeit und Hungersnoth, wie gegen die fürchterliche Pest, welche unermeßlichen Schrecken verbreitete und neue Aufregung und Anklagen gegen die Christen hervorrief, daß sie an den Heimsuchungen schuldig seien. Der Magen ertrug keine Nahrung, der Hals brannte wie in Feuersglut, die Augen wurden von Blut unterlaufen, oft faulten Hände und Füße ab. Die Heiden verließen die Kranken, stürzten sich aber auf das Erbe der noch Lebenden. Nur die Christen zeigten, wie der Mensch die Heimsuchung ertragen soll, und mit ihrer heroischen Liebe dienten sie den Kranken und Armen, nicht nur unter den Brüdern, sondern auch unter den Heiden.

Nichtsdestoweniger erneuerte Gallus das Verfolgungsedict des Decius; „Gallus und Volusian, sagt der hl. Dionysius von Alexandrien, gingen lustig daran, gegen den Aller Augen sichtbaren Felsen sich zu stoßen, an welchem Decius sich zerschlagen hatte, indem sie die Heiligen verfolgten, welche für sie beteten, und die Gebete verstummen ließen, welche ihrem Reiche die Wohlfahrt gebracht hätten.“ Aber nun war die Haltung der Christen eine ganz andere, als sie bei dem plötzlichen Ausbruche der Decischen Verfolgung nach dem langen, erschlaffenden Frieden gewesen war; der Verfolger stieß auf eine kriegsgewohnte Schaar, und es scheint, daß nicht ein einziger Abfall mehr vorkam; die wieder aufgerichteten Gefallenen standen als Helden, im Schmerze über ihren ersten Fall nun mit glühendem Eifer nach der Palme verlangend. Der hl. Papst Cornelius wurde verbannt, dann erschien er wieder in Rom vor Volusian, bekehrte den Hauptmann und die Soldaten seiner Wache, heilte das Weib des Hauptmannes, und er und seine Neugetauften alle, 22 an der Zahl, empfingen zusammen die Martyrerkrone. Sein Nachfolger Lucius ging gleichfalls von seinem hl. Stuhle weg in die Verbannung, um später das blutige Martyrerthum zu bestehen. Wie in Rom, litten die Christen in den Provinzen.

Aber die Verfolgung ging rasch vorüber, denn die Verfolger hatten nicht viele Zeit. Die Gothen kamen wieder über die Donau und streiften auf der einen Seite bis ans adriatische Meer, auf der anderen gingen sie über den Bosporus und drangen bis nach Kappadocien, mitten hinein nach Kleinasien. Die Perser fielen in Mesopotamien und Syrien ein und nahmen Antiochien. Gallus aber und Volusian schwelgten in den Genüssen Roms. In Mösien ließ sich im Mai 253 ein C. Julius Aemilianus zum Kaiser

ausrufen, um schon im August im Purpur zu Grunde zu gehen. Bei Terni traf er auf Gallus und Hostilian; die Soldaten tödteten diese und gingen zu ihm über. Aber nun kam von Gallien her Valerian, um die Kaiser an Aemilian zu rächen. Bei Spoleto sollte es zur Schlacht kommen; die Soldaten Aemilians scheuten sie und fanden es ersprießlicher, ihren Kaiser zu ermorden und zu Valerian überzugehen, den jetzt beide Armeen und der Senat mit dem Purpur bekleideten.

XV.

Valerian.

(253—260).

Darf Rom an den Namen seines neuen Kaisers, der am Morde seiner Vorgänger doch wenigstens nicht persönlich mitverschuldet war, neue Hoffnungen auf bessere Zeiten knüpfen? Valerian war ein alter Römer, der erste Mann im Senate, angesehen in der Armee und geehrt vom Volke. Wurde er schwach, so konnte er sich auf seine Söhne stützen, deren einer, Gallienus, 35 Jahre alt war; ihn ernannte er zum Augustus, den andern, Saloninus, zum Cäsar. Nicht wie die unkriegerischen und schwachen Kaiser behandelte er die Generale mit mißtrauischer Eifersucht, sondern ein tüchtiger Mann war ihm theuer, denn er fühlte die Schwächen des Reiches nur zu sehr. Wir werden einer Reihe von Offizieren noch begegnen, die aus seiner Schule hervorgegangen, mit dem Purpur bekleidet das Auseinanderbrechen des Reiches zwar nicht aufhielten, aber doch den guten Willen und die Kraft besaßen, gegen das Verderben wenigstens anzukämpfen.

Gegen den Senat war Valerian nicht herrisch; vertrauend auf die gute Absicht redlicher Männer ließ er sich Einreden, selbst Tadel gefallen; er war gemäßigt, wohlwollend und suchte die Lage der Völker zu erleichtern, wozu sein guter Haushalt ihm die Mittel lieferte. Selbst die Christen wurden von ihm mit anderen Augen angeschaut, als diese es von seinen Vorgängern gewöhnt waren, denn Valerian war ein verständiger Mann, und wer stand aufrecht inmitten der Verwüstungen der Pest? wer kam liebreich den Hungernden zu Hilfe? in welchem Lager entdeckte er keinen Verräther, keinen Revolutionär? Es konnte ihm nicht unbekannt sein, daß der christliche Soldat seinem Eidschwur unter allen Umständen treu blieb, daß der Christ muthig und selbst freudig in allen Folterqualen dem Tode entgegenschaute, nur um seinen Gott nicht zu verläugnen. So berichtet denn der hl. Dionysius von Alexandrien, daß das Christenthum unter Valerian einem Grade von Wohlwol-

len und Gunst begegnete, den es bei Kaisern nicht fand, welche als Christen galten. Sein Palast war voll von Schülern des Evangeliums, man hätte es eine christliche Versammlung nennen können.

Aber in demselben Hause hatte Valerian auch seinen bösen Geist, der sich **Macrinus** nannte, ein alter, ehrgeiziger, schlauer Soldat, der eine unselige Herrschaft über den alternden Kaiser gewann, und diese dazu benutzte, denselben zu verderben. Eines der Mittel dazu war der Aberglaube in seiner abscheulichsten Gestalt. Valerian fing an, den Wahrsagern und Zauberern sich in die Arme zu werfen, er und sein Minister wühlten in den Eingeweiden geopferter Kinder, was Wunder, daß die Christen in seinem Hause als ein stummer Vorwurf ihm vorkamen, und daß er anfing, sie zu scheuen und innerlich von ihnen sich zu entfernen? Macrin ließ einen verrufenen Zauberer aus Aegypten kommen, und dieser gab als Götterwillen kund, daß die Christen verfolgt werden müßten. Valerian vergaß Alles, was er Gutes von den Christen wußte, der Ausspruch des Zauberers war dem Alternden wichtiger, als jede politische Erwägung, aber auch verhängnißvoller.

Wie die Decische Verfolgung war auch diese mit Ueberlegung eingeleitet; doch scheint zu Rom ein wüster Pöbeltumult im hl. Papste **Stephanus** das erste Opfer geschlachtet zu haben. In der Krypta des Nepotian hatte Stephan die Gläubigen versammelt und ihnen für die Zeit des Kampfes die Sorge für ihre Seele und die Taufe für ihre Mitmenschen ans Herz gelegt; 108 Katechumenen wurden getauft. Am andern Tage weihte er 3 Priester, 7 Diakonen und 16 Männer für den niederen Kirchendienst. Diese gehäufte Thätigkeit scheint den Heiden verrathen worden zu sein, denn wenige Tage (2. August 257) darauf wurde der hl. Papst in den Katakomben der hl. Lucina überrascht und auf seinem bischöflichen Stuhle getödtet[1]). Aber mit dem getödteten Papste war der Kirche das Haupt nicht abgeschlagen.

Der erste Akt der Verfolgung war der in alle Provinzen entsandte Befehl, die Bischöfe und Priester, nicht auch die Gläubigen, vorzufordern und von ihnen eine Erklärung des Abfalles zu verlangen, dann im Falle der Verweigerung sie zu verbannen; zugleich sollten die Kirchhöfe besetzt und jede Versammlung der Christen in denselben verhindert werden.

Die Maßregel zeigte sich ungenügend; die Bischöfe und Priester fielen nicht ab, und die Gläubigen ließen sich nicht zerstreuen, sondern folgten in zahlreichen Schaaren den Hirten nach in die Orte ihrer Verbannung.

Es folgte der zweite Akt; die Bischöfe wurden von einem

1) Rossi meint, daß Sixtus II. der auf seinem Stuhle getödtete Papst sei.

Orte nach dem andern geschleppt, und die Gläubigen, die sich an ihre Fersen hingen, mit Ruthen gestrichen, in die Bergwerke geschickt, wie Sclaven behandelt, Fesseln an den Füßen, den Kopf zur Hälfte geschoren, in kleine, von einander gesonderte Gruppen vertheilt, ohne Bett, ohne Kleidung, fast ohne Nahrung gelassen.

Aber in den Bergwerken, an allen Orten der Verbannung und Qual lohete das hl. Feuer des Glaubens und der Liebe in hellen Flammen; es mußte der letzte Act erfolgen, das blutige Martyrium. Der Kaiser fällte im Senate das Urtheil: daß die Bischöfe, Priester und Diakonen ohne Weiteres getödtet werden sollen; daß die Christen, welche Senatoren, Würdenträger, römische Ritter sind, ihrer Ehren und Aemter entsetzt, ihres Vermögens beraubt, und wenn sie trotzdem auf dem Bekenntnisse Christi bestehen, hingerichtet werden sollen; die Matronen verlieren ihr Vermögen und werden verbannt, die kaiserlichen Diener, welche schon Christum bekannt haben oder noch bekennen würden, werden Sclaven des Fiscus und einer der kaiserlichen Domänen zugetheilt, wo sie in Ketten arbeiten sollen.

Zu Rom begann die Blutarbeit mit dem hl. Papste Sixtus und seinen Diakonen, welche der hl. Laurentius an Herrlichkeit überragt; wir haben leider den Raum nicht, ihr herrliches Sterben zu schildern, so wenig als das des hl. Cyprian, der Martyrer von Utica, von Numidien, von Aegypten, von Kappadocien, von Italien, von Spanien und Gallien, und wenn wir Alles erzählten, was wir wissen, wie wenig wäre es gegenüber den viel tausend starken Herzen und den Strömen Blutes, das sie in allen Provinzen vergossen, denn mit den Bischöfen, Priestern, Diakonen und Kirchendienern war die Grausamkeit der Verfolger nicht ersättigt; der Widerstand der ersteren machte ihren Haß nur glühender, und der hl. Dionysius von Alexandrien nennt die Zeit des Verfolgers Valerian die schreckliche Zeit des Antichrist, die drei Jahre, d. h. so lange dauerte, bis Gott ihn als Gefangenen des Königs der Perser aller Welt als einen Entwürdigten zeigte, wie noch kein Kaiser entwürdigt worden war.

Gegen die Hälfte seines Reiches — denn so zahlreich waren die Bekenner Christi — führte Valerian Krieg, und die andere Hälfte vermochte er nicht gegen die Einfälle der Barbaren zu schützen. Wohl wurde der Titel eines Besiegers der Germanen dem Gallienus fünfmal zuerkannt, aber der Besieger zahlte einen Häuptling der Franken, damit er seine Bruderstämme bekämpfe; Aurelian, der künftige Kaiser, drängte die Gothen aus Illyrien und Mösien, aber nur mit Hilfe erkaufter Franken, dafür ging ein Theil der Gothen über das schwarze Meer und plünderte Nikomedien, das ganze reiche Bithynien und ging freiwillig, unver-

folgt von Valerian zurück, wofür dieser den Titel eines Wiederherstellers des Orients erhielt. Es ist wahr, er hatte sich die Sorge für denselben zugelegt und den Westen seinem Sohne Gallienus überlassen; was aber geschah? Sapor von Persien fiel in Mesopotamien, Armenien und Syrien ein, in seinem Gefolge ein römischer Ueberläufer, Mariades (oder Cyriades), welcher in Antiochien den Cäsarentitel sich beilegte. In Valerians Armee herrschte die Pest, der alte Kaiser war elend, sein böser Geist Macrinus gab ihm jetzt den Todesstoß, denn als Präfect des Prätoriums führte er die Truppen durch Verrath zur Niederlage. Da versuchte der besiegte Valerian eine Verhandlung mit dem Perser, der sie in die Länge zog, da er den trostlosen Zustand der römischen Truppen wohl kannte. Valerian entschloß sich zu einer persönlichen Unterredung mit Sapor, und dieser nahm ihn gefangen; im kaiserlichen Purpur und mit Ketten belastet mußte Valerian unter dem Fuße des Barbaren den Rücken beugen, wenn dieser zu Pferde steigen wollte; als Trophäe wurde er in den Städten herumgeführt, beschimpft und verhöhnt; er mußte es mit ansehen, wie seine Offiziere wie Vieh zur Tränke getrieben wurden. Man sagt, daß er sein Unglück mit dem Stolze eines alten Römers ertragen habe, aber seinem Elende zuletzt erlegen sei; Andere wollen wissen, daß er durch Hohn den Zorn Sapors gereizt und von diesem ermordet worden sei. Wie dem sein mag, so hörte mit seinem Tode die Beschimpfung nicht auf. Sapor ließ ihn schinden, seine Haut roth färben und in einem Tempel aufhängen, wo sie Rom gezeigt wurde, so oft seine Gesandten nach Persien kamen.

So endigte wieder ein Verfolger.

XVI.

Gallienus.

(260—268.)

Der Kaiser also war ein Gefangener in Persien; was that sein Sohn und Mitkaiser Gallienus für ihn? was Rom? was thaten die Provinzen? was die Barbaren?

Diese blieben bei dem Vorspiele, mit dem sie das welterschütternde Schauspiel des fünften Jahrhunderts einleiteten. Die Provinzen erhielten von Rom keinen Schutz und erlitten nur Unterdrückung; so sprachen sie ihre Entrüstung aus, und zwar durch den einzigen Mund, der ihnen geblieben war und der allein in jener schrecklichen Zeit den Anspruch auf Gehör erheben konnte, durch die Legionen, denn in der Legion war die jeweilige Provinz, die ihr Werbebezirk, repräsentirt. Die Legionen stellten Kaiser auf, man nennt sie die

30 Tyrannen, mit Unrecht, denn ihrer waren weder 30, noch waren sie Tyrannen, sondern meist verständige und wohlmeinende Männer, welchen nur der Meuchelmord die Zeit nicht ließ, das Reich neu zu befestigen. Ihnen, wie den Legionen und Provinzen war der gleiche Haß gemeinsam, gegen die Centralgewalt in Rom, weil sie zu des Reiches Besten keine Gewalt übte.

Anfänglich scheint Gallienus allgemeine Anerkennung gefunden zu haben; aber er war der Mann nicht, sie festzuhalten. Dennoch ging auch diesmal der Stern Roms noch nicht unter, noch einmal siegte die Einheit des Reiches.

Wir dürfen annehmen, daß Gallienus einer jener Männer ist, deren Characterbild schwankt in der Geschichte. Wäre er auch ein Heros gewesen, es wäre ihm doch nicht möglich geworden, auf Einmal die an allen Ecken und Enden des Reiches aufschlagenden Flammen zu erdrücken. Er war kriegerisch, das hat er oftmal bewiesen, aber er hat auch in aller Behaglichkeit mit vollen Zügen die Genüsse Roms eingeschlürft; zur Zeit, wo er sich aufraffte, mochte er nach großen Thaten verlangen und alle Strapazen des Feldlagers wie jeder Legionär auf sich nehmen; dann folgte wieder die Erschlaffung, und da sah man den Kaiser, dessen Vater und Gründer seines Glückes in den Ketten eines Barbaren nicht wie ein Mensch und nicht einmal wie ein Hund behandelt wurde, in den Kneipen und schlechten Häusern schwelgen, und während glückliche Soldaten vom kaiserlichen Purpur einen Fetzen um den andern abrissen, während hochgestellte Frauen die Kriegsrüstung anlegten und im Osten und Westen als Kaiserinnen herrschten, hat der Kaiser in Rom zierliche Gedichte gemacht, sein Schlafgemach mit Rosen gefüllt in Wochen, wo die Natur keine Rosenblüthe hervorbrachte, Festungen aus Obst gebaut und die Kunst erfunden, Trauben drei Jahre lang aufzubewahren und das ganze Jahr hindurch süßen Most zu haben. Das einemal voll Energie, ja Grausamkeit, nachdem er einen Aufstand niedergeschlagen, hat er ein andermal den Abfall von Provinzen mit empörender Gleichgiltigkeit behandelt. „Aegypten ist im Aufstande“, sagte man ihm; — „gut, so müssen wir eben auf die ägyptische Leinwand verzichten;“ — „Asien ist von Einfällen der Barbaren und durch Erderschütterungen verwüstet;“ — „da werden wir keinen Salpeterschaum mehr erhalten;“ — „Gallien ist verloren;“ — „der Staat kann auch ohne gallische Mäntel existiren.“ — Ist es diese Gleichgiltigkeit, ist es ein Anflug altrömischer Seelengröße, die sich bei der Kunde von der Gefangenschaft seines Vaters in dem Worte aussprach: „Ich wußte, daß ich einen Sterblichen zum Vater habe.“

Gallienus ist ob dieser seiner Eigenschaften hart verurtheilt worden, und doch war er nicht schlimmer als die meisten Kaiser

und als die Mehrzahl seiner Zeitgenossen. Wo für die Lebensanschauungen die religiöse Grundlage fehlt, da kann von einer Tugend nicht die Rede sein, und Jeder faßt den Zweck des Lebens auf nach seinen Anlagen und Neigungen und schafft sich den Genuß, den er versteht. In Einem Stücke steht er der Mehrzahl der Kaiser voran und ragt über seine Zeitgenossen hervor; er hat, aus welchen Motiven, wissen wir nicht, die Christen nicht nur nicht verfolgt, sondern sogar beschützt. Gleich nach der Gefangennehmung Valerians nahm er dessen Verfolgungsdekret zurück und setzte die Christen in den rechtlichen Besitz ihrer Kirchhöfe wieder ein. Von den Schreiben, die er an die Bischöfe erließ, lautet eines: „Wir wollen, daß die von uns zugestandene Wohlthat sich über den ganzen Erdkreis ausbreite und daß die religiösen Orte von Allen respectirt werden. Ihr könnt deßhalb nach dem Wortlaute unseres Edictes handeln, ohne daß irgend Jemand das Recht haben soll, euch zu schädigen. Was euch hiemit gestattet wird, ist von mir seit langer Zeit festgestellt worden. Aurelius Cyrenius, der oberste Schatzmeister, wird sich an den Wortlaut unseres Rescriptes halten.“ Dieser Ruhm bleibt ihm unangetastet, ob menschliches Gefühl ihn so gütig gestimmt, ob der Schrecken über das göttliche Strafgericht, unter welchem der Verfolger Valerian zu Grunde ging, ob ein Gedanke der Politik, die letzten Kräfte des so viel bedrohten Reiches nicht um der Götter willen, an die man selbst nicht glaubte, aufzureiben, die Ursache davon gewesen. Gallienus war ein Heide, wie eben jeder Andere.

Die Geschichte des Gallienus ist bald erzählt. In Gallien, an der obern und untern Donau, brachen die Barbaren ins Reich und Gallienus vertheidigte die Grenzen nicht; die Generale thaten es, und die Siegreichen wurden von ihren Armeen als Kaiser ausgerufen; so in Gallien Postumus, in Mösien und Pannonien Ingenuus, in Illyrien Regillianus. Die letzten zwei gingen bald zu Grunde, aber das gallische Reich, an welches sich Britannien und Spanien anschlossen, hatte etliche Jahre Bestand; Postumus war ein tüchtiger und gerechter Mann, er pflanzte die Fahne nationaler Freiheit auf, obgleich er im Herzen Römer war und die Fiktion festhielt, daß das gallische Reich das römische sei. Neben ihn und Gallienus, der sich wohl hütete, gegen ihn etwas zu unternehmen, trat im Orient ein dritter Kaiser, der alte Macrinus, Valerians Verderber. Afrika hatte in Celsus einen Kaiser auf sieben Tage, Kleinasien einen in Trebellianus; in irgend einer andern Provinz, man weiß nicht mehr anzugeben, in welcher, riefen die Soldaten einen gewissen Saturninus aus, welcher den Purpur mit dem Worte annahm: „Kameraden, ihr verliert einen guten General und macht einen schlechten Kaiser;“ bald war er von seinen

Wählern ermordet. Länger hielt Aureolus Stand, welcher in Illyrien an den Platz des Regillianus gestellt worden war. Mit ihm vertrug sich Gallienus, und da Postumus weder aus seinem Gallien hervorbrach, noch Gallienus ihn überwältigen zu können hoffte, so war es nur Macrinus, den er zu bestehen hatte. Diesem war es nicht genug, den Orient unabhängig von Rom zu erhalten, die Christen nur in seinem weiten Reiche zu verfolgen, er wollte mit seinem ältesten Sohne Junius Macrinus nach Rom (262); ein gewisser Piso, der seine Avantgarde führte, wurde in Achaia geschlagen, machte sich aber nichtsdestoweniger zum Kaiser auf etliche Tage, was sein Besieger Valens gleicherweise that. An der Grenze Illyriens trat Aureolus dem Macrinus entgegen; auf dem Schlachtfelde noch verließen diesen seine Soldaten und die letzte Cohorte tödtete ihn und seinen Sohn, bevor auch sie zum Sieger überging. In Asien war nun für den Augenblick Gallienus der einzige Kaiser.

Aber er hatte den klugen Gedanken der Theilung des Reiches in eine östliche und eine westliche Hälfte. Zu Palmyra befand sich eine angesehene, von Septimius Severus gehobene und mit seinem eigenen Namen geehrte Familie, welche treu zur Sache Roms stehend, dieser in Odenath einen tüchtigen Parteigänger stellte. Der kühne Mann besiegte selbst den Sassaniden Sapor und rettete das Reich gegen die Perser, und Gallienus gab ihm den Titel eines Kaisers für das Morgenland und eines Vertheidigers des Reiches gegen die Perser.

So war das Reich dreigetheilt; zwischen dem unabhängigen Reiche von Gallien und dem befreundeten in Asien stand Gallienus auf Aureolus gestützt in der Mitte.

Zuerst fiel Postumus; er hatte Gallien gegen Gallienus und gegen die Barbaren siegreich vertheidigt und im Innern wohl geordnet; „aber die Gallier, sagt Trebianus Pollio, haben allezeit Geschmack an Revolutionen;“ in Mainz stand ein gewisser Lollianus auf, und als Postumus die Stadt erobert hatte und den Soldaten die Plünderung nicht gestattete, ermordeten ihn mit seinem Sohne die Meuterer (267).

Nun trat an die Spitze des Reiches die Wittwe des Postumus, Viktorina, eine männliche Frau, nicht als Herrscherin, denn ein Soldat muß Herrscher sein in diesen Zeiten so schwerer Wirren, war ihr Gedanke, aber als Mutter der Herrscher, als kluge, das Vaterland über Alles liebende Frau. Sie hatte einen zweiten Sohn, Viktorinus; er lag im Kampfe mit Lollianus, aber beide wurden ermordet, dieser von seinen Soldaten, der junge Mann, weil er in Cöln eine Frau verführt. Viktorina hatte einen Enkel; auch diesen ermordeten die Soldaten; nun wählte sie den

Marius, der anfänglich nichts als ein Schmid gewesen, aber ein Mann vom Herz war und die allgemeine Gesinnung der Zeit, den Haß gegen Gallienus und das Bedürfniß des Kampfes gegen die Barbaren in den denkwürdigen Worten aussprach: „Ich weiß, Kameraden, daß man mir mein anfängliches Handwerk vorwerfen kann, das ihr alle mich ausüben sehet; aber geben die Götter, daß ich allezeit nur das Eisen zur Hand nehme und daß ich mich nicht mit dem Wein und den Weibern, unter Blumen und in den Kneipen verderbe, wie dieser Gallienus unwürdig seines Vaters und seiner edeln Herkunft. Möge man mir mein Schmidehandwerk vorwerfen, wenn nur die Barbaren an ihren Niederlagen einen Mann erkennen, welcher mit dem Eifer umzugehen versteht. Ich sage Das, weil ich weiß, daß jener elende Wüstling, die Geißel des Menschengeschlechtes, mir nichts anderes vorwerfen kann, als daß ich Schwerter geschmidet habe." — Schon nach drei Tagen stieß ihm ein Kamerad das Schwert in die Brust unter dem Rufe: „Das hast du selbst geschmidet."

Trotz all dieser Mordthaten hingen die Soldaten an Viktorina fest. Den Kaisertitel verschmähend blieb sie doch im Lager, als „Mutter der Armeen" wie abgöttisch verehrt; aber sie sorgte dafür, daß ferne von den Feldlagern, nicht unmittelbar behelligt von den Soldaten, in Bordeaux ein Mann des Friedens, der Senator Tetricus mit seinem Sohne den kaiserlichen Purpur anlegte. Viktorina stand für die Haltung der Armee ein, und die Kaserne herrschte nicht mehr.

Eine andere Frau wurde Kaiserin des Ostens, Zenobia. Odenath ihr Gemahl war mit ihrem Sohne Herodes ermordet worden; Zenobia trat, mit dem Helm auf dem Haupte, ihre beiden Söhnchen Herennianus und Timolaus vor die Armee und herrschte über alles Land vom Euphrat bis zum Mittelmeere. Schön, keusch, von energischer Kraft und doch voll Anmuth, eine hohe, edle Seele, welche die ewige Wahrheit suchte, aber von einem Verführer im bischöflichen Gewande auf den Irrpfad geleitet wurde, auf dem Throne eine Kaiserin, im Palaste eine weise Haushälterin, im Feldlager Soldat und Offizier — welch ein Gegensatz gegen Gallienus! Der Mann, der ihr Ueberwinder wurde, der spätere Kaiser Aurelian, sagte selbst von ihr: „Man weiß nicht, was für ein Weib das ist mit ihrer Klugheit im Rath, ihrer Festigkeit in den Entschließungen, ihrer Würde vor den Soldaten, ihrer Freigebigkeit wenn es Zeit war, freigebig zu sein, ihrer Strenge, wenn diese nothwendig war. Ich kann es bezeugen, daß sie es war, welcher Odenath seinen Sieg über Sapor und dessen Verfolgung bis nach Ktesiphon verdankte. Sie hat dem Orient und Aegypten eine solche Furcht eingeflößt, daß weder Araber, noch Sara-

zenen, noch Armenier sich zu rühren wagten. . . Und ich weiß die Dienste zu würdigen, die sie dem römischen Reiche leistete, da sie für sich oder ihre Kinder das Reich des Orients gegen die Perser wahrte."

Der Ruhm Zenobias war denn doch der Schmach zu viel für Gallienus; er entsandte eine Armee nach dem Osten; aber Zenobia siegte, und das Band mit Rom zerriß.

Nun stand auch noch Aureolus gegen Gallienus auf; in Mailand wurde derselbe eingeschlossen; und da wird nun berichtet, daß er den Oberoffizieren, welche im Lager des Gallienus versammelt waren, die Bedrohung ihres Lebens eingeflüstert, und daß diese nun gegen das Leben des Kaisers sich verschworen hätten. Die Veranlassung ist zweifelhaft, die Verschwörung Thatsache. In einer Nacht wurde ein falscher Lärm erhoben; Gallienus trat aus seinem Zelte, allein, er wurde niedergeschlagen, man weiß nicht von wem. Wohl erhoben sich entrüstet die Legionen, aber die Austheilung des kaiserlichen Schatzes machte sie fügsam.

Wer von den Schriftstellern für die Einheit des Reiches schwärmte, hat das Andenken des Gallienus so tief als nur immer möglich erniedrigt; die Parteigänger dagegen der nationalen Unabhängigkeit haben ihre Sympathien für ihn mit Wärme ausgedrückt, daher schwankt bei der Dürftigkeit der Nachrichten über seine Geschichte sein Characterbild in ungewissem Scheine.

XVII.

Claudius der Gothe.

(268—270.)

In Rom verdammte zwar der Senat das Andenken des Gallienus nicht, aber er hatte die traurige Schwäche, der Volkswuth die Anhänger desselben auszuliefern. Das war nicht nach dem Sinne des Claudius, der von Mailand aus im Namen der Soldaten die unwürdigen Metzeleien untersagte. Auch den Aureolus hätte er gerne gerettet; aber schlagen mußte er sich mit ihm, das verlangte die kaiserliche Würde. Aureolus hätte gerne unterhandelt, aber Claudius erwiderte: „Das ging mit Gallienus, der fähig war, sich mit dir zu vertragen, oder dich zu fürchten." Claudius siegte, und ein Gericht der Soldaten verurtheilte Aureolus zum Tode, trotz der Einsprache des Claudius, der noch auf der Grabschrift seines Gegners aussprach, daß er unmächtig gewesen, das Leben ihm zu retten.

Claudius war, soweit wir wissen, ein rechtschaffener Mann, welcher das Reich aus seiner Erniedrigung zu erheben suchte; er

schritt mit Strenge gegen die Käuflichkeit der Richter ein, duldete nicht, daß von ihm die Einsetzung in das Vermögen von Lebenden verlangt wurde; er selbst gab das Gut einer Wittwe heraus, das ihm einst, da er noch Hauptmann war, zugesprochen worden, „denn," sagte er, „Claudius muß als Kaiser zurückgeben, was er als einfacher Bürger genommen." Aber unter ihm floß Christenblut; insbesondere sind es Soldaten, welche als Martyrer starben, so zu Rom 200, zu Terni ein Offizier mit Andern, weil sie als Beschützer von Christen sich aufgeworfen.

Der Senat forderte von Claudius, daß er mit Viktorina und Zenobia ein Ende mache; er hielt es für wichtiger, vor Allem mit den Barbaren in Kampf zu treten. Die Besiegung der Mitkaiser, sagte er, sei seine Privatsache, die Ueberwinduug der Barbaren Sache der Wohlfahrt des Reiches. Und er schlug die Alamannen an der Donau und zog gegen ein Völkergemeng von Gothen, Herulern und Gepiden, welches an den Ufern des Dniesters sich angesammelt hatte. Niemand verkannte die Unermeßlichkeit der Gefahr; die Legionen waren nicht vollzählig, die Zeughäuser leer, und die Barbaren zählten nach Hunderttausenden. Im Senate wurde bekannt gemacht, daß die sibyllinischen Bücher die Rettung von einem Opfer abhängig machten, wie es einst Decius gebracht. Ein Pomponius stand auf mit dem Worte: „Ich bin der Erste im Senate und mir gebührt es, daß ich für das Vaterland mich weihe." „Nein," rief Claudius, „ich bin es, und ich opfere mich." Bei Nissa in Serbien kam es zur Entscheidungsschlacht; die Barbaren wurden aufgerieben, und so viele Gefangene fielen in die Hände der Römer, daß im ganzen weiten Reich kaum ein Haus war, das nicht einen gothischen Sclaven erhalten hätte.

Aber Claudius wurde zu Sirmium in Pannonien von der Pest ergriffen, und er war seit langer Zeit, seit Septimius Severus, wieder der erste Kaiser, der nicht am Meuchelmorde zu Grunde ging.

XVIII.

Aurelian.

(270 – 275.)

Sirmium in jener Provinz, welche die Wiege der römischen Heere in dieser Zeit, war die Geburtsstätte Aurelians, der von Geburt an Soldat und von seiner Mutter, einer Priesterin des Sonnengottes, den er den wahren Gott zeitlebens nannte, gleichsam aus dem Heidenthum heraus und in dasselbe hineingeboren. Ohne höhere Bildung hatte er doch so viele Einsicht, daß er die Macht des

Christenthums nicht unterschätzte. Auf äußerliche Dinge hielt er wenig, auch als Kaiser blieb er einfach in der Kleidung und bei Tische; die Vornehmen und Reichen verachtete er und gefiel sich in einer rohen Familiarität mit den Geringen und den Soldaten; was nicht Waffen trug in gewaltiger Faust, galt nichts in seinen Augen; die Waffe hatte ihn empor gebracht, mit ihr wollte er die Welt beherrschen; aber er verstand es auch den Soldaten mit seinem eisernen Willen festzuhalten; nicht nur, daß er der schlagfertigste Kämpfer in den vordersten Reihen die Bewunderung und Anhänglichkeit der Soldaten an sich fesselte; er behielt sie auch in der Hand durch die unerbittliche Strenge seiner Kriegszucht. „Willst du Tribun sein, schrieb er an einen Offizier, willst du auch nur leben, so halte die Soldaten in Respekt;“ Valerian scheute sich, ihm seinen Sohn ins Lager zu geben, weil er besorgte, die Disciplin Aurelians möchte für den Prinzen zu hart sein; „er ist zu streng, schrieb Valerian, und nicht mehr nach unserer Zeit.“ Aurelian beschützte durch seine Kriegszucht den Bürger; „der Soldat, schrieb er, soll sich am Feinde und nicht an den Thränen der Einwohner bereichern; er trage seinen Sold im Gürtel und nicht nach der Kneipe; keusch sei er im Hause seines Quartiergebers; zufrieden mit seiner Ration, soll er Oel, Holz, Mehl, Salz weder begehren, noch nehmen.“ Dieser Offizier, der ganz Thracien mit Gefangenen und Schlachtvieh bereichert, der in die Villa Valerians als Privatgeschenk 500 Sclaven, 2000 Kühe, 10,000 Schafe, 15,000 Pferde abliefert, ist ein armer Mann geblieben, so daß Valerian, als er ihn zum Consul ernannt, ihm die Repräsentationskosten zahlte, „wegen jener Armuth, in welcher er groß, und größer ist, als die Uebrigen,“ sagte Valerian. Es war ein edler Zug in der Seele dieses Barbaren; als Valerian bei der Uebergabe des Consulats inmitten der verdientesten Offiziere zu ihm sprach: „Der Staat sagt dir Dank, daß du ihn aus der Gewalt der Gothen befreit hast;“ was erwiderte da Aurelian? „Kaiser, Alles was ich that und was ich litt, hatte nur den Einen Zweck, den Dank des Staates und die Anerkennung meines Gewissens. Du erweisest mir mehr; ich danke deiner Güte und ich nehme das Consulat an. Mögen die Götter und die Sonne, der wahre Gott aller Götter gewähren, daß der Senat so über mich urtheilt, wie du.“ Wie Valerian, so dachte von ihm Claudius. Als jene Schlacht von Nissa bevorstand, schrieb ihm dieser: „Der Staat erwartet von dir die Dienste, die du ihm zu leisten gewohnt bist. Wieder sind diese Gothen, die du schon einmal in die Flucht geschlagen, über den Hämus gekommen. Ich vertraue dir die ganze Linie unserer Grenzen an, sämmtliche Legionen in Thracien und Illyrien; zeige deinen gewohnten Muth!“

Als Aurelian den kaiserlichen Purpur umlegte, — man

sagt, vom sterbenden Claudius zu seiner Nachfolge empfohlen, waren die Gothen trotz ihrer schrecklichen Niederlage bei Nissa, schon wieder in Pannonien eingefallen; und während er sich auf sie wirft, gehen die Markomannen über die Alpen und dringen bis Piacenza vor; stolz redet er sie an, daß er sie als Unterthanen aufzunehmen bereit sei; aber sie antworten: „Wir haben niemals einen Herrn über uns gehabt; sei morgen zur Schlacht bereit, und wisse, daß du mit freien Männern streiten wirst." Aurelian wird von den freien Männern geschlagen, sie dringen bis nach Umbrien vor; Rom ist in Todesängsten; Aurelian drängt den zögernden Senat — waren die Christen in seinem Schooße in der Mehrzahl? — zum Befragen der sibyllinischen Bücher: „Seid ihr denn, schrieb er, in einer christlichen Kirche und nicht in einem Göttertempel? Wollt ihr zur Versöhnung der Götter Gefangene von irgend einer Nation? Wollt ihr Opferthiere aus den kaiserlichen Ställen? Mit Vergnügen biete ich sie an." Also nach Menschenopfern verlangt der Sohn der Sonnenpriesterin. Endlich schlug er die Markomannen zwischen Fano und Pesaro und noch einmal auf ihrem Rückzuge bei Pavia und für den Augenblick, aber auch auf länger nicht, sah sich Italien befreit, denn noch bevor das Jahr 271 abgelaufen war, mußte er in Pannonien gegen die Vandalen die Grenze vertheidigen, und die Juthungen aus Italien werfen. Keine Ruhe mehr sollte Rom von Seite der Barbaren haben, seit seine Grenzen keine Sicherheit mehr gewährten; daher schritt Aurelian zur Befestigung Roms; so morsch war das Reich geworden.

Die kurzen Zwischenräume verhältnißmäßiger Sicherheit benutzte Aurelian zur Ordnung der inneren Angelegenheiten; darin war er, sagt ein alter Schriftsteller, ein Arzt, aber seine Heilmethode war sehr hart. Den Senat mißhandelte er als barbarischer Soldat; wieder wütheten die Proscriptionen; mit strengen Luxusgesetzen — er regelte die Fußbekleidung der Männer, duldete bei den Senatoren nur eine gewisse Zahl von Eunuchen, verbot die golddurchwebten Stoffe — reizte und plagte, aber hob er die Bevölkerung nicht; und am allerwenigsten that er dies durch seine unverständigen, alles Maaß überschreitenden Austheilungen und Feste. Er war Soldat, und kein Mann der Gesetzgebung und Verwaltung. Er wurde niedergeschlagen, und mit Bitterkeit sprach er es aus, daß er nichts erreiche; dies geschah bei Gelegenheit des Aufstandes der Münzmeister, dessen Grund und Ursache wir nicht kennen, der ihn aber 7000 Soldaten kostete. Grund zur Bitterkeit war auch sonst vorhanden, wenn man sich erinnert, daß dieser kriegerische Mann sich veranlaßt sah, die Provinz Dacien den Gothen, Markomannen und Sarmaten preiszugeben und so die römische Grenze einzuengen.

Glücklich dagegen war er in den Erfolgen gegen die Reiche des Ostens und Galliens. Keine Theilung des einen römischen Reiches sollte bestehen, der Osten und der Westen in Rom, ihrem geschichtlichen Mittelpunkte, wieder zusammentreffen. Zuerst wandte sich Aurelian gegen Zenobia, nicht ohne ganz bedeutende Schwierigkeiten, denn auf dem Wege hatte er nicht nur mit einem gewissen Septimius, den die Armee von Dalmatien zum Kaiser ausgerufen hatte, zu kämpfen, sondern auch wieder mit den Gothen. Aber gleich bei Antiochien schlug er die Armee der Zenobia, dann wieder bei Emesa; die Frau wurde von ihren Verbündeten verlassen; dennoch war ihr Widerstand in Palmyra hartnäckig und lang. Aurelian machte ihr Anerbietungen, stolz wies sie dieselben zurück. Aber die Kräfte gingen ihr aus, die Nahrung fehlte in der belagerten Stadt, und nur um der edlen Frau die Qual und Schmach der Gefangenschaft zu ersparen, beschloß der letzte Kriegsrath ihre heimliche Flucht. Schon hatte sie auf dem Euphrat ein Schiff bestiegen, als sie von römischen Streitern eingeholt wurde. „Du also bist Zenobia, redete Aurelian sie an, welche gewagt hat, einen römischen Kaiser zu beschimpfen.“ Mit Würde entgegnete sie: „Dich anerkenne ich als Kaiser, der du mich besiegt hast; aber ein Gallienus, ein Aureolus und wer sonst noch, waren für mich niemals Fürsten; Viktorina allein schien mir ähnlich zu sein und ihr hätte ich den Vorschlag zu einer gemeinsamen Regierung gemacht, wenn nicht die weite Entfernung so ungünstig gewesen wäre.“ Aurelian konnte der merkwürdigen Frau seine Achtung, sich selbst aber auch die Befriedigung kindischer Eitelkeit nicht versagen; er tödtete sie nicht, trotz des Geschreis der Soldaten, aber gedachte sie bei seinem Triumphzuge in Rom aufzuführen; ihre Räthe und Offiziere wurden hingerichtet.

Kaum war Aurelian mit seiner Beute abgezogen, brach der Krieg von Neuem aus; Palmyra konnte den Verlust seiner Unabhängigkeit nicht verschmerzen; aber das römische Glück hatte bessern Erfolg, als die Tapferkeit der Asiaten. Aurelian berichtet: „das Schwert braucht nicht weiter zu wüthen, es ist vom Volke von Palmyra genug getödtet; wir haben die Frauen nicht verschont, Kinder getödtet, Greise erdrosselt, Landleute gemetzelt, der geringe Rest wird sich durch die Menge Derer, die untergingen, eines Bessern sich belehren lassen.“ Nach Palmyra fiel auch Aegypten wieder unter den Kaiser, und diesem blieb zur Vollendung seines Werkes nur noch die Ueberwindung des gallischen Reiches. Sollen wir es elenden Verrath nennen, was dieses ihm in die Hand spielte, oder ist es die mächtige Anhänglichkeit an die Majestät der römischen Einheit gewesen, was den Tetricus bewog, Aurelian Anerbietungen zu machen? Bei Chalons standen die Heere sich gegenüber;

die Gallier schlugen sich, aber Tetricus verließ sie und ging zu Aurelian über, und dieser war nun Herr des Westens wie des Ostens, der einzige Kaiser im ganzen Reiche; dessen Einheit hatte noch einmal gesiegt, die nationalen Bewegungen zur Erringung der Selbständigkeit waren wieder überwunden.

Im Triumphzuge Aurelians wurden Tetricus und Zenobia, diese mit einer erdrückenden Last goldener Ketten beladen, aufgeführt; aber Aurelian setzte den Tetricus in seine Senatorenwürde wieder ein, und Zenobia lebte als würdige und geehrte Matrone in einer von Aurelian ihr eingerichteten Villa. Bevor wir von dieser edeln Frau scheiden, klagen wir über das Unglück ihrer Seele. Nach der Wahrheit verlangend, hat die Kaiserin des Ostens nach den hl. Schriften gegriffen; aber als sie auf halbem Wege nicht stehen bleiben wollte, hat der elende Ketzer Paul v. Samosata Einfluß auf sie gewonnen, und wir wissen leider nicht, ob sie im Irrthume gestorben ist oder in Rom aus diesem gerettet wurde.

Als Aurelian Sieger im Osten geworden war, haben die Christen in Antiochien in ihrer Rechtssache gegen Paul v. Samosata, der sich in den Besitz ihrer Kirchen gesetzt hatte, vertrauensvoll an den Kaiser sich gewandt; so wenig zweifelhaft war ihnen die rechtliche Anerkennung von Seiten des Staates, und so festgegründet unter ihnen die Ueberzeugung von der Billigkeit des Kaisers. Im Jahre 269 hatte ein Concil von 70 Bischöfen zu Antiochien den Paul v. Samosata wegen seiner Irrlehre über die heiligste Dreifaltigkeit und seines gottlosen Lebenswandels verurtheilt; die Gläubigen hatten sich um den neuen Bischof Domnus geschaart, aber der abgesetzte Paul wollte die Kirche nicht herausgeben. Wie nun entschied Aurelian? „Die streitige Kirche soll Denjenigen zugehören, welche mit der Geistlichkeit Italiens und dem Bischofe von Rom in Gemeinschaft stehen.“ Und Paul wurde durch die kaiserliche Gewalt aus dem Besitze der Kirche getrieben. So hat der Heide das Recht der Kirche auf ihren Besitz und die Einheit der Kirche und die Herrlichkeit des römischen Stuhles anerkannt.

Aber Aurelian berauschte sich an seiner eigenen Herrlichkeit; auf seinen Münzen erscheint die Widmung: „Unserm Herrn und unserm Gott, Aurelian Augustus, dem Wiederhersteller der Welt!“ Dennoch erließ er noch kein Verfolgungsdecret; aber hl. Martyrer werden genannt, so zu Rom der junge Sabas, ein Gothe, mit 70 seiner Soldaten, so in großer Zahl in Gallien. Als Aurelian wieder nach Osten zog, ließ er ein förmliches Verfolgungsdecret vorbereiten; als er es unterzeichnen wollte, schlug der Blitz neben ihm ein, und für den Augenblick war sein rechter Arm gelähmt. Erschreckt stand er diesmal von der Unterzeichnung ab; aber bald darauf hatte er seinen Schrecken vergessen, er unterzeichnete; doch

während die bluttriefenden Sendschreiben in die Provinzen ausgingen, wurde er ermordet.

Moestheus, sein Secretär, hatte mit dem Vertrauen des Kaisers Mißbrauch getrieben, und wußte, da Aurelian eine Drohung fallen ließ, daß ihm niemals verziehen würde. Da spielte er den Oberoffizieren eine gefälschte Proscriptionsliste, auf welcher ihre Namen standen, in die Hand, und wenige Tage darauf lag Aurelian verblutet am Boden. Man kennt die näheren Umstände des Mordes nicht, er fand zwischen Heraklea und Byzanz statt.

Unterdessen waren die Blutbefehle ihren Weg gegangen, und in Thracien und Kleinasien verbluteten Bekenner Christi; wir wollen nur zwei nennen, den hl. Conon und seinen Sohn, Subdiakon zu Iconium. Langandauernde Qualen erbat sich Conon, um die Freude des Martyrthums mit vollen Zügen zu genießen, wie er sagte. Er wurde mit seinem Sohne auf ein glühend gemachtes eisernes Lager gelegt, mit einer Säge von Holz die Hände ihnen abgeschnitten. Mit ihren verstümmelten Armen machten sie noch das Zeichen des Kreuzes, und eine Stimme vom Himmel berief sie, so daß der Richter entsetzt sich flüchtete.

XIX.

Die letzten Kaiser vor Diocletian.

(275—285.)

Sechs Monate lang blieb der kaiserliche Thron erledigt, denn die Soldaten begehrten einen Kaiser vom Senate, und dieser zögerte, von seinem Rechte der Wahl Gebrauch zu machen, bis der Consul Velius Cornificius Gordian einmal den Senat anrief: „Wir müssen einen Kaiser haben, und zwar noch heute; entweder wird die Armee unsern Erwählten annehmen, oder einen anderen ausrufen, dann haben wir wenigstens einen Kaiser.“ Der älteste der Consularen, M. Claudius Tacitus erhob sich zur Erwiderung, da begrüßte ihn der allgemeine Ruf als Augustus. Sein Widerstreben wurde nicht beachtet, und der Jubel war allgemein, als er dem Senate das Recht zugestand, daß die Kaiserwürde nicht erblich sein sollte und als er sprach, daß er regieren wolle nur als der Erwählte des Senates und eingehen in alle Rathschlüsse desselben. Man konnte fast glauben, daß mit der Regierung des Senates die Zeiten der Republik wiedergekommen seien, und es schien, daß Rom einmal wieder glücklich werden solle; die Angebereien wurden verboten, die Sclaven nicht mehr gegen ihre Herren gerichtlich vernommen, Luxusgesetze erlassen; der von Aurelian begonnene Krieg gegen die Perser sollte fortgeführt werden. Im Jahre 275

ging Tacitus zu den Legionen im Oriente ab; in Thracien oder Kleinasien traf er sie, und in ihrer Mitte starb er, ob an einer Krankheit oder ermordet, kann nicht gesagt werden; seine Herrschaft hatte vom 25. September 275 bis zum März oder April 276 gedauert.

Ohne den Senat und ohne die ferne Armee warf sich sein Bruder Florianus zum Kaiser auf; nach zwei Monaten erfuhr er, daß die Armeen im Orient einen Andern ausgerufen; er marschirte gegen ihn, seine Soldaten wurden geschlagen und von der Epidemie aufgerieben, er von ihnen getödtet oder zum Selbstmorde gezwungen.

Keinen tüchtigeren Mann hätte weder der Senat, noch die Armee finden können, als er in Probus (276—282) gefunden ward; energisch protestirte er gegen seine Wahl, und in seinem ersten Sendschreiben an den Senat bemerkte er: „Ich habe niemals nach der Kaiserwürde verlangt, und ich habe sie gegen meine Neigung angenommen; verurtheilt die Rolle zu spielen, die der Soldat mir auferlegt, kann ich die Last nicht abwälzen, die mir nur Haß eintragen wird.“ Probus hatte den glücklichen Gedanken, einen Theil dieser Last auf die Schultern des Senates zu legen. Ihm wies er die Ernennung der Proconsuln, der consularischen Legaten, die Appellationen der höheren Beamten und die Sanktion der Gesetze zu, damit er desto ungehemmter der Kriegführung obliegen möchte.

Gallien war zu Land und Meer von den Franken, Alamannen, Vandalen und Burgundern angefallen; am 5. Mai 277 war Probus vom Orient her in seiner Geburtsstadt Sirmium angekommen, kurze Zeit darauf stand er am Rhein, nach zwei Jahren waren sechszig bis siebenzig Städte befreit, 400,000 Barbaren vernichtet; bis über den Neckar und die Elbe hinaus hatte Probus die römischen Adler getragen; dann focht er in Rhätien, in Illyrien, in Thracien, in Kleinasien gegen die Isaurier, in Aegypten gegen ein wildes Volk. So wichtig diese Kämpfe mit ihren Erfolgen, so dachte Probus noch weiter; er verpflanzte Barbaren auf den römischen Boden, und gestattete und beförderte den Weinbau, welchen kurzsichtige Politik auf den italienischen Boden beschränkt hatte; er verwandte die Arme der Soldaten zu Werken des Friedens, zum Straßen- und Canalbau, zu landwirthschaftlicher Arbeit, denn er war der Ueberzeugung, daß das Reich durch die Unthätigkeit zu Grunde gehen müsse; dafür ging er an seinen wohlthätigen Maßregeln zu Grunde. Zuerst wurden von den unzufriedenen Armeen Kaiser gegen ihn aufgestellt, ein Saturninus in Aegypten, Proculus, Bonosus in Gallien; dann, als er diese mit Leichtigkeit überwunden hatte, ermordeten die Soldaten ihn, miß-

muthig, daß er ihnen Hacke und Schaufel in die Hand genöthigt. Zu Sirmium hatte er großartige Werke der Entsumpfung und des Kanalbaues unternommen; mehrere tausend Soldaten waren murrend damit beschäftigt. Eines Tages, als er unter ihnen nachsah, wird die Arbeit verlassen, wird er umringt. In der Nähe hatte er einen festen Thurm gebaut; dahin flüchtete er; aber verfolgt erlag er den Streichen der Mörder.

Noch drei Kaiser verschlangen die nächsten zwei Jahre 283—285; der Soldat war wieder der allmächtige und launische Beherrscher des Reiches geworden; der Senat hatte an der Ernennung des Carus keinen Theil. Drohender als je waren die Barbaren; die Sarmaten erlagen, die Perser desgleichen; Carus schlug sein Lager über Ktesiphon hinaus. Das war gegen den Aberglauben der Legionen, welcher darauf hielt, daß noch keine römische Armee ungestraft so weit gekommen sei; und da wird nun berichtet, im Dezember 283 oder im Januar 284 habe sich ein grausiges Gewitter erhoben. Das Zelt des Kaisers sei in Flammen gestanden, und die Dienerschaft habe gerufen: „der Kaiser ist todt.“ Ob der Blitz ihn erschlagen, ob eine Krankheit ihn hinweggerafft? „wir vermochten, schrieb der kaiserliche Secretär nach Rom, in der Verwirrung die Wahrheit nicht zu ergründen.“

Numerian, der jüngere Sohn des Carus, der bei der Armee war, wurde zum Kaiser ausgerufen. Da er krank war, insbesondere an den Augen litt, reiste er in einer Sänfte, während Aper, der Präfect des Prätoriums, die Armee auf dem Rückmarsche commandirte. Aper hielt Jeden von der Sänfte fern, und gab von Zeit zu Zeit den Soldaten Bericht über das Befinden des jungen Kaisers. Als das Heer sich den Gestaden des Bosporus nahte, bemerkte man einen unerträglichen Geruch in der Nähe der Sänfte. Die Armee hat einen todten Kaiser mit sich geführt. Aper hatte ihn ermordet. Am 17. September 284 ward Diocletian zum Kaiser ausgerufen und ihm die Rache am Mörder aufgetragen. Längst hatte ihm im Lande der Tongeren eine Druidin geweissagt, daß er Kaiser werde, wenn er das Wildschwein (Aper) getödtet habe. Jetzt im Angesichte des Arrius Aper erinnerte sich Diocletian daran. Im Angesichte der Sonne, das Schwert entblößt, schwur er, daß er nach der Kaiserwürde nicht verlangt und daß er am Morde Numerians keinen Theil habe. Dann wandte er sich gegen Aper, und unter dem Rufe: „dieser ist der Urheber des Mordes!“ durchbohrte er ihn mit dem Schwerte.

Carinus, der ältere Sohn des Carus, ein grausamer und ausschweifender, aber kriegstüchtiger Mann, über den sein eigener Vater ausgerufen: „das ist mein Sohn nicht!“ siegte über Sabinus Julianus, der im Gebiete von Venetien den Purpur sich umgelegt, schlug auch den

Diocletian an der Donau, wurde aber von seinen eigenen Soldaten ermordet, und nun war der einzige, allgemein anerkannte Kaiser — Diocletian.

XX.

Diocletian.

(284—305.)

Im Jahre 284 war Diocletian ungefähr 40 Jahre alt; von seinem Geburtsorte Dioclea in Dalmatien hieß er, der Sohn eines von dem Senator Annullinus freigelassenen Sclaven Diocles; er war also kein Römer, im Gegentheile von großem Widerwillen gegen Rom beherrscht. Von der Civilisation war er bloß angeleckt, nicht innerlich zu einem bessern Menschen umgebildet worden. Die unmittelbare Frische des Gemüthslebens eines Barbaren hatte er eingebüßt, und Schlauheit und Furcht waren die Grundzüge seines Characters geworden. Er ist in der Geschichte verschiedenartig beurtheilt, besonders in neuerer Zeit wollte man einen genialen Staatsmann in ihm erkennen und einen über die Wechselfälle des Lebens erhabenen Philosophen. Es ist wahr, Gott hat ihn mit hohen Eigenschaften des Geistes begabt, aber in beständiger Furcht hat er von seiner bessern Einsicht keinen Gebrauch gemacht, berauscht vom Bewußtsein der Göttlichkeit ist er lächerlich beherrscht von der Furcht ein Verfolger und dadurch ein Gestrafter Gottes geworden. Aber hören wir seine Geschichte, welche diese Sätze bestätigt.

Eine Amnestie eröffnete klug seine Herrschaft, nach der Verwirrung und der Unsicherheit der letzten Zeit eine tiefempfundene dankbare Beruhigung. Diocletian saß in Nikomedien, das er großartiger und herrlicher herstellen wollte, als Rom war; aber im Westen des Reiches war eine kriegerische Kraft nöthig; er stellte sie auf in Maximian, dem er am 1. April 285 die Herrschaft über den Westen, d. h. über Italien, Spanien, Britannien und Gallien übergab.

Maximian war ein schlagfertiger, kühner, grausamer Kriegsmann; in ihm glaubte Diocletian ein fügsames Werkzeug zu haben, er dachte nicht an dessen brutales, hochmüthiges Wesen, seine bestialische Sittenlosigkeit zog er nicht in Betracht, und seinen diabolischen Haß gegen das Christenthum wohl auch nicht.

Die Straße vom St. Bernhard an bis hinab zur Mosel und dem Niederrhein ist übersät von den glorreichen Trophäen desselben heidnischen Hasses und christlichen Opfermuthes; wir stehen hier vor der hochberühmten thebaischen Legion.

Im Norden und Osten Galliens waren die Bauern aufge-

standen; die unerträglichen Erpressungen der Regierung, die immer neu sich drängenden Einfälle der Barbaren, hatten so viel Elend über das Land gebracht, daß der Bauer die Pflugschaar in ein Schwert wandelte und die verzweifelnden Schaaren in den Wäldern sich sammelten, dann über die Städte, über die größeren Gehöfte, die noch etwas besaßen, herfielen und plünderten; man nannte sie die Bagauden, und gegen sie zog Maximian. Im September 284 oder 285 hatte er den St. Bernhard überschritten und stand zu Octodurum (Martigny), seine Legionen um sich sammelnd; es waren die des Orients, mit welchen Diocletian gegen Carinus gekämpft hatte. Eine derselben fehlte, sie war von Trajan gebildet worden und hatte Standquartier und Werbebezirk in Oberägypten, daher hieß sie die Thebaische und bestand aus lauter Christen; das war der Grund, warum die Legion in Martigny nicht eingetroffen war; denn zu St. Maurice (Agaunum oder Tarnada) hatte sie der Befehl eines Opfers ereilt. Der Oberoffizier Secundus war gemartert worden, und nun wurde die Legion von Mauritius geführt, dem Exsuperius und Candidus zur Seite standen. Aufbrausend im Zorn befahl Maximian die Legion zu decimiren; schweigend lieferte diese den zehnten Mann in den Tod; als aber dem Befehle der gottlose Hohn beigefügt wurde, daß der Rest sich gegen Christen führen lassen müsse, brach der Unwille in der Protestation los, daß die christlichen Soldaten niemals gegen ihre Brüder marschiren werden. Da wurde die Decimation wiederholt, und nun schrieb Mauritius dem Kaiser: „Wir sind deine Soldaten, aber wir sind Diener Gottes ... wir können dir gehorchen, aber nicht bis zur Verläugnung Gottes, unseres Schöpfers und des deinigen, du magst ihn anerkennen oder nicht. Wenn man uns nicht bis zu der traurigen Nothwendigkeit zwingen will, dich zu kränken, werden wir dir gehorchen; thut man es, so gehorchen wir eher Ihm, als dir ... zuerst haben wir Gott Treue geschworen, bevor wir es den Fürsten thaten ... Wir sahen die Gefährten unserer Mühen und Gefahren verbluten, aber wir haben über den Tod unserer Brüder weder geweint, noch geklagt; wir haben sie gepriesen und wir beneiden ihre Seligkeit, daß sie würdig erachtet wurden, für unsern Gott und Herrn zu leiden. Du bringst uns in die äußerste Noth, aber diese wird uns nicht zu Rebellen machen; die Verzweiflung, die so kühn macht in der letzten Noth, wird uns nicht gegen dich bewaffnen; wir wollen lieber sterben, als tödten, lieber schuldlos sterben, als in Schuld leben ...“ Und 6000 Männer legten ihre Waffen nieder und ließen sich tödten. In den Alpenthälern, in Piemont, in der Lombardei, an den Gestaden der Aar und der Limmath, in den rheinischen Städten, zu Coblenz, Bonn, Cöln, an der Mosel zu Trier, wo immer eine Abtheilung der Legion stand oder Versprengte

aufgespürt wurden, floß das Blut der heiligen Martyrer; nicht einmal die Frauen, welche ihren Gatten aus der Heimath gefolgt waren, wurden verschont; erst in den fünfziger Jahren noch hat man in Köln Schädel ausgegraben mit einem Nagel in der Schläfe, und die Untersuchung ergab, daß es Frauenschädel von ägyptischer Bildung waren. Der Präfect des Prätorium, Rictius Varus, durchzog den Norden Galliens und Belgien mit einer Mörderbande, Christen aufsuchend und marternd. Maximian stritt sich mit germanischen Völkerschaften herum; immer triumphirte er, und doch immer standen die Barbaren wieder auf dem Platze.

Das Ereigniß der thebaischen Legion kann nicht in Zweifel gezogen werden, nur über das Jahr ihrer Marter und ob dieselbe vor dem Feldzuge gegen die Bagauden oder nach demselben stattfand, weichen die Angaben von einander ab.

Wie Maximian im Westen, so hatte auch im Osten Diocletian, obgleich weniger kriegerisch und weniger nach Triumphen lüstern, Erfolge über die Barbaren errungen; und als die beiden Kaiser im Mai 290 in Mailand zusammenkamen, wurden sie wie Götter begrüßt und gepriesen, was freilich nicht verhinderte, daß in Britannien der Menapier Carausius als Gegenkaiser auftrat, in Afrika ein gewisser Julius, in Aegypten ein gewisser Achilleus ausgerufen wurde.

Unter diesen Umständen dachte Diocletian eine durchgreifende Abhilfe zu schaffen durch eine neue Theilung des Reiches; die Theilung in den Osten und Westen hatte sich nicht hinlänglich wirksam erwiesen; und er nahm eine Viertheilung vor, nicht nach Nationen, sondern willkürlich nach geographischen Bestimmungen; er selbst wollte der Alles zusammenhaltende, die Richtung gebende, alles Leben in die Glieder ausströmende Mittelpunkt sein, und nach ihm sollte immer ein Oberkaiser die gleiche Stellung einnehmen.

Dieser Gedanke war eine Thorheit. Die Einsicht war richtig, daß das Reich für eine einzige Persönlichkeit zu sehr ins Ungeheure ausgebauscht, daß der Zusammenhalt der Provinzen und der Schutz der Grenzen unter der bestehenden Verfassung nicht mehr durchzuführen war; die Zeit der sogenannten dreißig Tyrannen hatte die Erfahrung dafür hinlänglich geliefert; eine gewisse Theilung schien also zur Nothwendigkeit geworden zu sein. Dabei war es keine Unmöglichkeit für Diocletian, Männer zu finden, welche ihm ergeben und für seine Oberleitung empfänglich waren; wenn aber ihm die Kraft ausging und die Zügel seiner Hand entfielen? und wenn sein Nachfolger nur tüchtige Männer zu Mitkaisern annahm, und er mußte solche aussuchen, wenn die Absicht der Reichstheilung erreicht werden sollte; — werden diese immer fügsam sich

dem Einen obersten Willen unterordnen? Nur die Verchristlichung des Reiches hätte die Einheit des Reiches gewahrt, und nur die Theilung nach Nationen oder verwandten Gruppen die Bildung neuer Reiche ermöglicht. Diocletian ernannte Auguste und Cäsaren, die in gar keiner Beziehung zu dem Boden standen, auf welchem sie ihren Thron aufschlugen, und die Zusammengehörigkeit der vier Reichstheile war nur eine Fiction.

Am 1. März 292 ernannte Maximian in Mailand den Flavius Constantius zum Cäsar, Diocletian in Nikomedien den Galerius. Den Orient behielt Diocletian, Griechenland mit Thracien und dem Donaugebiete wurde dem Galerius zugewiesen; Maximian mit der Residenz zu Mailand war der Kaiser über Italien, Afrika und wahrscheinlich Spanien; Constantius sollte Gallien und Britannien beherrschen.

Sehen wir uns die zwei Cäsaren näher an.

Constantius Chlorus war ein Mann von Verdienst; zwar von Geburt ein Barbar, und nur mäßig gebildet, aber er hatte Geschmack an der Literatur, an edeln Erhebungen des Geistes, eine angeborene Richtung nach dem Edeln und Ehrenhaften zeichnete ihn aus. Der kaiserliche Purpur machte ihm keine Illusionen; in seiner Jugend hatte er mit Entbehrung derart zu kämpfen gehabt, daß man ihn den „Armen“ nannte; jetzt, wo ihn der Glanz und Ueberfluß umgab, lebte er nicht minder einfach, und beschmutzte sich nicht mit ungerechtem Gute. „Wisse doch reich zu sein!“ rief ihm Diocletian zu, der seine weise Haushaltung und die Schonung der finanziellen Kräfte Galliens nicht mit Gleichgiltigkeit, sondern mit mißtrauischem Auge betrachtete. „Du begehst Verrath am Staate,“ schrieb er ihm, als aus Gallien nicht dieselben Klagen über die Erpressungen der fiscalischen Beamten wie anderwärts laut wurden, und er entsandte Commissäre zur Untersuchung. Aber die weise Führung der Geschäfte hatte Constantius Freunde gemacht, und als die Commissäre in Trier eintrafen, waren seine Kisten und Kassen voll von gemünztem und ungemünztem Edelmetall, um nach Beendigung der Untersuchung wieder in die Kassen der Eigenthümer zurückzuströmen. So handelten seine Freunde auch mit ihrem Tafelgeschirr, wenn Constantius ein glänzendes Fest zu geben hatte, zu welchem seine eigenen Kräfte nicht ausreichten. Ein Feldlager war seine Residenz Trier; mit thätiger Umsicht waltete er der Regierung, mit Tapferkeit wehrte er den Barbaren an den Grenzen, Gallien war glücklich. Die Erhebung zur Cäsarenwürde legte dem Constantius das Opfer der Scheidung von seiner Gemahlin auf; er mußte sich mit Theodora, einer Tochter der Frau des Maximian, vermählen; die verstoßene war eine Wirthstochter aus Bithynien, wir verehren sie unter dem Namen der heiligen Helena;

als sie ging, nahm sie ihren 15jährigen Sohn mit, den sie zu einem trefflichen, den Vater noch überragenden Manne erzog; ob sie schon damals Christin war, ob das Unglück sie in seinen Schooß führte, wissen wir nicht. Constantius war nicht Christ, aber auch kein Heide in der Gesinnung, er betete zu dem einen, wahren Gotte, den er nicht kannte.

Ganz anders war der andere Cäsar, Galerius; ein kühner und tapferer Offizier wie Constantius, hatte er auf der anderen Seite von seinem Barbarenthum nichts abgestreift; der Beiname, den er als Hirte auf den Bergen seiner Dacischen Heimath erhalten, der Ochsenhirt, blieb mit seiner schlimmen Nebenbedeutung dem brutalen, gewaltthätigen Manne, der keine Leidenschaft zu zügeln verstand. Seine Mutter war eine glühende Verehrerin der Götter; sie opferte viel, und weil ihre christlichen Diener an den Opferschmäusen nicht theilnahmen und im Gegentheile an den Tagen derselben in Trauer fasteten, so warf Romula ihren Haß auf sie, und diesen Haß flößte sie ihrem Sohne ein.

Die Kaiser zeichneten sich durch kriegerische Thaten aus: Maximian holte Afrika wieder für das Reich, der dortige Gegenkaiser Julianus tödtete sich selbst; Galerius schlug die sarmatische Nation der Karpen an der Donau, Constantius die Alamannen und Franken; Carausius wurde von seinem Offizier Allektus (297) ermordet und Britannien von diesem usurpirt, Constantius befreite das Land von ihm. Auch Aegypten wurde dem Reiche wieder einverleibt, und mit Persien kam ein ehrenvoller Friede zu Stande, welcher den Tigris und Araxes zur Grenze des Reiches machte und diesem fünf Provinzen beifügte. Den Sieg über den Perser Narses hatte Galerius errungen; das erstemal geschlagen, war Galerius von Diocletian so verdemüthigt worden — eine weite Strecke ließ Diocletian in seiner niedrigen Gesinnung ihn im Purpur neben seiner Sänfte herziehen und sehr lange um eine neue Armee betteln — daß Galerius als schließlicher Sieger durch die ungewöhnlichen Anstrengungen, die Diocletian jetzt zu seiner Befriedigung für nothwendig hielt, so viel Gewalt über ihn bekam, daß diese in völlige Beherrschung überging.

So war das Reich wieder hergestellt; das Jahr 297 brachte den lang entbehrten Frieden, die Viertheilung der Kaisergewalt schien mit glücklichem Erfolge gekrönt. Aber wie lange wird das einträchtige Zusammenwirken der vier an Character verschiedenen, nicht durch einen großen lebenskräftigen Gedanken zusammengehaltenen, mehr oder weniger von Egoismus beherrschten Männer währen? Und doch war die Eintracht unter ihnen und der dadurch bedingte Friede des Reiches auf sehr viele Jahre hinaus noth-

wendig, wenn die Wunden geheilt werden sollten, an denen das Reich dahinsiechte.

Statt daß Diocletian eine Heilung versuchte, riß er die klaffende Wunde der allgemeinen Verarmung noch weiter auf. Was hatte ein einziger kaiserlicher Hofhalt bisher den Fiscus zu einem wahren Räuber gemacht, und jetzt mußte für den Pomp von vier Hofhaltungen gesorgt und mußten für den schmutzigen Geiz und den unsinnigen Aufwand, in welchem ganz besonders Diocletian sich gefiel, gesorgt werden. Die heidnischen Schriftsteller und die Monumente sind in ihren Zeugnissen darüber einig mit den christlichen; unter diesen spricht Lactantius: „Diocletian hat den Erdkreis durch Geiz und Furchtsamkeit zu Grunde gerichtet. Er hat nämlich drei Mitregenten ernannt, nachdem er das ganze Reich in vier Theile getheilt; nun wurden auch die Heere vermehrt, da jeder einzelne Herrscher eine weit größere Anzahl Soldaten zu haben strebte, als die früheren Häupter gehabt hatten, als sie den Staat allein regierten. Die Anzahl Derer, die nur einnahmen, fing an die Anzahl der Gebenden so sehr zu übersteigen, daß, als durch die ungeheuren Auflagen die Kräfte der Landbebauer erschöpft waren, dieselben die Aecker verließen, und die angebauten Felder sich in Wald verwandelten. Um ferner Alles mit Schrecken zu erfüllen, wurden auch die Provinzen zerstückelt; viele Landvögte und noch mehr Beamte bedrückten die einzelnen Gegenden, sogar fast schon jede Stadt. So gab es auch viele Rechnungsführer, Oberrichter und Stellvertreter der Bezirksvorsteher, welche sehr selten Entscheidungen fällten im Interesse der Unterthanen, dagegen fast nur Todesurtheile und zahlreiche Verbannungen aussprachen. Die nicht bloß häufigen, ja endlosen Abgaben von Dingen der verschiedensten Art wurden mit unerträglicher Härte eingetrieben. Ferner war es nicht mehr zu tragen, was erfordert war, die Soldaten zu bezahlen; bei seinem unersättlichen Geiz wollte er auch nie den Staatsschatz angreifen, sondern immer außerordentliche Schätze und Schenkungen zusammenhäufen, um Das, was er sich geheim bei Seite gelegt, unangetastet und unverletzt zu erhalten. Als derselbe durch die verschiedenen Ungerechtigkeiten eine ungeheure Theuerung herbeiführte, versuchte er einen gesetzlichen Preis für die zu verkaufenden Gegenstände festzustellen (Maximum); da wurde wegen unbedeutenden Kleinigkeiten viel Blut vergossen. Aus Furcht erschien nichts mehr zum Verkaufe, und die Theuerung wurde viel schlimmer, bis endlich das Gesetz, nachdem es Vielen das Leben gekostet, nothgezwungen aufgehoben wurde. Hiezu kam noch gewisse Baulust, die keine Grenzen hatte, und eine nicht geringere Bedrückung der Provinzen, indem diese nicht nur Werkleute und Künstler, sondern auch Fuhrwerk, wie es immer zu den verschiedenen Bauten nothwendig, zu

stellen hatten. So ließ er Prachtgebäude, eine Rennbahn, eine Münzstätte, eine Waffenfabrik bauen, hier ein Gebäude für seine Frau, dort eines für seine Tochter. Ein großer Theil der Stadt (Nikomedien) wurde auf Einmal von den Einwohnern verlassen; diese wanderten alle mit Weib und Kind aus, als hätte der Feind die Stadt eingenommen. Als nun dieses mit dem Ruin der Provinzen ausgeführt worden, äußerte er: es sei nicht recht gemacht, es solle anders werden; man mußte also wieder niederreißen und in anderer Weise aufführen, was vielleicht wieder sollte zu Boden gestürzt werden. Seine Thorheit hielt an in dem Bestreben, Nikomedien der Stadt Rom gleich zu machen. Ich will nicht anführen, wie Viele wegen ihrer Besitzungen und ihres Vermögens umkamen; denn das war fast ein erlaubtes Gewohnheitsrecht bei den Gottlosen geworden. Bei diesem Verfahren war aber Das etwas besonderes, daß, wo immer er einen besser gepflegten Acker oder ein prächtigeres Gebäude sah, sogleich dem Eigenthümer eine falsche Anklage gemacht und das Todesurtheil an ihm vollzogen wurde, als wenn er fremdes Eigenthum nicht ohne Blutvergießen hätte rauben können."

So geschah zur Hebung der materiellen Noth nicht nur nichts — was will die Verpflanzung von ungefähr einer Million Barbaren auf den römischen Boden besagen, wo vielleicht zwanzig nöthig gewesen wären? — sondern sie wurde durch die elende Finanzwirthschaft noch erschwert, und mit der geistigen Noth geschah das Gleiche durch die letzte große Verfolgung der Christen, die schwerste von allen.

Die verschiedenen Kaiser nahmen eine verschiedene Stellung zu den Christen ein; dessen müssen wir zuerst gedenken.

Constantius war kein Verfolger; seit er in Gallien herrschte, war kein Martyrerblut geflossen; die christlichen Gemeinden standen in Blüthe und wuchsen in immer neu herzudringenden Katechumenen fröhlich heran; Constantius achtete die Christen.

Auch im Reichstheile Diocletians floß noch kein Blut; der Schlaue, Berechnende war zu klug dazu, wenigstens hatte er noch keinen Verfolgungsbefehl gegeben, wie er denn überhaupt mit einer durchgreifenden Maßregel nicht gerne hervortrat, wenn er Widerspruch zu besorgen hatte. Prisca, die Gemahlin Diocletians, und Valeria, seine Tochter, waren Christinnen; zahlreiche Christen befanden sich unter der kaiserlichen Dienerschaft bis zu den höchsten Stufen hinauf, so der Oberkammerherr Dorotheus, der Kämmerer Gorgonius, und nicht im Verborgenen; ihnen war, wie Eusebius, der Kirchengeschichtschreiber, der damals in Nikomedien lebte, bezeugt, gestattet, mit ihren Weibern, Kindern und Sclaven vor den Augen des Kaisers die christliche Religion frei in Wort und That

zu üben und ungehindert mit dem freien Bekenntnisse ihres Glaubens fast groß zu thun; mehr als den andern Dienern und in einem ausgezeichneten Grade wurde ihnen das kaiserliche Vertrauen geschenkt. Sogar Statthalterstellen bekleideten Christen und es wurde ihnen die mit ihrem Amte verbundene Pflicht der Anwesenheit bei den heidnischen Opfern erlassen. „Ueberdies, fährt Eusebius fort, konnte man sehen, welche hohe Achtung auch die Bischöfe der einzelnen Gemeinden bei allen Civil- wie Militärbeamten genossen. Und wer vermochte wohl die zahllosen Schaaren, welche sich dem Christenthume zuwandten, die Menge der Versammlungen in jeder Stadt und den auffallenden Zulauf zu den Bethäusern zu schildern? In Folge dessen reichten die alten Gebäude nicht mehr aus, und es mußten in allen Städten ganz neue geräumige Kirchen erbaut werden.“ Die alten Verläumdungen waren verstummt, die Vorurtheile eingeschlafen, die heidnische Welt flüchtete sich aus ihrem Elende heraus zu Christus.

Anders als Diocletian handelten Maximian und Galerius, in deren rohen Geist der Gedanke nicht trat, daß ein Staatsmann mit einer Macht, welche das Christenthum repräsentirte, rechnen muß. Sie haßten die Christen, und ganz besonders widerwärtig waren ihnen die christlichen Soldaten; sie stellten den Satz auf, daß Christenthum und Kriegsdienst unvereinbare Dinge seien; zuerst wurde befohlen, daß jeder Christ die Waffen niederlegen müsse; die große Zahl, welche zum Christenthume sich bekannte, erschreckte den Galerius, aber vor der Hinrichtung derselben schreckte er nicht zurück, und er wie Maximian mordete die beste und edelste Kraft der Armee. Besonders in Rom scheint die Marter von Soldaten beständig gewesen zu sein; unter den herrlichen Helden leuchtet der große hl. Sebastian als ein unsterbliches Bild christlicher Männerwürde ganz besonders glänzend hervor.

Galerius verfolgte selbst auf dem Gebiete Diocletians, sein ganzer Weg, den er bei seinem Perserkriege durchlief, ist mit den Denkmälern der hl. Martyrer bezeichnet; zu Byzanz z. B. starben 40 Soldaten mit Callistratus, der sie bekehrt, in Nikomedien 300, in Cilicien der Tribun Andreas mit seiner ganzen Cohorte. Und Diocletian schwieg aus Schwäche, bis er in der gleichen Schwäche selbst zur Verfolgung überging, zur grausamsten von allen, die nicht weniger als zehn Jahre vier Monate dauerte.

Es war im Jahre 302. Als eines Tages im kaiserlichen Palaste geopfert wurde, machten die dabei anwesenden Christen, um vor Gott gegen ihre Theilnahme zu protestiren, das Zeichen des hl. Kreuzes auf die Stirne; der Opferpriester fand in den Eingeweiden des Opferthieres die Zeichen nicht, die er suchte, und so oft er das Opfer wiederholte, hatte er jedesmal denselben Miß-

erfolg. Da rief Tagis, der Vorsteher der Wahrsager, aus: „Die Opfer thun nichts kund, weil unheilige Menschen dieser göttlichen Handlung beiwohnen.“ Diocletian zürnte und befahl nicht nur den Anwesenden, sondern allen Palastbewohnern, unter Androhung von Schlägen, zu opfern. Ein gleicher Befehl erging an die Kriegsobersten, daß sie die Soldaten zu den Opfern zwingen sollten; Entlassung war die angedrohte Strafe. Nun brachte Galerius den Winter in Nikomedien zu; er lag dem Diocletian unaufhörlich mit seinen Einflüsterungen der Verfolgung an; lange widerstand der alternde Diocletian, „indem er zeigte, wie verderblich es wäre, den Erdkreis zu beunruhigen und das Blut Vieler zu vergießen; die Christen seien gewohnt, gerne zu sterben, und es sei hinreichend, wenn er bloß die Bewohner des Palastes und die Soldaten von dieser Religion abhielte.“ (Lactantius.) Galerius gab sich nicht zufrieden, und Diocletian fing zu wanken an; aber die Verantwortung wollte der Schlaue in seiner Feigheit nicht tragen; „denn er besaß die Bosheit, daß wenn er etwas Gutes zu thun beschlossen hatte, er es ohne Rath ausführte, damit er selbst das Lob ernte, wenn er aber etwas Schlechtes wollte, wovon er bestimmt wußte, daß es getadelt werden mußte, so rief er Viele zur Berathung, damit es Andern beigemessen wurde, was er selbst verbrochen hatte. Es wurden nun Einige aus dem Richterstande und dem Soldatenstande herangezogen und ihrem Range gemäß befragt, Einige erklärten aus eigenem Haß gegen die Christen, daß die Feinde der Götter und Gegner aller öffentlichen Religionen vertilgt werden müßten, und Die, welche anderer Meinung waren, traten, als sie seine Gesinnung erkannt hatten, sei es aus Furcht oder aus dem Bestreben, sich beliebt zu machen, derselben Ansicht bei. Aber auch so konnte der Kaiser noch nicht zur Zustimmung bewogen werden; dagegen beschloß er, zugleich die Götter um Rath zu fragen, und schickte er einen Wahrsagepriester zum Apollo nach Milet. Dieser antwortete als Feind der göttlichen Religion, und so wurde er denn von seiner Meinung abgebracht. Da er nun weder den Freunden, noch dem Cäsar, noch dem Apollo sich widersetzen konnte, so hatte er versucht, in der Weise Mäßigung zu wahren, daß Alles ohne Blutvergießen durchgeführt werden sollte, obgleich der Cäsar Diejenigen, welche sich zu opfern weigern würden, lebendig verbrennen lassen wollte.“ (Lact. 11.) Mit Zerstörung der Kirchen und Verbrennen der hl. Schriften glaubte Diocletian sein Werk durchführen zu können.

Am 23. Februar 303 betrat der Präfect von Nikomedien mit seiner Polizei die Kirche, verbrannte die hl. Schriften, zerstörte und plünderte Alles, was er im Gotteshause fand. Dieses wurde von den Prätorianern umringt, und nach einigen Stunden war die Kirche

zerstört; vom Palaste aus sahen die Kaiser zu. Galerius hätte gewünscht, daß Feuer angelegt werde, aber Diocletian meinte, daß die umliegenden Gebäude dadurch in Schaden kommen könnten. Zu gleicher Zeit wurde ein Edict angeschlagen mit den Bestimmungen, daß überall die Kirchen bis auf den Grund niedergerissen und die hl. Bücher verbrannt, daß alle Christen ihrer Aemter und Würden verlustig gehen und als bürgerlich mundtodt gelten sollten.

In Nikomedien riß ein Christ das Edict unter dem höhnischen Ausrufe ab: „Sind das die Siegesbulletins über die Gothen und Sarmaten!" Er wurde verbrannt.

Kurze Zeit darauf brach eine Feuersbrunst im kaiserlichen Palaste aus; Galerius hatte sie angelegt, aber er beschuldigte die Christen. Diocletian wurde von elender Angst und von rasender Wuth ergriffen; mit qualvollen Foltern führte er selbst die Untersuchung; da nicht ein einziger Mensch aus dem Hofhalte des Galerius befragt ward, wurde der Anstifter nicht entdeckt. Nach vierzehn Tagen erneuerte sich der Brand, wieder keine Entdeckung; vor dem Geheimnißvollen erbebte Diocletian; in affektirter Eilfertigkeit reiste Galerius ab, er wolle, sagte er, nicht verbrennen.

Jetzt tritt der Tod in den kaiserlichen Palast. Prisca und Valeria, die Frau und Tochter Diocletians, erkaufen diesmal ihr Leben durch den Abfall, um bald es zu verlieren; ihre Diener, ihre Kammerherren sterben für den Glauben; Anthimus, der Bischof von Nikomedien, mit seinen Diakonen und einem großen Theil seiner Heerde stirbt, eine Gruppe von Verdächtigen wird von einem Feuer eingehüllt und stirbt in den Flammen. Bei jedem Gerichtsstuhle wird ein Feuerbecken aufgestellt, und wer einen Prozeß zu führen hat, muß Weihrauch in dasselbe werfen, damit die Christen sich entdecken; übrigens verbergen diese sich nicht, die Gläubigen von Nikomedien gaben für das ganze Reich das Beispiel des Muthes und der Glaubenstreue.

Nun brach in Syrien und Armenien ein Aufstand aus, der mit dem Christenthum nichts zu thun hatte; aber er wird zur Ausbreitung der Verfolgung ausgenützt, und es erscheint ein zweites Decret, das die Gefangensetzung aller Bischöfe, Priester, Diakonen und niederen Kirchendienern befiehlt; bald verordnet ein drittes ihre Freilassung, wenn sie Christus abschwören, qualvolle Torturen, wenn sie treu bleiben.

Eine Vorstellung dieser Torturen gibt die Zuschrift des Lactantius an Donatus, dem er seine Schrift über die Todesarten der Verfolger widmet; sie beginnt mit einer Stelle aus Virgil: nicht wenn ich hundert Zungen und hundert Kehlen und eine eiserne Stimme hätte, könnte ich alle Gestalten der Last zusammenfassen, noch alle Namen und Strafen durchgehen, welche die Richter in den

15*

Provinzen gerechten und unschuldigen Personen zugefügt haben. Aber wozu ist es nothwendig, jenes zu erzählen und namentlich dir, theuerster Donatus, der du vor den Uebrigen das Unwetter dieser stürmischen Verfolgung erfahren hast! Denn als du in die Hände des Präfecten Flaccius, eines gewaltigen Menschenmörders gefallen warst, darauf in die des Hierokles, der vom Stellvertreter zum Vorsitzer erhoben worden, auch Anstifter und Rathgeber bei Ausführung der Verfolgung gewesen war, schließlich in die seines Nachfolgers Priscillianus; da hast du Allen einen Beweis von deinem unbesiegbaren Heldenmuthe gegeben, denn neunmal verschiedenen Foltern und Martern unterworfen, hast du auch neunmal den Gegner durch ruhmvolles Bekenntniß besiegt. In neun Kämpfen hast du den Teufel mit seinen Trabanten bekriegt, in neun Siegen hast du über die Welt mit ihren Schrecken triumphirt. Wie angenehm war dieses Schauspiel Gott, da er dich schaute als Sieger, und nicht weiße Pferde und ungeheuere Elephanten, sondern vorzugleich die Triumphatoren selbst vor seinen Wagen spannte. Das ist der wahre Triumph, daß die Herrscher beherrscht werden. Sie sind nämlich durch deinen Starkmuth besiegt und unterjocht worden, da du mit Verachtung ihres gottlosen Befehles alle Zurüstungen und Schreckmittel der tyrannischen Macht durch standhaften Glauben und Stärke des Geistes niedergeschmettert hast. Nichts haben gegen dich vermocht Schläge, nichts eiserne Krallen, nichts das Feuer, noch Eisen, nichts die verschiedenen Arten der Folter. Keine Gewalt konnte dir den Glauben und die Frömmigkeit nehmen. Das heißt ein Schüler Gottes, ein Kämpfer Christi sein, den kein Feind bezwingt, kein Wolf von dem himmlischen Lager raubt, kein Fallstrick fängt, kein Schmerz besiegt, keine Marter niederdrückt. Endlich nach jenen neun sehr ruhmvollen Siegen, in welchen du den Teufel besiegt hast, wagte er es nicht mehr, mit dir, den er in so vielen Kämpfen als unbesiegbar erprobt, anzubinden. Und als dir die Siegerkrone schon bereitet war, hat er aufgehört, dich weiter herauszufordern, damit du sie nicht schon gleich erhieltest. Wenn du sie nun auch gegenwärtig noch nicht erhalten hast, so bleibt sie dir doch für deine Tugenden und Verdienste im Reiche Gottes unverletzt aufbewahrt."

Ist es bei solchem Wüthen zu verwundern, daß menschliche Schwäche da und dort unterlag? daß Viele sich verbargen, Andere durch Auslieferung der hl. Schriften ihr Leben zu retten suchten (traditores), Einige abfielen? Und doch waren dieser so wenige, daß die Obrigkeiten ein großes Aufsehen davon machten, um nur wenigstens den Schein eines Triumphes der Welt zu verkündigen.

Uebrigens war die Verfolgung noch nicht auf ihrer Höhe angelangt. Im Spätjahre war Diocletian in Rom und feierte Feste,

die Niemanden zur Befriedigung gereichten, ihm nicht, wegen der Düsterheit, die seines Gemüthes sich bemächtigte, den Römern nicht, wegen seines Geizes, der nur einen armseligen Glanz zuließ. Schon in den ersten Tagen des Januar 304 war er wieder in Nikomedien, und nun erschien sein letztes Verfolgungsedict. Ein Apollo-Orakel hatte gesprochen: „meine Orakel sind lügenhaft geworden, sprechen keine Wahrheit mehr, gerechte Menschen, welche das Land bewohnen, verhindern mich, die Wahrheit zu verkünden." — „Wer sind diese Gerechten?" frug Diocletian. — „Die Christen!" antwortete der Priester. Und jetzt befahl Diocletian Allen ohne Ausnahme des Geschlechtes, Alters und Standes, den Götzen zu opfern unter Androhung der Todesstrafe. Jetzt war die Verfolgung bis zur äußersten Consequenz erklärt und allgemein für das ganze Reich.

Maximian und Galerius hatten dies letzte Zugeständniß an ihren Christenhaß nicht abgewartet, aber auch Constantius mußte jetzt seine Maßregeln ergreifen. Was that er? Zu Trier versammelte er alle Beamten des Palastes und Würdenträger und legte ihnen die Entscheidung vor für ihr Amt oder für ihren Glauben. Nachdem Jeder sich erklärt hatte, schied er sie in zwei Gruppen, in die der Treuen und in die der Apostaten. Diesen erklärte er, daß er sie aus seinem Palaste und Dienste jage, weil sie ihrem Gott den Schwur gebrochen; die Getreuen rühmte er, daß sie getreu ihrem Gotte, auch ihrem Fürsten den Schwur halten werden, daß sie ihm viel zu kostbar seien, als daß er ihrer Dienste entbehren möchte. Lactantius gibt ihm das schöne Zeugniß: „Constantius, um nicht den Anschein zu haben, als weiche er von den Vorschriften der Höheren ab, ließ einfach kleine Bethäuser, das heißt, deren Wände, die wieder hergestellt werden konnten, abbrechen, den wahren Tempel Gottes aber, der im Menschen besteht, erhielt er unversehrt."

Es ist uns nicht gegönnt, die mannigfaltigen Scenen dieser letzten und großen, der grausamsten und blutigsten aller Verfolgungen zu schildern, aber drei Züge müssen wir doch zu ihrer Characteristik hervorheben. Das ist vor Allem der, daß sie weniger als die früheren von der heidnischen Bevölkerung ausging und meist ganz das Werk der fest unter sich verkitteten Beamtenhierarchie war. Wie oft kam es vor, daß die heidnische Bevölkerung laut ihre Theilnahme, ihre Bewunderung und ihr Mitleiden aussprach, die Christen verbarg, die Eingekerkerten erquickte und unterstützte! An das Gesindel musten die Obrigkeiten sich wenden, vom Auswurf der Bevölkerung den Beistand für ihre Verfolgung holen. So weit und so umfassend hatte die christliche Tugend in die Heidenwelt hinein gewirkt. Der zweite Characterzug ist der ganz wunderbare Eifer zum Martyrthum und die übermenschliche Kraft der stark-

müthigen Bekenner über die Qualen, die Gewalt über die Bestien und der göttliche Schutz der Frauen und Jungfrauen in der niederträchtigsten und boshaftesten Tortur, welche in der versuchten Preisgebung ihrer Unschuld und Ehre bestand. Wie hat das Wort sich bewahrheitet, daß das Blut der Martyrer der Same des Christenthums ist! Wollte ein Christ wanken, wie oft trat ein Heide hervor und bekannte den christlichen Glauben! Selbst Kinder drängten sich hervor; in einer Stadt z. B. hörten Knaben, als sie aus der Schule gingen, daß Bürger aus der Stadt vor Gerichte stehen; ohne ihre Bücher und Schreibtafeln wegzulegen, eilten sie vor den Richterstuhl und riefen: „auch wir sind Christen.“ Eusebius berichtet als Augenzeuge: „Damals sahen wir auch einen überaus bewunderungswürdigen Eifer, eine wahrhaft göttliche Kraft und Freudigkeit bei Denjenigen, welche an den Gesalbten Gottes glaubten. Denn kaum war das Urtheil gegen die Einen gesprochen, so eilten sogleich Andere von anderen Seiten zum Richterstuhle und bekannten sich als Christen. Sie achteten nicht auf die Leiden und die verschiedenen Arten von Foltern. Unerschrocken bekannten sie sich zur Religion Gottes. Das Todesurtheil aber vernahmen sie mit Freude, Heiterkeit und lächelnder Miene, ja sie sangen sogar und schickten Lob- und Danklieder bis zu ihrem letzten Athemzuge zu Gott empor.“ — Galerius hörte eines Tages, als er durch Nikomedien ging, aus einer Kellerhöhle die Laute christlicher Hymnen; einige Gläubige, die sich dort verborgen hatten, wurden ihm vorgestellt; „kennt ihr meine Befehle nicht“, fuhr er sie an; — „wir kennen deine unsinnigen Befehle und spotten ihrer.“ Sie wurden gefoltert; ein Offizier, Hadrian, bewunderte ihren Muth und spricht zu ihnen: „Beim Namen eueres Gottes beschwöre ich euch, nennt mir die Hoffnungen, von welchen ihr sprecht.“ Und als sie ihn belehrt hatten, trat er zum Gerichtsschreiber und sagte: „Schreibe meinen Namen mit den ihrigen auf die Liste.“ Der Kaiser will es nicht dulden, aber Hadrian besteht auf seinem Willen und wird eingekerkert. Als die Kunde davon zu Natalie seiner Hausfrau kam, leuchtete sie, die Christin und Tochter christlicher Eltern, in Freuden auf und in ihren besten Festgewändern eilte sie zum Gefängnisse. Schwester nennt der Gefangene Christi jetzt die Ueberglückliche und verspricht ihr, den Tag seiner Marter sie wissen zu lassen. Als dieser herannahte, erkaufte er von der Gefängnißwache einen Ausgang; als seiner Gemahlin gesagt wird, dein Mann ist auf der Straße, er ist frei! wiederholt sie in Traurigkeit das Wort: frei! also ist er abgefallen! — und sie will ihn nicht sehen, sie flieht ihn unter der Klage: so bin ich also nicht würdig, die Gemahlin eines Martyrers zu sein, ich bin das Weib eines Apostaten! Aber als sie überzeugt ist, daß sie zu frühe und fälsch-

lich gefürchtet, da läßt sie von seinen Armen sich umschließen und hört mit Entzücken sein letztes Wort: „Du selige Frau, die so würdig ihren Gemahl auf Erden geliebt hat und nicht nöthig haben wird, im Leibe zu leiden, um die Gnade des Marterthums zu erhalten!" —

Augenzeugen versichern, wie gar oft die wilden Thiere vor den entkleideten, waffenlosen Christen zurückwichen, zu ihren Füßen sich niederstreckten, ihre Wunden leckten, auf die Henkersknechte sich warfen. — Wie sichtbar tritt aus den Martyreracten der Schutz Christi für die Jungfrauen hervor! Er läßt sie den ersehnten Tod sterben aber nicht entehren. In übernatürlichem Schrecken erstarrt jeder Bösewicht, welcher der heiligen Irene nahen will; wie eine Säule steht die heilige Lucia fest, als man sie an einen Ort der Schande führen will; zum Gebete stürzt Jeder nieder, der beim Eintritt in die Zelle der heiligen Agnes den Engel erblickt, der ihr Hüter ist. Zu Theodora dringt ein muthiger Jüngling, vertauscht mit ihr die Kleider, daß sie den Ort der Sünde verlassen kann; vor dem Richterstuhle streiten dann der Retter und die Gerettete um die Ehre des Sterbens; der Richter gibt beiden die Krone.

Der dritte Characterzug dieser Verfolgung ist ihre gleichzeitige Allgemeinheit und unsägliche Grausamkeit, zu welcher die Richter und Henker durch die hochherzige Tapferkeit und ihre eigene Aussichtslosigkeit auf deren Ueberwindung noch mehr, als durch ihren angenommenen Haß gestachelt wurden. Wir heben aus der Kirchengeschichte des Eusebius, der vielfach Augenzeuge war, folgende Schilderungen aus: „In Phrygien umzingelten Soldaten eine ganze, von Christen bewohnte Stadt, warfen Feuer in dieselbe und verbrannten sie mit allen Männern, Weibern und Kindern, die für den allmächtigen Gott Zeugniß ablegten. Es bekannten sich nämlich sämmtliche Bewohner der Stadt mit einander, selbst der Curator, der Magistrat, Alle in Amt und Würden und das ganze Volk als Christen, und leisteten in keiner Weise dem Befehle, den Götzen zu opfern, Folge... Was soll ich jetzt die Uebrigen namentlich anführen, oder die Menge der Männer aufzählen, oder ein Bild von den vielfachen Peinigungen der bewunderungswürdigen Märtyrer Christi entwerfen? Einige von ihnen wurden mit Beilen hingerichtet, wie es Denen in Arabien geschah, Andern wurden die Beine zerbrochen, wie es Denen in Kappadocien erging, Andere wurden an beiden Füßen, den Kopf abwärts gekehrt, aufgehängt und ein gelindes Feuer darunter angemacht, so daß sie an dem aus dem brennenden Holze aufsteigenden Rauche erstickten, wie es Denen in Mesopotamien widerfuhr; noch Andere wurden der Nase, der Ohren und Hände beraubt, und auch an den übrigen Gliedern

und Theilen des Körpers verstümmelt, wie es in Alexandrien geschah. Was soll ich das Andenken Derer in Antiochien erneuern, von welchen Einige auf einem Feuerroste gebraten wurden, nicht um sie zu tödten, sondern um sie langsam zu martern. Andere wollten lieber ihre Rechte in das Feuer strecken, als das unheilige Opfer berühren. Einige wichen der Prüfung aus und stürzten, ehe sie noch ergriffen wurden und in die Hände der Verfolger fielen, sich selbst von hohen Stockwerken herab, indem sie den Tod im Vergleich zur Bosheit der Gottlosen noch für einen Gewinn hielten... Schauerlich ferner schon zum Anhören sind die Leiden der Martyrer im Pontus. Man durchbohrte Einigen mit spitzigen Röhren die Finger der Hände von der Spitze der Nägel an; Andern goß man im Feuer geschmolzenes, sprudelndes und glühendes Blei über den Rücken und versengte die besonders nothwendigen Theile des Körpers... Wie wenn es sich um Siegespreise handelte, bemühten sich die Richter wetteifernd, einander in Erfindung immer neuer Qualen zu überbieten. Allein sie mußten zuletzt die Hoffnung aufgeben, die Qualen noch steigern zu können. Auch waren sie müde im Morden, und des Blutvergießens satt und überdrüssig. Dá wendeten sie sich nun zur letzten der Drangsale, zu dem, was sie für Güte und Menschenfreundlichkeit hielten... Hierauf erging der Befehl, den Christen die Augen auszustechen und das eine Bein zu lähmen... In Folge dieser Menschenfreundlichkeit der Gottlosen wurde nun einer solchen Menge Menschen, daß es auf keine Weise möglich ist, ihre Zahl zu bestimmen, theils das rechte Auge zuerst mit einem Schwerte ausgestochen und dann mit einem glühenden Eisen ausgebrannt, theils der linke Fuß an der Kniekehle mit glühendem Eisen gelahmt. Hierauf wurden sie zu den Erzbergwerken in der Provinz, weniger zur Arbeit, als zur Mißhandlung und Qual verurtheilt. Außer diesen allen bestanden Andere noch verschiedene andere Kämpfe, die ich nicht gehörig darzustellen vermag, denn ihre herrlichen Thaten sind über alle Beschreibung erhaben....

Und dieß Alles geschah nicht etwa einige wenige Tage oder überhaupt nur eine kurze Zeit, sondern ununterbrochen mehrere Jahre hindurch. Bald wurden ihrer mehr als 10, bald mehr als 20 an Zahl getödtet; zuweilen wurden nicht weniger als 30, ja hie und da nahe an 60 und ein andermal wieder 100 an Einem Tag, Männer zugleich mit Weibern und ganz kleinen Kindern umgebracht, und zwar in verschiedener und abwechselnder Todesart. Ich habe auch selbst während meines Aufenthalts in jenen Gegenden (in der Thebais) gesehen, wie mehrere auf Einmal an einem Tag theils die Strafe der Enthauptung, theils des Feuertodes erdulbeten. Das Richtschwert wurde stumpf und als unbrauchbar zer-

brechen, und selbst die Henker mußten einander vor Erschöpfung wechselweise ablösen.“

Wer zählt die Zahl der heiligen Martyrer? Nur von den allerwenigsten kennen wir die Namen, und wie groß schon ist deren Zahl! Ueber zehn Jahre lang wütheten drei Bestien im kaiserlichen Purpur durch das ganze Reich hin, Gallien ausgenommen, 15 und 17,000 Martyrer werden in den folgenden Jahrhunderten auf einen einzigen Monat gerechnet; der Kaiser Constantin sagt: „Wenn unsere Soldaten so viele Barbaren getödtet hätten, als die Henker Christen getödtet haben, wäre die Sicherheit des Reiches für immer gewahrt gewesen.“ Man spricht von Millionen, die in den drei ersten Jahrhunderten geblutet; wie Dem auch sei, dem Fluche der Lächerlichkeit, wenn nicht der Bosheit, haben Diejenigen sich preisgegeben, die mit dem Engländer Dodwell nur auf einer ganz kleinen Zahl von Martyrern bestehen.

Kaum daß die Verfolgung zwei von ihren zehn Jahren gewüthet, begann das Strafgericht über die Verfolger sich zu offenbaren, und wir haben nun den Untergang des einen nach dem andern zu verzeichnen, bis mit Constantin eine neue Zeit für das römische Reich sich eröffnet.

Der die schwerste Schuld der Verfolgung auf sich geladen, weil nicht voreingenommener Haß oder Leidenschaft sie ihm dictirte, sondern weil er gegen besseres Wissen durch seine Feigheit sie sich aufdrängen ließ, Diocletian, war der erste, der diese seine schwere Schuld bezahlte.

Er war ganz der Gewalt des Galerius verfallen, seine Oberherrlichkeit über die Mitregenten war gebrochen; dazu war er krank, kaum 60 Jahre alt schon als Greis behandelt. Schon hieß es einmal, daß er gestorben sei; aber es war nicht der Fall; doch als er wieder öffentlich sich zeigte, war er kaum mehr erkennbar; und bald wurde es bekannt, daß sein Geist noch mehr als sein Körper gelitten hatte. In beständiger Angst vor irgend einer drohenden Gefahr, meinte er das Erkrachen des Reiches zu vernehmen; an gewissen Tagen war er völlig irrsinnig, an andern konnte er verständig urtheilen und reden.

Im Winter 304 kam Galerius zu ihm nach Nikomedien und drang ihm die Abdankung auf. Er wollte seinen Platz einnehmen, ja Alleinherrscher sein, denn zu Mitregenten hatte er seine Creaturen in Bereitschaft, den Severus, welchen Diocletian als einen Tänzer und taumelnden Trunkenbold bezeichnete, und den Maximin Daja, „der erst kürzlich von den Viehheerden aus den Wäldern hergeholt worden und sofort Soldat, dann Leibgardist, alsbald Tribun, am Tage darauf Cäsar geworden war, und obschon er weder vom Soldatendienste, noch auch vom Staatswesen etwas kannte,

wurde er nun nicht mehr Führer der Heerden, sondern solcher bei den Soldaten.“ (Lact. 19.)

Am 1. Mai 305 legte Maximian in Mailand und Diocletian in Nikomedien den Purpur ab; Galerius nannte sich Augustus und übertrug denselben Titel auf Constantius; zu Cäsaren wurden Severus und Maximin Daja ernannt.

Galerius war nun Herr im Osten; zu seinen beiden Seiten hin hatte er bis nach Aegypten auf der einen und bis nach Italien und in die Donaugegenden auf der andern seine beiden Cäsaren. Nachdem schon Diocletian das orientalische Ceremoniell angenommen, wollte Galerius in aller Form als asiatischer Despot herrschen. Unglaublich sind die Steuerbedrückungen, die Formen der Entwürdigung des Menschen, gräßlich das Elend der Armuth, worunter die Reichstheile dieser drei Herrscher litten, während Gallien und Britannien unter der verständigen Regierung des Constantius einen niegesehenen, erfreulichen Aufschwung nahmen.

Constantius war alt, und Galerius wartete auf seinen Tod; nach dessen Eintritt wollte er seinen vertrauten Kriegskameraden Licinius zum Augustus machen; damit nicht Constantin seine Berechnungen durchkreuzen möchte, behielt er diesen bei sich in Nikomedien.

Aber Constantius verlangte nach seinem Sohne. Galerius verschob die Erlaubniß zur Reise von einer Frist zur andern; doch ertheilte er sie endlich eines Abends im Jahre 306; „aber warte noch bis morgen, denn ich habe dir noch einen Auftrag zu geben,“ sagte er. Was hatte er vor in dieser Nacht? Am andern Tage blieb er, um Constantins Abreise noch einmal zu verzögern, bis Mittag im Bette, und er heulte vor Wuth, als ihm gesagt wurde, daß Constantin schon am Abende abgereist sei. Er wollte ihn verfolgen lassen, da wurde gemeldet, daß Constantin die besten Postpferde mitgenommen, und daß der Rest verstümmelt sei. Des Galerius Plan war zerstört, Constantin erreichte seinen Vater in Britannien, sterbend. Auch Helena hatte sich aus dem Morgenlande geflüchtet; sie und sieben Kinder und die Oberoffiziere der Armee umstanden den Sterbenden, der als seinen Nachfolger Constantin bezeichnete. Dieser in Thränen wurde mit dem Purpur bekleidet und den Legionen vorgestellt. Als Constantius die Beifallsrufe der Soldaten vernahm, sagte er: „Jetzt sterbe ich im Frieden.“ (25. Juli 306.)

Den Boten, welcher die Nachricht nach Nikomedien brachte, wollte Galerius mit der Botschaft verbrennen lassen; aber er fürchtete seine eigenen Legionen, denn er wußte von deren Anhänglichkeit an Constantin und erinnerte sich der mißmuthigen Enttäuschung

Aller, als er bei der Ernennung des Cäsaren den stattlichen Jüngling bei Seite gestellt hatte.

Galerius und Severus wollten das System des orientalischen Despotismus und der Steuerbedrückung auf Italien und Rom ausdehnen; aber nachdem Rom so lange Zeit keinen Kaiser mehr in seiner Mitte gehabt, erinnerte es sich seiner alten Freiheiten; das Volk stand auf, die Prätorianer, die nachgerade in Abwesenheit der Kaiser zu Stadtsoldaten geworden waren, mit ihm, und da in der Nähe ein angeblicher Sohn des Maximian wohnte, Maxentius, so wurde dieser als Kaiser ausgerufen. Galerius besorgte nicht viel für Severus, denn Maxentius, der Weichling und Wüstling, mißgestaltet an Körper und Geist, galt für unfähig; doch nun trat der alte Maximian aus seiner Verborgenheit hervor; die Legionen fielen von Severus ab; dieser ergab sich in Ravenna und erbat sich, seine Todesart selbst zu wählen; und auf seinen Wunsch wurden ihm die Adern geöffnet. (April 308.)

Maximian eilte nach Gallien und suchte eine Allianz mit Constantin, seine Tochter Fausta ihm vermählend. Constantin versprach keine bewaffnete Hilfe, nur Neutralität; dadurch war ihm der Rücken gegen Galerius gedeckt. Dieser erschien in Italien, um die kläglichste Rolle zu spielen; Maxentius wollte von Unterhandlungen nichts wissen, die Großsprechereien des Galerius, daß er Rom verbrennen, den Senat vertilgen werde, zündeten nirgends; er sah sich genöthigt, vor seinen Soldaten sich niederzuwerfen, ihnen unermeßliche Geschenke zu versprechen, sie anzuflehen, daß sie ihn wenigstens seinen Feinden nicht ausliefern möchten, und in Eilmärschen zieht er sich zurück und gestattet ihnen, Italien zu plündern und zu verwüsten.

Nun brach Zwist zwischen Maximian und Maxentius aus. Der Vater versuchte die Soldaten wider den Sohn aufzuhetzen, dieser besaß das Gold, und vor den erbitterten Soldaten mußte Maximian sich flüchten; er eilte nach Trier, Constantin versprach ihm nichts, und nun eilte der alte ehrgeizige Mann nach dem Osten, um mit Galerius sich auszusöhnen, daß sie gemeinschaftlich den Maxentius bekämpfen würden. Zu Carnutum in Pannonien trafen sie sich und luden Diocletian ein, mit ihnen zu neuer Kaiserherrlichkeit sich zu vereinigen; er aber ließ ihnen sagen, sie sollten zu ihm nach Salona kommen und das Gemüse sehen, das er baue, dann werden sie eine Vorstellung davon sich machen, ob der Purpur ihn noch reizen könne. Hatte sein verdüsterter Geist lichte Augenblicke, welch tiefe Niedergeschlagenheit mußte dann über ihn kommen beim Anblicke Dessen, was aus seinem Systeme der Reichsregierung geworden war! An die Stelle des Severus ernannte Galerius, nicht zum Cäsar, sondern gleich zum Augustus den

Licinius (11. Novbr. 307); erbittert darüber ließ sich dann auch Maximin Daja von seinen Soldaten zum Augustus ausrufen, so daß das Reich jetzt vier von einander unabhängige, gleich berechtigte Herrscher hatte, den unermüdlichen Thronbewerber Maximian und den Maxentius nicht mitgerechnet. Zwar wurde Maximian als Gefangener Constantins, gegen welchen er Verrath gesponnen hatte, genöthigt, ein drittesmal den Purpur abzulegen, aber gegen Maxentius stand in Afrika in Alexander ein Gegenkaiser auf, und das war jetzt die Situation des Reiches, daß Maxentius auf Italien beschränkt war, Maximin Daja in Syrien und Aegyp.en, Licinius in Griechenland, Thracien und dem Donaugebiete herrschte, Galerius in Nikomedien thronte und Constantin in Gallien, Britannien und Spanien Herr war. Er stand in keiner näheren Verbindung mit Galerius, dieser anerkannte den Maxentius nicht, Maximin Daja war ihm auch entfremdet, und Alexander von Niemanden anerkannt.

Galerius und Maximin Daja hatten mit der Christenverfolgung nicht Einhalt gethan; nur die Henker waren müde. Da erschien ein neues Edict, das den Statthaltern befahl, die vernachlässigten Göttertempel wieder herzustellen, alle Welt, Männer, Frauen und Kinder zu den Opfern zu schleppen, sie zum Genusse von Opferfleisch zu zwingen, Alles, was auf den Markt gebracht würde, zu besprengen, an die Bäder Wachen zu stellen, welche alle Besucher zum Opfern anhalten.

Im Jahre 310 brachte, ich weiß nicht, welche Laune eine augenblickliche Milderung; in den Bergwerken wurde öffentlich gebetet, die Verstümmelten bauten sogar Kirchen; das erweckte den Zorn aufs Neue, und nun wurden die Bekenner zerstreut. Italien war unter Maxentius kaum besser daran; er war ein solch wüster, verkommener Mensch, daß keine Würde, kein Vermögen, keine Ehre von ihm unangetastet blieb.

Welch ganz anderes Schauspiel bot dagegen das Reich Constantins! Dieser überließ die anderen Kaiser ihren Leidenschaften und Streitigkeiten und beschäftigte sich nur mit seinem eigenen Gebiete. Er sicherte die Grenze in Britannien gegen die Pikten, kämpfte tapfer und glücklich am Rhein gegen die Franken, befestigte das linke Ufer und baute in Cöln eine Brücke über denselben. Die Zeit des äußeren Friedens benutzte er zur Visitation der Provinzen, stellte Mißbräuche ab, verringerte die Auflagen, und gab allem Volke das Gefühl der Sicherheit. Den Christen ließ er volle Freiheit, und die christliche Wahrheit wurde von den Heiden immer mehr anerkannt und geliebt, und für die Kirche brach das Morgenroth ihres Tages der Erlösung aus ihrer blutigen Verfolgung an.

In den übrigen Reichstheilen wurden alle Gemüther

vom gegenseitigen Mißtrauen beherrscht; der Krieg gegen Gott, die Kriege der Cäsaren unter einander, die Steuerbedrückung und Aussaugung aller Besitzenden, Räuberbanden zu Land und Wasser entfesselten alle mögliche Unordnung. Aber der Tag der Verfolger war gekommen. Zuerst erlag der alte wüste Maximian. Er wollte Constantin ermorden. Von dessen Gemahlin, seiner Tochter Fausta, verlangte er Theilnahme am Morde; sie brauche nur das Schlafgemach Constantins unbewacht zu lassen. Sie machte ihrem Gemahle Mittheilung, und dieser legte einen Sclaven in sein Bett. In der Nacht erhob sich Maximian; da er den Wachen sagte, daß ein Traum ihn erschreckt und er Trost bei seinem Schwiegersohne suchen wolle, ließen sie ihn passiren. Er tödtete den Sclaven, aber da er eben den Tod Constantins ausrufen wollte, trat dieser von Bewaffneten umgeben ihm entgegen. Die Wahl des Todes wurde dem alten Manne frei gelassen, und er erhängte sich. (310.)

Ihm folgte Galerius. Im Jahre 311 wurde er von einer häßlichen Krankheit befallen, die wir unmöglich beschreiben können. Ein qualvolles Feuer wühlte in seinen Eingeweiden; Wunden brachen an seinem Unterleibe auf, die sich nicht heilen ließen; Ströme von Blut ergossen sich; es wuchsen Würmer; gekochtes Fleisch, das auf die Wunden gelegt wurde, zog tausende heraus, aber immer mehr wuchsen nach. Die Aerzte flüchteten, man mußte sie zwingen, ans Krankenbett zu treten, im Palast, in der Stadt wurde die Luft verpestet. „Der Oberkörper bis zu dem Geschwüre war wie eingetrocknet, und in jämmerlicher Magerkeit hing die fahle Haut in weiten Falten um die Knochen. Der Unterleib war wie ein Schlauch aufgeschwollen, in die Weite gewachsen, die Füße ganz formlos. Und das dauerte ein ganzes Jahr hindurch, bis er endlich von dem Uebel überwältigt sich genöthigt sah, Gott zu bekennen. Denn während die Schmerzen ihn gewaltig bedrängten, rief er von Zeit zu Zeit aus, er wolle den Tempel Gottes zu Nikodemien wieder herstellen und für seinen Frevel Genugthuung leisten.“ (Lact.)

Zwischen dem 1. März und 1. Mai 311 erließ er denn folgendes Edict:

„Außer Anderem, was wir stets zum Wohle und Nutzen des Staates verfügen, hatten wir früher beabsichtigt, nach den alten Gesetzen und der gemeinsamen Verfassung der Römer, überall Besseres zu schaffen und dafür Sorge zu tragen, daß auch die Christen, welche die Religion ihrer Väter verlassen haben, zur Vernunft zurückkehrten. Denn aus welchem Grunde hätte ein solcher Eigensinn eben diese Christen befallen, eine so große Thorheit sich derselben bemächtigt, daß sie nicht jenen Gebräuchen der Alten folgten, die vielleicht zuerst von den Voreltern eben derselben festgestellt wa-

ren, sondern daß sie nach ihrem Gutdünken und gerade wie es ihnen beliebte, sich Gesetze machten, die sie beobachten sollten, und daß sie in verschiedenen Gegenden mancherlei Völker vereinigten? Da endlich ein Befehl von uns ergangen war dermaßen, daß sie sich an die Einrichtungen der Alten zu halten hätten, sind Viele durch die Gefahr überwunden worden, Viele auch in Angst gerathen. Da aber sehr Viele bei ihrem Vorsatze verharrten, und wir wahrnahmen, daß Dieselben weder den Göttern die schuldige Verehrung erwiesen, noch den Gott der Christen verehrten, so haben wir in Anbetracht unserer mildesten Güte und mit Rücksicht auf unsere beständige Gewohnheit, wornach wir allen Menschen uns gnädig zu erweisen pflegen, auch Diesen bereitwilligst unsere Nachsicht beweisen wollen, indem wir gestatten, daß sie wieder Christen sind und ihre Zusammenkünfte veranstalten, sofern sie nichts gegen die öffentliche Ordnung unternehmen. In einem weitern Schreiben aber wollen wir den Richtern angeben, was sie beobachten müssen. Daher werden sie entsprechend diesem Erweis unserer Gnade zu ihrem Gott beten müssen für unsere Wohlfahrt, für das Wohl des Staates und ihr eigenes, auf daß der Staat in jeder Beziehung wohl erhalten bleibe, und sie an ihren Wohnplätzen furchtlos leben können."

Wenige Tage darauf starb der Verfolger.

Maximin Daja ließ sich durch das schauerliche Ereigniß nicht belehren; den Muth offen die Verfolgung fortzusetzen besaß er nicht, aber auch den Beitritt zum Toleranzedicte des Galerius vollbrachte sein wilder Christenhaß nicht. Durch mündlichen Befehl ließ er der Verfolgung Einhalt thun; wie jubelten die Christen auf, wie eilten sie zu ihren gottesdienstlichen Versammlungen, selbst von den Heiden bewundert, welche laut ausriefen: „Der Gott der Christen ist der allein wahre, der allein große Gott." Aber ach wie kurz war die Freude, nur eine kurze Frist der Sammlung zu erneuerten Kämpfen!

Der schreckliche Kaiser bereitete den Wiederausbruch der Verfolgung arglistig vor. Er heuchelte eine ganz außergewöhnliche Andacht, opferte täglich und ordnete allüberall vermehrte Opfer an; in seiner Küche sorgten Priester dafür, daß nur geheiligtes Fleisch auf den Tisch kam; die Platten wurden mit Opferwein besprengt, damit kein Christ an der kaiserlichen Tafel erscheinen konnte.

Eine zweite Maßregel war, daß er den längst entschlafenen heidnischen Haß wieder aufweckte. In den Schulen wurde ein Buch, Acten des Pilatus, voll von Lästerungen auf Christus gelesen und erklärt; Acten, in welchen die unter Strafandrohungen erpreßten Aussagungen zweier schlechter Weibspersonen die verschollenen greulichen Verläumdungen als wahr und begründet bestätigen sollten,

wurden verbreitet. Der Magistrat von Nikomedien (Maximin Daja nennt Antiochien) und von andern Städten wurde veranlaßt, in Adressen und Bittschriften die Christen zu denunciren und um deren Ausrottung zu bitten; in dieser Richtung arbeitete auch das Orakel eines eigends in Antiochien aufgestellten Jupiter Philius. Maximin antwortete den Städten, daß alles Unglück von den Christen, alles Glück von der heidnischen Frömmigkeit stamme, und daß sie mithin die Christen aus ihrer Mitte entfernen sollten. So hub denn nach sechsmonatlicher Ruhe die Verfolgung abermals an, eine Verfolgung, welche Vielen eine Prüfung über die Kräfte schien. „Wenigstens menschlicher Einsicht nach, sagt Eusebius, nahm das Verfolgungsedict alle gute Hoffnung für unsere Angelegenheiten, und zwar in einer Weise, daß nach jenem bekannten göttlichen Ausspruche sogar auch die Auserwählten, wenn es möglich wäre, Anstoß daran genommen haben würden. Schon war bei den Meisten aus uns beinahe alle Hoffnung auf Hilfe erstorben; allein plötzlich da Diejenigen, welche das Edict gegen uns zu besorgen hatten, in einigen Provinzen sogar noch auf dem Wege waren, erzeigte uns der seine Kirche schirmende Gott seine himmlische Hilfe und legte dem Uebermuthe des Tyrannen gegen uns gleichsam Zügel an.“

Maximin Daja entwich der Boden unter seinen Füßen; Hunger, Pest und Krieg machten sich zu Boten seines Untergangs. Der Krieg war eine Eingebung seines Christenhasses. Armenien nämlich war durch seine heiligen Martyrer christlich geworden; sein Apostel war der Sohn eines der Thronusurpatoren, der als Kind der Ermordung seiner Familie entgangen und zu Cäsarea in Kappadocien den christlichen Glauben empfangen hatte. Unter dem Namen Gregor (der Erleuchter) war er heimgekehrt und hatte eine christliche Gemeinde gegründet; 70 Männer und 33 Frauen und Jungfrauen, von ihm bekehrt, starben als Martyrer, darunter Rupsima, die sich vom Könige Tiridates nicht verführen ließ und deßhalb gemartert wurde. Aber ihr Blut war nicht vergebens geflossen; der König, ihr Henker, bekehrte sich und sein Volk mit ihm. Maximin Daja führte Krieg, Armenien sollte von Christus abfallen (312), aber sieglos und mit schweren Verlusten mußte Maximin wieder abziehen.

Er mit seiner Macht war erschüttert, sein schließlicher, schrecklicher Fall wird bald eintreten, nachdem in der kurzen Frist der letzten zwei Jahre die Verfolger Maximian und Galerius gefallen, untergegangen waren. Die Reihe kam jetzt an Maxentius.

Dieser hatte in Afrika über den alten, kranken Alexander einen leichten, mit wilder Grausamkeit ausgebeuteten Sieg davongetragen, und als „Besieger aller Nationen,“ wie er sich auf seinen Münzen nannte, dachte er jetzt auf Krieg mit Constantin; Maxi-

min Daja verbündete sich mit ihm; Constantin schloß eine Allianz mit Licinius. Auf der einen Seite also standen die Verfolger, auf der andern die Beschützer der Christen, denn noch hatte sich Licinius nicht mit ihrem Blute befleckt.

Maxentius erwartete seinen Gegner in Rom umgeben von seinen Priestern, Wahrsagern und Zauberern; von ihnen hatte er sich den Ausmarsch an der Spitze seiner Truppen im Namen der Götter verbieten lassen; er wühlte in den Eingeweiden von Thieren und Menschen, und mit Abscheu wandte sich Rom von ihm ab; das in seinen Todeszuckungen so schauerlich offenbarende Heidenthum wurde verlassen.

Auf Politik und natürlichem Rechtsgefühle beruhte bis jetzt die Stellung Constantins zum Christenthume; er hatte damit den Heiden keinen Eintrag gethan, die Bessergesinnten waren hinlänglich aufgeklärt; von den Christen war er geliebt, verehrt, in ihnen kannte er seine besten Soldaten und treuesten Diener; das aber zwang ihn in keiner Weise, die christliche Fahne aufzupflanzen, denn mehr als ihr Blut konnten sie ihm nicht geben, und auf der andern Seite war denn doch zu besorgen, daß die heidnische Majorität nicht mit Gleichgiltigkeit die Umwandlung des Reiches in ein christliches aufnehmen würde. Wenn nun dennoch Constantin, als er den Feldzug gegen Maxentius antrat, die Fahne Christi aufpflanzte, so hat etwas Anderes, als die Politik, ihn dazu vermocht.

Als er in den Alpen marschirte, beschäftigten sich eines Tages seine Gedanken mit seinem Glücke und mit dem Untergang der heidnischen Kaiser, die von ihren Orakeln getäuscht, keine himmlische Hilfe erhalten hatten. Sein Vater dagegen, der an Gott glaubte, hatte seinem Reiche die Wohlfahrt gebracht und war im Frieden gestorben. Er betete; er bat, daß Gott sich ihm zu erkennen gebe, daß er mit seinem allmächtigen Arme ihm zu Hilfe komme.

Da, es war am hellen Tage, einige Stunden nach Mittag erschien am wolkenlosen Himmel, über der Sonne ein leuchtendes Kreuz mit der Schrift: „In diesem wirst du siegen!“ Constantin, die Soldaten, noch andere Männer sahen das Zeichen. In der Nacht darauf erschien dem Kaiser Christus mit demselben Kreuzeszeichen und sagte: „Bringe dieses auf den Standarten deiner Soldaten an!“

Am andern Tage versammelte Constantin seine Freunde und berief Goldschmiede. Er beschrieb das Zeichen und befahl es nachzumachen. So kam das Labarum zu Stande; die Standarte, an deren Querholz ein viereckiges, in Goldstickerei und reichem Perlenschmucke schimmerndes Tuch befestigt war und das auf der Spitze

des Speerschaftes ein Kreuz mit den griechischen Anfangsbuchstaben des Namens Christi überragte.

Es versteht sich von selbst, daß in vielen Geschichtsbüchern die Thatsache der Erscheinung geläugnet wird, wir besitzen sie aus den Schriften des Lactantius und Eusebius; ihnen aber hat Constantin unter einem Eidschwure für ihre Wahrheit dieselbe mitgetheilt, und wenn auch Eusebius sein Leben Constantins erst später schrieb, so hat Lactantius schon im Jahre 313 oder spätestens 314 sein Buch geschrieben.

Die Offenbarung Gottes in der Stunde der Gefahr, und nicht politische Erwägung, hat das Haupt Constantins vor unserem göttlichen Heilande gebeugt; und wenn er auch nicht sogleich in das Bad der Wiedergeburt eilte, so waren doch von dieser Stunde an der Rath der Bischöfe und die heiligen Schriften seine steten Begleiter; in kurzer Zeit waren seine Schwester, seine Schwiegermutter Eutropia und wahrscheinlich auch seine Gemahlin Fausta um die heilige Helena als Getaufte versammelt.

In seinem Lager war Alles voll Freude. Zwar hatte er gegen 170,00 Mann zu Fuß und 18,000 Reiter des Maxentius nur 25,000 Legionäre und 55,000 Mann Hilfstruppen, da er die Rheingrenze nicht entblößen durfte; aber Christen und Heiden marschirten freudigen Muthes unter dem Labarum.

Wie im Sturmschritt ging dieser Marsch; Susa wurde gestürmt, vor Turin stob ein Armeecorps des Maxentius auseinander und die Stadt öffnete die Thore, die sie den Flüchtigen verschloß, Mailand that das Gleiche, bei Brescia flohen die Reiter und Maxentius ohne Kampf, bis Verona lag das Land offen; hier gab es ernstlichen Widerstand, der in ein siegreiches Vorrücken gegen Rom überging.

Wenn Lactantius sich nicht täuscht, fand im Angesichte Roms eine abermalige Vision statt; Constantin sei, heißt es, angewiesen worden, das himmlische Zeichen auf den Schildern seiner Soldaten anzubringen.

Maxentius hat sein Heer über den Tiber geschickt; außer dem Ponte Molle führte eine Schiffbrücke hinüber, welche so eingerichtet war, daß sie augenblicklich auseinander gezogen werden konnte. Hier wurde am 28. October 312 die Entscheidungsschlacht geschlagen. Maxentius selbst feierte sein sechsjähriges Herrscherjubiläum bei den Spielen des Circus. Das Volk ist entrüstet, aus seinem Murren heraus tönt der Ruf: „Constantin ist unüberwindlich!" — Um die Mauern flattern Eulen; — Maxentius flüchtet; auf den Straßen sammeln sich Gruppen; die sibyllinischen Bücher sagen: „An diesem Tage muß der Feind des römischen Volkes untergehen." — Wer ist dieser Feind? Das Volk sagt: Maxentius!

Dieser denkt: Constantin! — und er eilt hinaus auf das Schlachtfeld, den Untergang Constantins mit anzusehen; aber er sah nur eine in wilder Flucht aufgelöste Armee, die seinige; auf den Brücken drängen sich die Flüchtlinge, auf der Schiffbrücke zumeist, weil sie die nähere ist; da arbeitet zu frühe der Mechanismus; die Schiffe steuern auseinander, die Balken stürzen in den Fluß, mit ihnen die flüchtigen Soldaten, Maxentius selbst; Roß und Reiter werden von der schweren Rüstung in die Tiefe gezogen; Maxentius ertrank; an derselben Stelle, wo er ins Wasser gestürzt, wurde am andern Tage sein Leichnam gefunden.

Unbeschreiblicher Jubel herrschte in Rom über den Untergang des schlechten Menschen und den Einzug Constantins. Und doch zog dieser und marschirte seine Armee unter dem Zeichen Christi in die Hauptstadt ein. Aber Constantin brachte den Frieden, das glückliche Gallien bezeugte es. Er brachte die Milde und Versöhnung; nur das Blut der Schuldigsten floß. Die Anhänger des Maxentius behielten ihr Leben und selbst ihre Würden, die Prätorianer wurden verabschiedet und ihre Kaserne niedergerissen, damit dieses der Freiheit so gefahrvolle Nest sich niemals wieder bevölkere; Constantin brachte die Freiheit, die Gefängnisse gingen auf, die Verbannten kehrten zurück. Die geraubten Güter wurden zurückerstattet, der Senat trat in seine alten Ehren wieder ein und wurde mit würdigen Männern ergänzt. Die unsinnigen Verschwendungen hörten auf, dagegen waltete die verständige Liebe für die Armen, Wittwen und Waisen. Die unreinen Leidenschaften der vergangenen Gewalthaber entwürdigten Rom nicht mehr; „unter einem in seinen Sitten geregelten Fürsten, sagt der Heide Nazarius, war die Schönheit einer Frau nicht mehr der Stachel unreiner Leidenschaft, sondern nur mehr der Schmuck der Keuschheit.“ Noch ahnten wohl nur die Wenigsten in Rom, woher all Dies stammte; aber mit Freuden wurde es begrüßt.

Constantin ließ das Heidenthum noch officiell bestehen, aber persönlich nahm er an keinem Opfer und keiner Ceremonie mehr Antheil; dem Senat war es freigestellt, am Tage des Triumphzuges das Capitolium zu besteigen, er selbst that es nicht.

Von hoher Bedeutung für die Kirche war das Edict von Mailand, welches Constantin gemeinschaftlich mit Licinius am 13. Juni 313 in letzterer Stadt zu Gunsten des Christenthums erließ. Dasselbe lautet:

„Schon früher haben wir, in der Ueberzeugung, daß die Religionsfreiheit nicht zu verwehren, sondern einem Jeden nach seinem Gutdünken und Willen freie Religionsübung zu gestatten sei, den Befehl gegeben, daß Jeder, und namentlich auch die Christen, den Glauben ihrer freigewählten Religion behalten dürfen. Allein da in jenem Rescripte, in welchem ihnen diese Erlaubniß ertheilt

worden war, viele verschiedene Bedingungen ausdrücklich angeführt erscheinen, so wurden dadurch vielleicht manche von ihnen bald nachher von der Beobachtung einer solchen Religion zurückgeschreckt. Als wir daher, ich, der Kaiser Constantinus und ich, der Kaiser Licinius, glücklich nach Mailand gekommen waren und Alles, was zur Wohlfahrt und zum Nutzen des Staates gereicht, in Erwägung zogen, so haben wir unter andern allgemein nützlichen Verordnungen oder vielmehr vor allen Dieses anzuordnen für gut befunden, was sich auf den Dienst und die Verehrung der Gottheit bezieht, nämlich, daß wir den Christen sowohl wie allen Andern freie Wahl zugestehen, derjenigen Religion zu folgen, welcher sie immer wollen, damit die Gottheit und das himmlische Wesen, was es auch sein mag, uns und allen unsern Unterthanen gewogen und gnädig sein könne.

In heilsamer Ueberlegung und in der besten Absicht haben wir nun den Beschluß fassen zu müssen geglaubt, daß durchaus Niemanden die Freiheit zu versagen sei, die Religionsweise der Christen zu wählen und zu befolgen, sondern daß es Jedem freigestellt sein solle, sein Herz derjenigen Religion zuzuwenden, welche er selbst für die geeignetste hält, damit uns die Gottheit in Allem ihre gewöhnliche Huld und Fürsorge erweisen könne. Diesen unsern Willen haben wir sofort in der Weise schriftlich kund zu thun für nöthig erachtet, daß die Bedingungen, welche in unserem ersten Schreiben an deine Hoheit in Betreff der Christen enthalten waren, völlig aufgehoben und alles Das, was zu hart und unserer Milde zu widersprechen schien, beseitiget werde, und daß nun ein Jeder, welcher die christliche Religion bekennen will, Dies auch frei und offen und ohne irgend eine Belästigung thun könne. Dieses haben wir deiner Sorgsamkeit ausführlich kund zu thun beschlossen, damit du wissest, daß wir den Christen freie und unbeschränkte Erlaubniß zur Ausübung ihrer Religion gegeben haben. Da wir nun Dieses den Christen ohne alle Beschränkung gestattet haben, so sieht deine Hoheit ein, daß damit auch Andern die Freiheit gegeben ist, die ihnen zusagende Religion anzunehmen und auszuüben, denn es ist offenbar der Ruhe unserer Zeiten angemessen, daß Jeder die Freiheit habe, sich eine Gottheit zu wählen, und die zu verehren, welche er immer will. Dies ist aber von uns in der Absicht geschehen, damit es nicht den Anschein habe, als wollten wir irgend eine Art der Gottesverehrung und des Gottesdienstes in Etwas beeinträchtigen.

Außerdem verfügen wir noch in Betreff der Christen insbesondere, daß ihre Orte, an welchen sie vormals zusammen zu kommen pflegten, und in Betreff derer in dem an deine Hoheit ergangenen Schreiben eine andere Bestimmung getroffen worden war,

Jedermann, sollte er sie von unserer Kammer oder von Jemand Anderem gekauft haben, denselben Christen unentgeltlich und ohne irgend einen Ersatz des Kaufpreises, ohne Zaudern und ohne alle Zweideutigkeit zurückgebe. Auch wenn Jemand dieselben Orte zum Geschenke bekommen hat, soll er sie so schnell als möglich denselben Christen herausgeben. Jedoch mögen Diejenigen, welche diese Orte gekauft oder zum Geschenke bekommen haben, wenn sie irgend eine Vergütung von unserer Gnade verlangen, sich an den Statthalter der betreffenden Provinz wenden, damit auch sie durch unsere Güte Berücksichtigung finden. Dieses Alles soll der Körperschaft der Christen durch deine Sorgfalt ohne irgend einen Aufschub sofort zurückgestellt werden. Und da dieselben Christen, wie bekannt, nicht bloß jene Orte, an welchen sie sich zu versammeln pflegten, sondern auch noch andere in Besitz hatten, welche nicht Eigenthum eines Einzelnen sind, sondern der ganzen Körperschaft der Christen rechtlich gehören, so hast du den Befehl zu erlassen, daß dieselben insgesammt auf Grund des vorhin angeführten Gesetzes ohne irgend einen Anstand sofort den gedachten Christen, das ist, ihrer Körperschaft und ihrem Versammlungsorte zurückgegeben werden, jedoch mit Aufrechterhaltung der vorhin erwähnten Bestimmung, daß alle Diejenigen, welche jene Orte, wie vorhin erwähnt, unentgeltlich zurückstellen, dafür Schadloshaltung von unserer Güte zu erwarten haben. Bei diesem Allem mußt du für die gedachte Körperschaft der Christen mit allem möglichen Eifer eintreten, damit unser Befehl auf das Schleunigste vollzogen und auch in dieser Beziehung durch unsere Gnade für die allgemeine öffentliche Ruhe gesorgt wird. Denn durch diese Verfahrungsweise wird, wie schon vorhin erwähnt, die göttliche Fürsorge, die wir bereits bei vielen Gelegenheiten erfahren haben, uns alle Zeit hindurch sicher verbleiben. Damit aber der Inhalt dieses von uns in Gnaden erlassenen Gesetzes zur allgemeinen Kenntniß gelangen könne, ist dieses unser Schreiben auf deine Anordnung überall öffentlich anzuschlagen und zur Kenntniß Aller zu bringen, auf daß diese unsere gnädige Verfügung Niemanden verborgen bleiben könne."

Also die christliche Predigt ist frei, die Kirche als Corporation rechtlich anerkannt, ihr Eigenthum ihr gewährleistet, und mit Wohlwollen soll sie von der Beamtenhierarchie behandelt werden.

Wer beschreibt die Freude der Christen? Als Augenzeuge schreibt Eusebius: „Alle Menschen waren nun von der drückenden Herrschaft der Tyrannen befreit. Von den früheren Uebeln erlöst, bekannte jetzt ein Jeder nach seiner Art, daß der Beschützer der Frommen der allein wahre Gott sei. Namentlich aber wohnte uns, die wir auf den Gesalbten Gottes unsere Hoffnungen gesetzt hatten, eine unbeschreibliche Heiterkeit inne, und eine Art himmlischer Freude

leuchtete auf unserem Angesichte, da wir sahen, daß alle vor Kurzem durch die Gottlosigkeit der Tyrannen zerstörten Orte wie aus einem langen, todtbringenden Falle von Neuem auflebten, die Gotteshäuser wiederum von Grund aus zu einer erstaunlichen Höhe aufgebaut wurden, und eine viel größere Pracht als die früher zerstörten erhielten. . . In allen Städten fanden Erneuungsfeste und Einweihungen der soeben neuerbauten Bethäuser statt. Bei dieser Gelegenheit versammelten sich die Bischöfe, und Leute aus fernen und fremden Ländern strömten zusammen. Zwischen den verschiedenen Völkern zeigte sich die freundschaftlichste Gesinnung und die Einigung dieser Glieder des Leibes Christi zu einem harmonischen Ganzen; . . . es war eine Kraft des heiligen Geistes, die alle Glieder durchdrang, Ein Herz und Ein Sinn Aller, dieselbe Glaubensfreudigkeit und Ein Lobgesang der Gottheit aus Aller Mund. Vollkommen entsprechend waren in der That auch die Culthandlungen der Kirchenvorsteher, sowie der heilige Dienst der Priester und überaus erhaben die kirchlichen Ceremonien. Hier hörte man die Psalmen und die übrigen von Gott gegebenen Gesänge, dort sah man die mystischen Handlungen des Gottesdienstes verrichten. Auch fand die geheimnißvolle symbolische Feier des Leidens des Erlösers statt. Zugleich aber verehrte eine große Zahl von Leuten jeglichen Alters und Geschlechtes aus voller Sinneskraft mit freudigem Herzen und Gemüthe Gott den Geber alles Guten mit Gebet und Danksagung. Auch hielt jeder von den anwesenden Bischöfen eine Festrede und suchte nach bestem Vermögen die Feierlichkeit zu erhöhen."

Wir schreiten jetzt über das Jahr 313 hinaus, denn unsere Aufgabe wird erst vollendet sein, wenn wir den Untergang des letzten Verfolgers betrachtet haben.

Diocletian war in seinem herrlichen Landsitze bei Spalatro. Da kam ihm die Botschaft zu, daß in Rom die Bildsäulen des alten Maximian gebrochen und seine eigenen nicht unversehrt geblieben seien, und eine schwermüthige Trauer kam über ihn; schlaflos brachte er die Nächte zu, die düstern Delirien kamen wieder, welche als erste Strafe für die Verfolgung den Anstoß zu seiner Abdankung gegeben hatten. Nun kam die Einladung nach Mailand zur Hochzeitsfeier der Constantia, Constantins Schwester, mit Licinius; Alter und Krankheit vorschützend blieb er aus; unliebsame Antworten liefen ein, er wurde selbst der Theilnahme von Machinationen des Maximin Daja beschuldigt; das war zu viel für seine Furchtsamkeit; unter ihren Schrecken starb er, ob an Gift oder an Aushungerung, man weiß es nicht.

Nun kam die Reihe an Maximin Daja. Er fiel in das Gebiet des Licinius ein, aber dieser eilte aus Italien herbei und

schlug ihn. Maximin floh in eiliger Hast, den Purpur legte er ab, mischte sich unter die Soldaten, verkleidete sich als Sclave. Bis nach Tarsus ging seine Flucht, und hier starb er. Vergebens sicherte er den Christen Freiheit und Gunst zu; er schüttelte den Tod nicht mehr von seinen Fersen. Nach einem reichen Mahle nahm er Gift; aber der überladene Magen widerstand seiner Wirkung, und statt eines raschen Todes hatte er sich einen langsamen, qualvollen Todeskampf bereitet. Vier Tage lang brannte das Gift in seinen Eingeweiden. Er wälzte sich auf dem Boden, verschlang Erde und schlug den Kopf gegen die Wand. Seine Augen traten aus den Höhlen; er glaubte Gott mit weißgekleideten Engeln zu seinem Gerichte kommen zu sehen. Er heulte, brüllte, flehte zu Christus; bekannte seine Verbrechen und machte Versprechungen. So ging wieder ein Verfolger zu Grunde.

Nun war nur noch Licinius vorhanden; denn auch er war ein Verfolger geworden. Zuerst entfesselte er einen unversöhnlichen Haß gegen Alles, was mit Diocletian, Galerius oder Maximin zusammenhing. Die Gemahlin des letztern, welche so viele ehrbare Frauen im Orontes ertränkt hatte, warf er in dessen Fluthen, ihren achtjährigen Sohn und ihre siebenjährige Tochter tödtete er gleichfalls. Priscia, die Wittwe des Diocletian und ihre Tochter Valeria, die Wittwe des Galerius, ließ er am Meeresufer enthaupten und ihre Leiber in die Fluthen werfen; vor Gott waren sie Verbrecherinnen, weil sie den Glauben verläugnet, für ihn Frauen von Fürsten, welche seine Wohlthäter gewesen waren (315). Ohne zu wissen, daß Gott sich seiner als Werkzeug bediente, schlug er Andere, so jenen Theoknus, welcher in Antiochien die Orakelsprüche des Jupiter Philius zur Verfolgung der Christen gefertigt und dafür die Statthalterschaft von Syrien erhalten hatte.

Die Verbindung zwischen Licinius und Constantin konnte von keiner Dauer sein. Jeder wollte einziger Kaiser sein, und die Charactere und Grundsätze beider waren zu sehr verschieden. Schon im Jahre 314 kamen sie in Krieg, dann folgte ein Friedensschluß, der einige Jahre dauerte. Licinius sah, wie seine Völker mit Theilnahme und Verlangen nach dem Westen blickten. Dafür vergriff er sich an den Christen. Er verbannte sie vom Hofe und wollte sie nicht in der Armee dulden. Er verbot die Abhaltung der Concilien. Der alte Wüstling fand es auf einmal gefährlich für die Sitten, daß Männer und Weiber gemeinsam beteten und die Predigt des Bischofs hörten, untersagte den Frauen, in die Kirchen zu gehen und befahl, daß Weiber den Frauen und Jungfrauen predigen sollten. Zuletzt ordnete er an, daß der Gottesdienst unter freiem Himmel gehalten werde, wo die Luft, wie er spöttisch bemerkte, großen Versammlungen zuträglicher wäre. Dabei blieb er nicht stehen. Er überlieferte auch viele Christen dem Tode

aber die Todesurtheile ließ er im Geheimen vollziehen, die Eingekerkerten Hungers sterben. Als es wieder zum Kriege mit Constantin kam, wurde es ein Religionskrieg. Von ägyptischen Zauberern, von Traumdeutern und Wahrsagern aller Art umgeben, opferte er und wühlte in den Eingeweiden; von ihnen getäuscht, verhieß er seinen Offizieren den unausbleiblichen Sieg, der für immer zwischen dem „fremden ungekannten Gotte" und den Göttern des Olymps entscheiden werde; er ließ sie schwören, die Christen auszurotten.

Im Lager Constantins beteten die Bischöfe, beteten auch die heidnischen Soldaten ein vom Kaiser für sie vorgeschriebenes Gebet zum höchsten Gotte, dem gemeinsamen Vater aller Menschen; 50 der bravsten Krieger erhielten die Ehrenwache beim Labarum. Für die erste Schlacht gab Constantin das Feldgeschrei: Gott Heiland. Bei Adrianopel wurde diese am 3. Juli 323 geschlagen, Licinius auf die andere Seite des Bosporus geworfen; eine zweite Schlacht am 18. September, vernichtete die Macht des Licinius und gab ihn selbst als Gefangenen in die Hände des Siegers, der ihn hinrichten ließ.

Für das ganze Reichsgebiet war nun Constantin der Alleinherrscher; noch einmal hatte Rom seine Einheit wieder erlangt; der längst begonnene Umwandlungsproceß des heidnischen Lebens ins christliche fand nun eine ungemeine Förderung, aber zusehr war das alte Reich in den Lebensanschauungen der Einzelnen, wie in der Ausbildung der Institutionen, mit dem Heidenthume verwachsen gewesen, als daß die gesammte Bevölkerung den guten Willen, und die hergebrachten Formen die Fähigkeit in sich gehabt hätten, den Geist des neuen Lebens in sich aufzunehmen, so daß schließlich der Untergang des römischen Reiches zwar aufgehalten, aber nicht abgehalten werden könnte.

Dieses Schauspieles nun werden wir im nächsten Kapitel Zeugen sein, wie der christliche Geist mit den Resten des Heidenthums ringt, auf dem Gebiete der Religion sie überwindet, in den politischen dagegen die völlige Durchbildung nicht erreichen kann.

Sechstes Kapitel.

Das christliche Römerreich von Constantin dem Großen bis auf Theodosius den Großen.

(313—395.)

I.

Constantin der Große.

(313—337.)

Wir haben auf unserer langen Wanderung durch das römische Reich, dieses hinlänglich kennen gelernt, um mit wenigen Strichen die Situation zeichnen zu können, in welcher Constantin die Alleinherrschaft antrat.

Das Christenthum war da, und seine Existenz mußte jedem denkenden Menschen als ein Wunder erscheinen. Seine Verfolgung, wenn auch zeitenweise unterbrochen, war wie ein gesetzlicher Zustand gewesen; immer wieder niedergetreten ist es mächtig gewachsen, keine Gewalt vermochte es auszurotten, im Gegentheile lag im Sterben der Christen eine weit stärkere Gewalt, an welcher das Schwert der Verfolgung abstumpfte, eine auf die edleren Gemüther mächtig wirkende Gewalt, welche die Hälfte der Bevölkerung des Reiches vermochte, in das heilige Bad der Wiedergeburt nieder zu steigen. Wenn hieran Constantin dachte, so konnte ihm nicht verborgen bleiben, daß hier keine natürliche, menschliche Kraft wirksam war, daß Gott das Wunder gewirkt. Und wenn er an die ersten Zeiten des Kaiserreiches zurückdachte und damit verglich, was bei der fortschreitenden Auflösung der Gesellschaft dennoch an neuen, menschlicheren Elementen in der Familie, in der Behandlung der Sclaven und der Armen, im socialen Verkehre, ja in den Ideen sich offenbarte, so konnte er nicht zweifelhaft darüber sein, welcher Beruf ihm durch die Erscheinung des Kreuzes und seinen Triumph unter dessen Beistand zugewiesen worden. Er hat ihn selbst dahin ausgesprochen, daß er alle Welt zur Gemeinsamkeit desselben religiösen Glaubens führen und dadurch dem Reiche seine alte Kraft wiederbringen solle. Die Mächtigkeit, welche die Kirche in ihrer Einheit und festen Organisation besaß, konnte ihm keinen Zweifel darüber lassen, daß die politische Arbeit auf ihrer Grundlage nicht fruchtlos sein werde. Aber welches Material stand ihm zu Gebote, in den absterbenden Völkern, in den entwürdigten Familien, in den aufgelösten Characteren! Die Tyrannei, die Bürgerkriege, die Anarchie

werden niemals straflos ertragen, und was war von diesen Geißeln nicht Alles über das römische Reich gekommen! Rom hatte zuerst die Schätze, dann den Schweiß aller Völker aufgebraucht; nun gebrach es an Brod und an den Menschen, welche den Acker bauten; und doch machte die immer verwickelter werdende Staatsmaschinerie immer riesigere Ansprüche. Wenn es dem Kaiser Constantin dennoch gelang, nicht nur den Verfall des Gesammtreiches aufzuhalten und dem Reiche des Ostens eine tausendjährige Existenz zu sichern, sondern auch neue Lebenskeime dem alten Boden einzusenken, Lebenskeime, deren Früchte noch wir Schutzgeborene genießen, — wahrlich, dann ragt sein Name, als der des Großen, über dem Widerstreite der Lober und Tadler mit voller Berechtigung empor.

Daß er mit seinem Lieblingsgedanken, die Einheit der Religion herzustellen, nicht durchzudringen vermöge, sah Constantin alsbald ein; aber wie behandelte er das Heidenthum? In seinem zweiten nach der Niederlage des Licinius ausgegebenen Edicte, nachdem er die Unterthanen des Gestürzten zum Eintritte in die Kirche aufgefordert hatte, sagte er, daß Diejenigen, welche noch im Irrthume sich befinden, ihren Antheil am Frieden mit den Gläubigen haben sollen, daß Jeder thun möge, was ihm zukömmt, Niemand aber seinen Nächsten beunruhige. Diejenigen, ruft er Gott entgegen, welche deinem Gesetze widerstrebend die Tempel des Irrthums beibehalten wollen, mögen es thun, weil sie es so wünschen; wir, wir werden die leuchtende Stätte der Wahrheit bewohnen, welche du für uns bereitet hast!

Für Toleranz also sprach er sich aus; allein diese war eine Unmöglichkeit. Der Kampf mit Licinius hatte allzumarkirt den Kampf zwischen Christus und dem Heidenthum hervorgekehrt, und Constantin that zu Viel für die Befestigung einer bevorzugten Stellung der Christen, als daß nicht auf dem Boden, auf welchem die alte und die neue Welt neben und unter einander sich zurecht zu setzen hatte, auf Schritt und Tritt Reibereien emporgewachsen wären. Dazu war der frische Glaube des Kaisers so unmittelbar und stürmisch, daß sich sein Verlangen begreift, Alle zur Theilnahme an seinem Glücke zu berufen und die Quelle zu verstopfen, woraus alles Unglück der Menschheit gespeist wurde.

Wenn die heidnischen Tempel schadhaft waren, wurden sie dem Verfalle überlassen; wie viele Götzenbilder wurden eingeschmolzen, wie viel Tempelschmuck wanderte in die christlichen Gotteshäuser! Die infamen Cultstätten, die der krassesten Sünde gedient, an welchen selbst die Heiden Anstoß genommen, wurden zerstört, die Privatopfer jener heidnischen Cultushandlungen, welche Unsittlichkeit und Betrug mit Frechheit zur Schau trugen, verboten. Der Kaiser selbst sorgte für Belehrung über die Thorheit des Heidenthums und

die Göttlichkeit der christlichen Religion. Eine seiner ersten Regierungshandlungen war es, daß er der Geistlichkeit die Freiheit von den Municipallasten zuerkannte. Das war ein sehr großes Privilegium, da in den Gemeinden die vermöglicheren Bürger persönlich für die Abgaben hafteten und den Ausfall aus ihrem eigenen Vermögen bestreiten, auch viele persönliche Dienste leisten mußten, welche, wenn sie auch nicht immer mit dem Amte des Geistlichen geradezu unverträglich waren, doch in jedem Falle demselben Eintrag thaten. Auch die Kirchen wurden steuerfrei, und den Geistlichen und Diaconissinnen Einkünfte aus dem Vermögen der Städte angewiesen. So sehr begünstigte Constantin die Kirche, daß er es gerne sah, daß neben die kaiserlichen Gerichte Richterstühle der Bischöfe nicht blos für die geistlichen, sondern auch für rein weltliche Angelegenheiten sich stellten. Die Mahnung des heiligen Apostels Paulus an die Corinthier, daß sie ihre Rechtsstreite nicht vor die heidnischen Gerichte bringen, sondern durch angesehene Männer aus der Gemeinde schlichten lassen sollen, war bei den Gläubigen in Gebrauch gekommen; sie scheuten sich ihre Angelegenheiten vor Heiden zu offenbaren, Formen sich zu unterwerfen, welche mit dem Götzendienste zusammenhingen, christliche Grundsätze den Anschauungen heidnischer Moral und Rechtswissenschaft preiszugeben, und wandten sich an ihre Bischöfe. Diese waren also gewohnt, zu Gericht zu sitzen, und Constantin ließ es auch ferner zu. Wenn auch das Edict, welches dieser hergebrachten Uebung Gesetzeskraft zuschreibt und unter seinem Namen umgeboten wurde, mit gutem Grunde als unächt betrachtet wird, so ist doch außer Zweifel, daß Constantin die Richterstühle der Bischöfe gerne sah, und daß sie gegen Ende des Jahrhunderts als eine bereits alte gesetzliche Einrichtung angesehen wurden.

Diese und ähnliche Einflußnahmen Constantins auf die Förderung des Christenthums brachte für seinen Character und für die Zukunft des Reiches eine vielfache Gefahr, die von ihm nicht immer vermieden in ganz unheilvollen Folgen sich offenbarte.

Es konnte nicht ausbleiben, daß die Fülle kaiserlicher Huld Viele in die Kirche zog, welche um der damit verknüpften Vortheile willen äußerlich das Glaubensbekenntniß ablegten ohne Aufwand irgend einer Mühe, die Seele von demselben durchdringen und das Leben christlich gestalten zu lassen. Indem Constantin die hohen Staatsämter mit Vorzug christlichen Männern anvertraute, müßte ja kein Ehrgeiz in den Zeitgenossen gewesen sein, wenn nicht so Mancher das Glaubensbekenntniß bequem zum Emporkommen gefunden hätte; wir wissen aber, wie das Geschlecht jener Zeit verderbt war, und wundern uns nicht, daß bei einer großen Menge die Niedrigkeit der Gesinnung und des Characters das Bad der Wie-

dergeburt bereitet hat. Die Convertiten standen selbstverständlich in besonderer Gunst bei Constantin; konnte er nicht bei Manchem mit Trost die Meinung hegen, daß er bei der Bekehrung des Mannes selbst seinen Antheil gehabt und eine Seele gerettet habe? Er hatte angefangen mit Vorliebe theologische Literatur zu studiren, besonders Apologetik; er hielt geistliche Versammlungen in seinem Palaste und Conferenzen, wobei er seine Ausarbeitungen vortrug. Da konnte es an Schmeichlern nicht fehlen, und man will bemerkt haben, daß seine Umgebung allgemach schlechter wurde, daß die eifrigsten Beifallklatscher die schlimmsten waren, und daß im Namen des Christenthums und des Kaisers die Provinzen ausgesaugt wurden. Das Uebel muß stark geworden sein, da Constantin energisch Abhilfe zu schaffen suchte. So erließ er am 17. September 325 ein Edict, worin es heißt: „Wenn Jemand glaubt gegen einen unserer Richter, Grafen oder Palastbeamten eine Beschwerde mit wahren und klaren Beweisen belegen zu können, so komme er ohne Furcht und in aller Sicherheit zu mir; er wende sich an mich; ich werde Alles anhören, Kenntniß von Allem nehmen; er mag zuversichtlich Alles sagen, was sein Gewissen ihm eingibt. Wenn er seine Aussage beweist, werde ich Rache nehmen an Dem, welcher durch einen falschen Schein der Rechtschaffenheit mich getäuscht, und mit Würden und Geschenken werde ich Jenen überhäufen, der ihn mir angezeigt hat."

Noch schlimmer war es, daß der Palast des christlichen Kaisers eine Wiege für das gemeinschädliche Gewürm der Hoftheologen wurde, und daß die Häretiker die Verbindung, welche der Staat mit der Kirche einging, fälschlich auslegend die Staatsgewalt zum Eingriffe in das kirchliche Gebiet reizten. Diese Taktik hat die Häresie vom ersten Tage an bis auf den heutigen beibehalten.

Es ist nicht blos eine müßige, sondern eine verbrecherische Frage, ob der Eintritt Constantins in die Kirche dieser mehr genützt oder geschadet habe, müßig und verbrecherisch, weil die Entscheidung das Werk der göttlichen Vorsehung ist; aber das ist kein Zweifel, daß der Kirche, nachdem sie aus der blutigen Verfolgung erlöst worden, neue und sehr schwere Gefahren gerade aus ihrer Verbindung mit dem Staate erwuchsen. Aber auch hiefür hat die göttliche Vorsehung Vorsorge getroffen, indem sie für den Dienst der Kirche in diesen neuen Verhältnissen eine glänzende Schaar großartiger Charactere bildete und aus der Wüste die Einsiedler berief, daß sie in Klöster über alle Welt vertheilt, unabhängig durch ihr Gelübde der Armuth, stark in ihrem Gehorsam, gewaltig in ihrem beständigen Gebete aus keuschem Herzen eine allezeit streitbare Miliz, ein Beispiel christlichen Lebens und ein Trost aller Verfolgten und Leidenden wurden.

Betrachten wir nun Constantin, wie er aus den oben geschilderten Gefahren hervorging, ob frei und unangetastet, ob geschwächt und mit einer Makel behaftet.

In Afrika wurde die Kirche betrübt durch den Donatistenstreit. Erinnern wir uns, daß zur Zeit des heiligen Cyprian die Novatianische Secte erklärt hatte, Einer der in die Todsünde gefallen, könne niemals mehr in die Kirche aufgenommen werden; weil nun aber die römisch-katholische Kirche solche Sünder wieder aufnehme, so sei sie nicht mehr die wahre Kirche Christi; — und denken wir daran, daß um dieselbe Zeit die Frage sich erhob, ob Derjenige giltig getauft sei, der von einem Ketzer die Taufe empfangen: so wissen wir ungefähr, wo der Donatistenstreit seinen Ausgang nahm. Als im Jahre 311 der Bischof Mensurinus von Carthago gestorben war, wählte die Majorität den Diakon Cäcilian zum Bischofe, und der Bischof Felix von Aptunga weihte ihn. Hiegegen protestirte eine Minorität, welche behauptete, Felix sei in der diocletianischen Verfolgung ein Traditor, Auslieferer der heiligen Bücher gewesen, folglich nicht mehr in der Kirche. Den Namen Donatisten erhielt die Secte von ihren zwei bedeutendsten Vertretern, von einem Bischof Donatus von Casä Nigrä und einem andern Donatus, welcher später Bischof der Secte zu Carthago wurde.

Am 15. April 313 wandten sich die Donatisten an Constantin, damit er entscheide, wer der rechtmäßige Bischof von Carthago sei, ob Cäcilian oder der von ihnen erwählte Majorin. Der kaum bekehrte, noch nicht getaufte Kaiser soll eine innerkirchliche Frage entscheiden; welch eine Gefahr für seinen jungen, durch Unterricht kaum aufgeklärten Glauben, und welch frevelhaftes Beginnen gegen die Selbständigkeit der Kirche! Noch wandte Gott beide Gefahren ab. Constantin schickte drei Bischöfe, Maternus von Cöln, Reticius von Autun und Marinus v. Arles, nicht nach Afrika, daß sie in seinem Namen entscheiden, sondern nach Rom, wohin Cäcilian mit zehn Bischöfen seiner Seite und zehn seiner Gegner berufen war, zum Papste Melchiades, mit einem Schreiben, worin er sagte: „Es ist mir sehr mißlich, daß in der Provinz Afrika . . . das Volk in einen so unheilvollen Zwiespalt gekommen ist und die Bischöfe sich nicht verständigen können; . . . möge also Euer Ehrwürden nach Einsichtnahme der Acten die Streitfrage nach der Gerechtigkeit entscheiden; denn es wird Eurer Ehrwürden nicht entgehen, daß ich eine solche Ehrfurcht gegen die ordnungsmäßige und gesetzliche katholische Kirche hege, daß ich unter euch weder Schisma noch Spaltung sehen möchte.“ Im Lateranischen Palaste eröffnete der Papst ein Concil, das Cäcilian in seiner Würde bestätigte. Constantin bezeugte große Freude über die Wiederherstellung der Einheit und

des Friedens in der Kirche. Aber er besaß noch zu wenig Kenntniß von der Natur der Häretiker und Schismatiker; die Donatisten nahmen die römische Entscheidung nicht an und appellirten an ihn, nicht ohne Angriffe auf den heiligen Vater. Constantin war in Verlegenheit, aus welcher er dadurch sich zu helfen suchte, daß er eine Untersuchung des Verhaltens des Felix von Aptunga während der Verfolgung anstellen ließ, zum nicht geringen Erstaunen der christlichen Welt über diese Situation eines Bischofes wegen einer rein kirchlichen Frage vor einem weltlichen Beamten, der in denselben staatlichen Aufträgen noch wenige Jahre zuvor eben die jetzt zu einem strafwürdigen Verbrechen gestempelte That mit aller Gewalt zu erpressen die Aufgabe gehabt hatte. Selbst die Verfolger von ehedem bezeugten dem Bischofe, daß er ihnen keine heiligen Bücher ausgeliefert habe, und am 13. Februar 314 stand Felix gerechtfertigt vor dem Kaiser, während seine Widersacher der Verläumdung überwiesen waren; aber Constantin, so herrschgewaltig er war, konnte sich nicht dazu verstehen, mit Anwendung von Gewalt, die übrigens Niemand von ihm gefordert hat, gegen die Hartnäckigkeit der Donatisten einzuschreiten. Dagegen berief er ein Concil nach Arles und um recht vielen Bischöfen, auch den weitentfernten die Theilnahme zu erleichtern, gewährte er die kaiserliche Postfreiheit. Wie sich von selbst versteht, blieb die Synode bei dem Beschlusse der römischen; während aber ihre Entscheidungen nach Rom mit der Bitte um deren Bekanntgebung durch die Autorität des heiligen Stuhles gingen, begehrten die wiederholt verurtheilten Schismatiker, daß der Kaiser das Urtheil über sie spreche. In heftigen Zorn brach der ungestüme Constantin aus; „welcher Wahnsinn! rief er; was wollen diese Leute da, wahre Werkzeuge des Teufels. Mein Urtheil begehren sie, während ich das Urtheil Christi erwarte. Wie in bürgerlichen Streitigkeiten legen sie Appellation ein, die himmlischen Dinge geben sie auf für irdische. Aber ich sage in Wahrheit, das Urtheil der Priester muß so aufgenommen werden, wie wenn Gott in Person zu Gerichte gesessen hätte.“ Unter dem Eindrucke dieser Stimmung bat er die Väter des Concils, noch einmal einen Weg der Güte zu versuchen, und für die Verirrten zu beten; diese aber befahl er in Ketten ihm vorzuführen. Das hatten die Väter des Concils nicht verlangt, sondern sich begnügt, mit den ihnen allein zustehenden geistlichen Strafen die Widerspenstigen zu belegen.

Constantin befand sich in mißlicher Lage; den Unfrieden in der Kirche mochte er nicht dulden, denn bei dem Temperamente der Afrikaner gefährdete er den öffentlichen Frieden; schon erhob sich der Spott der heidnischen Partei; auf der andern Seite schrack er in der Einfalt seines Glaubens vor einer weitern Einmischung zu-

rück. Ein ganzes Jahr lang schwankte er in peinlicher Qual zwischen Milde und Strenge; er nahm die Appellation nun doch an, meinte aber auch, die Häupter hinrichten zu sollen. Davon brachte ihn der Bischof Osius von Cordova ab; aber die Kirchen nahm er den Schismatikern und schickte die hitzigsten Vorkämpfer in die Verbannung. Doch machte er ihrem Elende schon nach vier Jahren ein Ende, mit Zustimmung, wenn nicht auf Bitten der katholischen Bischöfe. Im Anfange des fünften Jahrhunderts erlag das donatistische Schisma theils den strengen Gesetzen des Kaisers Honorius, theils dem Eifer und den Belehrungen des heiligen Augustinus und des heiligen Optatus von Mileve. Die große Religions-Conferenz zu Carthago im Jahre 411, mit welcher der heilige Augustin die katholische Kirche, ihre Lehre und Einrichtungen siegreich vertheidigte, endete mit der Bekehrung sehr vieler Donatisten. Die Hartnäckigen, welche wieder an den Kaiser appellirten, wurden abgesetzt und verbannt.

Die Haltung, welche Constantin in diesem Streite einnahm, ist für die Beurtheilung seines Verhältnisses zur Kirche von großer Wichtigkeit. Wenn der Kaiser nur oder vorherrschend aus Rücksichten der Politik, wie vielfach behauptet wird, die Kirche freigegeben hätte, so mußte er mit Eifer die dargebotene Gelegenheit benützen, um in die Kirche hineinzuregieren. Aber ihm flößte sein Glaube viel zu viel Ehrfurcht gegen die gottgesetzte Autorität der Kirche ein, als daß er gewagt hätte, eine nur ihr zustehende Angelegenheit an sich reißen zu wollen. In seinem Eifer wollte er selbst mit Gewalt oft in ungestümer Weise Alles für die Erhöhung, Ausbreitung, für den Glanz und Einfluß der Kirche thun; niemals hat er dagegen zu einem Eingriffe in das innerkirchliche Gebiet auch nur einen Versuch gemacht, und so ist er der Gefahr, welche die donatistischen Sectirer ihm bereiteten, nicht verfallen. Aber wenn wir auch den guten Willen des Kaisers nicht verkennen, so dürfen wir doch nicht übersehen, daß sein Verfahren in den donatistischen Streitigkeiten nicht in allen Stücken correct war und auch unheilvolle Folgen nach sich zog. Besorgt für den öffentlichen Frieden und unklar über die ihm in diesem Streite zukommende Stellung bestärkte er durch sein Schwanken, seine Unentschlossenheit, besonders aber durch die Entgegennahme der Appellation der von der Kirche Verurtheilten, diese noch in ihrer Hartnäckigkeit. Sie lernten den Concilien, der kirchlichen Autorität Trotz entgegensetzen.

Wie verderblich für das Wohl der Kirche das unbefugte, wenn auch wohlgemeinte Eingreifen der weltlichen Gewalt in die kirchliche Sphäre sei, konnte Constantin schon in dem Kampfe der Kirche mit dem Arianismus wahrnehmen.

In der Kirche des Morgenlandes, insbesondere in Aegypten, traten in dieser Zeit zwei characteristische Züge scharf hervor,

einerseits die Richtung zum beschaulichen Leben, anderseits die zur wissenschaftlichen Speculation; Clemens von Alexandrien und Origenes, die begabten Schüler der alten Philosophie, hatten die Geister zu einem glühenden Eifer für die Speculation entzündet. Gleicher Wetteifer regte sich auf dem heidnischen Gebiete; da hatte Plotin die Schule der Neuplatoniker gegründet, und Porphyr, sein begabtester, aber auch boshaftester Schüler, einen umfassenden Angriff auf die Lehren des Christenthums gemacht, um eine unübersteigliche Scheidewand zwischen seinen Schülern und den Bekennern Christi aufzuführen. Aber die Neuplatoniker hatten so manche Idee aus dem Christenthum hinübergenommen, und unsere philosophirenden Gelehrten sich von Methode und Begriffsbestimmungen der Gegner nicht frei erhalten.

Aus diesem Boden nun erwuchs der Arianismus, diese den christlichen Glauben geradezu zerstörende Häresie.

Die Lieblingsbeschäftigung der neuplatonischen Philosophie war die Erörterung der Frage über die Natur Gottes, und da hatte sie eine Carrikatur der christlichen Trinitatslehre aufgestellt. Nun kam es dem Bischof Alexander von Alexandrien (es war ums Jahr 319) zu Ohren, daß unter seiner Geistlichkeit befremdliche Ansichten über die zweite Person in der Gottheit umgetragen werden, Lehren, welche auf nichts Geringeres ausgingen, als auf die Läugnung der Wesensgleichheit Christi mit dem Vater und hl. Geiste. Als Urheber dieser Aufstellung ergab sich Arius, ein sonst geachteter Priester, der sogar bei der letzten Bischofswahl in Frage gekommen war, von dem man aber doch wußte, daß er mit seinem früheren Bischofe in Unehrerbietigkeit nicht immer den Frieden bewahrt habe. Väterlich ermahnte Alexander ihn, aber Arius antwortete mit Zweideutigkeiten und fuhr in der Verkündung seiner Irrlehren fort. Vor einer Synode sprach er sie dahin aus: der höchste Gott kann nicht unmittelbar mit der Welt in Verbindung treten, deßwegen schuf er das Wort und dieses ist der Weltschöpfer; das Wort ist aus nichts geschaffen, wie jedes andere Geschöpf; daher aber nicht von Natur Gott, sondern nur von Gott adoptirt. Am meisten Eindruck auf die schwachen Geister machte diese Beweisführung: wenn der Vater den Sohn gezeugt hat, so existirte der Erzeuger vor dem Erzeugten; folglich gab es eine Zeit, wo der Sohn nicht existirte. Hiemit wurde die Agitation für die Irrlehre in weite Kreise getrieben; auf den Straßen die Frauen gestellt und gefragt: hattest du einen Sohn, bevor du ihn geboren? — Natürlich nein! — So auch konnte Gott keinen Sohn haben, bevor er ihn gezeugt. — Die Weiblein fanden bei diesen Aposteln ein ihnen zusagendes weites Gewissen und wurden gerne die Patroninnen der Irrlehre; bis in die Schaar der Gottgeweihten hinein gewann Arius Anhängerinnen,

Epiphanius zählt bis 700 Jungfrauen, welche in Arius nur einen heiligen, ungerecht verfolgten Priester sahen. Alexander verurtheilte mit seiner Geistlichkeit die Irrlehre des Arius, eine Synode von ägyptischen und libyschen Bischöfen, fast 100 an der Zahl, bestätigte das Urtheil; aber die Aufregung kam nicht zum Stillstande. Arius war populär in Alexandrien, und er suchte Beschützer bei den benachbarten Bischöfen, Anhang bei den Studenten in Antiochien, die eine der seinigen ähnelnde Lehre vernahmen; in demüthigem Schreiben stellte er sich unter den Schutz des Eusebius von Nikomedien, der die willkommene Gelegenheit ergriff, eine Rolle zu spielen und dem im Oriente allgemeinen Neide gegen den Stuhl von Alexandrien sich zum Wortführer aufzuwerfen. Arius war unermüdlich; der hochgewachsene Mann, an dessen Gestalt und Angesicht die Strenge des Lebens und die Mühe der Nachtwachen sich ausprägten, wußte zu gefallen, Jedem nach seiner Art; den gläubigeren Gemüthern verhüllte er das Gift seiner Aufstellungen, den kühneren zeigte er die volle Frechheit seines Unternehmens; für die Menge componirte er Lieder, sogar die Matrosen sangen die ihrigen; das war eine allgemeine Aufregung weit über Alexandrien hinaus, ein Kommen und Gehen von Boten und Deputationen, ein Disputiren auf Straßen und Plätzen, der ganze Orient wurde mit Broschüren überschüttet und allgemeines Echo fand die Klage des stolzen Mannes, daß sein guter alter Bischof zu so viel Strenge durch seinen jungen Secretär, einen hochmüthigen Starrkopf, sich verführen lasse. Dieser junge Secretär war der große hl. Athanasius.

Als Constantin nach Nikomedien kam, (323) richteten sich Aller Augen erwartungsvoll auf ihn; seine Schwester Constantia, des Licinius Wittwe, welche ganz unter der Leitung des Eusebius stand, machte ihm die besten Vorstellungen vom Arianismus; bereits wurde auf den Theaterbühnen über den Zwiespalt der Bischöfe gespottet. Ein heftiger Schmerz packte den Kaiser, und im ersten Augenblicke richtete er ein Schreiben an Bischof Alexander und an Arius, sein Herz ausschüttend und mit flehentlichen Worten zur Versöhnung mahnend; sie sollen vor den Augen des gläubigen Volkes das Aergerniß aufheben und ihm selbst die Ruhe für seine Tage und die Sorglosigkeit für seine Nächte wiedergeben; die ganze Frage sei ja nur eine Schulfrage, nur zur Geistesübung und zur Unterhaltung für müßige Stunden dienlich, berühre den Glauben gar nicht. Das war keine Sprache für Arius, aber auch nicht für die morgenländischen Gelehrten und nicht für jenen Theil der Christenheit, der wohl verstand, wie die ganze Grundlage unseres Glaubens durch Arius angegriffen war. Constantin schickte den hochverehrten Osius nach Alexandrien; Arius ergab sich keiner seiner Entscheidungen, sondern schrieb einen Brief an den Kaiser, worin

demüthige Betheuerungen mit frechen Phrasen auf seinen Anhang wechselten. Zu gleicher Zeit erfuhr Constantin die Erfolglosigkeit der Sendung des Osius, und nun ging er von seinem Eifer zum Frieden in maaßlosen Zorn über und ließ in Alexandrien und den meisten Städten Asiens ein heftiges Manifest anschlagen, worin er theologische Fragen entschied, so wenig er damit vertraut war, drohte und doch wieder den Arius einlud, zu ihm zu kommen, „wenn du Vertrauen zu dir selber hast, wenn dein Gewissen rein ist, komm zu mir, Mann Gottes, glaube, daß ich durch meine Fragen den Grund deines Herzens erforschen kann; wenn ich sehe, daß diese Wuth tief eingedrungen ist, werde ich die Gnade Gottes anflehen und dich von diesem vergifteten Bisse heilen.“ Die arianische Umgebung des Kaisers verstand es, abwechselnd durch Beängstigung seines Gewissens, abwechselnd durch Stachelung seines Herrscherstolzes in seine Maaßnahmen die schwankende Unentschiedenheit zu bringen; und wohl ausgerüstet mit Verhaltungsmaßregeln erschien Arius vor Constantin; durch freches Auftreten, durch Ausflüchte, durch Vorlegen vielen gelehrten Apparates umspann er den arglosen Kaiser so, daß dieser einen Bekehrten in ihm sah und ihn beschwören ließ, daß er niemals wieder in seine Irrthümer zurückfallen werde; Constantin fügte bei: „Ich habe das Vertrauen zum Herrn, daß wenn du mich täuschest und wenn du mir etwas verheimlichst, Gott, den du zum Zeugen anrufst, nicht verfehlen wird, in deinem Betruge dich zu verwirren.“

Außer Constantin glaubte kein Mensch, daß durch dieses Vorgehen die Spaltung beigelegt werden könnte; als auch in ihm diese Ueberzeugung durchdrang, erfaßte er den großartigen Gedanken einer Versammlung der ganzen Kirche, und in der Mitte des Mai 325 strömten die Bischöfe aus den verschiedensten Ländern nach Nicäa zum ersten allgemeinen Concil.

Welche Freude, welcher Trost für die Bischöfe, sich zu sehen, sich persönlich kennen zu lernen, nachdem so mancher Name in der Verfolgung hochberühmt geworden war. Wenn Paphnutius aus der Thebais mühsam durch den Saal der Versammlung hinkte, da ihm die Muskelbänder gelähmt waren, und wenn seine Mitbischöfe sahen, wie das eine Auge ihm ausgedrückt war, wenn Paul von Neo-Cäsarea am Euphrat zum Segen die vom Feuer verstümmelte Hand erhob, wenn am Leibe vieler Anderer die Spuren der Geißelstreiche, der Ketten noch sichtbar waren, — welch' ein Eindruck; — unter den Männern aus der Wüste, mit ihren abgehärmten Körpern bewegte sich leicht der kleine, unansehnliche Athanasius, welcher der große Führer des Concils war; neben den einfachen Männern standen die gelehrten, an die Orientalen reihten sich die aus dem Westen an; den Papst Sylvester hatte Alter und Gebrech-

lichkeit am Kommen verhindert, aber seine Deputation war da, bestehend aus zwei Priestern und dem Bischof Osius von Cordova. Die Zahl der Bischöfe ging über 300 hinaus; nach einer späteren Angabe betrug sie 318.

Mittlerweile war der Kaiser nach Nicäa gekommen und am 14. Juni wurde das Concil eröffnet. Arius sprach so frech und gottlos, daß viele Väter sich die Ohren zuhielten, so daß seine Sache nothwendig eine verlorene sein mußte. Das Concil sprach denn auch als katholischen Glauben die Wesensgleichheit des Sohnes mit dem Vater aus: „Jesus Christus, Sohn Gottes, gezeugt als Eingeborener aus dem Vater, d. h. aus dem Wesen des Vaters, — Gott aus Gott, Licht aus dem Lichte, wahrer Gott aus dem wahren Gott, gezeugt, nicht geschaffen, gleiches Wesens mit dem Vater. . . . Diejenigen, welche sagen: es war eine Zeit, wo er nicht war, und bevor er gezeugt wurde, war er nicht, und er ist aus Nichts entstanden, oder die sagen, er sei aus einer anderen Hypostase oder Usie (als der Vater), oder der Sohn Gottes sei erschaffen, oder veränderlich, oder einer Wandelbarkeit unterworfen, diese belegt die katholische Kirche mit dem Banne."

Als dem Kaiser die Synodalformel vorgelegt wurde, verehrte er sie als wie von Gott eingegeben, als eine Offenbarung des in so heiligen Männern wohnenden hl. Geistes, und drohte Jeden zu verbannen, der sie nicht unterschreiben würde. Dies bewog den Eusebius von Nikomedien zur Unterschrift, deren Unaufrichtigkeit übrigens gleich erkannt wurde. Dem Arius war die Formel zur Unterschrift gar nicht vorgelegt worden, da er in der Excommunikation schon inbegriffen war; ihn und seine Anhänger unter den Priestern verbannte der Kaiser nach Illyrien und seine Schriften verbot er.

Aber der Arianismus war deßhalb nicht beseitigt und hat noch viel Trübsal über die Kirche gebracht; doch bevor wir hievon sprechen, müssen wir den Kaiser nach Rom begleiten und eines gar traurigen Schauspiels Zeuge sein.

Rom liebte den Kaiser Constantin nicht; der Jubel über seinen Sieg an der milvischen Brücke war längst verhallt, und seit des Tyrannen Maxentius nicht mehr gedacht werden mußte, hatte Constantin durch eine Reihe von Acten sich den Römern immer mißliebiger gemacht; die republikanischen Traditionen waren in der Abwesenheit eines kaiserlichen Herrschers wieder kräftiger geworden, und Constantin ging darauf aus, die monarchische Herrschaft zu befestigen, erschien in asiatischem Pomp, eine Krone auf dem Haupte; wie beim Fall einer Festung die letzten Kräfte des Widerstandes in der Citadelle sich zusammenziehen, so hatten sich die überall aus dem Felde geschlagenen Reste des Heidenthums in Rom concentrirt;

da waren noch alle Formeln des öffentlichen Lebens mit dem Siegel des alten Heidenthums versehen, und Constantin kam eben vom Concil von Nicäa. Kein Wunder, daß er und die Stadt aneinander sich stießen. Bei einem Aufritte der Ritter spottete der kriegsgewohnte Kaiser laut über die Figur, welche diese Stadtreiter machten, dafür wurden seine Statuen insultirt; zwar erwiderte er dem Hofmanne, der bestürzt ihm meldete, daß man mit Steinen nach dem Kopfe seiner Statuen geworfen, das seinem aufbrausenden Wesen nicht entsprechende, aber eben durch seine staatsmännische Kühlheit die Auffassung der Situation bezeichnende Wort: „Merkwürdig, ich habe nichts davon gespürt;“ aber die Römer beruhigten sich nicht wieder; offen wurde Constantin verhöhnt, daß er es hören mußte, daß er die Pasquille lesen konnte. In einer Rathssitzung wurden die entgegengesetzten Vorschläge der Strenge und der Milde gemacht; der Kaiser entschied sich für die letzteren; aber plötzlich wurde Crispus, der Sohn Constantin's von seiner ersten Gemahlin, ein glänzender Jüngling, auf dessen Haupt sich die dem Vater entzogene Volksgunst ergoß, verhaftet und nach Pola in Istrien gebracht; bald hieß es, daß er im Gefängnisse gestorben sei, man wußte nicht wie und nicht warum. Ob Fausta, die Kaiserin, eifersüchtig auf den Sohn erster Ehe, und neidisch wegen ihrer eigenen Söhne, dem Kaiser eingeredet, daß Crispus das in Aussicht genommene Haupt der heidnischen Partei sei, ob sie ihn über Verführungsversuche angeklagt, weil er ihren Verführungen widerstanden? — Beides ist behauptet, aber nicht erwiesen worden. Nun kam aus dem Oriente die Nachricht, daß auch der 12jährige Sohn des Licinius und der Constantia, der Neffe des Kaisers, den Armen seiner Mutter entrissen und getödtet worden sei; — was ging in der kaiserlichen Familie vor?! Helena eilte aus dem Morgenlande herbei, den Schmerz über den Verlust eines geliebten Enkels, über das Verbrechen eines Sohnes, welcher ihr Stolz war, die Trauer über die Schmach, die auf das Christenthum fiel, die Schrecken der Gerichte Gottes goß sie in die Seele Constantin's aus. So plötzlich aus der Höhe eines glorreichen Vertheidigers Christi, und so tief gefallen, wie nur die menschenmörderischen Kaiser des Heidenthums fallen konnten, auf einen frivolen Verdacht hin Mörder geworden! Das erschütterte den Kaiser, aber nicht zur augenblicklichen Reue, sondern wühlte seinen Zorn auf, und statt daß er ein Büßer wurde, tobte sich diese feurige, von der Gnade so vielfach berührte, aber von ihr nicht umgewandelte Seele in neuen Mordthaten aus; seine Räthe wurden hingerichtet, Fausta in den heißen Dämpfen eines Bades erstickt. Und das Alles zum schauerlichen Contraste in glanzvollen Festen, in deren Getümmel der unglückliche Kaiser sich zu betäuben versuchte. Wie lange sein Rasen gedauert, was ihm die

Besänftigung wieder gebracht, wir wissen es nicht; aber reuig wurde Constantin weich und mild und freigebig gegen die Armen und Kirchen, deren viele in Rom ihre Grundsteinlegung in diese Zeit verlegen; aber in Rom mochte er nicht mehr bleiben; er soll geschworen haben, es niemals wieder sehen zu wollen; er ging und baute Constantinopel; die heilige Helena aber ging nach dem heiligen Lande, wie wenn sie auf dem Boden, wo der göttliche Heiland gewandelt, die Sühne für die Verbrechen ihres Sohnes suchen wollte. Schon seit ihrer Bekehrung hatte sie den Gedanken genährt, diesem gesegneten Erdreiche die Ehren wieder zu erstatten, deren die Heiden es beraubt; jetzt, da Constantin sie mit reichen Mitteln dazu ausstattete, trat sie gegen Ende des Jahres 326 trotz des Winters die Reise an.

Welch einen Anblick bot Jerusalem! Auf den Ruinen der Davidsstadt stand die von Hadrian ins Dasein gerufene Aelia Capitolina, mit dem Bilde eines Schweines über dem Hauptthore; eine Venus und ein Jupiter und andere Denkmäler schamlosen Cultes entweihten die heiligen Stätten; dadurch waren sie selbst bei den Christen in Vergessenheit gerathen, und von allen war kaum noch die einzige Grotte von Bethlehem bekannt. Aber Helena forschte nach, und an die Spitze von Arbeitsleuten und Soldaten sich stellend, fand sie nach unsäglicher Arbeit unter den Trümmern eines Venustempels die Grabhöhle und in deren Nähe drei hölzerne Kreuze unversehrt. Welches war das heilige Kreuz? Der heilige Ambrosius sagt, das mittlere sei es gewesen, an der Aufschrift des Pilatus kenntlich; der heilige Chrysostomus gibt dieselbe Nachricht; andere Schriftsteller aber sagen, daß das Täfelchen der Aufschrift abgesondert gelegen habe; und nun wird berichtet: Macarius, der heilige Bischof von Jerusalem, habe eine vornehme Frau, welche an einer unheilbaren Krankheit litt, kommen lassen, und während die Kaiserin, die Arbeitsleute und die ganze Volksmenge auf den Knieen lag, habe er gebetet: „O Herr, der du dich gewürdigt hast, das Heil des Menschengeschlechtes durch das Leiden deines eingeborenen Sohnes am Kreuze zu bewirken, und der du in diesen Zeiten deiner Dienerin den Gedanken eingegeben, dieses geheiligte Holz, das unser Heil getragen, zu suchen; mache uns auf unzweideutige Weise unter diesen Kreuzen dasjenige kund, das unserem Herrn zur Verherrlichung gedient. . . Verleihe uns, daß diese Frau hier, die halbtodt daliegt, dem Leben wiedergegeben sei, sobald sie das heilige Kreuz berührt!" Der Bischof brachte zu ihr eines der Kreuze und dann das andere, ohne daß ein Zeichen geschah; sobald aber das dritte Kreuz mit ihren Gliedern in Berührung gekommen war, schlug sie die Augen auf, erhob sich und wandelte umher die Herrlichkeit Gottes preisend. Die heilige He-

lena wagte nicht, das heilige Kreuz zu berühren; es wurde in eine silberne Kiste gelegt und dem Bischof übergeben; für den Kaiser behielt sie einen Theil und zwei Nägel zurück; den einen ließ sie in eine kostbare Krone, den andern in die Form eines Pferdegebisses bringen, als wollte sie ihrem Sohne andeuten, daß er durch seinen Anblick sich zu bezähmen lernen solle. Unbeschreiblich war der Jubel Constantins; er stellte dem Bischof von Jerusalem die Schätze des Reiches zur Verfügung, unbeschreiblich die Freude der ganzen Christenheit. Nun kam der Name Helenas in Aller Mund; aus der Verborgenheit traten ihre reichen Gaben an die Armen, die Soldaten, an ganze Städte hervor; man sprach davon, wie sie die Dürftigen kleidete, Gefangene loskaufte, die Kirchen und Altäre kaiserlich begabte und schmückte; wie sie gar so demüthig, in ihren Schleier verhüllt, den Gottesdiensten beiwohnte mitten unter den gewöhnlichen Frauen. Jerusalem sah es, wie sie zu einem Feste der Danksagung allen gottgeweihten Jungfrauen bei Tisch diente und sagte, daß sie sich überglücklich schätze, die Mägde Jesu Christi bedienen zu dürfen.

Nachdem sie für die Auferstehungs- und Kreuzkirche, für die Kirche über der Höhle von Bethlehem und für eine andere auf dem Oelberge den Grundstein gelegt, eilte sie zu ihrem Sohne. Wie zärtlich war das Wiedersehen! Er hatte sie immer geliebt, aber seit seinem letzten Unglücke war er noch viel liebevoller gegen sie geworden. Während die ganze Kirche triumphirte, während die Liebe von Mutter und Sohn sich gegenseitig ergoß, fühlte Helena das Nahen des Todes. Sie mahnte Constantin ein Herrscher zu sein in der Gerechtigkeit und ein Mann der Tugend, im Stolze sich nicht zu überheben und Gott allezeit zu dienen in Furcht und Zittern. Sie war in diesem Jahre 328 achtzig Jahre alt geworden. —

Hier ist wohl der Ort, etwas über die Kirchenbauten einzufügen.

II.

Geschichte der Kirchenbauten.

Ich freue mich, diese nach den Vorlesungen meines verehrten Lehrers, des hochw. Bischofs Dr. v. Hefele geben zu können; der Uebersicht wegen sollen die vorconstantinischen Bauten und die vier Perioden der kirchlichen Baukunst zusammengestellt werden.

Die Kirchengebäude vor Constantin dem Großen. In der apostolischen Zeit besuchten die Gläubigen einerseits noch mit den Juden tagtäglich den Tempel, außerdem aber fanden sie sich auch in besondern Häusern und Gemächern zum specifisch

christlichen Gottesdienste, zum Brodbrechen zusammen. (Apgesch. 2, 42. 46.) Von einem bestimmten Versammlungsort der Christen reden Plinius, Ignatius, St. Justin und Clemens von Alexandrien. Dessenungeachtet behaupteten die alten Apologeten den Heiden gegenüber, die Christen hätten keinen Tempel und konnten dies thun, denn ihre Bethäuser oder Betsäle waren so wesentlich von den Tempeln im jüdischen und heidnischen Sinne verschieden, daß die Apologeten so sagen konnten, um das so ganz und gar verschiedene der christlichen Institutionen emphatisch hervorzuheben. Gab es in den ersten Zeiten nur Gebetsäle, so treffen wir dagegen seit dem Anfang des dritten Jahrhunderts eigene Gebethäuser, Kirchen. So gab z. B. wie wir wissen, Kaiser Alexander Severus ums Jahr 220 den Christen die Erlaubniß eine solche Kirche in Rom selbst bauen zu dürfen. Bald darauf erbaute Gregor der Wunderthäter eine Kirche in Neu-Cäsarea, ja schon ums Jahr 201 treffen wir einen Kirchenbau in Edessa, der durch einen großen Sturm niedergerissen wurde. Noch größer wurde die Zahl der christlichen Kirchen während der Ruhezeit zwischen Decius und Diocletian. Als darum Diocletian a. 303 sein erstes Verfolgungsdecret erließ, wurden sehr viele christliche Kirchen zerstört. Nach dem Mailänder Edict erhielten die Christen ihre noch unzerstörten Kirchen wieder zurück. Welche Form jedoch diese Gebäude gehabt, ist nicht mit Genauigkeit zu ermitteln. Endlich war es den Christen nur in ruhigen Zeiten vergönnt, Kirchen zu besuchen, während der Verfolgungen dagegen versammelten sie sich in Cömeterien, Bädern, Scheunen u. dgl. Die Bauweise der Katakomben können wir hier nicht besprechen.

Die alte römische Basilika und die byzantinische Rotunda. Seit das Christenthum frei wurde, machte der Kirchenbau vier Hauptperioden durch:

1) Die eigentliche römische Basilika von 300—800, von Constantin d. Gr. bis Karl d. Gr., in Rom noch viel später mit großer Treue festgehalten, dem Wesen nach ein Säulenbau.

2) Die romanische Bauart, aus ihr hervorgegangen zugleich mit der romanischen Sprachbildung 800—1200, wesentlich Pfeilerbau mit Thurm und Chor.

3) Die germanische Bauart 1200—1450, wesentlich Spitzbogen-Wölb-Bau.

4) Die romanische Wiederherstellung der Renaissance 1450—1600, vorzugsweise Pfeilerbau mit und ohne Kuppel.

Nachdem das Christenthum in der Welt gesiegt hatte, ließen Kaiser Constantin und seine Mutter eine Reihe prachtvoller Kirchen erbauen zu Jerusalem, Bethlehem, Constantinopel, Nikomedien, Antiochien und anderwärts, fast in allen Provinzen. Seit dieser Zeit wurde die christliche Kirche auch Tempel genannt, ein Aus-

druck, den die alten Kirchenväter auf's sorgfältigste vermieden haben. Latcantius und Eusebius sind die ersten, die sich dieses Ausdruckes bedienen; nach ihnen aber wurde er sehr gebräuchlich. Als ein neuer Ausdruck erscheint jetzt das Wort Basilika und man verstand darunter zunächst die Gerichtshallen, wie sie sich nach dem altgriechischen Muster in Italien ausgebildet haben. Diese Hallen waren länglich viereckig durch zwei Säulenreihen in drei Theile getheilt, mit einem anstoßenden Halbrund (ἡμικυκλιον oder apsis) worin die Sitze für die Richter und Gerichtspersonen sich befanden. Diese Gerichtsbasiliken nun wurden die Muster für die neu zu erbauenden christlichen Kirchen und darum ging der Name Basilika auch auf diese über. Es war ein höchst glücklicher Gedanke der Christen, die Gerichtsbasiliken zum Muster ihrer Kirchen zu wählen, denn diese Form paßte vortrefflich sowohl für die liturgischen, als für die Lehrzwecke der Kirche. Da, wo in der Gerichtsbasilika der Prätor saß, wurde jetzt der Sitz des Bischofs aufgestellt, Faltistorium genannt; ihm zur Seite an dem Halbrund hin saßen die übrigen Cleriker, an der Stelle dagegen, wo das Halbrund an das Hauptgebäude anstößt, in dem Quergang, da wo sonst der Gerichtstisch stand, ward jetzt der Altar errichtet und unter ihm eine Confessio, d. i. die Grabstätte eines Confessors oder Martyrers, angebracht. Auf diesen Altar sah der Bischof und das Volk, und in der Nähe des Altars stellte sich nun das letztere auf in der Weise, daß die Frauen entweder eine besondere Seite einnahmen oder auf die Emporbühnen (Arkaden) verwiesen wurden. Am weitesten vom Altar entfernt standen die Katechumenen und Pönitenten, durch ein Gitter (ναρθηξ) von der übrigen Gemeinde getrennt. Vor dem Eingang fand sich noch ein Vorhof (atrium) mit einem Springbrunnen, in der Regel als Aufenthaltsort für die Pönitenten der untersten Klasse. Meistens war das Mittelschiff ganz leer und wie bei den alten Gerichtsbasiliken gar oft nicht gedeckt. Später jedoch deckte man sämmtliche drei Schiffe bald mit Getäfel, bald nur durch ein Giebeldach. Der Fußboden war in der Regel mit Mosaik verziert und hatte keine Bänke. Ueber den unteren Räumen fanden sich meistens durch Säulenstellungen gebildete Arkaden, und was an Mauerwerk sichtbar war, wurde durch Mosaik oder Malerei verziert. Wenn der Bischof zur Gemeinde sprach, that er dieß gewöhnlich von seinem Sitze aus. Als jedoch die Basiliken größer wurden, war es nothwendig, besondere Ambones anzubringen, welche dem Volke näher zu standen. — Die erste christliche Basilika, von der wir eine Beschreibung haben, ist die von Tyrus in Phönizien a. 313 erbaute. Eusebius spricht davon in seiner Kirchengeschichte X, 14; aber so confus, daß Valesius und Bingham glauben konnten, es sei bei dieser Kirche der Tempel von Jerusalem nachgeahmt wor-

den. Die zweitälteste Basilika aber ist die, welche Kaiser Constantin a. 335 über dem Grabe des Herrn zu Jerusalem errichten ließ. Diese Basiliken nun wurden die Muster der späteren, und namentlich war dieser Styl im ganzen Abendlande herrschend bis auf die Zeiten Karls d. Gr. fast ohne Veränderung, während dagegen bei den Griechen und im Morgenlande ein anderer Baustyl neben der Basilika immer mehr eindrang und zuletzt herrschend wurde. Es ist dieß der byzantinische Styl im engeren Sinne. Schon Constantin d. Gr. faßte den Gedanken, in Antiochien eine rundartige, eigentlich achteckige Kirche bauen zu lassen, wobei ohne Zweifel das Pantheon zu Rom eine Art Vorlage bildete. Da aber eine förmlich runde Kirche für die Zwecke des Cultus weniger paßte, so suchte man die Rundung mit dem Viereck in Verbindung zu bringen und zwar in der Weise, daß der Unterbau der Kirche ein gleicharmiges Kreuz sein, über dessen Mitte aber der Rundbau in Form einer Kuppel sich erheben sollte. Von dieser Weise ließ Constantin selbst die Apostelkirche in Constantinopel errichten, und insbesondere trägt diesen Typus die prächtige Sophienkirche, welche Kaiser Justinian um die Mitte des sechsten Jahrhunderts zu Byzanz errichten ließ. Die ungeheuere Pracht, womit er diesen Bau ausschmückte, machte ihn zum Gegenstand der allgemeinen Bewunderung, und so kam es, daß die Sophienkirche für die meisten morgenländischen Kirchenbauten maßgebend wurde und den sogen. byzantinischen Styl einleitete. Im Abendland dagegen fand diese Bauweise wenig Nachahmung, und nur in den Gegenden, (Exarchat und Venedig) die mit Byzanz in nächster Verbindung standen.

Der spätere romanische und deutsche Kirchenbau. Die bisher beschriebenen Formen dauerten ohne Veränderung bis in die Zeiten Karls d. Gr. Von jetzt an aber erlitt die Basilika bei den germanischen und romanischen Völkerschaften solche Modificationen, daß sich daraus ein neuer, der romanische Baustyl entwickelte, fälschlich oft byzantinisch genannt. Grundlage bleibt die Basilika, aber es zeigt sich jetzt ein Streben nach größerer Höhe, und diese wurde dadurch erzielt, daß man statt der kürzeren Säulen nunmehr die hohen Pfeiler anwendete und statt der flachen Bedeckung oder des Gebälkbaues Bogen und Gewölbe einführte. Zugleich waren dadurch größere und breitere Wände gegeben, und damit das Bedürfniß nach malerischer Ausschmückung gesteigert. — Eine zweite Veränderung der Basilika bestand darin, daß man den Platz für die Sänger mit dem Presbyterium, welches oft zu klein war, in Verbindung setzte und durch besonderes Gitterwerk von der übrigen Kirche abschloß. Da aber diese Weise nicht überall gefiel, auch ihre Unbequemlichkeiten hatte, so kam man bei einigen Kirchen auf den Gedanken, zwei Nischen zu erbauen, eine am westlichen,

die andere am östlichen Ende, oder man machte es so, daß man die Presbyteriums-Nische verlängerte, so daß sie selbst wieder die Form einer kleinen Basilika erhielt.

Die dritte Veränderung, welche die Basilika jetzt erlitt, war ihre Verbindung mit einem oder mehreren Thürmen zunächst zum Aufhängen der Glocken, die seit dem siebenten Jahrhundert in den Kirchengebrauch kamen. — Diese dreifache Umgestaltung der Basilika findet sich zuerst in Italien, aber gerade hier wurde der Thurmbau nie völlig ausgebildet und der Thurm oft als ein integrirender Theil im ganzen System des Kirchenbau-Organismus aufgefaßt. — Der deutsche Geist dagegen hat diese romanische Basilika weiter gebildet

α) durch die unvergleichlich höhere Ausbildung des Thurmbaues, was von nun an eine Hauptzierde der romanischen Basilika wurde;

β) durch die Erweiterung der Confessio zur geräumigen Krypta, bei welcher zuerst das Kreuzgewölbe in Anwendung kam, und

γ) durch Aufnahme byzantinischer Elemente. Diese byzantinischen Elemente in Deutschland zeigen sich zunächst in Aachen in dem Polygonbau, welchen Karl d. Gr. aufführen ließ. Darauf wurde der Rundbau in Verbindung mit der Basilika-Langform angewendet zu St. Gereon in Cöln; endlich aber eine dritte Form bleibend, in der Art, daß der byzantinische Rundbau den Basiliken aufgesetzt und so die gekuppelte Basilika in Anwendung gebracht wurde, z. B. bei den Aposteln und bei St. Martin in Cöln, im Münster zu Bonn rc.

Diese romanische Kuppel-Basilika ward seit dem 11. Jahrhundert sehr verbreitet und herrschte bis in's 14., wo die romanische Baukunst von der gothischen, die romanische Basilika von der germanischen verdrängt wurde. Der Grundzug der letzteren ist der Spitzbogen statt des bisherigen Halbkreises, und das Spitzbogengewölb statt des bisherigen Tonnen- und Kreuzgewölbes. Zwar wurde der Spitzbogen schon ums Jahr 1000 von den Mohamedanern in Sizilien und Aegypten in Anwendung gebracht; aber erst am Ende des 12. Jahrhunderts versuchte man dieß Bauelement auch auf die Basiliken überzutragen und gewann vor Allem dadurch eine größere Höhe der Kirchen. Je weiter jedoch dieser Styl ausgebildet wurde, desto mehr Vorzüge entwickelte er, und der Deutsche fand bald in einer gothischen Kirche sein Ideal eines Gotteshauses verwirklicht. Die germanische Basilika ist in der That das höchste Product der kirchlichen Baukunst gleichsam eine Verkörperung des himmelanstrebenden Geistes. Die Materie verschwindet fast gänzlich, Alles ist schlank, gegliedert, belebt, durchbrochen, durch Figuren und Bilder von Menschen, Thieren und Pflanzen verziert, die

ganze Natur und Geschichte im Stein verkörpert, und der schweren, trägen Masse so sehr alle Berechtigung entzogen, daß sich nirgends mehr eine Wand zum Gemälde darbietet. Daher ist jetzt die Malerkunst auf die Fenster beschränkt, aber gerade in dieser Anwendung bringt sie die herrlichsten Effecte und jenes magische Helldunkel hervor, das der deutschen Frömmigkeit am meisten zusagt.

Der römische Geist wollte diese germanische Form nie recht annehmen, und als im 15. Jahrhundert der Enthusiasmus für das klassische Alterthum erneuert wurde, entstand auch ein enthusiastisches Streben, die klassische Baukunst wieder zu erwecken und ebenso auf Kirchen wie auf Paläste anzuwenden, und es bildete sich der sogenannte Renaissance-Styl, der um die Mitte des 16. Jahrhunderts seine Blüthe erreichte. Grundlage des Kirchenbaus blieb zwar die Basilika, aber es wurde wieder die ganze Reihe der klassischen Säulenordnungen sammt der Halbbogen und der Verzierung im Dreieck auf die Kirchen angewendet und durch großartige Anwendung der Kuppel dem Ganzen eine erhabenere Form zu geben versucht. Bruneleschi und Bramante waren die Meister dieser Richtung. Anfangs trat dieser Styl noch in klassischer Nüchternheit auf, aber bald haschte er immer mehr nach überflüssiger Zierde und versank, die einfache Würde aufgebend, in den sogenannten Rococco- oder Zopfstyl, der eine Verbesserung im Jesuitenstyl fand.

Die Kirchenweihe. Wie schon das jüdische Gotteshaus mit religiöser Feierlichkeit eingeweiht wurde, so auch die christlichen Tempel. Die erste Nachricht von solcher Kircheneinweihung finden wir in den Martyracten des dritten Jahrhunderts, den ersten factischen Beleg aber bei der Weihe der Kirche zu Tyrus, wovon Eusebius in seiner Kirchengeschichte X, 3 spricht. Ebenso feierlich wurden a. 335 die Kirchen eingeweiht, welche Constantin der Große in Jerusalem bauen ließ. Immer wurde bei der Kirchenweihung die eine oder andere Reliquie von Martyrern in der Kirche namentlich unter dem Altar (confessio) beigesetzt, im achten und neunten Jahrhundert aber finden wir, daß auch consecrirte Hostien neben die Reliquien unter den Altar gelegt wurden. Später hörte jedoch dieses wieder auf. Die Einweihung einer Kirche kann an jedem Tage des Jahres geschehen; in Spanien war es immer am Sonntag, und in den alten Kirchen war es strengstens verboten, in einer ungeweihten Kirche die heiligen Functionen zu vollziehen. Der gegenwärtige Weihungsritus reicht bis ins achte Jahrhundert zurück.

III.

Constantin und die Organisation des Reiches.

Am 1. Januar 329 begann Constantin den Bau seiner neuen Hauptstadt. Byzanz, an der Grenze zwischen Europa und Asien, in gesunder und herrlicher Lage, von der Natur zum Weltverkehr wie angelegt, sollte Neu-Rom, Constantinopel werden. Die neue Residenz war eine vollständig christliche Stadt; denn in allen Straßen glänzte das Kreuz, und in keiner fand sich ein heidnischer Tempel. Sie war zugleich eine vollständig kaiserliche Stadt, denn wenn sie auch einen Senat, Circus, Bäder, Getreide- und Oelspenden hatte, so erhielt sie doch keine Bürger wie Rom, sondern ihre Bevölkerung war eine bunt zusammengewürfelte Masse aus allem möglichen Volke, ohne Erinnerungen einer großen Vergangenheit, ohne das Bewußtsein der Unabhängigkeit. Hier schlug der Kaiser seinen Thron auf. Von hier aus leitete er die Geschicke des römischen Weltreiches.

Constantin führte das Reich durch die Aenderung seiner Verfassung in die Wege der absoluten Monarchie hinein. Beachten wir zuerst die Eintheilungen in vier Präfecturen oder Oberstatthaltereien und deren Unterabtheilungen. Die Präfectur des Orients bestand aus fünf Diöcesen: Orient mit 15 Provinzen, Aegypten mit 6, Asien mit 11, Pontus mit 11, Thrazien mit 6; die Präfectur von Illyrien hatte 2 Diöcesen, Macedonien mit 7 Provinzen und Dacien mit 5; die Präfectur Italien theilte sich in drei Diöcesen: Italien mit 17 Provinzen, Afrika mit 6, West-Illyrien mit 6; die Präfectur Gallien endlich zerfiel in drei Diöcesen: Spanien, welches 7, Gallien, welches 17, und Britannien, das 17 Provinzen hatte. Die Oberstatthalter hießen Präfecten, die Verwalter der Diöcesen Vicarien (auch Grafen, Comites), die der Provinzen Rectoren, Präsidenten, Proconsularen. Jeder dieser Beamten hatte seine zahlreichen Unterbeamten, so daß eine förmliche, in einander greifende Beamtenhierarchie entstand; die Welt erhielt das Schauspiel einer Eintheilung von Menschen in Unterthanen und einen Beamtenadel, der in eine abgestufte Rangordnung vertheilt war; jetzt kamen die übertriebenen Titel auf. Die Mitglieder der kaiserlichen Familie hießen kaiserliche Hoheit (Nobilissimi), trugen den Purpur und hatten den Vorsitz in den großen Staatskörpern; die Mitglieder des Staatsraths, der aus den Ministern und den Vertrauten des Kaisers gebildet war, wurden Patricier genannt; die oberste Rangstufe nahmen die Erlauchten an (Illustres), die Hochansehnlichen (Spectabiles), die Vielberühmten (Clarissimi). Ihnen reihten sich die Bewährten und

Auserlesenen an (Perfectissimi, Egregii). Wer auf einer dieser Rangstufen stand, war hoffähig, steuerfrei mit Ausnahme der Verpflichtung zur Grundsteuer, hatte Zutritt zum Senate, zu den Gerichts- und municipalen Aemtern, und durfte nicht gefoltert werden; eine Verletzung dieser Würden galt für Hochverrath, eine Anmaßung desgleichen, weil als ein Eingriff in die göttliche Ordnung. Das Consulat war nur noch ein Ehrenamt, der Senat hatte sich mit weiter nichts mehr zu befassen, als mit der Entscheidung von Rechtsfragen, wenn der Kaiser sie ihm vorlegte.

Die Kraft der Regierung bestand in der Theilung der Gewalten, und in der durchgängigen Beaufsichtigung der Beamten vom kaiserlichen Hofe aus. Auf den Reichsposten waren beständig die Agenten (agentes in rebus), welche die „Augen des Augustus" genannt, ihre Berichte vorzulegen hatten.

Die Absicht, welche Constantin mit der Vertheilung der Gewalten hatte, tritt am deutlichsten in seiner Einrichtung des Militärwesens hervor. Es war gewiß nöthig, daß die Armee von der Theilnahme an der Politik abgezogen, aus ihrer das Reich bisher so verwirrenden Stellung verdrängt und zu einem Werkzeuge der politischen Gewalt, also zur Vertheidigerin der Krone gemacht wurde, nachdem sie viel zu sehr eine Beunruhigerin derselben gewesen war. Zu diesem Zwecke erhielt kein Präfect oder überhaupt kein Verwaltungsbeamter die Militärgewalt in seine Hand; sodann stellte Constantin zwei Oberfeldherrn auf, welche am Hofe residirten und mit der Administration, der Aushebung, mit den Arsenalen und der Waffenvertheilung nichts zu schaffen hatten. Das Bedürfniß führte bald zu ihrer Vermehrung und nun wurden sie in Anwesende und Abwesende getheilt. Noch wichtiger vielleicht war der Einbruch des kaiserlichen Willens in die Legion. Wir wissen, welche Bedeutung diese durch ihre Organisation hatte, wo sie die Stadt in Waffen darstellte. Nun vermehrte Constantin die Zahl der Legionen und verminderte den Effectivstand der einzelnen auf 1500 Mann, trennte die Reiterei von ihr und organisirte diese zu einem eigenen Truppentheil. Die ganze Armee wurde eingetheilt in die Palasttruppen, welche die Garnisonen der kaiserlichen Residenzen bildeten, in das Gefolge des Kaisers, und in die Grenzsoldaten. Letztere nahmen den untersten Rang ein, die bessern Soldaten standen im Innern des Reiches, der Thatsache gemäß, daß die Grenzen weniger bedroht, dagegen die Autorität im Innern stark erschüttert war.

Die Einrichtung der Staatsmaschinerie erforderte ungeheuere Summen; und das Reich war verarmt, weßhalb es an seinem financiellen Elende zu Grunde gehen mußte. Die directen Steuern waren drei: 1) die Grundsteuer, auf Grund eines sehr ins Ein-

zelne gehenden Catasters alle 15 Jahre neu geregelt (daher die Jahresbestimmung nach der Indiction oder römischen Zinszahl) und dazu alle Ländereien mit Ausnahme derer verpflichtet, welche das Privilegium des italischen Bodens besaßen; 2) die Kopfsteuer, zu welcher Alle herangezogen wurden, welche keine Grundsteuer bezahlten, auch die Pächter, die Dienstleute, die Sclaven; aber die Stadtbewohner waren frei, und so fiel auch diese Steuer auf die ländliche Bevölkerung; 3) die Erbschaftssteuer von 20 %. Dazu kamen die indirecten Steuern, z. B. 10 % auf das Salz, 2 auf den Verkaufspreis von Sclaven, 1 % bei Versteigerungen, sodann die Zollabgaben beim Eingang einer Waare ins Reich, beim Uebergang derselben von einer Provinz in die andere. Nicht die Art der Abgaben war es, was drückte, sondern die Unmöglichkeit, das Erforderliche aufzubringen, die Unregelmäßigkeiten, die Gewaltthätigkeit, welche sich die Beamten zu Schulden kommen ließen; Constantin sah sich in diesen beständigen Widerstreit der Staatsbedürfnisse und der immer wachsenden Noth und Verarmung mit Bitterkeit verwickelt, und er schwankte zwischen den entgegengesetzten Maßregeln hin und her, das eine mal freigebig mit Steuernachlassungen, das andere mal mit Strenge die Rückständigen behandelnd. Was man an Auskunftsmitteln gefunden glaubte, hob das Uebel nicht, wie die Auflage von Frohnden je nach dem Stande, die Abwälzung so mancher Last auf die Municipien, welche sogar die Soldaten stellen und unterhalten mußten, die sogenannten freiwilligen Gaben oder Anlehen u. dgl. Wurden dadurch die Staatssteuern geringer, so wuchsen dagegen die Gemeindeumlagen, und das Elend wurde, weil nicht neue Einnahmequellen für die Bevölkerung geschaffen wurden, nicht vermindert. Es lastete vielmehr insbesondere auf der ländlichen Bevölkerung so schwer, daß Viele sich den Rechten der Freiheit durch Hingabe in die Sclaverei zu entziehen suchten. Es kommt in dieser Zeit eine Menschenclasse vor, welche Colini, Inquilini, Adscripti genannt werden, und man hat darunter wahrscheinlich Solche zu verstehen, welche sich mit ihrem Grundbesitze an einen Reicheren verschrieben und dessen Leibeigene wurden.

Erfreulicher ist die Thatsache, daß auf dem Gebiete der Gesetzgebung der Einfluß des Christenthums überall sichtbar hervorbricht und zwar, wie man bemerkt haben will, in einer doppelten Weise: einerseits wirkt die christliche Liebe, welche die Härten der Strafen mäßigt und die socialen Beziehungen mildert, anderseits findet die reinere Moral neue Verbrechen; das Gesetz straft öfter, aber weniger hart. Die Gleichheit vor dem Gesetze wird für alle Classen der Gesellschaft hergestellt, die Todesstrafe eingeschränkt, das Gefängnißwesen dahin geordnet, daß der Untersuchungsgefangene nur mit leichten Ketten belastet wird und Licht und Luft genießen

soll. Mit einem schönen Worte schaffte Constantin die Brandmarkung der Verurtheilten auf die Stirne ab: „Die Majestät des Angesichtes, das nach dem Bilde der himmlischen Schönheit geschaffen ist, soll nicht entehrt sein.“ Die Ehe wird immer weiter aus der altrömischen Tradition herausgenommen, ihre Unauflöslichkeit ausgesprochen. Da das Verbot der Scheidung im Augenblicke nicht durchgesetzt werden konnte, wird sie auf einige wenige, enorme Verbrechen eingeschränkt, so daß die Frau sie nur dann beantragen konnte, wenn der Mann ein Mörder, Giftmischer oder Einbrecher in die Gräber war; er hingegen konnte sich vom Weibe nur scheiden, wenn sie im Ehebruch ertappt, der Zauberei überwiesen war oder zur Ausschweifung verführt hatte. In jedem andern Falle mußte der Mann die Mitgift der Frau herausgeben und die zweite Ehe war ihm unter schweren Vermögensstrafen untersagt. Das Verbot des Cölibates wurde selbstverständlich aufgehoben, denn in der christlichen Gesellschaft hatte dieser eine andere Bedeutung, als im heidnischen Rom. Wenn die Gatten einer unechten Ehe diese in eine echte umzuwandeln sich bereit zeigten, gestattete ihnen das Gesetz die volle Legitimität ihrer bereits geborenen Kinder, untersagte ihnen dagegen jede Vermögensübertragung an dieselben, wenn sie in der unechten Verbindung verharrten. In seinem letzten Regierungsjahre belegte Constantin die unechte Ehe mit Infamie für alle Senatoren und höher gestellten Beamten. Um die echte Ehe noch mehr wünschenswerth zu machen, gestattete er der Frau die gleichen Rechte mit dem Manne bei den Verträgen, einen Erbtheil an die Hinterlassenschaft der Kinder, und diesen die Beerbung der Mutter selbst bei Lebzeiten des Vaters. Strenge wurde gegen das Aussetzen, Tödten und Verkaufen der Kinder eingeschritten. Wenn Eltern in äußerster Noth ihre Kinder aussetzten, sollten diese vom Fiscus ernährt werden.

In einer Reihe von Gesetzen suchte Constantin die Freilassung der Sclaven zu erleichtern; er stellte diesen unglücklichen Theil der Bevölkerung unter den heiligen Schutz der Kirche, denn er erklärte, daß der Sclave ohne weitere Formalitäten frei sein solle, wenn sein Besitzer ihn ins Angesicht der versammelten Kirchengemeinde stellt und vor ihr und den Priestern, die als Aktoren und Zeugen dabei verfahren, als frei erklärt. Am 1. Mai 321 schrieb Constantin an Osius von Cordova: „Wer in religiöser Gesinnung im Schooße der katholischen Kirche seinen Sclaven eine gerechte Freiheit gibt, soll dafür angesehen werden, daß er ein Geschenk von demselben Rechte gemacht hat, als ob er die Bedingungen, erfüllt hätte, unter welchen in der Regel das römische Stadtbürgerrecht erworben wird. Aber diese Erleichterung ist nur Jenen gestattet, welche die Freilassung unter den Augen des Priesters vornehmen.“

Konnte die Sclaverei, diese eingewurzelte Gewohnheit, auf

welcher der ganze Bau der altheidnischen Gesellschaft beruhte, auf Einmal abgeschafft werden? An dieser Abschaffung wäre die Gesellschaft verhungert, denn sie lebte von der Sclavenarbeit; fast die Hälfte der Menschen, die sich nicht zu leiten wußte, die den Instinkt des Thieres nicht besaß, aber auch nicht den geübten Menschenverstand, die weder vor sich, noch vor dem Nächsten Ehrfurcht hatte, die keine Menschenwürde besaß und kein Gefühl der Unabhängigkeit, wäre hilflos auf die Straße geworfen worden. Nun war sie der Kirche übergeben, und diese erzog sie, und sie entwurzelte die hergebrachten Anschauungen und Gewohnheiten der Sclavenbesitzer, in ihrer Weisheit klärte sie die Gewissen auf und wußte, wo sie zur Freilassung mahnen, wann sie dieselbe entgegennehmen sollte. Wie die Kirche diesen Theil ihres Berufes erfüllte, wer wüßte es nicht, und was hat die moderne Gesellschaft ihr zu danken?!

Wir schließen mit einem letzten Gesetze; im Jahre 321 erließ Constantin zwei eigenhändig geschriebene Proclamationen, worin er verbot, am Sonntage andere Arbeiten als dringende Feldgeschäfte und keine Gerichtshandlung außer die Freilassung eines Sclaven vorzunehmen. An den Sonntagen hatten auch die Soldaten die Freiheit, dem Gottesdienste anzuwohnen; die heidnischen Soldaten wurden in's freie Feld geführt und sprachen mit zum Himmel erhobenen Händen ein Gebet zum höchsten Gott, dem Verleiher der Siege und der Wohlfart des Kaisers.

IV.

Der Sieg des Arianismus. Constantins Tod.

(330—337.)

Im Jahre 330 befand sich der Kaiser bei seiner sterbenden Schwester Constantia. Diese war unter der Leitung des Eusebius von Nikomedien gestanden, dieser aber, weil er das Nicänische Glaubensbekenntniß fälschte, von seinem Sitze verbannt. Constantia sprach ihrem Bruder von Eusebius und von anderen arianischen Bischöfen und Priestern und bat ihn um ihre Begnadigung. Constantin wollte den Frieden der Kirche, die Schmeichler lagen ihm an, daß er ihn finden werde; sein römisches Verbrechen lastete schwer auf seinem Gewissen, und die Qual stimmte ihn versöhnlich; Eusebius durfte nach Nikomedien zurückkehren.

Nun aber ließ dieser nicht nach, bis er den Kaiser auch für die Rückberufung des Arius gestimmt hatte; wirklich schrieb Constantin wiederholt an diesen, hoffend, daß sich eine Formel finden ließe, welche das nicänische Glaubensbekenntniß Allen ohne Aus-

nahme annehmbar machen sollte; er verstand die Sache nicht besser, er wollte nur Frieden, und wäre dieser auch nur ein äußerlicher.

Mittlerweile hatte Athanasius den Stuhl von Alexandrien bestiegen. Von ihm verlangte der Kaiser auf Eingeben des Eusebius die Wiederaufnahme des Arius in die Kirchengemeinschaft, anfangs in gnädigen Ausdrücken, zuletzt mit dem Worte: „Da du meinen Wunsch kennst, so hast du den Zutritt zur Kirche Jenen, die darnach verlangen, vollkommen frei zu lassen; wenn du die geringste Schwierigkeit machst, werde ich auf der Stelle Leute schicken, welche dich absetzen und aus der Stadt bringen.“ Athanasius erschrack nicht; „ich antwortete, sagt er selbst, und ließ den Kaiser wissen, daß die katholische Kirche Gottes nichts gemeinschaftlich hat mit der Häresie, welche gegen Jesus Christus Krieg führt.“ Vor diesem ruhigen Widerstande wich der Kaiser zurück, und obgleich Athanasius die Ungnade fühlte, hatte er doch einige Jahre Ruhe.

Aber die Eusebianer blieben nicht unthätig; ihr Haupt fuhr fort, durch Willfährigkeit, durch Augendienerei den Kaiser immer fester zu umgarnen, die Partei überschüttete die Welt mit einer Fluth von Verläumdungen aller Art gegen Athanasius. Was nützte es diesen, daß er wiederholt Constantin gegen den Arianismus überzeugte? Der Kaiser fiel immer wieder in die Schlingen der Eusebianer, und wenn er an den beweglichen Sinn der Bevölkerung von Alexandrien dachte, so machten die Verläumdungen, daß Athanasius in Verbindung stehe mit Aufwieglern, mit Barbaren, daß er die Getreidezufuhr aus Aegypten verhindere, einen Eindruck auf ihn, daß allmählich sein aufrichtiger, aber stürmischer Eifer, die Wahrheit zu erkennen, in den Eigensinn umschlug, seine Meinung im Gegensatze zu den Aufstellungen des Athanasius zur Geltung zu bringen. So siegten die Arianer über ihn, sie erklärten die Absetzung des Athanasius, und Constantin verbannte ihn nach Trier, wohin er sich im Anfange des Winters 336 begab, nicht wie Einer, der in's Elend geht, sondern wie ein Sieger, der seinen Triumphzug durch die jubelnden Städte hält.

Arius dagegen wandte sich nach seinem Vaterland Aegypten, von bewaffneter Macht beschützt; aber keine Kirche nahm ihn auf, nur Trauer begegnete ihm, und als er als ein Losgesprochener, von einer großen Anzahl von Bischöfen in die Kirchengemeinschaft Aufgenommener, mit Ostentation auftrat, gab es Auflauf im Volke. Da beschlossen seine Freunde in Constantinopel, ihn feierlich als einen in der Gemeinschaft der Kirche Stehenden aller Welt zu zeigen, und vermochten den Kaiser, ihn nach Constantinopel zu berufen. In hastiger Eile langte Arius an, aber Alexander, der Bischof, ein ehrwürdiger Greis, den wegen seiner Milde die Eusebianer für einen Schwächling hielten, verweigerte die Aufnahme

trotz aller Bitten und Vorstellungen, die in Drohungen der Verbannung und der Absetzung übergingen. In Constantinopel befand sich gerade ein Bischof, Jakob von Nisibis, der Bischof und Einsiedler, welcher an die Allmacht des Fastens und Betens glaubte; auf seine Mahnung wurden die Gläubigen der Hauptstadt sieben Tage hintereinander in die Kirchen berufen, daß sie die göttliche Hilfe für ihren Bischof erflehten. Die Eusebianer dagegen nahmen ihre Zuflucht zum Kaiser. Dieser glaubte in Athanasius nur den Eigensinn eines Aufrührers gestraft, und in seinen Gunstbezeugungen für Arius nur einen Büßer wieder aufgerichtet zu haben. Doch frug er, erstaunt über den Widerstand eines so gütigen Mannes wie Alexander und eines so heiligen, wie Jakob: „Kann ich mich auf dich verlassen? bist du auch wirklich im katholischen Glauben?" Arius legte ein für arglose Gemüther berechnetes Glaubensbekenntniß ab. Aber der Kaiser frug wieder: „Hast du keine andere Irrthümer mehr? Ist dir von jenen, die du in Alexandrien gepredigt hast, nichts mehr zurückgeblieben? Kannst du es beschwören?" Arius schwur. „So sei es denn, sagte der Kaiser, wenn dein Glaube rein und dein Schwur gut ist; wenn aber dein Glaube gottlos, so soll Gott den Meineid strafen!" Dem Bischof befahl der Kaiser, den Arius des anderen Tags in die Kirchengemeinschaft aufzunehmen. Als Alexander erwidern wollte, wurde er verabschiedet; er begab sich in die nächste Kirche, und auf den Boden hingeworfen und in Thränen gebadet, betete er: „O Gott, wenn Arius morgen in dein Heiligthum eintreten soll, so nimm deinen Diener zu dir und verdirb nicht den Gerechten mit dem Gottlosen! Aber wenn du Sorge trägst für deine Heerde, so halte Arius auf, daß nicht mit ihm der Irrthum seinen Einzug in die Kirche halte!"

Stolz, übermüthig zog Arius mit zahlreichem Gefolge aus dem kaiserlichen Palaste. Auf dem Forum Constantin's fühlte er sich plötzlich von einem Unwohlsein befallen, er wurde in ein Cabinet geführt. Als er längere Zeit nicht wieder kam, wurde an die Thüre geklopft, und als keine Antwort erfolgte, diese geöffnet. Da lag er auf dem Boden; sein Leib war geborsten, seine Eingeweide lagen ausgeschüttet umher.

Im Augenblicke füllte sich die Kirche, diese wurde erleuchtet; der Kaiser war erschüttert; aber er änderte sein System nicht, er wurde unwillig, wenn man ihm von Athanasius sprach; wohl anerkannte er, daß er hintergangen worden, aber sein Stolz sträubte sich gegen die öffentliche Anerkennung, daß er mit Arius ein Ueberwundener Christi sei.

Er ging seinem Ende entgegen; er war müde; was er gewollt, hatte er nicht so erreicht, daß ihm eine Genugthuung daraus geworden wäre, und er sah seine Mittel und Maßregeln er-

schöpft; unter seinen drei Söhnen nahm er tiefgehenden Zwiespalt wahr, und in keinem entdeckte er Eigenschaften, welche ihn über seine Brüder erhoben hätten. Ein Zwist nach seinem Tode schien ihm unausbleiblich; vielleicht daß eine Theilung des Reiches noch bei seinen Lebzeiten ihm zuvorkommen könnte. So nahm er denn diese vor, mit welchen Schmerzen läßt sich ahnen, da die Einigung des Reiches sein eigenstes Werk war.

Das Jahr 337 brachte ihm noch einmal die Pflicht, es zu vertheidigen; die Perser fielen in Mesopotamien ein; rasch stand Constantin im Felde, aber es war ihm nicht unlieb, daß Persien Verhandlungen anbot. Andächtiger als sonst feierte er Ostern, — man bemerkte, daß er die ganze Nacht in der Kirche zubrachte, — ein paar Tage darauf empfand er ein Unwohlsein, das mit täglichem Fortschreiten ihn dem Grabe zuführte. In Helenopolis beichtete er laut seine Sünden und bat um die Vorbereitung zur heiligen Taufe. Darüber sind jetzt wohl alle Geschichtschreiber einig, daß er diese, wie so Mancher in jener Zeit that, bis ans Lebensende verschoben habe. Er ließ sich noch nach Nikomedien bringen; die Bischöfe der Provinz versammelten sich um ihn, und er sprach: „Nun ist der Tag ja gekommen, nach dem ich so lange verlangt; die Stunde ist da, wo ich die Gnade habe, mit dem Siegel der Unsterblichkeit bezeichnet zu werden. Ich habe immer gehofft diese heilige Handlung im Jordan vornehmen zu können, wo unser Heiland, uns zum Vorbilde, seine heiligen Glieder gebadet hat. Aber Gott weiß, was uns zuträglich ist und fand für gut, mich hier zu dieser Ehre zu berufen. So soll denn kein Aufschub mehr stattfinden. Denn wenn Gott, der Richter über Leben und Tod, meinen Erdenwandel verlängern will, so ist es mein fester Entschluß, unter das Volk Gottes zu treten; ich verlange in die Kirche aufgenommen zu werden, um mit den Gläubigen zu beten, und ich werde mir die Pflicht auferlegen, mich nach dem Willen Gottes zu richten."

Unaussprechlich war Constantins Freude, als er getauft war; er wollte den Purpur nicht mehr anlegen, auf seinem Bette lag, seine Freude und seine Bewunderung, das weiße Taufkleid; laut betete er: „Heute bin ich wahrhaft glücklich; jetzt bin ich würdig des ewigen Lebens; jetzt schaue ich das himmlische Licht. O wie unglücklich Jene, welche diese Güter entbehren!"

Am 22. Mai 337, an Pfingsten, starb der Kaiser Constantin, 63 Jahre, 2 Monate und 25 Tage alt, nach einer Regierung von 30 Jahren, 9 Monaten und 2 Tagen, welche übermäßig gepriesen und ungerecht verurtheilt wurde. Sein Werk ist größer als er; aber er hat es gewollt, und darum wird er immer der Große heißen, und die dankbare Nachwelt schließt das Auge vor seiner persönlichen

Schuld, bewundert aber seinen aufrichtigen Glauben und den guten Willen, in welchem er das Reich mit seinen Gesetzen und Gewohnheiten unter das Kreuz, das ihm so wunderbar zum Siege vorgeleuchtet, zu stellen alle Mühe sich gab.

V.

Die Söhne Constantins.

(337—000.)

Constantin hatte das Reich so getheilt, daß Constantin II., der älteste Sohn, die Länder Gallien, Britannien und Spanien erhielt, Constantius II. den Orient, d. h. Asien, Syrien und Aegypten, der jüngste Constans Illyrien, Italien und Afrika. An seinen Neffen Dalmatius gab er Thracien, Macedonien und Achaia, und an seinen andern Neffen Hannibalian, der sich Mithridates nannte, Armenien und den Pontus.

Eine furchtbare Familientragödie eröffnete die Zeit ihrer Herrschaft. Die Soldaten erklärten, — man sagt auf Betreiben des Constantius, — daß nur die Söhne Constantins die Herrscher sein sollten, und die Neffen des Kaisers, zwei Brüder desselben, weitere Verwandte und Vertraute wurden ermordet; nur zwei Söhne des Julius Constantius, eines Bruders Constantins, Gallus und Julianus, wurden aus dem Blutbade gerettet.

Constantius II. nahm sich den Orient und Thracien mit der Reichshauptstadt Constantinopel, Constantin II. behielt Gallien mit Britannien und Spanien, Constans Illyrien und Italien. Aber bald brach der Bruderzwist aus. Constantin begehrte Afrika, fiel in Italien ein und wurde 340 in Aquileja ermordet. Jetzt war Constans Herr von zwei Dritttheilen des Reiches. Gegen ihn stand der Franke Magnentius auf; Constans floh und wurde 350 in den Pyrenäen ermordet. Einen zweiten Usurpator Vetranio verließen seine von Constantius erkauften Truppen und letzterer schlug sich nun mit Magnentius um die Alleinherrschaft; zweimal geschlagen, 352 bei Mursa in Pannonien (Essek) und 353 an der Durence in Gallien stürzte sich Magnentius in sein Schwert, und Constantius II. war nun der alleinige Herrscher.

Mit dem Siege der Arianer über Constantin war unter den Füßen seiner Nachfolger der Abgrund eröffnet; aus Herrschern machten sie sich zu Gewaltherrn der Kirche. Dieser Constantius war ein wüthender Arianer und eröffnete eine Verfolgung gegen die Katholiken, welche an Grausamkeit der Decischen nicht nachstand, an Perfidie sie aber noch übertraf. Welch ein Eindruck für die heidnischen Reste dies Wüthen eines Kaisers, der sich Christ nannte,

diese Servilität der arianischen Hofbischöfe, diese Spaltung und die in ihrem Gefolge einherschreitenden Streitigkeiten zwischen Arianern und Katholiken! Welch ein Unglück für das Reich, für dessen innern Ausbau, für dessen Vertheidigung gegen die Barbaren der Kaiser keine Zeit mehr hatte, weil der Kampf des Arianismus und die Verfolgung alle in Anspruch nahm.

Wir haben oben bemerkt, daß aus dem Gemetzel, welchem die meisten Glieder der Constantinischen Familie erlagen, zwei Knaben gerettet wurden. Den ältern davon bekleidete Constantius frühe mit Ehren und Würden; aber Gallus war ein wildaufbrausender Mensch, vor dessen Ungestüm der Kaiser die Unterthanen schützen mußte, so daß er ihn hinrichten ließ, 354. Zwei Jahre darauf rief er dann den jüngeren Bruder, Julian, von seinen Studien ab, vermählte ihm seine Schwester Helena und vertraute ihm als Cäsar die Regierung der Präfectur Gallien als einen Vertrauensposten an. Julian urtheilte anders; mißtrauisch argwöhnte er, Gallien solle nach des Kaisers Absichten sein Grab werden. Die Barbaren drängten gegen die Grenzen, die zuchtlosen Legionen leisteten keinen Schutz, die Unterthanen glaubten, vom Kaiser preisgegeben zu sein; in wenigen Monaten waren 40 Städte verwüstet worden, das mächtige Cöln litt unter einer schweren Belagerung; mit Jubel wurde daher Julian von dem auf Erlösung hoffenden Gallien aufgenommen.

Aber er war kein Kriegsmann, er hatte bisher nur unter den Büchern gelebt; der Kaiser band ihn an den Rath der Generäle und untersagte ihm jede Action auf eigene Faust; darüber beklagte sich in lächerlicher Ueberhebung Julian, aber überaus lobenswerth ist sein Eifer, mit dem er sich in das Kriegswesen warf. Zum Glück war es Winter, wo ein Kampf nicht unmittelbar bevorstand, und immerhin einige Monate zur unumgänglichen Ausbildung vor Julian standen. Jeden Tag exercirte er wie ein Rekrut und mußte selber lachen, wenn er sich ungeschickt anstellte. Da konnte er wohl ausrufen: „Siehe doch Plato, was man aus einem Philosophen macht!“

Rühmlich war seine Lebensweise. Der Kaiser hatte seinen Hofhalt eingerichtet, eine kostbare Tafel angeordnet; Julian aber wollte sich mit der Portion des gemeinen Soldaten begnügen. Sein Lager war ein ganz gewöhnliches Feldbett, sein Schlaf nur kurz. Einen großen Theil der Nacht verwandte er auf die Erledigung von Staatsgeschäften und auf die Studien, zunächst die militärischen; immer aber kehrte er wieder zur schönen Literatur und zur Philosophie zurück. Damit er sich nicht träger Ruhe überließe, betete er jeden Abend auf den Knieen zum Gott Merkurius, dem geflügelten, damit der leichtbewegliche auch ihn beweglich mache.

Solcher Eifer hatte seine trefflichen Erfolge. Als die Zeit zum Ausmarsche kam, war Julian ein Soldat, und das Vertrauen der Bevölkerung und der Legionen kam ihm entgegen; und es wurde wahrlich nicht getäuscht.

Von ganz jugendlicher Kühnheit waren seine Dispositionen eingegeben, die größere Gefahr war ihm die liebste, der schwierigere Marsch der bevorzugte. Aber nachdem die Hinterhalte, welche die Barbaren ihm legten, mit blutigen Verlusten schmerzliche Erfahrungen ihm beibrachten, lernte er auch Klugheit. An Geistesgegenwart fehlte es ihm nicht, und diese besonders war es, was die Truppen zur Begeisterung hinriß; nicht minder trug dazu bei die Großartigkeit seiner strategischen Entwürfe, und endlich der Erfolg, der seine Unternehmungen krönte. Schon nach drei Jahren war er so weit gekommen, daß Gallien nach allen Seiten hin gesichert erschien; der Glanz seines Namens blendete die Barbaren, seine Feldzüge waren nur mehr noch militärische Spaziergänge. Der Rastlose aber mochte daran sein Genügen nicht finden, er dachte daran, nach Britannien hinüber zu gehen, um in erneuten Mühen weniger leichte Lorbeeren zu pflücken.

Da kam vom Kaiser der Befehl, daß Julian die besten Truppen in den Orient schicke; Julian allezeit argwöhnisch, nahm ihn als eine Kränkung, wenn nicht als etwas Schlimmeres auf, und er stellte seine Verbitterung über das Wohl des Reiches. Constantius nämlich war in sehr großer Verlegenheit. Der ganze Orient war durch die religiösen Wirren aufgeregt, und der Kaiser meinte sie durch seine Machtsprüche und Gewaltmaßregeln beruhigen zu können; dazu aber brauchte er Soldaten. Gegen den Perserkönig Sapor war er unglücklich, und dazu brauchte er wieder Soldaten, und diese konnte er nicht aus den aufgeregten Provinzen ziehen, weßhalb als Hilfsquelle nur das einzige Gallien blieb.

Das wollte weder Julian, noch seine Armee, noch die Provinz glauben. Die Aufregung wurde sehr groß. Die Einwohner fürchteten in den Zustand der Verlassenheit zurückzufallen; mit Schrecken dachten sie an neue Einfälle der Barbaren. Die Soldaten wollten nicht ziehen; die Einen hielt die süße Gewohnheit des Heimathlandes, die Andern schreckte das sichere Grab in Asien, in ganzen Banden zogen ihre Weiber, die Kinder auf den Armen, durch die Straßen, ein klägliches Schauspiel. Nur Julian erschien in wohlüberlegter Ruhe. Er that, als ob dem Befehle des Kaisers Gehorsam geleistet werden müßte; er gab Anordnungen für den Abmarsch, aber er beklagte sich auch, und es bedurfte keines gar scharfen Auges, um hinter seiner scheinbaren Ruhe die gewaltigste Aufregung zu bemerken.

An einem der ersten Tage des März 360 hielt Julian in ei-

ner Vorstadt von Paris eine Revue ab über die für den Marsch in den Orient bestimmten Truppen. Er hatte für jeden Soldaten ein freundliches Wort; die er mit Namen kannte, redete er an, an ihre gemeinschaftlichen Thaten sie erinnernd. „Gehet ohne Sorge, sagte er, der Kaiser ist edelsinnig und mächtig, er wird euch trefflich lohnen!“ Aber die Reihen beobachteten ein finsteres Schweigen; sie waren durch Flugschriften voll bitterer Vorwürfe gegen den Kaiser bearbeitet worden.

Julian selbst bearbeitete die Offiziere bei einem Bankette. Kaum hatten sie sich von demselben entfernt, so tönte aus dem Lager dumpfes Getöse; von Minute zu Minute wuchs es und wälzte sich gegen den Palast heran. Die Soldaten, nur halb angekleidet, aber mit ihren Waffen waren es, sie umstellten den Palast, sie riefen nach Julian. Bald ließ sich aus dem verwirrten Geschrei eine Stimme vernehmen: „Julian Kaiser! Wir wollen Julian zum Kaiser!“ Andere Stimmen fielen ein, von Reihe zu Reihe wälzte sich der Ruf, und bis zum Morgen dauerte er; aber Julian zeigte sich nicht.

Er war in das obere Stockwerk gestiegen, und er selbst berichtet: „Zum Himmel die Augen erhebend betete ich Jupiter an, und da der Lärm unter dem Echo des Palastes zunahm, flehte ich diesen Gott an, mir ein Zeichen seines Willens zu geben.“ Es erschien ihm, wir folgen seiner eigenen Darstellung, der Genius des Reiches und sprach: „Julian, schon lange stehe ich an deiner Thüre, und schon mehr als einmal hast du mir den Eintritt verweigert. Wirst du mich heute, wo so viel Volk mich zu dir führt, abermals zurückstoßen, so werde ich traurig gehen, um nicht wieder zurück zu kehren. Indessen, merke wohl auf, werde ich nicht lange mit dir sein.“

Was war es mit dieser Vision? Lüge? Hallucination? ein Blendwerk des Teufels? Vor einiger Zeit hatte er an einen Vertrauten folgenden Traum geschrieben. Auf hohem Berge sah er zwei Bäume, der eine reckte sich kräftig und stolz in die Luft, der andere, aus der nämlichen Wurzel hervorgewachsen, war klein und schwach, trug aber dennoch bereits Blüthen. Einen Augenblick darauf lag der mächtige Baum am Boden, der kleine aber wuchs fort. Das war der Traum seiner Größe, die ihm niemals aus dem Sinne kam; Constantius sollte gefällt werden, er wachsen. Die eigenen Träumereien, die Einflüsterungen der Heiden, die außerordentlichen Erfolge, die er an der Spitze der Armee errang, die Sprüche der Orakel und die Deutungen der heidnischen Priester; all das zauberte ihm in die wirkliche Welt eine eingebildete hinein, er glaubte an einen Beruf durch die Götter; wohl kann er sich also selbst getäuscht haben und man braucht für die Erklärung der Vi-

sion nicht auf seine Lügenhaftigkeit zurückzukommen; wohl aber auch mag an eine directe Wirkung des Teufels gedacht werden.

Er stieg zu den Soldaten nieder und spielte die Rolle der Verstellung meisterhaft. Sie sollten doch nicht, sagte er, ihren gemeinschaftlichen Ruhm beflecken, er wolle es beim Kaiser dahin bringen, daß sie nicht in den Orient müßten u. dgl. Bis 9 Uhr in den Vormittag hinein währte die Comödie, da machten ihr die Soldaten ein Ende; sie hoben ihn auf einen Schild, und es erscholl der Ruf: „Es lebe Julian der Kaiser!“ Dieser versprach jedem Soldaten, der ihm die Kaiserwürde „aufgenöthigt,“ fünf Goldstücke und ein Pfund Silber.

In den Palast zurückgekehrt, schloß er sich ein und affectirte eine tiefe Niedergeschlagenheit; nicht einmal mit den laufenden Geschäften wollte er sich befassen. Das dauerte mehrere Tage, bis aus dem allgemeinen Erstaunen sich ein bedenkliches Murren erhob. In dieses hinein fiel ein Wort, die Partei des Constantius habe Julian ermordet. Da brachen die Soldaten wieder aus ihrem Lager hervor und drangen in den Palast. Die Hofbediensteten frugen, was sie denn wollten? „Den Kaiser sehen,“ war die Antwort; man öffnete die Flügelthüren des Saales, und da saß Julian auf dem kaiserlichen Sessel im kaiserlichen Schmucke.

Von dieser Stunde an war die Maske abgeworfen, Julian zeigte sich fortan als Kaiser.

Constantius sorgte dafür, daß die Alpenpässe besetzt wurden, und vor Julian stieg die Sorge auf, daß er in Gallien eingeschlossen werden könnte. Die Aufregung der Soldaten wuchs, als sich unter ihnen die Nachricht verbreitete, daß der Kaiser auch noch die Barbaren auf Gallien hetze. Julian hat später behauptet, daß er die Beweise dafür in Händen habe. In jedem Falle benutzte er das Gerücht, wenn er es nicht selbst erfunden, um Volk und Soldaten enger an sich zu ketten und gegen den Kaiser zu entflammen.

„Den Göttern überlasse ich die Sorge für mein Leben,“ sagte er. „Den Göttern,“ im Munde jedes andern Christen eine kaum beachtete Phrase; bei Julian fiel sie auf. Noch am Erscheinungsfeste (6. Januar) 361 zog Julian mit kaiserlichem Pompe zur Kirche und verrichtete in Gegenwart alles Volkes mit lauter Stimme und mit allem Scheine tiefer Rührung und glühender Andacht das christliche Gebet. Kurze Zeit darauf wurde ihm berichtet, daß der heilige Hilarius von Poitiers aus der Verbannung zurückgekehrt sei, und er trat diesem unerschrockenen Streiter für die Lehre der Kirche nicht nur nicht entgegen, sondern ließ es sogar geschehen, daß er in Paris ein Concil abhielt.

Uebrigens war Julian bereits ein Abgefallener, und es gab keine Art von heidnischem Aberglauben, der von ihm nicht geübt

worden wäre; der Flug der Vögel, die Eingeweide der Opferthiere, die Constellation der Sterne, die Träume und Vorahnungen, das Leuchten des Blitzes und die Stimme des Donners, Alles wurde befragt. Seit Julian die Maske abgeworfen, und die Empörung nothwendig die schwierigsten Verwicklungen und eine blutige Lösung in Aussicht stellte, waren die Zeichen immer günstiger geworden. Ja eine Erscheinung recitirte vier wohlgesetzte griechische Verse, in denen der Tod des Constantius für den nächsten Herbst geweissagt war. Jetzt frug Julian Bellona, die Göttin des Krieges, ob er ausmarschiren solle, und die Antwort war günstig.

Im Namen „des himmlischen Gottes“ frug er die Soldaten, ob sie mit ihm zum Ausmarsche bereit seien; vom Kriege gegen den Kaiser sprach er nicht, sondern nur vom Vorrücken bis an die untere Donau. In Sirmium sollten die verschiedenen Truppenabtheilungen zusammentreffen. Julian selbst zog über Basel an die Donau theils dieser entlang, theils zu Schiffe. Neugierig strömten die Bevölkerungen an die Ufer, auf dem linken die Barbaren, auf dem rechten die Römer. Die Präfecten von Italien und Illyrien flohen, und als er in Sirmium zu seinen Generälen stieß, fiel der ganze Westen ihm zu, und aus Macedonien, Griechenland, Italien kamen zahlreiche Deputationen; die Heiden begehrten die Wiedereröffnung ihrer Tempel, Julian hieß es zu, und schritt nun selbst zum öffentlichen Acte seines Abfalles.

Er nahm das sogenannte Taurobolium vor. Eine tiefe Grube so lang und so breit, daß ein Mensch sich darin niederlegen konnte, wurde gegraben; als die Nacht gekommen war, erschien Julian davor, von den Götzenpriestern umgeben; er entkleidete sich, stieg nieder und legte sich auf den Boden. Ueber die Grube wurden durchlöcherte Bretter gelegt und ein mit vergoldeten Hörnern geschmückter Opferstier darauf geschlachtet, daß sein Blut auf Julian in der Grube niederfloß, angeblich, um die hl. Taufe von ihm abzuwaschen; „Julian, sagt der hl. Gregor von Nazianz, wollte in diesem schrecklichen Bade die Hände rein waschen, die er für befleckt hielt, weil sie das unblutige Opfer, durch das wir am Leiden Jesu Christi Theil nehmen, berührt hatten.“

An Maximus, der, wie berichtet wird, das meiste zu seiner Einweihung ins Heidenthum gethan, schrieb Julian: „Du wirst mit Freuden vernehmen, daß wir merkliche und zahlreiche Zeichen des Schutzes der Götter haben. Wir beten sie aber auch ohne Furcht und offen an. Die Armee folgt zum größeren Theile unserer Religion; wir opfern öffentlich. Wir haben den Göttern zum Danke für ihre Wohlthaten zahlreiche Hekatomben dargebracht. Sie verlangen, daß ich so heilig als möglich lebe, und ich gehorche ihnen

mit eifrigem Herzen. Sie versprechen mir große Früchte meiner Mühen, wenn ich mit Umsicht handle."

Julian war bis Nissa (Nisch, das alte Naissum), marschirt und wartete die Concentration seiner Truppen ab; aber auch noch etwas Anderes. Hatte nicht eine Erscheinung ihm gesagt, daß die Parze in diesem Herbste den Lebensfaden des Constantius abschneiden werde?

Dieser stand am Tigris gegen Sapor, den Perserkönig, als ihm die Kunde von Julians forcirtem Marsche wurde. Sogleich kehrte er um, dem Thronräuber entgegen. Zu Tarsus in Cilicien ward er von einem Fieber befallen. Er glaubte es durch Anstrengung überwinden zu können und machte einen sehr beschwerlichen Tagmarsch bis Mopsukrene. Als er am andern Tage aufstehen wollte, vermochte er es nicht, so heftig war das Fieber geworden, sein ganzer Leib glühte. Eiligst wurde der Bischof von Antiochien gerufen, daß er dem Sterbenden die bis auf diese Stunde verschobene Taufe spende. Da Constantius keinen Erben hatte, so bezeichnete er seinen Feind Julian als solchen. Am 3. November 361 starb er, 45 Jahre alt, in den Armen eines häretischen Bischofs.

Julian hatte also nicht vergebens der Weissagung seiner Erscheinung vertraut. Wenn aber die Erscheinung eine künstlich gemachte gewesen, die Parze, die den Lebensfaden des Kaisers abschnitt, einer jener heidnischen Kaisermacher oder gar Julian selbst gewesen wäre? Sicher ist, daß dieser den Tod des Kaisers in einer bestimmten Zeit erwartete. Als am 3. October in der Stunde, da Constantius starb, ein Soldat, der zu Pferde steigen wollte, zu Boden fiel, rief Julian zum Erstaunen der Umstehenden, der sei jetzt gestorben, der ihn zu hoher Würde erhoben. Wie wußte er, der weit entfernte, daß Constantius an diesem Tage gestorben? und wie kommt es, daß er im Sturze des Soldaten gerade dieses und kein anderes Anzeichen sah? Der heilige Gregor von Nazianz scheut sich nicht, den Julian geradezu des Mordes zu bezüchtigen, der in der rechten Stunde für ihn vollzogen ward, denn bereits war er von den kaiserlichen Truppen in einer Weise umringt, daß ihm jeder Rückzug abgeschnitten war.

VI.

Julian der Abtrünnige.

(361—363.)

Wie ist Julian ein Abtrünniger geworden?

Nach dem Blutbade der kaiserlichen Familie stand der sieben-

jährige Knabe allein in der Welt, ohne Vater und Muttter, und natürlicherweise blieb das grausige Trauerspiel als eine unaussprechliche Schreckgestalt immerwährend vor seinem jungen Gemüthe stehen. Zwar ließ Constantius ihn und seinen Bruder Gallus in einem Schlosse Kappadociens standesgemäß unterhalten und erziehen, aber Julian hatte ein böses Herz, in welchem Gedanken der Rache kochten, und die Furcht Heuchelei hervorbrachte. Darüber berichtet der heilige Gregor von Nazianz: „Die Brüder zeigten auch sittliches Streben und frommen Sinn, und gingen nur mit Männern um, deren Character erprobt war. Handlungen allerlei Art zeugen von ihrem religiösen Wandel und Streben. Sie ließen sich sogar in den Clerus einverleiben, und lasen dem Volke die heiligen Schriften vor; sie hielten religiösen Sinn und Wandel für keine Beeinträchtigung ihres Standes und Ansehens, im Gegentheil für die schönste Zierde. Sie opferten viele Weihegeschenke und gaben durch andere fromme Handlungen und Wohlthaten ihren religiösen Sinn kund. Freilich aber übte Gallus, so wild und stürmisch er sonst war, die Religion lauter und aufrichtig; Julian aber wartete nur die Zeit ab und verbarg unter der Larve einer frommen Gesinnung ein böses Herz.“

Ueber seine Heuchelei hat Julian selbst uns ein Selbstgespräch hinterlassen, aus welchem hervorgeht, daß er die Verstellung und Lüge zum Lebensgrundsatze gemacht hat. „Entschließe dich zu kriechen und zu schmeicheln aus Furcht vor dem Tode.“ So ruft er sich zu und setzt bei: „Ich hielt diese meine Ansicht nicht nur für die beste, die mir Sicherheit gewährte, sondern auch für würdig eines vernünftigen Mannes.“

Nun trat ihm auch noch das Christenthum in der verzerrten Gestalt des Arianismus entgegen, vorgetragen von Theologen des Hofes, die er haßte. Da er ein eitler, flüchtiger Geist war, zog ihn die Schönrednerei der heidnischen Rhetoren mehr an, und die Form, welche den Gedanken verdeckte oder ersetzte, sagte seiner Neigung zur Verstellung zu. Ungezähmt in seinem Wissensdurste, warf er sich über jedes heidnische Buch her, dessen er habhaft werden konnte, und wo er von einem Philosophen hörte, der einen Namen besaß, da drängte es ihn, den immer Unruhigen und nimmer Gesättigten, des Mannes Schüler zu werden.

So hat die Abneigung gegen das Kaiserhaus, die aus der Arianischen Irrlehre stammende Unbefriedigtheit und der Reiz der heidnischen Schönrednerei ihn dem Heidenthum eröffnet, und schon in der Zeit, da er in Athen studirte, ist eine Hinneigung zum Heidenthum an ihm auffällig geworden.

Treten wir einmal in eine Gesellschaft von Studenten in Athen. Anwesend sind die Brüder Julian und Gallus, Gregor und Ba-

silius und einige andere junge Leute, deren Namen nicht zur Berühmtheit gelangt sind. An dem lärmenden Treiben der Studentenwelt nehmen sie nicht Theil, sie unterhalten sich von ernsteren Dingen. Eine Frage über Heidnisches und Christliches wird hingeworfen, da bricht das Gespräch ab, und gespannte Aufmerksamkeit von allen Seiten wendet sich dem einen Gegenstande zu, aber sie äußert sich in ganz verschiedener Weise. Ueber das Gesicht Julians ist eine unerklärliche Unruhe gekommen, sein Nacken zuckt, seine Schultern bewegen sich auf und nieder, sein Auge flammt auf, und als ob er fürchten würde, daß das Irre und Rollende desselben wahrgenommen werde; senkt und bedeckt er es mit den Wimpern. Gallus vertheidigt die christliche Idee, Julian tritt ihm entgegen; wenn Gallus ein minder geschicktes Wort fallen läßt, lacht Julian unmäßig auf, daß das Gemach davon erschüttert wird. Bei der Bemerkung eines Andern verzerrt sich sein Gesicht, er nickt, dann schüttelt er wieder den Kopf, beides ohne Grund, wie wenn sein Geist träumend auf ganz andere Regionen sich hinüber gespielt hätte. Das Gespräch wird lebhafter, der gerade Sinn des ehrlichen Gallus kann gar nicht begreifen, wie Jemand auch nur ein Wort zu Gunsten heidnischer Dinge und Einfälle sagen könne, aber Julian kann nicht ruhig zuhören, sogar seine Beine werden beweglich, und als er zum Worte kommt, da wird er so heftig, daß die Worte nur mehr hervorgestoßen werden, der Athem stockt ihm, er redet sinnlos und ein Satz widerspricht dem andern; die ganze Gesellschaft kann ihr Erstaunen nicht mehr verbergen; kaum nimmt er Das war, so bricht er das Gespräch ab und sagt lächelnd, daß ja Alles nur eine Disputirübung sei.

Als aber die Gesellschaft auseinander ging und Gregor mit seinem Freunde Basilius einsam auf der Straße war, blieb er stehen und sagte: „Welch ein Unheil erzieht sich das römische Reich in diesem Menschen! Möchte ich doch Unwahres weissagen!“

Manches läßt sich aus diesen Blicken in die Seele Julians ahnen, aber die Zuneigung zur heidnischen Götterwelt wird damit noch nicht erklärt. Diese ist durch Verführung bewirkt worden, und wir werden nicht irre gehen, wenn wir die weit verbreitete geheime Gesellschaft von Männern, welche durch den Neuplatonismus für die Wiederherstellung des Heidenthums arbeiteten, als die Verführerin betrachten.

Eines der einflußreichsten Mitglieder der Partei war der Philosoph Maximus aus der neuplatonischen Schule, der es verstand, die alte Götterwelt durch Deutungen den ernstern Geistern annehmbar zu machen und durch blendende Darstellungen die oberflächlichen zu verführen. Die Neuplatoniker thaten, als ob sie mehr wüßten, als was sie sagten, und den Schleier nur zum Theile von

den Geheimnissen wegzögen. Auf Maximus wurde Julian aufmerksam gemacht, und er eilte zu ihm nach Ephesus, um, wie der heilige Gregor von Nazianz sich ausdrückt, in der Astronomie, Sterndeuterei und Wahrsagerkunst unterrichtet zu werden. Maximus erwartete ein Wiedererstehen des Heidenthums, er sammelte und machte Weissagungen, die darauf Bezug hatten, und weitum war die Erwartung verbreitet, daß das Jahr 365 das Jahr des Triumphes sein werde.

Vor Maximus stand Julian als ein Prinz großer Hoffnungen, außer Gallus der Einzige, welcher beim Mangel an näheren Erben des Constantius zur Nachfolge auf den Thron berufen schien. Scheinbar war er ganz in die Welt der Bücher vergraben, aber wie leicht erschien es, zum ehrgeizen Beschreiten einer andern Bahn ihn zu entflammen, und das träumerische, mit der Lust am Geheimnißvollen erfüllte Wesen des Jünglings durch Deutungen der Göttersagen, durch Sinnentäuschungen und Zauberkünste zu verführen, ihm den Gedanken einzugeben, daß die Götter in ihm die Wiederherstellung ihrer Ehren erwarten; als Kaiser sollte er diesen Beruf erfüllen.

Maximus wich dem Julian nicht mehr von der Seite, und dieser meinte, ohne ihn nicht mehr leben zu können. War er ihm ferne, so beschäftigten sich seine Gedanken mit ihm. Maximus sorgte dafür, daß durch die Heidenwelt die Parole ging, die Hoffnungen auf Julian zu richten. Seine Emissäre ließen den Prinzen nicht aus den Augen, und die Wahrsager und Orakel befestigten ihn überall in dem Traume, daß er von den Göttern zur Wiederbelebung des Heidenthums berufen sei. Wo Julian auf einen Wahrsager stieß, ließ er sich angelegen sein, die Bestätigung seiner Wünsche zu erfahren. Einmal kam es vor, daß er in einer dunkeln Tempelhalle vor dem Anblick der beschworenen Geister erschreckend das Kreuzzeichen machte und einen Verweis des Magiers sich gefallen lassen mußte.

Der Zeitpunkt, wann Julian innerlich dem Christenthume entfremdet war, läßt sich nicht genau bestimmen; so viel ist aber gewiß, daß er am kaiserlichen Hoflager kurz vor seinem Abgange nach Gallien bereits so weit gekommen war, daß er das Christenthum nur noch heuchelte. Erinnern wir uns an die angeführte Stelle aus seinem Selbstgespräche, worin er sich zur Heuchelei erklärte; er begründet diese mit dem Rechte der Götter auf ihn. „Du, redet er sich an, der du dich bestrebst, ein Mensch zu sein, und zwar nicht einer aus der Klasse der gewöhnlichen und alltäglichen, sondern aus der der edleren und besseren, du willst dich selbst den Göttern entziehen und sie deiner Person berauben? Du willst ihnen nicht gewähren, daß sie dich zu dem Zwecke verwenden, welchen sie wol-

len? Siehe zu, daß du nicht bloß thöricht handelst, sondern sogar die Rechte, welche die Götter auf dich haben, hintanzusetzen scheinest. Wo ist die Tugend und männliche Kraft? Das ist hier etwas Lächerliches. Entschließe dich also zu kriechen und zu schmeicheln aus Furcht vor dem Tode. Ich hielt diese meine Ansicht nicht bloß für die beste, die mir Sicherheit gewährte, sondern auch für würdig eines vernünftigen Mannes; dazu kam, daß die Götter auch ihre Zustimmung gaben; ich gab nach und folgte ihnen; es dauerte nicht lange, so erhielt ich den Namen und Mantel der Würde eines Cäsar."

Im Jahre 356 ging Julian als Cäsar nach Gallien. Vor diesem Jahre also war sein Abfall vollzogen, Verstellung, Heuchelei in Sachen der Religion von ihm zum Princip seiner Handlungsweise gemacht. Die Verbitterung seiner Jugend, der Abgang großer Anschauungen durch katholische Lehrer, Haß gegen das Kaiserhaus, träumerisches Wesen und der Drang nach Lösung der Räthsel des Lebens und der Geheimnisse, welche die höchsten Fragen verschleiern, nicht minder aber auch die Verführung der heidnischen Partei und die Aussicht auf den Kaiserthron haben das Verbrechen seines Abfalls zu Stande gebracht.

Am 11. Dezember 361 zog Julian als Kaiser in Constantinopel ein, im dritten Jahre war er eine Leiche und das römische Reich hatte aus seiner Hand auch nicht eine einzige That zu seiner Wohlfahrt erhalten. Das erste Jahr verwandte er zur Proselytenmacherei für sein Heidenthum unter Entfaltung von List und Gewalt; die Armseligkeit seiner Erfolge macht ihn im zweiten Jahre bitterer in der Verfolgung, dann unternimmt er einen Krieg mit den Persern in dem Gedanken, als Sieger alle Anstrengung zur Ausrottung des Christenthums zu machen; er wird aber nicht Sieger, und seine ganze Herrlichkeit ist vorüber.

Constantinopel nahm ihn gut auf; er schmeichelte dem Senate, dem Volke, den Soldaten; aber wie erstaunte die christliche Stadt, daß sie bei der Leichenfeier des Constantius, während sie dieselbe in der Apostelkirche beging, den Kaiser bei einem heidnischen Opfer sehen mußte, das erste, das in ihren Mauern gefeiert wurde.

Für die Staatsgeschäfte hatte Julian keine Zeit, wichtiger als sie waren ihm die Functionen eines Oberpriesters. Das heidnische Ceremoniell, der heidnische Kalender, sie waren kaum mehr bekannt. Julian aber wußte Alles, welches Fest auf jeden Tag fiel, welcher Gott in dieser, welcher in jener Stunde, welcher bei Tag, welcher in den Stunden der Nacht gefeiert werden wollte, ob er die Verneigung, ob er den Fußkuß, ob er dieses, ob jenes Opferthier verlangte. Der Kaiser sorgte für Alles, mit eigener Hand baute er Altäre, trug auf seinen Schultern das Holz herbei, legte die Opfer-

thiere darauf, wühlte mit dem Messer eigenhändig in den Eingeweiden. Nicht geringes Gelächter erregte es bei seiner theilnahmslosen Umgebung, wenn er unförmlich die Backen aufblies, das Feuer anzufachen, wenn er mit entzückten Geberden die günstigen Vorzeichen, mit dem Ausdrucke tiefer Niedergeschlagenheit die ungünstigen betrachtete. Am Morgen opferte er der königlichen Sonne, dem geheimnißvollen Mithra, in den Nächten den unterirdischen Göttern. In seinem Vorzimmer stand das Bild der Fortuna, in seinem Garten baute er einen Tempel. So viele Opfer brachte er dar, daß die Sorge entstand, es möchte Mangel an Fleisch für den Hausgebrauch eintreten. Verfallen den finstern Mächten, scheute er vor den schrecklichsten Greueln des heidnischen Cultus nicht zurück; man sprach von Kindern, die in geheimnißvollen Kellergewölben des Palastes geschlachtet, von Frauen, denen der Leib aufgeschnitten worden. Der Heide Libanius rühmt von ihm, daß im Umkreis der griechischen Welt kein Opfer gebräuchlich war, das Julian „seit seiner Bekehrung“ nicht dargebracht hätte, und der hl. Gregor sagt: „Ich will schweigen von den Knaben und Mädchen, welche bei Todten- und Gespensterbeschwörungen und bei unnatürlichen Opfern zerstückelt wurden.“ Andere schwiegen nicht, sondern es wird erzählt, daß nach Julians Tod in der Werkstätte für seine magischen Künste der Leichnam eines Weibes gefunden wurde, an den Haaren aufgehängt, die Arme ausgestreckt, den Unterleib aufgeschlitzt.

Was das Heidenthum an Sophisten, Dichtern, Zauberkünstlern, Opferpriestern, Wahrsagern, Zeichendeutern besaß, all der Schlamm, der von der abgestorbenen Welt der Götter noch übrig geblieben war, das strömte nach Constantinopel, in der kaiserlichen Gunst, sich zu sonnen, über die ausgestandenen Leiden zu klagen, ein Almosen zu erhaschen. Leute wie Maximus wohnten in Palästen, von hunderten von Sclaven bedient; die nicht auf so viel Glück Anspruch machen konnten, begnügten sich mit Kneipen und anderen Winkeln; schlechte Dirnen kleideten sich als Priesterinnen, zogen als Bachantinnen umher; Charlatane handelten mit Amuleten.

Bei festlichen Gelegenheiten, wo er als Oberpriester mit allem Pompe auftrat, bildeten diese wüsten Menschen sein Gefolge, und da sie alle die Insignien des Priesterthums trugen, mußten die höchsten Staatsbeamten wie die Offiziere ihnen den Vortritt lassen; sie umringten den Kaiser, und er lachte über ihre Späße und unzüchtigen Geberden und Reden; warum hätte er es nicht thun sollen, nachdem er ihnen bei den Opferschmäusen zutrank und eine ganz unwürdige Behandlung von ihnen sich gefallen ließ? Der hl. Chrysostomus hat in seiner Rede gegen die Heiden über diese Aufzüge die Stelle: „Hinter ihm (Julian) kam das kaiserliche Pferd

und die Leibtrabanten; Kuppler und leichtfertige Dirnen und ein Gemengsel der verworfensten Menschengattung begleiteten den Kaiser zahlreich unter schallendem Gelächter und frechen Geberden, wie es diesen Menschen eigen ist. Diese Gesellschaft ging dem Kaiser über Alles, sie führte er in Städte und Dörfer mit sich, sie galt ihm mehr, als Feldherren und hohe Staatsmänner."

Und wie sah er dabei aus, der „ernste", „keusche", „kaiserliche Julian", der Liebling der Götter? Die einfache Weise des Sokrates genügte ihm nicht mehr, Diogenes war sein Vorbild, cynisch sein Wesen und Aufzug, ungekämmt sein Haar, schmutzig der Bart, der Mantel in Fetzen.

In der ersten Zeit protestirte der heidnische Kaiser viel, daß es durchaus nicht seine Absicht sei, die Christen mit Gewalt zum Heidenthume zu zwingen, oder auch nur sie zu verfolgen. Aber daneben räumte er unverholen den Heiden den Vorzug ein, ja schon das heidnische Bekenntniß gab auf Aemter und Würden ebenso Anwartschaft, wie der Beruf eines Sophisten. An den Statthalter Artabius erging das Edict: „Mein Wille ist es nicht, die Götter sind mir Zeugen, daß man die Galiläer tödte, noch gegen alles Recht schlage, noch daß sie sonst in der einen oder anderen Weise Unrecht leiden; aber das ist doch ganz selbstverständlich und billig, daß die Frommen (d. i. die Heiden) den Vorzug haben, seien es einzelne Menschen oder ganze Städte; denn durch den Wahnsinn der Galiläer wäre fast der ganze Staat untergegangen, durch das Wohlwollen der Götter aber werden wir Alle gerettet. Daher ist es Pflicht, die Götter zu ehren, und auch Jene, welche sie anbeten . . ." Diesen Gedanken trug er bis in die Gerichtshöfe hinein, so daß selbst der Heide Ammian seine Parteilichkeit für die Heiden tadelt.

Uns gab er unsern ehrlichen Christennamen nicht; am geläufigsten war ihm der Name „Galiläer," den er sogar durch ein Gesetz allenthalben einzuführen befahl; zur Abwechselung nannte er uns auch „die Anbeter des Zimmermanns," „die Gottlosen," und sehr oft hatte er, als ob schon unser Name seinen Mund beflecken würde, nur die Bezeichnung: „Diese," „jene."

Man hat schon oft seine Toleranz gerühmt, und darauf hingewiesen, daß er nicht nur alle Bischöfe, die unter Constantius von ihren Sitzen vertrieben worden waren, zurückberufen, sondern sogar die hervorragendsten Männer der Kirche sowohl wie der verschiedenen häretischen Parteien an seinen Hof geladen und ihnen sogar die öffentlichen Posten zur Verfügung gestellt habe. Nicht Toleranz gab diesen Gedanken ein, sondern Arglist, wie Ammian öffentlich bekennt, daß Julian allgemeine Religionsfreiheit in der schlauen Berechnung verkündet habe, daß die Christen einander selbst

zerfleischen würden. Er kannte die Bosheit der Häretiker, ihren unvertilgbaren Haß gegen die Kirche, und rechnete darauf, daß diese, den allseitigen Angriffen preisgegeben, zu Grunde gerichtet und dadurch der Einführung seines Heidenthums Vorschub geleistet würde.

Vergebens wartete der Arglistige auf die katholischen Bischöfe, keiner, auch nicht ein einziger, fand sich bei Hofe ein; dagegen strömten die Häretiker aller Sorten fleißig herbei, sie leben ja auch nur von der Gunst der Staatsgewalt.

Bosheit in der Verführung ist ein Characterzug Julians. Wie arglistig er die Armee dem christlichen Glauben zu entfremden suchte, darüber berichtet der heilige Gregor folgende Scene: „Es erschien der Tag, wo der Kaiser an die Soldaten Geld vertheilte; sei nun dieser Tag ein Jahrestag gewesen, oder sei es, daß der Kaiser um seiner bösen Absicht willen einen eigenen dazu bestimmte, kurz, das ganze Heer mußte erscheinen, um sich beschenken zu lassen, jeder nach dem Grade seines Verdienstes oder Ranges. Man betrachte nun die Scene der elenden Denkungsart, das Schauspiel der Gottlosigkeit. Mit Menschenfreundlichkeit übertünchte er seine Grausamkeit, mit Geld köderte er den Unverstand und die Habsucht der Soldaten, welche Eigenschaften sie gewöhnlich durch ihr Leben begleiten.

Er selbst saß in allem Glanze da, er feierte ein glänzendes Fest gegen unsere Religion und war stolz im Bewußtsein seiner arglistigen Künste; er war Alles und schlüpfte in jede Gestalt hinein. Was um ihn vorging, wie verdiente es nicht die Trauerthränen aller Gutgesinnten, nicht nur Jener, die dort zugegen waren, sondern auch Aller, die von jenem Schauspiele nur durch Hörensagen vernahmen!

Gold lag da und Weihrauch, nahe standen die Herolde. Das Aeußere des Verfahrens hatte viel für sich, denn diese Art und Weise der kaiserlichen Schenkung war eine ältere und somit in höhern Ehren stehende. Nun was weiter? Man mußte Weihrauch in das Feuer streuen und dann den Sold des Verderbens aus den Händen des Kaisers empfangen. So wenig war Dies im Vergleich einer so wichtigen Sache! Es betraf den Verlust der Seelen, es betraf die Gottlosigkeit! Pfui des schändlichen Verfahrens! Pfui des Gewinnstes! Das ganze Heer war durch einen einzigen argen Trug verkäuflich. Männer, welche die ganze Erde unterjochten, fielen durch ein wenig Feuer und Gold und Dampf. Die wenigsten erkannten ihr eigenes Hinopfern; dieses war von Allem das Härteste; sie traten herzu, um zu gewinnen, und verloren dabei sich selbst; sie küßten die Hand des Kaisers und wußten nicht, daß sie ihren Mörder küßten. Jenen aber, die ihren Fehler einsahen, half es nichts, da sie ein für allemal im Frevel befangen waren und

man ihre erste Thorheit für ein unumstößliches Gesetz ansah. Keine Myriaden von Persern, keine Bogenschützen, keine Schleuderer, keine in Eisen gerüstete und durchaus unverwundbare Armee, keine Kriegsmaschine hätte das zu Stande gebracht, was eine einzige Hand, ein einziger Zeitmoment und ein ruchloser, schändlicher Plan durchsetzte."

„Ich will eine Geschichte anschließen, die noch mehr zur Traurigkeit stimmt, als das soeben Erzählte. Man sagt, daß Einige von Denen, die sich aus Unwissenheit fangen ließen, nachdem ihnen dies widerfahren und sie nach Hause gekommen waren, sich mit ihren Kameraden zu Tische gesetzt haben; als sie nun im Verlaufe des Speisens dahin gekommen waren, wo sie gewöhnlich kaltes Wasser tranken, und ob ihnen gar nichts Böses begegnet wäre, den Becher mit zum Himmel gerichteten Augen unter Anrufung des Namens Christi mit dem Kreuze bezeichneten, da staunte einer der Kameraden und rief: „Was ist denn das? Ihr rufet Christum an, nachdem ihr ihn abgeschworen?" — „Wie, abgeschworen?" riefen die andern halbtodt; „was ist denn das für ein neues Gerede?" — Als Jener aber erwiderte: „Ihr habt ja Weihrauch geopfert, und das beweist eben, daß ihr abgeschworen," da sprangen sie vom Gelage auf wie Wahnsinnige und Tolle, und von Zorn und Wuth entbrannt liefen sie auf den Markt und riefen und schrieen: „Wir sind mit ganzer Seele Christen, Christen sind wir; das vernehme Jedermann, und vor Allem Gott, für den wir leben und sterben werden. Wir haben dich nicht verläugnet, Heiland, Christus, wir haben deinem zur Seligkeit führenden Glaubensbekenntniß nicht abgeschworen. Wenn auch die Hand gefrevelt, so folgte die Gesinnung nicht; der Kaiser hat uns mit List umgarnt, vom Golde wurden wir nicht verwundet, wir ziehen die Gottlosigkeit aus und reinigen uns durch Blut."

„Sie liefen hierauf zum Kaiser, warfen das Gold mit Kühnheit hin und riefen: „Wir haben vom Kaiser kein Geschenk erhalten, sondern man hat uns zum Tode verurtheilt; man hat uns nicht berufen, um uns auszuzeichnen, nein, man hat uns zur Schmach verdammt. Erweise deinen Kriegern folgende Ehre: Opfere sie hin Christus zu Ehren, dem wir allein unterthan sind; erstatte Feuer für Feuer! Für jene Asche mache uns zu Asche! Haue uns ab die Hände, die wir zu unserem Verderben hingestreckt! Haue uns ab die Füße, mit denen wir zu unserem Verderben gelaufen! Andere magst du mit deinem Golde auszeichnen, die es nicht bereuen, es angenommen zu haben; uns genügt Christus, er ist uns Alles."

So sprachen Diese und forderten zugleich die Andern auf, die Täuschung einzusehen, aufzuwachen aus ihrer Trunkenheit, und mit ihrem Blute den Glauben an Christum zu besiegeln."

Julian darüber erbittert, ließ sie zwar nicht geradezu tödten, um nicht Märtyrer aus ihnen zu machen, was sie, in soweit es von ihnen abhing, wohl waren; aber in die Verbannung schickte er sie und nahm so Rache an ihnen. Er erwies ihnen aber damit die größte Wohlthat, weil sie seinem schmachvollen Benehmen und seinen arglistigen Kämpfen entkamen.

Der Zorn Julians über die Soldaten brauste anfangs so heftig auf, daß er sie alle hinrichten lassen wollte. Aber ganz Constantinopel erhob sich, strömte auf den Richtplatz und rief den Schlachtopfern Muth zu. Der älteste der Soldaten sprach die Ehre an, der erste Martyrer zu werden; schon waren alle entkleidet und die Henker bereit, als die Ordre anlangte, Einhalt zu thun. Ohne Zweifel hat den Kaiser die Erwägung bestimmt, daß er es noch nicht wagen dürfe, die Armee zum Aeußersten zu bringen. Daß Milde oder Gerechtigkeit dem Schwerte des Henkers Einhalt geboten, ist nicht anzunehmen, da schon die ersten Monate der Julianischen Regierung zeigten, wie der „Freund der Götter und Menschen“ vor dem Blute nicht zurückschreckte; wir brauchen nur an die zahlreichen Hinrichtungen von Beamten des Kaisers Constantius, an die Mißhandlungen der Hofbediensteten zu erinnern. Mochten Manche des Todes sich schuldig gemacht haben, so bestand doch ihr Hauptverbrechen in ihrem christlichen Bekenntnisse.

Das Beispiel des Kaisers wirkte verhängnißvoll auf den heidnischen Theil der Bevölkerung; nicht nur, daß Tempel, welche in christliche Kirchen umgewandelt und Grundstücke, welche zur Bestreitung der Cultbedürfnisse an die Gemeinden gegeben worden waren, zurückverlangt und allerhand Klagen angebracht wurden, auch Zusammenrottungen und Pöbelaufstände kamen vor, so in Arethusa, wo der Bischof Markus die Zerstörung eines heidnischen Tempels bei Constantius durchgesetzt hatte; als nun in Folge eines Julianischen Gesetzes von der Rückerstattung des Tempels von ihm der Wiederaufbau auf seine Kosten gefordert wurde, und er dessen sich weigerte, stand der heidnische Pöbel auf. Alle hielten es für einen Dienst gegen die Götter, dem Manne recht viel Böses zuzufügen, über den altersschwachen Körper Herr zu werden, der allein gegen die Volksmenge einer ganzen Stadt zu ringen hatte; man schleppte ihn durch die Gassen, man schleifte ihn durch die Kloaken, man zog ihn an den Haaren; Jünglinge warfen sich den Leib gegenseitig durch die Luft zu, fingen ihn mit Messern auf und machten aus dieser Tragödie eine Posse; mit Stricken wurde er an den Schenkeln bis auf das Gebein hinein aufgerieben, mit leinenen Schnüren rissen sie ihm die Ohren ab; man übergoß ihn mit Honig und Brei; Wespen und Bienen stachen ihn am Mittag, wo die Sonne ihre brennendsten Strahlen aussendet; dazu hatten sie ihn

noch an festen Stricken in einem Korbe in die Höhe gezogen. Markus sprach hierbei jene denkwürdigen Worte: „Dieses Symbol gefalle ihm recht gut, er sehe nämlich sich selbst erhoben, jene aber tief unter ihm und niedrig im Staube sich wälzen.“

Er gab nicht nach. Da bot man ihm Leben und Freiheit an, wenn er eine Summe bezahle, welche dem Werthe des zerstörten Tempels gleich komme; auf jedes Nein wurde die Summe ermäßigt und zuletzt eine so kleine Forderung gestellt, daß alle Christen der Stadt sich erboten, sie für ihren Bischof zu zahlen. Markus aber verbot es ihnen, da durch die Gesetze der Kirche nicht erlaubt sei, auch nur durch den geringsten Beitrag den heidnischen Götzendienst zu unterstützen. Unterdessen war der Abend gekommen und die Henker in ihrer Arbeit ermüdet; sie standen von ihrem Opfer ab, und die herrliche Haltung des Bischofs hatte nicht nur die Christen befestigt, sondern auch manchem Heiden die Bekehrung gebracht.

Dieser Bischof Markus war der Wohlthäter Julians, denn er hatte ihn und seinen Bruder Gallus, als Constantius seine Verwandten hinrichten ließ, in sein Haus aufgenommen.

In andern Städten kamen ähnliche Dinge vor; da warfen Juden Feuer in die Kirchen, dort that es die Stadtobrigkeit selbst, in Emesa wurde eine Statue des Bachus auf den Altar gestellt, dieser selbst erbrochen und das Gebein des darin ruhenden heiligen Martyrers in den Wind gestreut; am grellsten und grausigsten aber überragt alle diese Frevelthaten, was in Heliopolis geschah. Hier, am Fuße des Libanon, stand einst ein Tempel der Venus, war die Einwohnerschaft durch den Tempeldienst in solch moralischer Fäulniß, daß Constantin, noch bevor er ein allgemeines Verbot gegen den heidnischen Cult erließ, einzig, um dem allgemeinen Aergernisse Einhalt zu thun, den Tempel verschloß. Kaum war die Kunde nach Heliopolis gedrungen, daß man nun wieder einen heidnischen Kaiser habe, so stand die ganze Einwohnerschaft in Flammen. „Die Kirche ward erbrochen, der Diakon Cyrill und die gottgeweihten Jungfrauen, berichtet der heilige Gregor, die kaum das Auge eines Mannes sah, führten sie mitten unter das Volk, rissen ihnen die Kleider herunter, um sie zuerst durch den Anblick zu entehren; und dann erst zerrissen und zerfleischten sie dieselben; Einige aus der Menge verspeisten in schändlicher Weise das Fleisch und fielen, wie es von der Ruchlosigkeit dieser Leute zu erwarten war, mit Heißhunger über das Herz her und aßen erst dann ihre gewöhnliche Speise; Andere mengten unter die noch rauchenden Eingeweide Schweinefutter und ließen die wildesten Schweine darauf los; so konnte man sehen, wie Menschenfleisch mit Gerste vermengt und verzehrt wurde, eine Mischung von Speisen, wie man sie noch nie gesehen, nie gehört hat.“ Aber die Strafe Gottes ließ nicht auf

sich warten; eine Blutvergiftung trat ein, die den Frevlern nach und nach das Augenlicht, die Zähne, den Gebrauch aller Sinne nahm, daß sie als Zeugen ihres Verbrechens und der Strafe umherwandelten.

Von solchen Greueln haben wir selbst in der Zeit der alten Verfolgungen nichts gehört; und Julian, wenn ihm der Bericht darüber zukam, hatte gewöhnlich nur die Gegenrede: „Was liegt daran, wenn zehn Heiden einen Galiläer tödten?“ Einmal erwiderte er auf die Vorstellungen gerechter Männer: „Diese Christen müssen sich ja freuen, denn befiehlt ihnen ihr Evangelium nicht, die Leiden zu tragen, welche Gott ihnen schickt?“

Die Christen freuten sich nicht, aber auch nicht die Bessern unter den Heiden; bald mußte Julian die Erfahrung machen, daß ihre Sympathie ihm nicht entgegen kam. Die Kirche nahm mit ruhigem Starkmuthe die Verfolgung auf; mit Schmerz zwar über die Seelen, aber mit dem Bewußtsein, daß die Reinigung des Kirchenleibes von den faulen Gliedern ein Werk des göttlichen Erbarmens, trauerte sie über den Abfall Vieler, aber sie hatte auch den Trost, daß der Eifer sich entflammte, daß Schwankende fester wurden, daß kühne Seelen nach der Palme des Marterthums griffen, so Aemilian, ein junger Soldat in Thrazien, so drei Männer zu Mere in Phrygien, Macedonius, Theodul und Tatian, welche die Götterstatuen zerbrachen; so Maris, der greise Bischof von Chalcedon. Die Gnade hatte durch die Last der Jahre, durch Erblindung und andere Leibesgebrechen diesem Manne, der einst im Glauben sich schwach erwiesen, die heilige Energie gegeben, durch furchtloses Bekenntniß seine Sünden zu sühnen. Als Julian einst in Constantinopel der Fortuna opferte, ließ Maris vor ihn sich führen und rief ihm zu, daß er durch seinen Abfall sich und sein Geschlecht entehre. Spöttisch erwiderte der Kaiser, zuerst möge der Galiläer den Bischof von seiner Blindheit heilen. Aber Maris erwiderte: „Ich danke Gott, daß er mir durch Beraubung des Augenlichtes das Glück gewährte, einen Kaiser nicht ansehen zu müssen, der so sehr aller Gottesfurcht ledig ist.“

Der greise Vater des hl. Gregor von Nazianz, der fast 100 Jahre alt wurde, schlief in Buße und um die Barmherzigkeit Gottes auf die bedrängte Christenheit herabzurufen, fast ein ganzes Jahr lang auf der bloßen Erde. Was andere Männer und Frauen vor Gott gethan und gelitten haben, ist nicht für dieses zeitliche Leben, sondern für den Himmel im Buche des Lebens aufgeschrieben.

Noch kein Jahr hatte Julian das kaiserliche Diadem getragen, und er war zur Sorte eines ganz gewöhnlichen Verfolgers hinabgesunken, der verblendete Mann. In seiner Arglist verstand

er es, solche Maßregeln zu treffen, daß der Christ mit jedem Augenblicke in die Verlegenheit kam, entweder auf den Glauben, oder auf jeden Lebensgenuß zu verzichten.

Er erklärte jeden Christen für unfähig, ein öffentliches Amt zu bekleiden und motivirte das Edict mit dem Satze: „Das Staatsinteresse fordert, daß, wer eines Verbrechens schuldig ist, mit dem Tode bestraft werde. Folglich kann ich Denen das Schwert nicht anvertrauen, welchen ihr Gesetz verbietet, davon Gebrauch zu machen." Durch den Ausschluß der Christen von allen Beamtungen erreichte Julian zweierlei; er erniedrigte und beraubte uns alles Einflusses auf das Staatsleben und gab zahlreiche Familien plötzlichem Elende preis.

Aber bis in das Privatleben aller Christen hinein ging die Verfolgung. So ließ er aller Orten, besonders an den Straßenecken der großen Städte seine Statue aufstellen, daneben die irgend eines Gottes, besonders der Venus oder des Serapis. Wer die Statue des Kaisers grüßte, schien auch vor dem Götzenbilde seine Verehruug zu bezeugen, und ein Christ konnte demnach kaum einen Spaziergang machen, ohne entweder der Majestätsbeleidigung oder dem Götzendienste zu verfallen. Nicht selten ließ der Kaiser sich selbst mit den Insignien des Mars oder des Apollo abbilden, dann war die Gefahr noch näher gelegt. Der hl. Gregor brandmarkt ihn daher mit den energischen Worten: „Das ist schlecht und ehrlos von Julian, daß er, da er uns durchaus nicht zum Abfall bereden konnte, mit Gewalt aber uns zu Heiden zu machen, doch Anstand nahm, mit einer Löwenhaut die Fuchshaut umhüllte und so in humaner Weise gegen uns Gewalt brauchte." In Antiochien stellte er bei der Hauptfontaine der Wasserleitung einen Altar auf und weihte das Wasser der ganzen Stadt allen Göttern des Olymp. Mit diesem Wasser ließ er die Straßen besprengen, ja Alles, was auf den Markt kam, Brod, Obst, Gemüse, Fleisch, und in seiner Bosheit meinte der Arge, daß die Christen nun nichts mehr genießen könnten, ohne sich mit dem Heidenthume zu beflecken. Allein die Christen erinnerten sich an das Wort des hl. Paulus, daß wir genießen sollten, was uns vorgesetzt wird, und die Arglist des Boshaften wurde zu Schanden.

Seine perfideste Verfolgung war das Verbot der christlichen Schulen. In den ersten Tagen des Mai 362 erließ er zwei Edicte, in welchen er die Staatsanstellung für alle Professoren befahl und Jeden von der Lehrthätigkeit ausschloß, der die Staatsanstellung nicht nachzuweisen vermochte. Die Magistrate der größeren Städte sollten unter Vorbehalt der kaiserlichen Genehmigung die Professoren anstellen. Dabei blieb er nicht stehen; er verbot den Christen, Schule zu halten. „Es ist ungeziemend, sagte er in

seinem Edicte, daß die Erklärer des Homer, Hesiod, Herodot die Götter verachten, welche jene Männer verehrten. Nicht aber deßhalb, weil ich dies für ungeziemend halte, behaupte ich, daß sie den Jünglingen zulieb ihre Ansicht abändern sollen; ich lasse ihnen vielmehr die Wahl, entweder Das nicht zu lehren, was sie selbst nicht für etwas Gutes halten, oder, wenn sie doch lieber Lehrer sein wollen, daß sie vor Allem durch die That lehren und den Schülern zeigen, daß weder Homer, noch Hesiod, noch sonst einer von den Schriftstellern, welche sie erklären, und die sie der Gottlosigkeit und des Unverstandes und des Irrthums in Betreff der Götter zeihen, dieser Frevelthat sich schuldig machten." Das heißt mit andern Worten, dem Christen ist die Lehrkanzel versagt, er muß Heide werden, wenn er Lehrer sein will. Für ungeziemend, sagt er, halte er, daß die Christen Das lehren, was sie selbst mißbilligen, sie sollen nur in die Kirche der Galiläer gehen, um da den Markus und Lukas zu erklären; „denn diesen gehorchend gebt ihr die Vorschrift, sich vom Opferfleische zu enthalten." „Für alle Professoren und Lehrer gelte dieses Gesetz!" Für die Schüler aber macht Julian die boshafte Bemerkung, daß sie nicht gehindert werden sollen, in die heidnischen Schulen überzugehen, obgleich es billig wäre, sie sammt ihren Lehrern, weil sie Geisteskranke seien, mit Gewalt zu heilen.

Dieses Gesetz beabsichtigte: für die Jugend entweder Verführung zum Heidenthum oder Verzicht auf die gesellschaftliche Bildung, mithin Erniedrigung; für die Kirche Verzicht auf die wissenschaftliche Vertheidigung des Glaubens, Verächtlichkeit ihrer Lehrer in den Augen der gebildeten Heiden. Sogar der Heide Ammian tadelte dieses Edict als ein hartes, das mit ewigem Schweigen bedeckt werden sollte; die Kirchenväter griffen es mit Entrüstung an. Wohl wurden die christlichen Schulen geschlossen, verstummt der Mund der berühmtesten Lehrer; aber nun fing der hl. Gregor von Nazianz an, die Eleganz seiner Sprache für die Poesie zu verwerthen, Andere folgten nach, die christliche Literatur bemächtigte sich der Stoffe des classischen Alterthums, und für unsere Jugend ging die Bildung nicht verloren.

Ein Mißgriff folgte dem andern. In den ersten Tagen des Juni 362 ging Julian aus Constantinopel, um einen Feldzug gegen die Perser zu unternehmen. Langsam marschirte er auf Antiochien, jeder Göttertempel hielt ihn auf, jede Stadt, wo ein berühmter Redner ihn willkommen hieß; in Antiochien blieb er liegen; von dem Feldherrn, als den er in Gallien sich gezeigt, war kein Schatten mehr da; mit Schriftstellerei, mit den Albernheiten seines Göttercultus, mit Chikanen der Christen und Aufhetzung der Heiden und Juden gegen sie, brachte er seine Zeit in Antiochien

zu. Auch an blutigen Martern ließ er es nicht fehlen. Aber immer war er der Ueberwundene. In Nazianz stand wider ihn der hl. Gregor, in Cäsarea ließ der hl. Basilius seine gewaltige Stimme ertönen; in Aegypten wachte und arbeitete der große hl. Athanasius. Unsäglich war das Wüthen des Pöbels in den Städten und auf dem Lande, in Aegypten, in Bostra, Odessa, in Palästina. Aber die Christenheit glaubte dem Worte des hl. Athanasius: „Laßt euch nicht irre machen, dieser Aprilsturm kommt nur aus einer kleinen Wolke, die vorübergeht; wartet ein wenig, und er wird zu Ende sein!"

Man hörte von Erdbeben an verschiedenen Orten; Nikomedien, das kaum erst im Wiederaufbau begriffen war, nachdem ebenfalls ein Erdbeben es zerstört hatte, sank wieder in Trümmer, bei Alexandrien trat der Nil aus, um Antiochien dauerte die Dürre fort, die Hungersnoth wurde immer größer; aus den westlichen Provinzen kamen beunruhigende Nachrichten; die christlichen Bevölkerungen nahmen eine drohende Haltung an, da und dort waren Hinrichtungen um der Religion willen vorgenommen worden.

Julian konnte in Antiochien keinen Schritt machen, ohne Schmach und Spott ins Angesicht zu erfahren. Aufgerichteten Hauptes traten die Christen ihm entgegen, überzeugt, daß Christus sich aufgemacht und die Stunde der Erlösung, die Stunde des Hinfalls seines und ihres Verfolgers genaht sei. Da war z. B. eine alte Frau, Publia, die Vorsteherin einer Communität von Diakonissinen; so oft Julian an ihrem Hause vorüberging, ließ sie ihren ganzen Chor den Psalmvers anstimmen: „Die Götzen der Heiden sind nur Gold und Silber; sie haben Ohren und hören nicht, Augen, und sehen nicht, Füße, und wandeln nicht." Die Dichtungen des hl. Gregor von Nazianz, des Professors Apollinaris gingen von Mund zu Mund, sie wurden in den Häusern, auf den Straßen, vor dem kaiserlichen Palaste gesungen; sogar die Leichenzüge wurden zu Demonstrationen gegen die Verfolger benützt, so daß er durch ein Edict verbot, bei Tage eine Leiche zu begraben, denn der Schmerz müsse das Geheimniß lieben, die Aufzüge passen dazu nicht, sagte der Schönredner.

Wer dagegen war ihm zugefallen? wer außer dem Troß von Characterlosen, wie er zu allen Zeiten und unter allen Verhältnissen sich findet und das Lied Dessen singt, dessen Brod er ist? Was zählen die Beamten, die unter Constantin katholisch, unter Constantius arianisch, unter Julian jetzt Heiden waren? Was zählen die Geschäftsleute, die aus dem Heidenthum Gewinn zogen? Wer sonst ist von den Millionen von Christen abgefallen?

Julian hatte Stunden, wo ihn eckelte beim Anblicke seiner Umgebung. Aber er träumte, das abgestorbene Heidenthum regeneriren,

ihm Ideen einpfropfen zu können, die nicht seinem Boden entwachsen, die unser christliches Eigenthum sind.

„Wenn ich so, schreibt er, die große Gleichgiltigkeit gegen die Götter sehe, wenn ich sehe, wie die Ehrfurcht vor den Ueberirdischen der unreinen Genußsucht weichen muß, so klage ich wohl bei mir selbst über solches Unheil. Jene aber, die an die Schule der Gottlosigkeit sich halten — so nennt er die Kirche — zeigen einen solchen Eifer, daß sie es vorziehen, für ihre Religion zu sterben, lieber alle Noth, allen Hunger zu erdulden, als das Fleisch von Schweinen, von erstickten oder gefallenen Thieren zu essen. Wir aber benehmen uns in Betreff der Götter so sorglos, daß wir sogar die von den Vätern herab ererbten Gesetze und Gebräuche nicht kennen, und überhaupt nicht wissen, was jemals vorgeschrieben worden."

Was wollte er nun? Der hl. Gregor sagt es: „Er ließ Schulen in jeder Stadt errichten, führte die verschiedenen Sitze (Rangstufen wie in unserer Hierarchie) in denselben ein, ließ heidnische Lehrbücher, in denen Sittenlehren enthalten waren, vorlesen und erklären; auch solche wurden vorgelesen, aus denen dunkle und schwierige Dogmen zu schöpfen waren, auch festbestimmte Wechselgebete wurden eingeführt und für die Fehlenden verhältnißmäßige Strafen festgesetzt. Auch kamen die kleinen und höheren Weihen vor und Anderes, was wir in unseren Instituten vorgeschrieben besitzen. Er ließ ferner Herbergen für Fremde, Klöster für Jungfrauen, Bethäuser und Spitäler errichten; menschenfreundliches Behandeln der Dürftigen, welches ganz besonders darin besteht, daß man durch Briefe dieselben von einem Volke zum andern geleitet, wurde einführt. Was er bei uns bewunderte, wurde von ihm unter den Heiden aufgenommen."

An den Oberpriester von Galatien, Arsacius, schrieb Julian selbst über diese Dinge: „Die Religion der Heiden nimmt noch nicht den Aufschwung, den ich selbst wünsche; die Heiden aber sind selbst Schuld. Werden wir nicht vielmehr unsere Augen hinwenden auf Das, wodurch die gottlose Religion der Galiläer heranwuchs, nämlich ihre freundliche Aufnahme der Reisenden, ihre Sorge für das Begraben der Todten und ihre freilich nur geheuchelte Heiligkeit und Reinheit des Lebens? Ich glaube, daß unserseits nothwendig ist, jede dieser genannten Tugenden anzunehmen und zu pflegen. Doch genügt es nicht, daß du allein so gesinnt bist; alle deine Priester, alle ohne Ausnahme sollen so sein; durch Drohung und Ueberredung suche es dahin zu bringen, daß sie sich ehrbar benehmen; setze sie ab von ihrem priesterlichen Amte, wenn sie nicht mit ihren Weibern, Kindern und Sclaven sich eifrig dem Dienste der Götter widmen oder gar zugeben, daß die Diener, Söhne und

Weiber der Galiläer gegen die Götter freveln und Gottlosigkeit der Frömmigkeit vorziehen."

„Gestatte ferner nicht, daß ein Priester das Schauspiel besuche, noch eine Schenke betrete, noch ein entehrendes und herabsetzendes Geschäft und Handwerk betreibe; die Gehorsamen zeichne aus, die Ungehorsamen entferne. Errichte in einzelnen Städten Herbergen, damit die Reisenden von uns mit aller Liebe bewirthet werden, seien sie nun von unserer Religion oder von einem andern Glauben, die unserer Hilfe bedürfen. Für die Mittel, von denen Alles bestritten werden soll, ist meinerseits schon gesorgt. Denn es ist schmählich, wenn von den Juden Niemand betteln geht, die gottlosen Galiläer aber nicht blos die Ihrigen, sondern auch die Unsrigen ernähren, so daß es den Anschein hat, als ob wir den Unsrigen keine Hilfe und Unterstützung zukommen ließen."

Reform also der heidnischen Sitten, Einführung der christlichen Charitas, Predigt und Chorgebet, ja klösterliche Zucht: das war es, was Julian wahnsinnig auf das Heidenthum propfen wollte. Was er dafür geerntet, war Spott und das erdrückende Bewußtsein, daß Alles, gar Alles vergebens sei; er suchte im Heidenthum Erhebung und er fand nur Erniedrigung.

Aber sein Haß gegen Christus, der grenzenlose, der wie ein schreckliches Gift den ganzen Menschen durchfressen hatte, fiel nun, da das Heidenthum nicht rasch genug mit unserm Glauben aufräumte, auf eine neue Bundesgenossenschaft, der Infame rief die Juden zu Hilfe. Ihr Haß glich seinem Hasse, mit ihnen im Bunde wollte er der Welt den handgreiflichen Beweis liefern, daß er über unseren Christus triumphire.

Seit den Tagen des großen Constantin strahlte über Jerusalem das heilige Kreuz. Daß ihre Stadt durch die Römer in Trümmer gebrochen, hatten die Juden mit verbissenem Schmerze getragen, daß der Gekreuzigte im neuen Jerusalem herrlich eingezogen, das erweckte einen Ingrimm in den Nachkommen der Kreuziger, der zu Allem fähig war. Das Gehirn Julians glühte bei dem Gedanken: Ist der Tempel wieder hergestellt, so ist die Voraussage Christi unwahr, dann können die Vertheidiger des Christenthums nicht mehr auf die Ruinen des Tempels weisen. Seine Phantasie arbeitete den Plan des neuen Tempels aus; bis in die kleinsten Details hinein sollte er das Gegenstück zu der heiligen Grabeskirche werden, die Constantin gebaut, und ist er fertig, dann wird das Holz des Kreuzes das alte verachtete Holz der Schmach wieder werden. So jubelte Julian; er setzte sich mit der Synagoge von Tiberias in Verbindung und eröffnete den Juden einen unbeschränkten Credit, hieß sie mit Eifer an's Werk gehen und bestimmte die tüchtigsten Beamten für die Ausführung des Werkes.

Durch das ganze weite Reich kam die Judenschaft, die ihre enge Verbindung nie ganz gelöst hatte, in unbeschreibliche Aufregung; von Stadt zu Stadt flog die unerwartete Kunde, Jeder brachte freudig sein Bestes zum Opfer, die Frauen ihren Schmuck, Familien ihr Silbergeschirr; Spaten, Schaufeln und anderes Werkzeug wurde aus Silber gefertigt, denn nichts sollte zu kostbar sein, das zum Wiederaufbau des Heiligthums verwendet werden könnte. Bald füllte sich Jerusalem mit stolzen Juden, welche die Christen verhöhnten und lästerten und sagten: „Wir werden euch mißhandeln, wie uns die Römer mißhandelt haben."

Die Gläubigen fingen an, zu fürchten und bange zu sein. Aber ihr Bischof, der heilige Cyrill, sprach ruhig zu ihnen: „Sie werden keinen Stein auf den andern bringen."

Die Arbeiten begannen mit Aushebung der Fundamente des alten Tempels; was von diesen noch übrig war, wurde zerstört; es gelang; als man aber an die Legung der neuen Fundamente ging, begannen unerwartete Schwierigkeiten. Die Witterung wurde sehr rauh, die gefrorene Erde der Grabenwände stürzte mit jedem Spatenstiche in die Tiefe, heftige Windstöße jagten den aufgehäuften Kalk auseinander; bei Nacht wurden Erdstöße verspürt.

Aber der Eifer der Arbeiter erlahmte nicht; immer tiefer in die Erde drang der Spaten. Da plötzlich drangen Feuerkugeln aus dem Boden und hüllten die Arbeiter in Flammen und Rauch ein. Wer fliehen konnte, floh, die Erschreckten suchten eine Zuflucht in einer nahen Kirche, aber die Thüren waren verschlossen und sie vermochten nicht, dieselben zu öffnen.

Nachdem sie sich wieder gesammelt hatten, stiegen sie nieder, die Leichen ihrer Kameraden und ihr Handwerkszeug herauszuholen. Aber wieder brach das Feuer aus der Erde und zerstreute sie. Die ganze Stadt strömte zusammen, unter Aller Augen zerstörte das Feuer die Arbeit, die Christen fielen auf die Kniee, die Juden brachen in Rufe des Schreckens und der Verzweiflung aus. So ging es mehrere Tage lang fort; am Himmel bildeten feurige Kugeln ein Kreuz, auf Erden züngelte das Feuer an Jeden heran, der den Ruinen nahe kam. Das Unternehmen mußte aufgegeben werden; jetzt war die Weissagung unseres Heilandes vollständig, im buchstäblichsten Sinne erfüllt; vom alten Tempel war auch nicht ein einziger Stein mehr auf dem andern.

Die Wirklichkeit der Thatsache ist nicht in Zweifel zu ziehen; die heidnischen Schriftsteller bestätigen sie ebenso gut, wie die christlichen, und man darf sagen, daß wenige Thatsachen der Geschichte so sicher bezeugt sind, wie diese. Wie sie erklärt werden kann, darauf kommt es nicht an; wir wissen, daß Christus gesprochen hat, und daß eher Himmel und Erde, als seine Worte vergehen werden.

Aber welchen Eindruck mußte das Wunder auf Julian, welchen auf die Christen machen!

Die Lage des Verfolgers war ohnedieß schon eine sehr mißliche. Antiochien litt gräßlich unter der Hungersnoth, und alle Maaßregeln, die gegen die Theuerung ergriffen wurden, erwiesen sich wirkungslos. Heiden, Christen, die Reichen, die Armen, Senatoren, Kaufleute, Handwerker, in Aller Munde verband sich mit seinem Namen ein Fluch. Sein wirrer Bart, seine kleine Statur, die Unreinlichkeit seines Anzuges, die Lächerlichkeit seiner Andacht . . . Alles wurde zum Gegenstande des Spottes. „Ah, der Bär!“ sagte Einer beim Anblicke des Kaisers. „Nein, erwiderte ein Anderer, der Affe mit der hohen Schulter und den kleinen Beinen.“ — „Was er für große Schritte macht; meint er einen Fuß zu haben wie die Titanen Otus und Ephialtes. Wohin eilt er?“ „Das Opfer zu bereiten;“ „nein, er will als Metzger das Thier schlachten.“ „Kein Wunder, daß das Fleisch so theuer ist, wenn die Thiere in Hekatomben geschlachtet werden!“

Solche und ähnliche Reden mußte der Kaiser mit anhören. Bleich, mit zitternden Lippen flüchtete er sich zu den Füßen seiner Götter, und von da in sein einsames Gemach, wo er Reden verfaßte.

Und jetzt noch vor aller Welt die Demüthigung, daß er gegen das Wort Christi keinen Stein des Tempels auf den andern brachte!

Er gestand sich, daß er verloren war, wenn nicht eine glänzende That seine Macht und Herrlichkeit bekundete. Jetzt nahm er den Gedanken des Perserkrieges mit Hast auf, der Frühling war da; die Vorbereitung getroffen. Die Perser wünschten keinen Krieg; sie schickten Friedensvorschläge; Julian las das Schreiben nicht zu Ende; er zerriß es; er brauchte, er wollte einen großen Schlag. Dann wehe der christlichen Kirche.

Unheimliche Dinge wurden unter der christlichen Bevölkerung umgetragen. Man sprach von einem kaiserlichen Edicte, das schon vorbereitet sei und nach dem Feldzug in Vollzug gesetzt werden und nichts weniger enthalten sollte, als: Verbot aller Handelsthätigkeit der Christen, Verbot vor einem Gerichtshofe sich zu vertreten, Verbot auf dem Markte einzukaufen, Schließung aller Kirchen, Zerstörung aller Bilder Christi, Aufstellung der Venus allerorten . . . in Jerusalem solle mit den zum Tempelbau hergerichteten Steinen ein Amphitheater gebaut und daselbst in Gegenwart des Kaisers alle Bischöfe, Mönche und Gläubigen der Umgegend den wilden Thieren vorgeworfen werden . . .

„Wir waren, sagt der heilige Gregor von Nazianz, ein Opfer,

den Dämonen geweiht, und das königliche Priesterthum war aufgespart zum Siegespreise."

Im Kreise der Familien, an den Stufen der Altäre, in den Einöden der Gebirge und Wüsten ward gebetet, Tag und Nacht, ward gefastet und Buße gethan, wurde das heilige Meßopfer dargebracht, an den Gräbern der heiligen Martyrer, ihre mächtige Fürbitte angefleht . . . die Christenheit und der Verfolger schritten zum Kampfe auf Leben und Tod; bange war es manchem Herzen, in Trostlosigkeit war manche Seele getaucht, aber wir, die später Geborenen, wissen, wer als Sieger aus dem Kampfe hervorgegangen, nicht Julian, sondern die Christenheit.

Am 5. Mai 363 trat Julian den Ausmarsch an; in diesem Augenblicke war der Feldzug bereits verloren, so viele politische und strategische Fehler bezeichneten seinen Anfang; nicht von einem Feldherrn schien er angelegt, sondern von einem Phantasten. Den Sarazenischen Nomadenvölkern in den südlichen Steppen Mesopotamiens wurden die hergebrachten Hilfsgelder verweigert, dem Könige von Armenien, der durch Constantin und Constantius an ehrenvolle Behandlung gewöhnt war, in herrischen Ausdrücken die Bereithaltung seines Contingentes befohlen; weiterhin wurde der ungünstigste Weg gewählt, der dazu noch die Theilung der nur 60,000 Mann betragenden Armee nöthig machte.

Nicht ohne Glück wurde Ktesiphon erreicht; aber da stand nun die Armee 100 Meilen von der Reichsgrenze entfernt, ohne Verbindungslinie mit dieser, ohne festen Platz zur Deckung eines Rückzuges. Ktesiphon war zu umfassend zu einer Einschließung, zu fest zur raschen Eroberung, überdies befand sich Sapor gar nicht in der Stadt, und Julian erfuhr, daß er große Massen sammle und mußte besorgen, von ihm im Rücken angefallen zu werden; die Perser schlugen sich nicht und ließen ihm höhnend sagen, wenn er durchaus sich schlagen wolle, möge er ihren König aufsuchen.

Ein angeblicher Ueberläufer der Perser bot sich an, die Armee auf die Wege des Königs zu führen; Julian glaubte und ließ sich bereden, seine Flotte zu verbrennen; als das Feuer auflohete, war der Rathgeber verschwunden.

Ohne die Schiffe war weder eine Belagerung Ktesiphons, noch ein Rückzug möglich. Also voran! Doch wohin? Die ganze Umgegend war von Julian selbst verwüstet worden, die Ortschaften waren verlassen, die Feldfrüchte verbrannt, die Niederungen überschwemmt; der Fuß des Soldaten sank ein in dem schlammigen Boden, Milliarden von Insecten stiegen aus diesem auf, und Menschen und Thiere wurden von ihnen gepeinigt. Die ganze Armee hatte nur den einen, wilden, verzweifelten Ruf: Rückzug! Nutzlos waren die Gegenvorstellungen Julians, laut scholl die Klage

gegen ihn, laut der Fluch. Er frug seine Orakel, sie blieben stumm oder wiesen auf Unglück. Selbst der heidnische Soldat fing an, an die Rache Gottes zu glauben, den Julian abgeschworen; der christliche Soldat betete die göttliche Gerechtigkeit an.

Julian gab nach, und am 16. Juni ward der Rückmarsch angetreten.

In qualvollen Aengsten befand er sich; die erste Nacht war finster, ohne Sterne; auf den Bergen, glaubte man, zogen lange Massen dahin; im Lichte der aufgehenden Sonne glänzten die Rüstungen der persischen Reiter. Einzelne Schaaren fielen die römische Armee an, verschwanden aber ebenso schnell wieder, als sie gekommen waren.

Am fünften Tage schien es zu einem ernsten Treffen kommen zu sollen; aber wozu sollten die Perser kämpfen? Sie wußten ja, daß der Hunger ihnen die Arbeit abnahm.

Dieser wurde fürchterlich, Julian litt unbeschreiblich. War es Nervenüberreizung, war es etwas Anderes, er hatte Gesichte.

Aber er mußte sich schlagen; das Heer der Perser war da; von der Front, auf den Flanken, vom Rücken erfolgte der schreckliche Angriff; aus den Schluchten der Berge, von allen Höhen herab stürmten die Perser, der unerträgliche Geruch der Elephanten jagte die Pferde auseinander, ganze Wolken von Pfeilen zischten, in geschlossenen Massen warf sich das Fußvolk auf die verwirrten Römer. Julian befand sich bei der Avantgarde; ein Schrei des Entsetzens rief ihn zum Hintertreffen. Er war ohne Rüstung, denn er haschte nach Athem; er eilte auf den bedrohten Punkt; kaum war er dort, so rasselten die Elephanten in's Mitteltreffen; das Entsetzen war allgemein, in wilden Knäueln rangen Perser und Römer durcheinander.

Da flog ein Wurfspieß heran, gerade auf den Kaiser zu; er streifte ihm den Arm, durchbohrte die Seite und drang bis in die Leber. Rasch fuhr Julian mit der Hand nach der Wunde und versuchte den Speer herauszuziehen; aber das Eisen zerriß ihm die Hand.

Das wilde Schlachtgetümmel ging fort; die Perser wollten den Feind vernichten, die Römer wehrten sich in Todesschrecken um ihr Leben. Erst die Nacht brachte Ruhe.

Die Soldaten stürmten nach dem Zelte des Kaisers. Was hat er gerufen, als der Wurfspieß ihn traf? fragte der Eine den Andern. „Galiläer, du hast gesiegt!“ berichteten die Einen; die Andern sagten: „Sonne, du hast mich verlassen!“ dann habe er seine Götter verflucht.

So starb der Verfolger; es war am 27. Juni 363.

Ammianus Marzellinus, der heidnische Biograph oder viel-

mehr der Lobredner Julians berichtet, daß er aus seiner Betäubung aufgewacht und unter ruhigem Gespräch im Frieden eines Weltweisen gestorben sei. Unter den Christen verbreiteten sich andere Nachrichten; so, daß der Speer aus der Höhe des Himmels geschleudert worden sei, daß Julian Christum in Herrlichkeit geschaut, eine Handvoll Blut in die Höhe nach ihm geschleudert und gerufen habe: „Bis in den Todeskampf verfolgst du mich, Galiläer? auch hier verläugne ich dich!“

Der Dies berichtet, sagte, daß er sowohl zu Antiochien im kaiserlichen Palaste, als mit in Persien gewesen sei.

So ist wieder ein Verfolger vorübergegangen; das Wort des heiligen Athanasius vom Aprilsturm aus der kleinen Wolke, wie ist es eingetroffen! Der Wiederbelebung des Heidenthums hat Julian Alles geopfert, sein Talent, seine Seele, die Wohlfahrt des Reiches; und es ist mit ihm versunken. Die Kirche hat er nicht geschädigt, im Gegentheile; viele Gewissen wurden wach, unermeßlich war die Menge der Bekehrten; und als es galt, was gebrochen wieder aufzurichten und die Welt zu versöhnen, da waren es nicht die Arianer, die Schwankenden und Halben, welche zur Arbeit berufen wurden, sondern die Ganzen und Entschiedenen, wie der heilige Athanasius Einer war.

VI.

Jovian.

(363—364.)

Die Armee mußte rasch einen Führer haben; die Oberoffiziere riefen, da sie bemerkten, daß Jovian populär war, diesen zum Kaiser aus. Er sträubte sich, denn er war eine einfache Soldatennatur und Christ. „Ich kann nicht über euch herrschen, erklärte er, denn ich bin Christ, und Julian hat euch Alle zu seiner verderblichen Lehre verführt. Ihr Alle habt Gott beleidigt, ihr werdet geschlagen und zum Spielzeug der Perser werden.“ — „Nein wurde ihm erwidert, wir Alle sind in der christlichen Religion erzogen, die ältern unter Constantin, die jüngern unter Constantius. Zu kurze Zeit hat der Todte geherrscht, als daß er die Mackel seiner Lüge zu tief einprägen konnte.“ Glückbringend war wahrhaftig der Purpur nicht in der verzweifelten Lage, in welcher sich die Armee befand; die Perser konnten sie vollständig aufreiben, und wenn sie es nicht thaten, so mußte der Friede von ihnen um einen Preis erkauft werden, welcher dem Kaiser, der ihn unterzeichnete, zur Schmach gereichen mußte. Dennoch nahm Jovian den Purpur an und unterzeichnete den Frieden, welchen Sapor II. gegen Ab-

tretung von fünf Bezirken und der Festungen an den Grenzen anbot. Obgleich Offiziere und Soldaten, alle Welt in der Verzweiflung des Hungers und der Todesangst nach dem Frieden gerufen hatte, wußte doch Jeder, nachdem er leichter athmete, genau anzugeben, wie er operirt hätte, um die Ehre des Reiches zu retten.

Noch schwierigere Verhältnisse warteten auf Jovian, als er die Grenzen des Reiches überschritten hatte. Die Regierung war durch Julian arg vernachlässigt worden, alle Verhältnisse der Gesellschaft verwirrt; vor Allem heischte die religiöse Frage eine Ordnung. Was sollte der Kaiser mit dem heidnischen Apparate machen, den Julian mit einer Verschwendung ohne Gleichen in Gang gesetzt, was mit den Arianern, die, kaum daß der Verfolger Aller todt war, an den christlichen Kaiser sich hängen und die Katholiken schon wieder verfolgen wollten?

Jovian war, wie schon gesagt, eine einfache Natur, aufrichtig gläubig, aber wie es sich nicht anders erwarten ließ, in den theologischen Fragen seiner Zeit nicht bewandert. Er glaubte am besten zu handeln, wenn er den heiligen Athanasius um die Ordnung der Angelegenheit ersuchte. Die ganze Welt stand seit Jahren unter der Wirkung des rastlosen Mannes, und Niemand wußte, wo er sich aufhielt. Aber als Jovian nach ihm schickte, saß er auf seinem Stuhle zu Alexandrien, den er bei der ersten Kunde von Julians Tod in einer Weise bestiegen hatte, als ob gar nichts geschehen wäre, was ihn so lange davon ferne gehalten. Der Heilige war nicht der Mann, in weltliche Angelegenheiten sich zu mischen und eines Fürsten Rathgeber zu sein; er berief die Bischöfe seiner Provinz zu sich, und im Einvernehmen mit ihnen setzte er dem Kaiser einfach und klar ohne alle Anspielung auf Politik, ohne irgend einen Rath zur Erlassung dieses oder jenes Gesetzes, den katholischen Glauben auseinander, wie es jeder Bischof jedem Gläubigen gegenüber thun würde. Aber das genügte dem Kaiser nicht; er wollte ja Alles glauben, was die Kirche lehrt, aber er wollte in seinen Bedrängnissen auch berathen sein, wie er es anzugehen hätte, die allgemeine Verwirrung im Reiche zu heben, und er berief den heiligen Athanasius an seinen Hof. Aus den Entschließungen, welche Jovian kundgab, läßt sich vermuthen, welche Rathschläge der Heilige gab. Jovian verkündigte die Freiheit der Religion; Heiden, Katholiken, Arianer aller Schattirungen sollten frei ihren Gottesdienst halten, und die staatsbürgerlichen Rechte unabhängig von religiösem Bekenntnisse sein. Nur die Skandale der Zauberei wurden verboten. Die Kirche erhielt ihre Freiheiten und Privilegien wieder, allerdings die Unterstützungen mit, doch nur provisorischer, Einschränkung auf ein Drittel, weil die Finanzquellen in bedenklicher Weise versiegt waren.

Diese Maaßnahmen erhielten einen glücklichen Erfolg; das Heidenthum sank in's Dunkel zurück, der Häresie war die Kraft gebrochen, weil sie nicht mehr von der öffentlichen Gewalt getragen war, die Kirche sammelte die Reuigen. Im Auftrage des Papstes Liberius zogen die heiligen Lehrer und Bischöfe Hilarius von Poitiers und Eusebius von Vercelli durch die Provinzen, welche um die Alpen her lagen und predigten die Wahrheit und die Versöhnung und pflanzten den Frieden.

Dem glücklichen Anfange der Regierung Jovian's folgte über Erwartung ein schnelles Ende. Der Kaiser wollte nach Constantinopel; zu Drepana in Bithynien brachte er die Nacht vom 16. auf den 17. Februar in einem frisch gekalkten Gemache zu; weil die Kälte groß war, ließ er ein Kohlenbecken aufstellen, und am Morgen war er in den Ausdünstungen des Kalks und im Kohlendampf erstickt.

VII.

Valentinian I. und Valens.

(364—375.) (364—378.)

In Nicäa wählten die Oberoffiziere zum Kaiser den Valentinian; er war aus Pannonien, ein Mann edler Haltung, ein tüchtiger Krieger und aufrichtiger Christ; der heilige Augustin nennt ihn einen Bekenner, weil er von Julian des Glaubens wegen verbannt worden war. Als er nämlich einst von dem Abtrünnigen zu seiner Begleitung bei einem feierlichen Opfer befohlen war und beim Eintritte in den Tempel bemerkte, daß sein Mantel mit dem heidnischen Weihwasser besprengt worden war, gab er dem Götzenpriester eine Ohrfeige, riß den bespritzten Theil des Mantels ab und warf ihn weg. Die Soldaten forderten bei seiner Wahl eine Theilung der Gewalt; Valentinian ernannte zum Mitkaiser seinen Bruder Valens, der bisher völlig in der Verborgenheit gewesen war; ihm übergab er den Osten, er selbst wählte sich den Westen und machte Mailand zu seiner Residenz.

Valentinian war, wie schon gesagt, aufrichtiger Katholik, aber er glaubte, mit Privilegien für die Kirche nicht freigebig sein zu sollen; sein Verhalten in dieser Richtung grenzte an Gleichgiltigkeit und Kälte. Auf der andern Seite verfolgte er weder die Ketzer, noch beunruhigte er die Heiden; aber die oft mit blutigen und infamen Cultushandlungen befleckten Versammlungen der letztern und der Manichäer unterdrückte er. Da er ein gerechter Mann sein wollte, stellte er selbstverständlich die Freiheit des christlichen Unterrichtes wieder her; auch gründete er Schulen für Grammatik

und Rhetorik in den Hauptstädten der Provinzen; für die Städte ließ er von den Bürgern einen rechtskundigen Beistand wählen, welcher die Gemeinde der Regierung gegenüber vertrat. Auch das Institut der Armenärzte verdankt ihm Förderung.

Man sagt von Valentinian, daß er dem Grundsatze gehuldigt habe, daß die Härte der Strafe die Seele der Gerechtigkeit sei; seine zwei Lieblingsbären Mica aurea und Innocentia sollen nicht selten zu dieser Strafvollstreckung gebraucht worden sein; was nicht unglaublich ist, da der arglose Kaiser sich leicht hintergehen ließ und dann, wenn er es bemerkte, im Zorne darüber sich nicht mehr zu bezähmen wußte. Für die Sicherheit des Reiches stritt er tapfer, in Britannien gegen die Pikten, am Rhein gegen die Alamannen; er schlug sie 366 bei Metz und Solicinium (Schwetzingen), die Burgunden 371; auch die Sachsen und Franken empfanden die Wucht seiner Schläge; in Afrika bändigte sein General Theodosius die Mauren. Auf einem Zuge gegen die Quaden fand Valentinian seinen Tod zu Bregetio in Illyrien am 17. November 375; im aufbrausenden Zorn über die Verhandlungen mit ihnen soll ihm eine Halsader gesprungen sein.

Schon 367 hatte er seinen Sohn Gratian zum Augustus gemacht; die Armee rief jetzt seinen jüngern Sohn, den fünfjährigen Valentinian II. aus; jener residirte in Trier, dieser in Sirmium.

Sein Bruder Valens war ein verbissener Arianer und deßhalb ein Verfolger; mit der Grausamkeit eines Decius wüthete er, und dennoch schüchterte er nicht ein, im Gegentheile scheute er selbst vor der Festigkeit der Katholiken mehr als einmal zurück; so zu Cäsarea in Kappadocien, wo er dem heiligen Basilius wenigstens zu imponiren versuchte, nachdem er den Muth nicht fand zur Absetzung des unbeugsamen heiligen Mannes. Auf das Erscheinungsfest 372 kam er selbst nach Cäsarea; die erste Einschüchterung versuchte der Stadtpräfect. „Weißt du nicht, rief dieser den Bischof an, daß ich Macht habe, dir deine Einkünfte zu nehmen, dich ins Elend zu schicken und zu tödten?" — „Wer nichts besitzt, erwiderte Basilius, kann nichts verlieren; entreiß mir, wenn dirs beliebt, diesen armseligen Kleiderfetzen und die paar Bücher, die meinen ganzen Reichthum ausmachen; vor der Verbannung entsetze ich mich ebensowenig, denn die ganze Erde ist des Herrn, sie wird mir überall Vaterland oder vielmehr mein Pilgerweg sein. Der Tod aber wäre mir eine Wohlthat, mein Eingang zum wahren Leben; für das diesseitige bin ich schon lange todt." — „Mit dieser Verwegenheit hat noch Niemand zu mir gesprochen!" rief der Präfect. — „Dann bist du noch niemals einem Bischof gegenüber getreten," sagte der heilige Basilius. Nach dem Präfecten kam der Kaiser zur

Niederlage. „Wir sind besiegt durch den einzigen Mann, sagte zu Diesem Jener. Hoffet nicht, durch Drohungen ihn beugen, durch Gunsterweisungen ihn gewinnen zu können; es bleibt nur die Anwendung der Gewalt.“ Mit kaiserlichem Pompe zog Valens in das Gotteshaus, wo eben Basilius am Altare stand. Als die Gläubigen zum Opfer gingen, trat auch der Kaiser vor, aber der Heilige wies die Opfergabe des Arianers ab. Darüber gerieth Valens in solchen Schrecken, daß er von nun an das Angesicht des Bischofs von Cäsarea floh und von jeder weitern Verfolgung desselben abstand. Im Uebrigen blieb er ein Verfolger der Katholiken sein Leben lang, und obgleich er selbst dem Aberglauben fröhnte und durch Wahrsager und Zeichendeuter auf Verdächtige sich aufmerksam machen ließ, litten doch auch diese und die heidnischen Philosophen unter seiner Grausamkeit.

Gleich in der ersten Zeit seiner Herrschaft hatte Valens einen Usurpator zu bekämpfen, den Procopius, der als ein Verwandter Julians vorgab, von diesem zur Nachfolge berufen zu sein. Zwar besiegte und tödtete ihn Valens (366); aber Procopius hatte gothische Stämme zu Bundesgenossen gehabt und mit diesen kam Valens in Verwicklungen, welche zum Kriege führten, der erst 369 beendigt wurde.

Um diese Zeit lagerten die ostgothischen Stämme und die westgothischen an beiden Ufern des Dniester, beherrscht von dem mächtigen Ermanarich, der ein Reich aufgerichtet hatte, das von den Gestaden des Schwarzen Meeres an unbegrenzt nach Norden sich erstreckte, man sagt, bis zur Ostsee. Der Friede mit den Römern war wieder hergestellt, da stießen um das Jahr 375 die Hunnen auf das Gothenreich.

Aus den Steppen Asiens kam dies mongolische Volk von wilden Sitten und häßlichem Aussehen. Eher zweibeinigen Bestien als Menschen glichen die Hunnen, mit ihren geschlitzten Augen in den dicken Köpfen, mit den breiten Schultern und dem kurzen Unterleibe auf den krummen Beinen. Breite Narben von in Wangen und Kinn zur Verhütung des Bartwuchses in den Kinderjahren geschnittenen Wunden entstellten das Angesicht. Mit ihren kleinen, raschen Pferden gleichsam zusammengewachsen, speisten und schliefen und besorgten sie alle Geschäfte auf deren Rücken, und bereiteten so selbst ihr elendes Mahl, zwischen Sattel und Roß das Fleisch mürbe reitend, das roh verschlungen wurde. In Schmutz und Häßlichkeit wetteiferten die Weiber mit den Männern, sie werden mit den Kindern auf Wägen mitgeführt. Die leinenen Unterkleider trägt der Hunne so lange, bis sie in Fetzen vom Leibe fallen. Raubgierde treibt sie auf ihre Wanderzüge, einen festen Wohnsitz lieben sie nicht, Ackerbau treiben sie nicht. Furchtbar sind ihre Anfälle, denn rastlos um-

schwärmen sie die feindlichen Heermassen, greifen mit Pfeil und Lanze an, und verschwinden so schnell als sie gekommen; im Einzelkampfe verstehen sie es meisterhaft, dem Gegner eine Schlinge über den Kopf zu werfen.

Im Jahre 374 überwanden sie die Alanen, die zwischen Don und Wolga wohnten, verlangten aber nichts weiter, als Bundesgenossenschaft und Mitzug; und nun warfen sie sich 376 auf das Gothenreich. 110 Jahre war Ermanarich alt; aber noch führte er die Gothen zur Hunnenschlacht; er wurde besiegt, und da er ein zweites Mal wieder unglücklich focht, stürzte er sich in sein eigenes Schwert; so brach sein Reich zusammen und die Ostgothen wurden den Hunnen dienstbar.

Unter den Westgothen bestand eine Spaltung; Athanarich stand an der Spitze einer heidnischen Partei, Fritigern führte die christliche; jener verfolgte diese mit blutiger Marter. Er verlangte, daß das Volk in den Pässen der Karpathen sich gegen die Hunnen verschanze; Fritigern dagegen wollte über die Donau ziehen und bei den Römern Schutz suchen. Dafür stimmte auch Ulfila, der Bischof, welcher die heilige Schrift in die gothische Sprache übersetzte, das älteste Denkmal germanischer Prosa; „noch im neunten Jahrhundert waren Exemplare davon vorhanden. Jetzt besitzen wir nur noch Ueberreste, die Evangelien in der sogenannten silbernen Handschrift aus dem Anfang des sechsten Jahrhunderts zu Upsala in Schweden, Bruchstücke des Römerbriefs in dem Codex Carolinus der Bibliothek zu Wolfenbüttel, und die Fragmente aus Matthäus, Nehemias, Esdras, welche Angelo Mai in der Ambrosianischen Bibliothek zu Mailand fand. — Die Entdeckung dieser Fragmente legte den Grund zur deutschen Sprachwissenschaft, zur deutschen Grammatik. Wie schön, wie volltönend, wie reich, wie mannichfaltig, wie ernst und doch lieblich und naiv ist die germanische Sprache von damals der jetzigen gegenüber, wie die Töne eines frischen Instrumentes denen eines abgegriffenen gegenüber! Mit Zugrundelegung der Runen und der griechischen und lateinischen Buchstaben schuf Ulfilas ein neues Alphabet.“ (Weis, W.-G. II. 260.)

Als das Gesuch um Aufnahme eines Theiles der Westgothen im Reiche an Valens gebracht wurde, wollte er unter der Bedingung willfahren, daß die Westgothen Arianer würden. Ulfila hatte nur die Noth seines Volkes im Auge und ging die gottlose Bedingung ein, die Westgothen bekannten sich zum Arianismus. Nun wurden die Frauen und Kinder über die Donau gebracht; 200,000 waffenfähige Männer harrten auf gleiche Ueberfahrt am Ufer. Sie sollten die Waffen ablegen; das wollten sie nicht; doch die habgierigen Beamten ließen sich bestechen. Aber welche Aufnahme fanden die Gothen! Frauen und Töchter wurden entehrt, für schlechte und ver-

dorbene Lebensmittel mußten unerhörte Preise gezahlt werden; nur um nicht Hungers zu sterben, gaben die Gothen all ihren Besitz hin, selbst Kinder als Sclaven. Lupicinus und Maximus, die römischen Befehlshaber in Thracien, hatten kein Erbarmen; ja der erstere lud Fritigern und Alaviv nach Marcianopolis zu einem Gastmahle mit bösen Absichten. Am Thore der Stadt wurden hungernden Gothen unter Hohn Lebensmittel verweigert; diese ließen drohend die Waffen klirren; es kam zum Handgemenge; nun befahl Lupicinus, die Leibwache der beiden Gothenfürsten niederzumachen. Fritigern erfaßte die Gefahr, mit gezogenem Schwerte brach er sich an der Spitze seiner Gefährten Bahn bis zum Thore, rief sein Volk auf, Lupicinus erlag, die Gothen wurden Meister in Thracien und schwelgten in der Rache für ihre ausgestandenen Leiden. Valens, der in Antiochien war, schickte ein Heer, das bei „den Weiden“ (377) die Gothen nicht zu überwinden vermochte; nun kam er selbst nach Constantinopel, und hier von der Bevölkerung schlimm aufgenommen, eilte er mit einem neuen Heere den Gothen entgegen. Gratian entbot ihm seine Hilfe; bevor aber diese kam, wollte er in Eifersucht auf seinen Neffen allein die Gefahr bemeistern, und in der Ebene von Adrianopel, am 9. August 378, wurde eine Schlacht geschlagen mit einer Niederlage so furchtbar, wie die von Cannä einst gewesen war; zwei Drittel des Heeres gingen zu Grunde; der Verfolger Valens war spurlos verschwunden. Man erzählte, daß er verwundet in eine Bauernhütte getragen und mit dieser von den Gothen verbrannt worden sei. Als er auszog zum Tage des Verderbens, trat, von dem Waffengeklirr aufmerksam gemacht, der Einsiedler Isaak aus seiner Hütte und rief den Kaiser an: „Wohin, du Feind Gottes? Du willst dich schlagen, und hast Gott nicht zu deinem Helfer; halte ein mit deinem Kriege gegen Gott, und er allein wird den Krieg der Barbaren beschwichtigen; gib den Heerden ihre Hirten und ohne Kampf wirst du Sieger sein! Willst du das nicht und wirst du die Schlacht schlagen, so wirst du es erfahren, daß es hart ist, wider den Stachel auszuschlagen, du wirst die Armee verlieren und selbst nicht wiederkehren!“ — „Ich werde, erwiderte Valens, so gewiß wiederkehren, daß du es empfinden wirst, frecher Lügner, und du wirst den Lohn deiner Lüge erhalten.“ — „Ich bin zu sterben bereit, sagte der Einsiedler unerschrocken, wenn ich unrecht geredet.“ — Valens ließ ihn ins Gefängniß führen. Der Fall des Verfolgers rief im ganzen Reiche den einen Gedanken in allen Herzen wach, daß Gott gerichtet, und der eine Ruf ertönte allüberall, keine Häresie mehr, und kein häretischer Kaiser!

VIII.

Gratian, Theodosius der Große, Valentinian II.
(378—383.) (379—395.) (383—392.)

Das war auch das Gefühl Gratians, der in Eilmärschen nach dem Osten zog, in Sirmium aber stehen blieb, da er wohl einsah, daß er nach der Niederlage von Adrianopel mit seiner geringen Truppenzahl den siegreichen Gothen nicht entgegentreten konnte, ohne durch eine weitere Niederlage auch seinerseits den Bestand des Reiches noch mehr zu gefährden. Die Gothen überschwemmten Thracien und Macedonien, aber die festen Städte widerstanden ihnen; auch Constantinopel organisirte sich zum Widerstande; und so gewann Gratian Zeit zu entscheidenden Maßregeln. Auf zwei Dinge richtete er sein Augenmerk, auf die Wiederherstellung der kirchlichen Freiheit und auf die Aufstellung eines Stellvertreters für den Osten des Reiches, denn der alleinigen Beherrschung des ganzen Reiches fühlte er sich nicht gewachsen.

Er ernannte Theodosius. Dessen Vater, dem Retter des Reiches in Britannien und Afrika, waren seine Dienste mit der Hinrichtung gelohnt worden, und es mußte Gratian hart fallen, den tief Gekränkten um seinen Beistand anzurufen; aber die Sorge um das Wohl des Reiches überwog seine persönliche Stimmung, und so edel wie er dem Theodosius das Commando der Armeen des Ostens anbot, nahm dieser das Anerbieten an und eilte aus Spanien, wo er in innigem Familienleben mit Flacilla, seiner tugendhaften Gemahlin und seinen Kindern seine Güter verwaltete.

Theodosius und Gratian hatten manche Aehnlichkeit mit einander, die gleiche Sorge für das öffentliche Wohl und die Ueberzeugung, daß dieses von der vollständigen Unterwerfung unter die Gesetze der Kirche abhänge; das Reich also zu retten durch Förderung des wahren Glaubens, war ihre gemeinsame Absicht.

Theodosius war kein genialer Geist, aber ein ehrlicher Mann des guten Willens, ein praktischer Politiker, welcher die Schäden des Reiches aus eigener Anschauung kannte, ein fester Character und ein liebenswürdiger Mensch, der die Menschen und ihren Gehorsam gewann. Obercommandant blieb er nicht lange, denn Gratian war unintereſſirt genug, den Scherz der Soldaten, welche Theodosius den neuen Trajan nannten — er glich diesem gar sehr und soll von ihm abgestammt sein — im Ernste zu nehmen und ihm als Kaiser den Osten abzutreten; es war am 19. Jänner 379.

Durch kleinere Scharmützel gewöhnte Theodosius die Armee an den Kampf mit den Gothen und durch leicht errungene Siege hob er ihr Vertrauen; durch geschickte Verhandlungen mit einzelnen

Häuptlingen theilte und schwächte er den Feind, der in compaktem Zusammenhang ihm furchtbar gewesen wäre; Viele unterwarfen sich, Viele ließen sich in entfernte Gegenden des Reiches verpflanzen; der Kaiser bildete eine eigene Armee von 40,000 von ihnen. So wurde die Gothengefahr noch beschworen, obgleich das Reich von dem Schlage von Adrianopel sich niemals ganz wieder erholte.

Auf dem Krankenbette zu Thessalonich lernte Theodosius den Bischof Ascolos kennen. Von ihm ließ er sich, nachdem er genau untersucht hatte, ob derselbe niemals der Häresie verfallen gewesen, die heilige Taufe spenden und über die religiösen Zustände des Orients Bericht erstatten. Da er entschlossen war, die kaiserliche Macht in den Dienst des wahren Glaubens zu stellen, so handelte es sich bei ihm um zwei Fragen: Welches ist der wahre Glaube? und was ist mit Jenen zu beginnen, welche ihm nicht huldigen? Die Antwort auf die erste Frage war leicht. Sie lautete, daß der auf dem Concil von Nicäa ausgesprochene Glaube der wahre sei; allein die verschiedenen Schattirungen der Arianer hatten so viele neue Glaubensformeln aufgestellt, daß eine gründliche theologische Bildung erforderlich war, um sich in dem wahren Sinn jener Ausdrücke zurecht zu finden. Unbeirrt durch diese verschiedenen Formeln bekannte sich der Kaiser zu dem Glauben, welchen der heilige Athanasius auf dem Concil vertreten hatte und der heilige Stuhl von Rom predigte. Schwieriger war die Entscheidung der anderen Frage. Theodosius neigte zur Strenge, denn die Arianer hatten die Gunst der Staatsgewalt zur Verfolgung der Katholiken mißbraucht, und er sah in der strengen Behandlung jener nicht einen Act der Rache, sondern eine Pflichterfüllung gegen die mögliche Wiederkehr ihrer Aergernisse; denn das war seine Ueberzeugung, daß es die Aufgabe des Herrschers sei, von den Geistern den Irrthum ferne zu halten wie die Barbaren von den Grenzen. Aber vorderhand glaubte er schonend vorgehen zu sollen, um den Verirrten Zeit zur Einsicht zu lassen, und so machte er vorerst nur seinen Entschluß bekannt, den wahren Glauben im Reiche wiederherzustellen. Am 28. Februar des Jahres 380 erließ er ein Edict, daß nur Diejenigen den Namen katholische Christen nehmen dürfen, welche an den Einen Gott, Vater, Sohn und heiligen Geist, glauben, und daß Diejenigen, welche davon abirren, die Infamie des Namens von Häretikern tragen sollten und ihre Versammlungsorte nicht Kirchen heißen dürften. Ein besonderes Edict kündigte den Priestern an, daß jede Verwirrung, die aus Unbekanntschaft oder Fahrlässigkeit gegen die Heiligkeit des göttlichen Gesetzes ihren Ursprung nehme, wie ein Sacrilegium angesehen werde. Am 10. Jänner 381 folgte ein zweites Edict, welches alle öffentlichen Versammlungen der Arianer in den Städten verbot, aber keinen Druck

auf das Gewissen der Einzelnen und keine Drohung außer für den Fall der Rebellion aussprach.

Die Beamten, welche zur Ausführung des Edictes in die Provinzen gingen, stießen nirgends auf Widerstand; die katholischen Bischöfe kehrten auf ihre Sitze zurück, die Gläubigen jubelten und die Masse der verführten Bevölkerung fand keinen Widerspruch; in kurzer Zeit schien kein Arianismus mehr vorhanden zu sein; aber es schien auch nur so.

Im Westen dachte Gratian, wie Theodosius im Osten; mit gleicher Entschiedenheit stand der jugendliche Kaiser für die Einheit des Glaubens ein, und in der Unterdrückung des Heidenthums ging er wenigstens der Zeit nach voran. Sein Berather war der heilige Bischof von Mailand, Ambrosius, von einer richterlichen Beamtung weg auf den Bischofsstuhl erhoben, der Mann mit dem klaren Geiste, den großen Ideen für die Vereinigung von Kirche und Staat, der Willensstarke und Ungebeugte. Mit Gratian traf er in dem Gedanken zusammen, daß das Zusammenbestehen des Heidenthums als Staatsreligion neben der Kirche etwas Unerträgliches sei. In der Senatscurie zu Rom stand seit unvordenklichen Zeiten das Bild der Victoria, als der Schutzgöttin der siegreichen Stadt. Gratian ließ es entfernen; darüber entrüstete sich der heidnische Theil des Senates so sehr, daß der christliche eingeschüchtert wurde; allein trotz Beschwerden und Einreden und allen Bemühungen des hervorragenden Senators Symmachus blieb die Statue entfernt, die Güter der Victoria wurden zu Gunsten des Fiscus eingezogen, die Privilegien der Vestalinnen und Priester aufgehoben. Freilich war die Aufregung groß, und noch nach vielen Jahren klammerte sich die im raschen Aussterben begriffene heidnische Partei an die Angelegenheit der Victoria, besonders nachdem Gratian ein so frühes, blutiges Ende nahm.

Der junge Kaiser stand am Rheine, als ihm die Kunde wurde, daß in Britannien ein Truppentheil gemeutert und zum Kaiser einen tüchtigen Offizier, Maximus, ausgerufen habe. Zuerst widerstand dieser, dann packte ihn der Ehrgeiz, und er ließ sich den Purpur überwerfen und zog nach Gallien. Gratian eilte ihm entgegen, aber nun regte sich der Geist des Aufruhrs unter seinen eigenen Truppen. Zwar auf die Treue der Befehlshaber konnte er sich verlassen, es war der Graf Balian und der Franke Merobod; aber gerade sie waren als Fremde den Truppen mißliebig, und es wurde geklagt, daß Gratian vielzusehr zu den Fremden hinneige und insbesondere, daß er die fränkische Sitte der römischen vorziehe. Uebrigens war er den Habgierigen schon vielzulange Kaiser, sie stellten ihre Erwartungen auf die gefüllte Kasse eines neuen Herrschers. So verließen ihn denn im Angesichte des Feindes seine Truppen,

und am Abende war er nur noch von 300 Rittern bedeckt; er flüchtete, aber in Lyon wurde er ermordet; im Todesschmerze rief er: „Ambrosius, Ambrosius, wo bist du!"

Gratian war nur 24 Jahre alt, die Hoffnung des Reiches, die Sorge des heiligen Ambrosius.

Zu diesem eilte aus Sirmium Justina, Valentinians Wittwe in Aengsten um ihren 12jährigen Sohn Valentinian II.; sie war eine verfolgungssüchtige Arianerin, Feindin des großen Bischofs, aber nur er konnte der Retter der wankenden Krone ihres Kindes sein, und ihm legte sie dieses in die Arme. Ambrosius ging nach Trier zu Maximus und forderte, daß dieser die Alpen nicht übersteige und Italien nicht beunruhige. Stolz wollte dieser dem Kinde die Krone als eine Gnade zugestehen, aber Ambrosius wahrte die Würde des kaiserlichen Kindes, und da Maximus auch noch das Gerücht von Kriegsrüstungen des Theodosius zukam, gestand er das Begehren des Bischofs zu.

Theodosius anerkannte vorderhand, wenigstens stillschweigend die Zustände des Westens, aber er unterbrach seine Rüstungen nicht, um jeden Augenblick thatkräftig eingreifen zu können. Einstweilen verfolgte er rastlos seine doppelte Aufgabe, die Beseitigung der Gothengefahr und die Beruhigung der Gemüther durch Beendigung der religiösen Wirren. Ersteres gelang ihm vollständig noch im Jahre 383; die letzten Gothenstämme, die noch in Thracien umherzogen, wurden zur Unterwerfung gezwungen; in den entvölkerten Theilen Mösiens erhielten sie Land angewiesen.

Mehr Sorge machte dem Kaiser die religiöse Frage. Die Häupter der Arianer, allezeit unruhig und erbittert, daß sie um allen politischen Einfluß gebracht waren, regten die Leidenschaften wieder an, andere Secten thaten ein Gleiches, und überaus widerwärtig wurden die Zustände in Constantinopel. Die Streitigkeiten erhitzten die Köpfe so sehr, daß man kaum mehr von etwas Anderem sprach. „Willst du ein Geldstück wechseln lassen, sagt ein Zeitgenosse, so antwortet man, daß der Sohn vom Vater verschieden sei durch die Zeugung; begehrst du Brod, so heißt es, der Vater sei größer als der Sohn; frägst du, ob dein Bad gehörig erwärmt sei, so mußt du hören, daß der Sohn aus dem Nichts gezogen sei."

Theodosius sah mit Schmerz, daß er für die Einheit des Glaubens noch so wenige Resultate gewonnen. Was sollte ich thun? fragte er sich, Gewalt anwenden? Das widerstand ihm, weil es ein unberechtigter Eingriff in die kirchlichen Angelegenheiten sien könnte. Sollte er abermals ein Concil zusammentreten lassen? Alle Welt war von dem Disputiren ermüdet und Jedermann hatte die Ueberzeugung, daß die spitzfindigen Arianer sich nicht überzeugen

ließen. Dennoch lud Theodosius (383) die Bischöfe des Orients nach Constantinopel ein.

Ein kühner Handstreich, daß ich so mich ausdrücke, brachte die Sache zur Entscheidung. Da war Amphilochus, der Bischof von Iconium, ein unerschrockener Mann. Bei einer der feierlichen Audienzen, wo Theodosius auf seinem Throne saß, seinen kürzlich erst gekrönten Sohn Arkadius neben sich, bezeugte der Bischof dem Kaiser seine Ehrfurcht, ohne den Sohn zu beachten. „Habt ihr meinen Sohn nicht bemerkt,“ frug Theodosius etwas mißstimmt. „Ach, es ist wahr, habe es vergessen“, erwiderte der Bischof und er tätschelte dem Knaben auf die Wangen, sprechend: „Guten Tag mein Kind.“ Hoch schaute Theodosius auf, und entrüstet über diese Familiarität befahl er der Wache, den Bischof wegzuführen. Dieser aber trat ihm nun entgegen und sprach: „Kaiser, ihr vermögt eine Kränkung, euerem Sohne angethan, nicht zu ertragen, und euer Unwille entflammt sich gegen Denjenigen, welcher ihm zu nahe tritt; daher zweifelt nicht, daß der allmächtige Gott auch Jene verabscheut, welche seinen einigen Sohn schmähen, und daraus nehmet ab, was ihr zu thun habt.“ Theodosius ward roth, schwieg und verließ schweigend den Saal.

Am 25. Juli dieses Jahres 383 noch ließ er ein Edict anschlagen, in welchem er den Arianern aller Schattirungen und den übrigen Häretikern jede Art der Versammlung, nicht nur in den Städten, sondern auch auf dem Lande, nicht nur an den öffentlichen Orten, sondern auch in den Privathäusern verbot. Einige Tage darauf wurde das Gesetz dahin ergänzt, daß die Gebäude, wo eine verbotene Versammlung gehalten wurde, dem Fiscus verfallen sein sollen, daß, wer sich zum Priester oder Bischof einer Secte wählen und weihen läßt, oder als Lehrer derselben aufwirft, in die Verbannung geschickt werde. Die Ausführung dieser Anordnungen wurde den Magistraten auf ihre persönliche Verantwortung unter Androhung der Absetzung anvertraut. Die Zeit der Disputation war also vorüber, das kühne Wort des Bischofs von Iconium hatte den Kaiser zur Entscheidung geführt, und allgemeine Billigung kam dem Edicte entgegen, Reich und Kaiser waren eins; wie sehr aber der Arianismus nicht eine religiöse Ueberzeugung der Massen, sondern nur das künstliche Machwerk einer herrschsüchtigen und intriganten Partei war, das wurde darin offenbar, daß kein Bischof oder Priester sich vom Altare reißen ließ oder diesen mit seinem Blute bespritzte, daß kein Schrei der entsetzten Gewissen sich hörbar machte; in der Hofluft war die Pflanze großgezogen worden, ein Hof riß sie aus, der Kaiser der dies that, hat damit nichts gethan, als daß er das eigene Werk der Kaiserherrschaft wieder zerstörte.

Für den Orient gehörte der Arianismus fortan der Vergangenheit an.

Nun wandte Theodosius erhöhte Aufmerksamkeit dem Heidenthume zu; es vollständig auszurotten, war sein Entschluß; mit Mäßigung, Schritt für Schritt führte er ihn aus. Zuerst erließ er das Gesetz, daß die Apostaten das Recht des Testamentes und der Erbschaft verlieren sollten (sint absque jure romano). Hiemit schlug der Kaiser nach den Reichen und Augendienern des Hofes. Ein zweites Gesetz verbot jegliches Opfer, selbst in den dem heidnischen Culte noch gelassenen Tempeln. Dann wurden diese zerstört, die Altäre gestürzt, die Götterbilder zerbrochen. Aber noch war der letzte Schlag gegen das Heidenthum nicht geführt. Einstweilen genoß Theodosius drei Jahre des Friedens und ungetrübten Familienglückes. Stürmisch dagegen war der Westen aufgeregt.

Die thörichte Kaiserin Justina hatte sich in Mailand mit einem Haufen von Arianern umgeben und begehrte eine Kirche, dann zu dieser hin noch die Hauptkirche des hl. Ambrosius. Dieser verweigerte selbstverständlich die Auslieferung eines Gotteshauses an die Secte. „Gott bewahre mich, sagte er, daß ich das Erbe Jesu Christi ausliefere. Naboth hat den Weinberg seiner Väter nicht ausgeliefert, und ich soll das Haus Gottes preisgeben!“ Ihn schüchterte keine Drohung ein, wohl aber den Hof die Wachsamkeit, die Todesbereitschaft des Volkes. Selbst die Soldaten verweigerten den Gehorsam, als ihnen die gewaltsame Hinwegnahme einer Kirche befohlen wurde. So zurückgeschlagen griff die Kaiserin die Sache auf andere Weise an; sie ließ ein Gesetz ausarbeiten, das den Arianern die Religionsfreiheit gewährte und die Drohung enthielt, daß Diejenigen, welche da glauben, daß sie allein das Versammlungsrecht besitzen, als Verbrecher gegen die Kirche und als Hochverräther bestraft werden sollen, wenn sie gegen die Ausführung des kaiserlichen Willens etwas unternehmen. (21. Januar 386.) Die Ausfertigung des Gesetzes wurde dem Vorsteher der Notare, Benevolus übertragen; er weigerte sich, weil er in dem Gesetze die Zerstörung des Nicänischen Glaubensbekenntnisses erkannte. Die Kaiserin berief ihn persönlich und versprach ihm goldene Berge; aber Benevolus legte ihr die Binde, die Auszeichnung seiner Würde zu Füßen und sprach: „Nehmt eure Ehren und Würden zurück und mir lasset mein Gewissen.“

Die Spitze des Gesetzes war gegen den hl. Ambrosius gerichtet, mehr als bisher war er jetzt zwischen die Entscheidung gestellt zwischen seinem Gewissen und dem Geiste der Kaiserin; aber ruhig waltete er seines Amtes weiter und Justina wagte nichts gegen ihn. Da in den ersten Tagen des Jahres 387 nahm die Lage eine plötzliche, allgemein unerwartete Wendung.

Maximus hatte den klugen Einfall, als Vertreter der Katholiken gegen den häretischen Hof von Mailand sich aufzuwerfen; er schickte drohende Botschaft und beklagte sich zugleich, daß die Garnisonen der Alpenpässe die Barbaren auf sein Gebiet ableiten. Der Hof kam in Furcht, und in dieser Noth wußte er nur Einen Mann, der Hilfe bringen könnte, den heiligen Bischof von Mailand. Um seines Kaisers willen dachte Ambrosius nicht an die Verfolgung der Kirche und seine persönliche Kränkung, sondern übernahm willig eine Sendung an Maximus. Er schüchterte diesen ein, machte aber seinen Hof darauf aufmerksam, daß der Friede nicht gesichert und deßhalb durch schleunige Rüstung Alles in Bereitschaft zu setzen sei. In Mailand hieß es, daß die Mission gescheitert sei, und ein alter Diplomat Domnin ging nun nach Trier. Aus dessen Kommen schloß Maximus, daß er sich nicht einschüchtern zu lassen brauche, da der Hof von Mailand offenbar vor ihm in Furcht sei, und er umgarnte Domnin vollständig. Er stellte ihm vor, daß er und Valentinian gemeinschaftlich die Barbaren von der Grenze vertreiben sollten, der Feldherr solle Domnin sein, ihm wolle er seine eigenen Legionen anvertrauen. Jubel in Mailand, verächtliche Behandlung des Bischofs, der nichts ausgerichtet; Domnin führte die Legionen des Maximus über die Alpenpässe, über die Lombardische Ebene, und als dies geschehen, eilte Maximus nach, nahm dem Domnin das Obercommando ab, und eines Tages kam nach Mailand die Kunde, daß der Erfolg der Sendung des Domnin darin bestand, daß Maximus die Alpenübergänge ohne Schwertstreich gewonnen und als Feind nur mehr wenige Meilen von der Hauptstadt stehe. Justina und Valentinian flüchteten nach Thessalonich und flehten Theodosius um seine Hilfe an.

Theodosius war nicht überrascht. Voll Güte gegen Valentinian ersparte er ihm doch seine einschneidende Lehre nicht. „Du hast Gott beleidigt, mein Kind, sagte er zu ihm, dafür straft er dich. Die Macht ruht nicht auf den Waffen, sondern auf der Gerechtigkeit. Glaube meiner Erfahrung; immer sind es die frömmsten Fürsten gewesen, welche ihre Truppen in der Disciplin zu erhalten, an ihre Fahnen den Sieg zu fesseln, über ihre Feinde zu triumphiren verstanden und aus allen Gefahren sich retteten. So war es bei Constantin und deinem Vater Valentinian. Sieh' auf der anderen Seite das Ende deines Onkels Valens, und wenn Maximus heute über dich triumphirt, ist seine bessere Gesinnung in der Religion nicht besser, als die deinige? Wenn wir Christum nicht anbeten, wen sollen wir dann in der Schlacht anrufen?" Valentinian war nicht schlimm, nur von seiner Mutter verführt; es war ihm leicht, alles Gute zu versprechen, und Theodosius sagte: „So fasse Muth, wir werden mit deinem Angreifer zum Ende kommen."

Der Feldzug dauerte nicht lange; am 25. August 388 wurde bei Pettau Maximus geschlagen und gefangen vor Theodosius geführt, und bevor dieser ein Urtheil sprach, ermordet.

Dem Valentinian überließ der Kaiser den Westen, wenigstens dem Namen nach.

In Mailand trat Theodosius in inniges Verhältniß zum heiligen Ambrosius, ihn berathend, seine Grundsätze theilend, obgleich andere Einflüsse sich geltend zu machen suchten und der gereifte Mann über die kindliche Hingabe, wie Gratian sie bethätigt hatte, hinaus war.

In die Zeit seines Mailänder Aufenthaltes fällt das vielerzählte Unglück von Thessalonich. Leichtfertiger als der blutige Aufstand dieser Stadt wird noch selten ein Staatsverbrechen begangen worden sein. Wegen eines Verbrechens wurde ein beliebter Kutscher von der berechtigten Obrigkeit ins Gefängniß geworfen; die Stadt mochte dadurch ihre Vergnügungen im Circus nicht gestört sehen und begehrte die Freilassung des Kutschers; da die Obrigkeit selbstverständlich widerstand, erhob sich die Stadt, die bewaffnete Macht wurde überwunden, der Gouverneur tödtlich verwundet, andere Beamte mit Steinen geworfen, ihre Leichen zerrissen und durch die Straßen geschleift.

Theodosius konnte sich nicht fassen, als er die Nachricht erhielt; eine christliche Stadt! rief er aus, eine Stadt, in welcher er allezeit so gerne verweilt hatte! seine Beamten ermordet wegen eines Kutschers des Circus! Der heilige Ambrosius befand sich eben bei ihm, und Zeuge der Aufregung glaubte er den Kaiser bitten zu müssen, daß er nicht voreilig ein Urtheil fällen möge; Theodosius versprach es, aber in allgemeinen, unbestimmten Worten.

Wie war es einst ganz anders, als Antiochien erbittert über eine Geldforderung aufstand und die kaiserlichen Bildsäulen zerbrach! Unbeschreiblich war damals der Schmerz des Theodosius gewesen, weil die Aufrührer nicht einmal das Andenken seiner Gemahlin Flaccilla, welche ein Engel der Barmherzigkeit an seiner Seite gewesen, verschont hatten. Aber Theodosius verzieh, — und jetzt verzieh er nicht. Die Leidenschaft dictirte eine gräßliche Strafe, sorgfältig wurde vor Ambrosius das Geheimniß gewahrt; erst durch den Aufschrei des Entsetzens, der im ganzen Reiche widerhallte, erfuhr er die schreckliche That. Zu einem Feste war die Bevölkerung von Thessalonich in den Circus geladen worden; auf ein Zeichen brachen die Soldaten ein und unter der wehrlosen Menge, die sich nicht flüchten, nirgends verbergen konnte, raste ihr Schwert; an die 7000 Menschen sollen getödtet worden sein.

Ambrosius zögerte keinen Augenblick mit dem Entschlusse, seine Pflicht zu thun; aber er wollte den Stolz des Kaisers schonen und

dessen eigenes Gewissen wirken lassen. Deßhalb mied er ihn und schrieb von seinem Landhause aus eine Aufforderung zur Buße: „Ihr seid Mensch, die Versuchung ist über euch gekommen, überwindet sie. Die Sünde wird nur durch die Thränen, durch die Buße getilgt; kein Engel und kein Erzengel könnten sie auswischen, nur der Herr allein kann sagen: ich bin mit dir. Ich rathe euch die Buße, ich bitte, ich ermahne, ich beschwöre euch. Zu groß ist mein Schmerz, daß ihr keine Reue zu haben scheint über die Hinschlachtung so vieler Unschuldigen, ihr, die ihr das Beispiel einer so seltenen Frömmigkeit gegeben, auf dem Throne das erhabenste Vorbild der Milde gezeigt, oft nicht einmal einen vereinzelten Schuldigen opfern gewollt habt. Ich empfinde keinerlei Haß gegen euch, aber Furcht; ich könnte nicht mehr wagen, das heilige Opfer darzubringen, wenn ihr demselben beiwohnen wolltet; das ungerecht vergossene Blut eines einzigen Menschen würde mich daran hindern, und das Blut so vieler unschuldiger Opfer sollte es erlauben? Ich denke nicht.“ Theodosius verstand die Schonung nicht, daß Ambrosius ihm selbst die Buße überlassen wollte; er hörte auf seine Räthe, die am Verbrechen mit theilgenommen, daß kein Bischof etwas darein zu reden habe, da keine kirchliche Frage obwalte, und der Kaiser beschloß, bei der ersten Gelegenheit zu zeigen, daß kein Bischof ihm Vorwürfe zu machen habe. So zog er denn mit seinem Gefolge zur Kathedrale; aber im Vorhofe trat ihm Ambrosius entgegen, im priesterlichen Gewand, und wehrte ihm den Eingang ins Heiligthum. „Ich sehe, Kaiser, sprach er, daß ihr die schwere Sünde des Mordes, den ihr ausführen ließet, nicht kennt, und selbst nachdem euer Zorn sich gelegt, euer Verstand die Größe des Verbrechens nicht ermißt. Vielleicht, daß die Ausdehnung euerer Macht die Erkenntniß eueres Falles verhindert, und die Freiheit Alles zu thun, wie ihr sie besitzet, eueren Verstand verfinstert. Aber schaut doch auf euere Natur, die eben auch sterblich ist, denkt doch an den Staub, aus dem ihr gebildet seid und zu dem ihr zurückkehrt, an den Leib denkt, der unter dem Glanze des Purpurs hinfällig ist. Ihr herrschet über Menschen, welche gleicher Natur sind, wie ihr, Genossen euerer Dienstbarkeit, denn Alle haben nur Einen König und Einen Schöpfer. Mit welchen Augen wollt ihr den Tempel dieses gemeinsamen Herrn betrachten? wie wollen euere Füße wagen, sein Heiligthum zu betreten und zu ihm euere Hände sich erheben, noch ganz befleckt vom ungerecht vergossenen Blute? Wie sollt ihr auf diesen Händen den heiligen Leib des Herrn empfangen und wie könntet ihr wagen, dieses Blut an Lippen zu bringen, welche durch ein zorniges Wort das von so vielen Unschuldigen vergießen ließen? Ziehet euch zurück, damit ihr kein neues Verbrechen zu jenen fügt, die euch schon belasten. Gott bindet Euch, laßt es

Euch gefallen, denn das ist das Mittel, euerer Seele die Gesundheit wieder zu geben. Ihr seid David nachgefolgt in seiner Sünde, folget ihm nach in seiner Buße!"

Der Kaiser entwich; und die Welt ist nicht dankbar dem Worte eines Bischofs, welcher dem Gewaltigsten der Erde die Wahrheit und die Nothwendigkeit der Buße auch für ihn gepredigt hat.

Was ging in der Seele des Kaisers vor? Bis in den achten Monat hinein blieben die Kathedrale und der kaiserliche Palast von einander geschieden. Da, als die heilige Weihnacht nahte, traf eines Tages Rufin, der Hofmarschall, den Kaiser in Thränen. „Die Kirche Gottes, klagte er, ist den Sclaven und Bettlern offen, jede Stunde können sie eintreten und zu unserem Herrn beten; aber mir ist die Kirche verschlossen, und damit die Pforten des Himmels, denn ich denke an das Wort des Herrn: was ihr auf Erden binden werdet, wird auch im Himmel gebunden sein." Der Höfling meinte, er wolle vom Bischofe wohl erreichen, was der Kaiser wünsche; aber „nein," sagte der Kaiser, „du wirst ihn zu nichts bereden, niemals wird er durch Furcht vor der kaiserlichen Gewalt das göttliche Gesetz verletzen." Rufin ging nach der Kathedrale, Theodosius folgte; aber bald kam der erstere zurück mit dem Rufe: „es ist nichts zu erlangen; kehrt schleunig zum Palaste zurück!" „Nein," erwiederte der Kaiser, „es ist des Leidens zu viel; ich gehe und werde Alles auf mich nehmen, was er haben will." Als er vor Ambrosius stand, sprach er: „befreie mich von meinen Sünden!" — „Kaiser, was fällt euch ein, das Heiligthum zu verletzen und die göttlichen Gesetze mit Füßen zu treten?" — „Ich will nichts erzwingen, ich begehre nur meine Lossprechung; haltet mir die Pforte nicht verschlossen, welche Gott allen Reuigen aufthut." — „Und wo ist euere Buße?" — „Deine Sache, Bischof, ist es, sie mir anzuzeigen, die meinige, sie anzunehmen." — Nun widerstand Ambrosius nicht mehr; er wollte dem Kaiser nichts befehlen, wozu dieser nicht selbst zuvor schon bereit gewesen wäre, nicht der kaiserlichen Autorität zu nahe treten, sondern nur auf das Gewissen wirken. Als Theodosius die Wahl seiner Buße in das Urtheil des Bischofs legte, rieth dieser ihm ein Gesetz an, wornach ein Urtheil auf Vermögenseinzug oder Tod nur erst 30 Tage nachdem es gesprochen, verkündigt werden, und zuvor noch einmal zur Revision dem Kaiser vorgelegt werden sollte.

Als der Kaiser nun die Schwelle des Gotteshauses überschritt, warf er sich auf die Knie, weinte und betete; und blieb in dieser Haltung bis zum Opfergange.

Allezeit war er darauf bedacht gewesen, das Evangelium zum Grundgesetze des Reiches zu machen; im Eifer der Buße entflammte er sich noch mehr dazu.

Aus dem Jahre 380, aus der Zeit unmittelbar nach seiner Taufe führe ich die Gesetze an, daß jedes Jahr in der Fastenzeit die peinliche Gerichtsbarkeit ruhen und die Strafen körperlicher Züchtigung nachgelassen sein sollen; daß die Wittwe, welche während ihrer Trauerzeit eine neue Ehe eingeht, für infam erklärt wird; die Ehen zwischen Christen und Juden verboten wurden, die reichen Leute ihre Schuldner nicht eigenmächtig einsperren dürfen. Eine große, greifbare Wohlthat erwies der Kaiser seinen Völkern durch die Strenge gegen die Angeber. Jede falsche Denunciation belegte er mit Todesstrafe, und „um unseren Haß gegen jedwede Angeberei auszudrücken," soll der Tod auch Denjenigen treffen, welcher drei Denunciationen macht. Um das Uebel noch weiter auszurotten, verbot er jeden Antrag auf Zuweisung des Vermögens der Schuldigen; auch der Fiscus verzichtete auf einen Theil davon zu Gunsten der Familie der Unglücklichen. Weiteres, wie die Vorschriften für die Beamten zum Schutze der Unterthanen, müssen wir übergehen.

Jetzt im Eifer seiner Buße, am 12. März 391, erklärt Theodosius alle die armen Kinder frei, welche von ihren Vätern in der Noth verkauft worden waren; am 10. Juli ermächtigte er den Privatmann zur Selbsthilfe gegen die Soldaten und Großen bei gesetzwidrigen Angriffen. Und mit der Häresie und dem Heidenthum wollte er länger nicht zusehen Am 15. Mai erging das Verbot zu irgendwelcher Zusammenkunft der Häretiker, sei es im Offenen oder Geheimen; am 27. Februar war das Verbot erschienen, in einen heidnischen Tempel zu treten, die Hände zu einem Götzenbilde zu erheben; sehr strenge Strafen folgten, so sollte ein Opfer wie eine Majestätsbeleidigung erachtet werden. Insbesondere die Beamten waren dabei bedroht. Wir haben schon einmal angeführt, wie schwer Theodosius die Apostaten schlug; jetzt verschärfte er die Strafen; ein Apostat sollte nicht als Zeuge vor Gericht auftreten dürfen; alle Würden, ob sie erworbene oder erbliche waren, wurden ihm abgenommen, er wurde für bürgerlich todt erklärt. Die Tempelzerstörung, die eine Zeitlang unterbrochen gewesen, wurde wieder aufgenommen und zu Ende geführt; dem Heidenthum waren alle Bedingungen seiner Existenz genommen; schon seit Valens war unter die Gebildeten eine Bewegung zum Studium und der Annahme des christlichen Glaubens gekommen; jetzt blieben die Reste des Götterglaubens meist nur noch in den entlegenen Landorten haften, beim einfachen, unaufgeklärten Volke, weßhalb in dieser Zeit auch für die Bezeichnung des Heidenthums der Name Paganismus, Bauernreligion, aufkam.

Noch einmal freilich zuckte es auf, von einer Hand berüh[illegible] die ihm unerwartet kam; ein Usurpator stand auf und schrie[illegible]war Interessen des Heidenthums auf seine Fahne. Kathe-

Schon seit einiger Zeit erhielt Theodosius Briefe von Valentinian, in welchen sich dieser über seine Umgebung, insbesondere über **Arbogast** beklagte, den Theodosius ihm als Rath und General an die Seite gegeben. Arbogast hatte bisher unerschütterliche Treue bewiesen, aber im Besitze aller Macht mochte er diese nicht abgeben, auch nicht an den nominellen Besitzer derselben. Und Valentinian war in ein Alter getreten, wo die Jugend gerne nicht bloß etwas bedeuten, sondern auch sein und wirken will. Valentinian war ein edler, frommer, keuscher Jüngling, der seine Völker liebte und für ihre Wohlfahrt besorgt war. Er versuchte die Fesseln Arbogast's abzustreifen, selbständig aufzutreten. Dieser trat ihm entgegen, wo immer er konnte, und kränkte ihn durch zur Schau tragen seiner Macht. So kam es zum offenen Zwiespalt. Wieder einmal — zum viertenmale — war von Rom eine Deputation in Sachen der Victoria-Statue gekommen; Arbogast führte sie ein, Valentinian sollte überrascht werden; aber wo das Gewissen des Jünglings berührt wurde, da war er sich immer klar; er wies die Heiden ab, ohne sie bis zu Ende anzuhören. Diese Handlung erhöhte seinen Muth gegen Arbogast, und bei einer Audienz, wo dieser Dienstanweisungen, die er selbst aufgesetzt, aus der Hand des Kaisers erwartete, erhielt er ein Decret, das seine Entlassung enthielt. Er aber sagte dem Kaiser ins Gesicht: „nicht von Euch habe ich meine Stellung erhalten, Ihr könnt sie mir auch nicht nehmen!“ Und er zerriß das Decret auf der Stelle, kein Mensch trat für den Kaiser ein; vergebens sah er sich im Kreise umher.

Valentinian fühlte, daß ein Friede zwischen ihm und seinem Minister nicht mehr herstellbar sei; er wollte fort, zu Theodosius; Arbogast wußte jede Reise zu verhindern; er rief nach Ambrosius; jeden Tag frug er, ob der Courier noch nicht zurückgekommen; am dreizehnten Tage machte er einen Spaziergang am Ufer des Rhone, seine Leute entfernten sich und er war allein; da stürzten sich Meuchelmörder auf ihn, die ihn erdrosselten und den Leichnam an einen Baum knüpften. Er hatte eben (392) sein 20. Jahr vollendet; sein letztes Wort soll gewesen sein: o meine armen Schwestern!

Wer der Mörder war, wußte oder ahnte Jedermann; aber nicht sich selbst wollte Arbogast auf den kaiserlichen Thron setzen, er fand es ersprießlicher, dort eine Creatur zu haben und als erster Minister die Macht zu behalten. Seine Creatur fand er in dem Rhetor **Eugen**, dem Archivar im kaiserlichen Palast, der niemals eine Armee commandirt, kein Staatsgeschäft geleistet, nicht Christ und nicht Heide war. Arbogast rechnete so: wenn Theodosius Eugen nicht anerkennt, stützt dieser sich auf die heidnische Partei findet in ihr die Kraft seines Widerstandes.

zum flammte er Altar der Victoria wurde in der Curie des Senates

wieder aufgestellt, die Tempel thaten sich auf und erhielten ihre Güter, die heidnischen Opfer begannen aufs Neue, das Kreuz wurde an den Feldzeichen der Legionen abgenommen. „Ich werde aus der Kathedrale des Ambrosius einen Pferdestall machen," sagte Arbogast, „und seine Geistlichen sollen ihre Pflicht in der Armee lernen."

Auf der anderen Seite gab auch Theodosius dem Kriege den Character eines Religionskrieges. Nicht die Rache am Mörder seines Verwandten, nicht die Usurpation bestimmte ihn, sondern das heidnische Feldgeschrei. Er war glücklich in seinen schönen Provinzen des Orients, die ihm willig gehorchten, er mochte die Regierung des Westens nie übernehmen; er trat ins Alter und litt unter Familienunglück — seine Gemahlin Galla starb in Schmerzen über die Ermordung ihres Bruders Valentinian — nur Christus und Rom bewogen ihn zu dem Feldzuge und er bereitete sich durch Fasten und Bittgänge. Seine Gesetze aus dieser Zeit athmen Milde, sie wollen schützen und trösten, sie zeigen nicht mehr den stürmischen Eifer, der sich in der ersten Zeit seiner Buße kundgegeben; wie vom milden Abendsonnenschein verklärt, zog der Kaiser ins Abendland, aus dem er nicht mehr heimkehren sollte.

Bei Aquileja traf er auf den Feind; am 5. September (394) wurde die Schlacht geschlagen, ihr Ausgang war beim Einbruche der Nacht noch nicht entschieden; Jubel erhob sich im Lager Eugens, Niedergeschlagenheit herrschte in dem des Kaisers. Aber er betete, er weinte, daß sein Gewand feucht ward, und am Morgen des 6. gab er das Zeichen zum Angriff mit dem Kreuzeszeichen. Die Höhen ringsum waren von Detachements der Feinde besetzt, die nur darauf warteten, dem in die Ebene Niedersteigenden den Rückzug abzuschneiden. Vielen entsank der Muth; so oft Halt gemacht wurde, stieg Theodosius vom Pferde und kniete zum Gebete nieder. Da kam die erste, unerwartete Hilfe. Der Commandant der auf den Bergen stehenden Corps, der Graf Arbitrion, wagte in der entscheidenden Stunde nicht, gegen seinen legitimen Herrn zu fechten, und bot, um Gnade bittend, seine Unterwerfung an. Nun war die Armee auf den Flanken und im Rücken frei. Und jetzt erhob sich ein Wind, welcher den Staub aufwirbelte und den Reihen der Rebellen ins Gesicht jagte, so verwirrend, daß Eugen gefangen wurde, eben als er außerhalb der Schlachtlinie seinen Leuten zurief, ob sie ihm Theodosius gebunden brächten. Ein Soldat hieb ihm den Kopf ab; Arbogasts Leichnam wurde mit dem eigenen Schwerte durchbohrt gefunden. Der Glaube des Theodosius auf himmlische Hilfe hatte gesiegt; unermeßlich war die Freude; was soll zum Danke geschehen? frug der Kaiser den heiligen Ambrosius. Mildes Verzeihen! war die Antwort, und kein Blut wurde vergossen, und in der Kathe-

drale von Mailand, wohin die Besorgten ins Asyl sich geflüchtet die Amnestie verkündigt.

Im allgemeinen Jubel war allein stille und von Traurigkeit angeweht Theodosius; er fing zu kränkeln an. Schleunig berief er seinen Sohn Honorius. Mit diesem ging er in die Kathedrale und führte ihn zu Ambrosius, daß dieser sein Beschützer und Berather sein solle; er selbst empfing die heiligen Sacramente, was er seit der Schlacht nicht mehr gethan, denn der Blutgeruch des Schlachtfeldes führte seine Seele nach Thessalonich, und erschaudernd über das diesmal so gerecht vergossene Blut, wagte er lange die heilige Communion nicht.

Seine Krankheit, die Brustwassersucht, nahm einen raschen Verlauf; schon am 17. Januar 395 starb er, erst 50 Jahre alt, der wahrhaft gläubige Kaiser, der nicht nur seine Person, sondern auch die Staatsverwaltung ganz unter die Wirkung des göttlichen Gesetzes gestellt hat.

IX.

Schluß.

Nach menschlicher Anschauung starb Theodosius zu frühe; es war kein Mann mehr vorhanden, der in der Fortsetzung seines Werkes das römische Reich neugestaltet und vom Untergang gerettet hätte, dem es verfallen war.

Unter seine Söhne theilte Theodosius das Reich, Arcadius erhielt den Osten, Honorius den Westen. Jenem stellte er als ersten Rath den Rufin an die Seite, diesem den Stilicho. Beide trugen den christlichen Namen, aber befleckten ihn mit allen heidnischen Lastern und bargen unter der Hülle der Hingebung den ausgreifendsten Ehrgeiz.

Waren auf der einen Seite keine Männer da, welche den Coloß zusammenhielten und den auf den Grenzen herüber- und hinüberwechselnden Barbaren wehrten, so kamen deren immer neue Schaaren und immer wuchtiger wurde ihr Anprall, und immer ausgesprochener ihre Absicht, sich nicht mehr abtreiben zu lassen, sondern das Reich zu zerstückeln und auf seinen abgerissenen Gliedern sich seßhaft zu machen.

Soll mit der Zerstörung des Reiches unter dem Fuße der Barbaren Alles zertreten werden, was an menschenwürdigen Bildungen die alte Welt hervorgebracht? Nein, die alte Welt geht unter und eine neue geht auf; die Organe zu ihrer Gestaltung sind bereits vorhanden, und „neues Leben sproßt aus den Ruinen.“

Ob die Kirche wollte oder nicht, ihre Organe hatten sich

auf allen Lebensgebieten zwischen die staatlichen eingeschoben; diese starben aus Gründen, die auf der Hand liegen, ab und wurden bedeutungslos, während aus jenen frisches Leben quoll und in allen Adern des öffentlichen und privaten Lebens pulsirte. Das ergab sich aus der Noth der Zeiten ganz von selbst, und mit Nichten haben, wie oft fälschlich angenommen wird, die Prärogative, mit welchen die Staatsgewalt die Kirche ausgestattet hat, sie zu dem Baume gemacht, unter dessen Schatten die Völker sich niederließen.

In jeder Provinzialhauptstadt steht neben dem Palaste des kaiserlichen Beamten der Stuhl des Bischofs. Der Präfect ist ein Fremder, er kommt geschickt von einem Herrn und geht, von diesem nach Belieben abgerufen; oder er bleibt, wenn sein Herr durch irgend eine Laune gestürzt wird, und dann dient er Dessen Interessen, die vielleicht von denen des Vorgängers verschieden sind; immerhin aber kommt für ihn eine Zeit, wo er der Provinz wieder völlig entrückt ist, ohne daß er in ihr Wurzel geschlagen. Der Bischof dagegen ist meist ein Kind der Stadt, durch seine Familienverhältnisse mit ihr zusammengewachsen, jedenfalls von ihr nicht mehr entfernbar, seit er als ihr Bischof die geheimnißvolle Ehe mit ihr geschlossen. Aufgewachsen mit seinen Altersgenossen unter den Augen der scheidenden Generation, der Lehrer der nachfolgenden, der Berather, Tröster und Wohlthäter, der Vater und Priester Aller — wohin werden die Herzen sich neigen? Neben dem Tribunal des Präfecten sitzt auch er zu Gerichte; wir haben bemerkt, wie Dies auf die Mahnung des heiligen Paulus hin sich gemacht, wie es in den Zeiten der heidnischen Kaiser geübt, von Constantin gerne gesehen und am Ende des Jahrhunderts eine gesetzliche Ordnung gewesen ist. Der Präfect kommt und geht, er ist mit andern Geschäften überhäuft, er ist für die Interessen des Fiscus verantwortlich, er hat seine eigenen Interessen, oft des Ehrgeizes, der Habsucht; jedenfalls ist seine Tugend der Gerechtigkeit, der Unparteilichkeit, der Milde und Güte nicht so fest umzäunt, wie das bei einem Bischofe der Fall ist, dessen Gewissen die beständige Betrachtung der Verantwortlichkeit vor Gott und der beständige Umgang mit dem Heiligen schärft. Unabhängig von der weltlichen Gewalt konnte auch seine politische Stellung seinen Richterspruch weniger verdächtig machen, als den des Präfecten, und wie verdächtig mußten die Beamten werden, da der Charactere so wenige, die knechtischen Gesinnungen so weit verbreitet waren. So braucht man sich nicht zu wundern, daß der bischöfliche Richterstuhl bald so umlagert wurde, daß die Bischöfe förmlich Klage darüber erheben, daß sie, die vom heiligen Geiste gesetzt, die Kirche Gottes zu regieren und für die Seelen zu sorgen, so viele Zeit auf die Entscheidung von Mein und Dein verwenden müssen. Allmälig ging auch die Crimi-

naljustiz an sie über; mit dem Gerichte über den Kirchendiebstahl wurde der Anfang gemacht; Das zog naturgemäß das Erkenntniß über die Dinge nach sich, die mit den kirchlichen Personen und Sachen in Berührung standen; das Asylrecht entzog den Schuldigen der weltlichen Gerichtsbarkeit und überlieferte ihn der canonischen Strafe, welche den Sünder aus seinem Elende heraushebt, während die gesetzliche Strafe die Infamie verhängt. Vergebens erschien im Jahre 396 ein Gesetz, welches den Mißbrauch mit dem Asylrechte einzuschränken suchte, so sehr war auf dem Boden der Gerichtsbarkeit der Bischof der Mann des Vertrauens, die einflußreichste Persönlichkeit in der Provinz geworden.

Um den Bischof treffen wir eine sehr zahlreiche, meist aus dem vermöglicheren und gebildeteren Stande hervorragende Geistlichkeit, die sehr geehrt ist; warum denn aber auch sollte sie es nicht sein, die mit ihrem guten Herzen dem Volke in allen Lagen des Lebens am nächsten steht, die Zeugin seiner Nöthen, seine Beratherin im schweren Kampfe des Lebens, die tröstend und helfend an seinem Unglücke theilnimmt und seinen Freuden die Weihe des höheren Lebens gibt. In ihrer ganzen Maschinerie besaß die Staatsverwaltung kein ähnliches Organ, und so groß war das Vertrauen, das die Geistlichkeit beim Volke genoß, daß auch die Staatsgewalt demselben nicht fremd bleiben konnte; so war z. B., wenn die auseinandergehenden Interessen einer Gemeinde und des Fiscus ausgeglichen werden sollten, wenn es galt einen Defensor der Stadt aufzustellen, die Frage von vornherein entschieden, daß derselbe aus den Reihen der Geistlichkeit genommen werden müßte, wenn die streitenden Parteien der Wahrung ihrer Interessen sicher sein wollten.

Aus den Händen der Kirche kam auch Brod, und wir wissen, wie seit Jahrhunderten der Boden des Reiches stets verarmte und seine Bewohner nicht mehr nährte; so weit war es gegen das Ende des vierten Jahrhunderts hin gekommen, daß das Geschlecht der freien Landwirthe fast ausgestorben war. Da kamen die Mönche und überschwemmten die verlassenen trostlosen Ländereien; gerade mit der allgemein gewordenen Trostlosigkeit, mit der auf den höchsten Grad gestiegenen Verarmung des Bodens fällt die außerordentliche Vermehrung der Mönche zusammen. In ihren Regeln aber steht die Pflicht der Arbeit; daher wo immer eine Klosterzelle gebaut wird, empfindet das Erdreich die Wirkung des göttlichen Wortes: im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brod essen; die Handarbeit ergreift der Mönch, mag er in der Welt was immer gewesen sein, Senator, Hofbeamter oder ein geringer Mensch; er arbeitet nicht zum Gewinn, sondern zur Heiligung seiner Seele, er arbeitet auch für Andere; das ist für diese ein aufmunterndes Bei-

spiel, das Kloster wird ein Centralpunkt, um den sich andere Arbeiter ansiedeln, und da die Klöster frühzeitig von den Abgaben befreit oder wenigstens milde vom Fiscus behandelt wurden, so drängten sich die Bedrückten in den Schutz derselben, und dies um so lieber, als sie dadurch ihre persönliche Freiheit nicht einbüßten, nicht entwürdigt wurden, sondern im Gegentheile Aufnahme in die Reihen der Mönche selbst finden konnten. Verschieden von den Mönchen des Morgenlandes, welche dem beschaulichen Leben und der theologischen Speculation mehr hingegeben, die abgeschlossene Einsamkeit aufsuchen, verwächst der Mönch des Abendlandes mit dem Landvolke, wird sein Patron und sein Erretter aus der Armuth und Sclaverei oder Leibeigenschaft eines Herrn, der ihn nur ausnutzt, und so ist es auch hier wieder die Kirche, welche um Verhältnisse sich annimmt, womit die Hände der Staatsgewalt nichts mehr anzufangen wußten.

Was zur Aufhebung der Sclaverei bisher geschehen, wissen wir, aber darauf haben wir hier am Wendepunkt der Zeit zu achten, welche Gefahren eintraten, um auf einmal die Massen der Sclaverei ins Unendliche zu vermehren: das ist der Hunger, und das sind die Kriegszüge der Barbaren. Und doch, als die Fluth der Völkerwanderung abgelaufen war, ist die Sclaverei wie verschwunden. Auch das hat die Kirche bewirkt und zwar mit ihrer Lehre der brüderlichen Liebe, welche in jedem Menschen das Ebenbild Gottes und einen Gleichberechtigten zu allem Glück und jeder Stellung des Lebens sieht. Die Verbreitung dieser Gesinnung, mächtig gefördert durch die großen Lehrer der Kirche in Predigt und einem weitverbreiteten Schriftthum, bereitete der Gesetzgebung den Weg, die dann Schritt für Schritt in legale Formeln faßt, was in der Gewohnheit des Lebens sich bereits eingewurzelt hatte.

Und was hat die Kirche aus der Familie gemacht?

Was die Gesetzgebung zum Theile angestrebt, aber niemals zu erreichen vermocht hatte. Die Kirche knüpft das Band der Ehe unauflöslich, die Gatten treten zur Gemeinschaft des Lebens für immer zusammen; nicht Gelüste, nicht Laune wird fortan sie mehr scheiden; der Mann erschaut in der Frau die Gleichberechtigte, seine Herrschaft und ihr Gehorsam werden durch die heilige Pflicht getragen, die Liebe wird genährt durch den Ausblick über diese Zeit hinaus, die Kinder, in der Ehrfurcht vor Gott und den Eltern erzogen, schließen sich an Vater und Mutter an und auch in ihrer Zerstreuung haben sie die geliebte Heimath im Elternhause. Das ist das Wunder, das die Kirche gewirkt hat, ihre eigenste, segensreiche That. Die Gesetze der besten Kaiser sind soweit nicht vorgedrungen; wie gehen sie für ihre Person mit dem Ehebande um, und noch bis ins achte Jahrhundert hinein sprechen sie das Recht

der Ehescheidung aus, ein Wort, das in der christlichen Familie völlig fremd geworden ist.

Alle menschlichen Interessen, für welche keine Staatsgewalt ausgiebig sorgte, die Wahrheit, die Freiheit und das Recht, die materielle Wohlfahrt und das Heiligthum der Familie, hat die Kirche in die Pflege genommen, oder vielmehr sind ihr in die Pflege gegeben worden, nicht durch den Zufall, durch Gottes heilige Vorsehung, damit für die nahenden Stürme der Völkerwanderung die Schutzlosen und unsäglich Bedrängten einen Hort hätten, und auf festen Stützen das Gebäude der neuen Zeit sich erheben könnte. Nicht die christlichen Kaiser haben die Kirche in den Stand gesetzt, diese Mission zu übernehmen; man täuscht sich, wenn man die Action der Kaiser überschätzt. In den 80 Jahren, seit Constantin das Kreuz im römischen Staate aufgepflanzt, hat die Kirche kaum in einem Drittel davon den Schutz der Staatsgewalt erfahren, in den ersten zehn Jahren Constantins und in der kurzen Regierung des Theodosius; Constantius und Valens verfolgen sie, Julian wünscht sie zu zertreten, Valentinian steht ihr in fast eisiger Kälte gegenüber; in der größeren Zahl der Jahre also ist sie in ihrem Glauben bedrängt und in der freien Entfaltung ihrer Kräfte gebunden; wenn dennoch sie allein feststeht, wo ringsum Alles zusammenstürzt, wenn was nach Leben und Wohlfahrt verlangt, an sie sich klammert, und wenn eine solche Fülle von Lebenskraft aus ihr strömt, daß sie im buchstäblichen Sinne die Erzieherin der Völker und die Schöpferin der neuen Zeit auf den Ruinen der alten geworden ist, dann muß auch das blödeste Auge hier ein Wunder erkennen.

Die Kirche allein bewahrte im Getöse der Völkerwanderung und in den Todesängsten, mit welchen ihre Trübsale die Herzen zusammenschnürten, die Hoffnung der Zukunft und das frische freudige Streben zur Gestaltung der chaotischen Massen. Der patriotische Sinn des römischen Reiches hatte keine Nahrung mehr erhalten, seit die Kaiser von Rom weggezogen waren, mit der Theilung des Reiches und der Verlegung der Residenzen war durch das ganze Gebäude ein Riß bis ins Fundament hinein gegangen; aber zu Rom saß nun ein Anderer, nicht ein Weltherrscher, aber die Völker, deren Gedanken und Sympathieen von Rom nicht wegzogen, sahen ihn als Denjenigen an, welcher den von der Kaisergewalt verlassenen Platz einnahm; das Reich war verloren, die Freude am Vaterlande dahin, aber „die Kirche ist nicht im Reiche, das Reich ist in der Kirche," sagte der heilige Ambrosius, und in diesem Worte ist der Grundgedanke der mittelalterlichen Welt, die jetzt auf den Trümmern des römischen Reiches sich bilden wird, ausgesprochen.

Siebentes Kapitel.

Die Völkerwanderung und ihre Gestaltungen.

Schon seit geraumer Zeit war in der Geschichte des römischen Reiches von den Barbaren die Rede, welche die Grenzen beunruhigten, in die Provinzen einfielen und einen Schrecken vor sich hertrugen, daß Rom mehr als Einmal erzitterte. Nicht immer kamen die Barbaren nur zu flüchtigen Feldzügen, schon die Cimbern und Teutonen hatten Weib und Kind mitgebracht, und schon damals konnte man von einer Völkerwanderung sprechen. Jetzt in Folge des Einbruchs der Hunnen (374) treten die Völkerzüge nicht mehr sporadisch auf, sondern es findet ein beständiges Verschieben von einer Reihe von Völkern und Wanderungen mit bestimmt ausgesprochenem Zwecke statt, der kein anderer ist, als die Zertrümmerung des römischen Reiches und die Gründung neuer Reiche auf dem Boden desselben.

Man hat vielfach gesagt, daß ein nationaler Haß der den Grundstock der Völkerwanderung bildenden germanischen Völker sie zum Bündnisse gegen Rom zusammengeführt habe und das Reich durch einen Nationalkrieg zertrümmert worden sei. In dieser Ausdehnung ist die Sache nicht richtig. Wohl bestanden Völkerbündnisse, aber die einzelnen handelten auf eigene Faust, und außer nationalem Hasse wirkten zur Wanderung noch manche andere Ursachen zusammen. Offenbar liegt der Grund der Völkerwanderung tiefer. Die Germanen wurden berufen, die Strafgerichte Gottes am Römerreiche zu vollziehen, die Elemente desselben durch Züchtigung zur Läuterung zu disponiren, selbst aber in die Kirche aufgenommen und dadurch die Träger der neuen Ordnung zu werden.

Da, wie schon bemerkt, die germanischen Völker den Grundstock der Völkerwanderung bilden, so stellen wir dem Berichte über die Wanderung und deren Gebilde eine Schilderung der germanischen Verhältnisse voran, wie sie uns in der Zeit entgegentreten, da unsere Stammväter längst auf unserem heimischen Boden seßhaft waren.

I.

Die Germanen.

In der Zeit, da Tacitus schrieb, ging bei den Germanen die Stammsage: der erdgeborene Gott Tuisko (oder Thuisto) hatte einen Sohn, Mann, dieser aber drei Söhne, aus denen die drei Hauptstämme, die Ingävonen, Hermionen und Istävonen entsprossen sind. Die Germanen sahen sich also als Ureingeborene im

deutschen Lande an. Das zeigt, daß in der Zeit, da Tacitus seine Nachrichten gesammelt hat, die deutschen Völkerschaften bereits sehr lange Zeit in ihren damaligen Wohnsitzen gewesen sein mußten, sonst hätten sie nicht den Glauben haben können, daß sie diesem Lande entsprossen seien. Es mußte eine große Reihe von Generationen hingegangen sein, ehe die Erinnerung an die Wanderzüge verschwunden sein und der Glaube an die Ureinwohnerschaft in den gegenwärtigen Wohnsitzen an die Stelle früherer Erinnerungen treten konnte.

Dem angeführten Glauben entgegen weist Alles, namentlich die Sprachstudien, auf die asiatischen Hochgebirge als die Heimath der deutschen Völkerschaften hin. Und da auch manche Stammsagen vorhanden sind, welche die Ursprünge der Germanen in den Norden verlegen, so ging der Zug derselben aus den asiatischen Hochgebirgen mehr als wahrscheinlich so, daß sie zuerst nordwärts sich gewendet und von hier dann erst nach langem Aufenthalte ihre Verzweigungen in den Süden geschickt haben.

Aber diese Zeit, ebenso die der Einwanderung auf deutschen Boden läßt sich nicht ermitteln und es bleibt auf ihr, wie auf dem Namen der deutschen Völkerschaften ein sagenhaftes Dunkel, das wie Nordlands Nebel sich nicht mehr wohl zerstreuen läßt.

Ueber die Namen „Germanen" und „Deutsche" ist viel gestritten worden. Soviel ist sicher, daß der erstere ursprünglich von den Fremden herrührt, und daß sich die deutschen Völkerschaften den letztern selbst gegeben haben. Ob nun Germanen aus dem Deutschen, Römischen oder Keltischen abzuleiten und demzufolge Wehrmänner, Glieder einer Wehrmannei, oder Bewohner von Berglandschaften, oder Abkömmlinge von Jören zu nennen sind, hat im Grunde nichts zu bedeuten. — Der andere Name, Deutsch, hat zu seiner Wurzel Diet, was in allen altdeutschen Dialecten Volk bedeutet. Die Deutschen nannten sich das Volk schlechtweg und es ist sehr wohl möglich, daß bei dieser Bezeichnung der Gedanke an die gemeinsame Sprache aller deutschen Völkerstämme vorschwebte. „Deutsche" bedeutet in der That auch die einander verständlich Redenden, was auch Slawenen bedeutet, und die Slaven nennen die Deutschen Njemetz, d. i. die Verstummenden.

Indem die deutschen Völkerschaften zur Zeit, da sie in die Geschichte eintraten, sich als die Ureinwohner ihrer damaligen Wohnsitze ansahen, so hatte ihr Character, ihre Lebensweise und ihr ganzes Wesen von den örtlichen Verhältnissen dieser Wohnsitze damals schon sein bestimmtes Gepräge erhalten. Wir erinnern nur daran, daß der deutsche Boden einige, aber keine allzugroße Mühe erforderte, um von ihm genügenden Lebensunterhalt zu erzielen. Er gestattete seinen Bewohnern weder volle Hingabe an träge

träumende Ruhe, wie das die südlichen Länder thun, noch forderte er ein titanisches Ringen gegen die überwältigende Wucht der Elemente, wie das im Nordlande nothwendig ist. Aber immerhin bedarf es kräftiger Naturen, um in dem alten Deutschland sich wohnlich und heimisch finden zu können. Sie waren solche kräftige, gewaltige Naturen, und kampfesfreudig wie sie waren, haben sie in dem Ringen mit den Elementen und mit dem Gewild und den Stammesfeinden ihre Wohnsitze behauptet und liebgewonnen. Diese Anhänglichkeit an den heimischen Boden ward noch viel fester in die Herzen hineingewurzelt durch den religiösen Glauben, daß ihr Stammvater ein erdgeborener Gott und der erste Mensch als Esche und Erle dem Boden entwachsen sei. Hiedurch ist die Bewurzelung auf der heimischen Erde festgegründet. In ihr ruhen die Vorfahren, der Stamm, und wie die Zweige vom Stamme sich nicht scheiden mögen, so der Deutsche nicht von seinem Stammbaum, von seinem heimischen Boden. Hieraus fließt dann der dem deutschen Character innewohnende Drang nach der Absonderung und Individualisirung.

Aber auf der anderen Seite ist die melancholische Einsamkeit der dunkeln Waldthäler, der träumerische Himmel darüber, das Rauschen der breiten Ströme weit in unabsehbares Land hinaus, die blauen Gebirgsfernen gar sehr geeignet ein Träumen und Sinnen zu fördern, und mitunter mögen aus der dunklen Tiefe der Seele die Erinnerungen an die gewaltigen Wanderzüge von den hochasiatischen Ländern her wieder aufgetaucht sein, denn wir sehen zu Zeiten im deutschen Volkscharacter einen Trieb und Drang nach ungemessener Wanderschaft in das Blaue hinein, ein Sehnen und Suchen nach ungekannten Dingen, während das Nächstliegende unbeachtet gelassen wird. Und dieser Drang nach dem Allgemeinen erscheint als das zweite bezeichnende Merkmal des deutschen Volkscharacters, und die Bedeutung des deutschen Volkes in der Geschichte nach allen Richtungen derselben erscheint gerade durch diese zwei besonders hervortretenden Charactereigenthümlichkeiten bedingt.

Aus dem dunkeln Hintergrunde der deutschen Göttersage sehen wir in noch deutlich erkennbaren, wenn auch nicht mehr stark markirten Zügen einzelne Spuren von dem ursprünglichen Glauben an das Eine göttliche Wesen hervorragen. In allen deutschen Dialecten wird für dieses der Name Gott gebraucht, und zwar ohne Artikel. Es wird allgegenwärtig und wissend gedacht und in heiliger Scheue wird sein Name nur selten ausgesprochen.

Aber dem Entwicklungsgesetze des Heidenthums folgend, haben sich auch im deutschen Götterglauben frühe schon die Eigenschaften der Gottheit zu selbständigen Wesen abgelöst und in eigene Götter sich ausgestaltet, so daß neben einer Ahnung einer Gottdreiheit eine

Zwölfzahl von Göttern sich findet, deren Kenntniß uns freilich noch nicht vollständig geworden ist.

Die rein menschliche Auffassung des göttlichen Wesens hat ihm eine Gemahlin zur Seite gegeben und nun beginnen die Abstammungen. Es gibt halbgöttische und überhaupt höhere, über die Menschennatur hinausragende Wesen, welche theils göttlichem Blute entsprossen sind, theils zu Personificationen geheimnißvoll waltender Naturkräfte, theils zu ihrer Würde dadurch gelangen, daß sie im Auftrage der Gottheit besondere Verrichtungen ausführen.

Die Götter sind dem Menschen zu freundlicher Hilfe nahe. Meist sind sie unsichtbar, aber sie wandeln auch in sichtbaren Gestalten auf der Erde und suchen ihre Schutzbefohlenen heim. Doch der Wandel auf Erden dauert nie lange Zeit. Sie reden eine eigene Sprache, erfreuen sich beim Mahle, an Jagd und dem Krieg der Menschen. Sie sind jung und altern; ihre Schönheit erstirbt und ihre Kraft kann gebrochen werden, wenn sie sich nicht dem Quell des Lebens nähern, der außerhalb ihres eigenen Daseins fließt.

Zu ihnen betet der Mensch. Ueber die Stellung beim Gebete, Falten oder Erheben der Hände, Knien und dergleichen haben wir keine Nachrichten; da aber das Gebet solche äußere Kundgebungen mit sich bringt und auch die Nachricht sich erhalten hat, daß betende und opfernde Heiden gegen Norden geschaut haben, während dieser den Christen als das Reich der Nacht galt, so dürfen wir mit Grund vermuthen, daß auch das Gebet der heidnischen Deutschen von significanten Kundgebungen begleitet war.

Von den Opfern wissen wir schon mehr. Da ihre Veranlassung darin besteht, entweder der Gottheit für ihre Gaben zu danken, oder sie in ihrem Zürnen zu versöhnen, oder für den glücklichen Ausgang einer Sache geneigt zu machen, so finden wir auch in der deutschen Religion Dank-, Sühn- und Bitt-, oder richtiger Weissagungsopfer.

Die Danksagungsopfer waren unschuldig und fröhlich, Gaben aus der Pflanzenwelt, sie kehren oft und regelmäßig wieder und bilden sich zu gewohnten Festzeiten aus.

Seltener waren die Sühnopfer, weil die Gottheit nicht immer zürnt. Sie waren ernst und forderten, daß ein Wesen sein Leben lasse. Je größer die Gottheit und der Zorn derselben, je wichtiger die Veranlassung zum Opfer; desto kostbarer mußte das Blut sein, das ihr fließen soll. Den erhabensten Göttern fielen auch Menschen als Opfer. Es waren zumeist Männer, in der Regel Kriegsgefangene und Verbrecher, aber auch Könige und Königssöhne, weil auf ihrem Haupte der Fluch oder der Segen der Götter für das Volk sich sammelt. Wie der Erstling aus der Thierwelt den Göttern zum

Opfer fällt, so auch der Erste der Kriegsgefangenen, als der Erstling der kostbaren Siegesgabe, welche die freundliche Gottheit ihrem Volke in die Hand gegeben.

Thieropfer sind gewöhnlicher, sie fallen aber meistens als Dankopfer. Es sind männliche Thiere, deren Fleisch genossen werden kann, sonst eignen sie sich nicht zum Opfer; sie darf noch kein Mensch zu eigenem Dienste gebraucht haben, ihre Farbe ist weiß, und bekränzt werden sie in der Volksversammlung umhergeführt, ehe sie am Altarsteine geschlachtet werden. Das über die Rinne des Altarsteines herabfließende Blut wird vom Priester aufgefangen, der die Tische und heiligen Geräthe und das Volk damit besprengt. Den Göttern wird ein edler Theil, gewöhnlich das Haupt dargebracht, auf Stangen gesteckt oder in die heiligen Bäume geheftet; das Uebrige wird gesotten (nie gebraten) und von den Priestern zum Opfermahle an das Volk vertheilt.

Die vorzüglichsten Thieropfer sind die Pferdeopfer, denn das Pferd ist dem kriegsfreudigen Deutschen das edelste Thier, es kommen aber auch die Opfer von Rindern, Ebern, Ferkeln, Widdern, Böcken und Hahnen vor.

Den Opferdienst in der Volksversammlung, als Stellvertreter des Volkes, besorgt der Priester; die privaten Opfer werden vom Hausvater dargebracht. Der Priester heißt bei den Burgunden Sinisto, der Aeltere, Ehrwürdige, im übrigen Deutschland Ewart, denn er wartet dem Gesetze, dem göttlichen und menschlichen; er ist also thätig bei Gottesdienst und Gericht und bei allen öffentlichen Handlungen, welche unter Anrufung der Götter vor sich gehen oder ihnen zu Ehren verrichtet werden. Sie haben die Hut der heiligen Haine, der Tempel und Götterbilder, sie begleiten die Gottheit auf ihren Umzügen, bringen feierliche Gebete und Opfer dar, weihen Könige und Leichen und wahrscheinlich auch die Ehen, nehmen die Eide ab, und weissagen aus dem Wiehern der weißen heiligen Rosse und der Eingeweiden der Thiere.

Neben ihnen stehen auch Priesterinnen, denen aber mehr die Weissagung als die übrigen priesterlichen Functionen zukommen. Sie sind nicht so schrecklich, wie die Priesterinnen der Cimbern, die bei den blutigen Menschenopfern thätig waren.

Die Priester aber und der Opferdienst verlangen heilige Cultusstätten, und wir finden deren auch bei den Germanen. Es sind nicht ausschließlich, aber zumeist die Wälder, die als besonders heilige Stätten für den Cultus erkoren werden. Im Wald ist es ein eingefriedigter Raum, in dem alte ehrwürdige Bäume stehen. In diesen wird das Heiligthum gedacht, und die Gottheit kündigt ihre Gegenwart durch das hehre Rauschen in den Wipfeln an. Hier in besonderer Abtheilung befindet sich der Opferaltar, der heilige

Wagen, auf dem die Gottheit ihre Umzüge hält, der als Opfer dargebrachte Theil der Kriegsbeute und in den Baumwipfeln hängen die geopferten Thierhäupter. Das Heiligthum frei zu betreten, ist nur dem Priester gestattet, jeder Andere wird gebunden hingeführt, und wenn er fällt, darf er sich nicht selbst erheben. Wer aber in den äußeren Raum tritt, befindet sich im Gottesfrieden. Oft ist es ein einzelner Baum, an den sich der Cult knüpft, oder eine Gruppe von Bäumen; gerne werden sie als Heiligthümer gedacht, wenn sie auf einsamer Hochwacht sich befinden.

Es ist irrig, wenn man glaubt, die alten Germanen hätten nicht auch Tempel gehabt; sie kommen schon in frühester Zeit vor und man nannte sie hof, halla, sal, pëtahus. Es wird z. B. im Jahre vierzehn n. Chr. von einem Tempel der Tanfana bei den Marsen berichtet. Auch Götterbilder finden sich, in der frühesten Zeit freilich nicht, als die heilige Scheu die Gottheit, noch in weiter Ferne gedacht hatte und man sie auch nicht oft auszusprechen wagte. Damals hatte jeder Gott sein Symbol, und wie in der spätern Zeit bei den Festen die Bilder der Götter umgetragen wurden, so im höheren Alterthum ihre Symbole. Zu den Götterbildern sind schließlich auch die Irmensäulen zu zählen. —

Der höchste und wohl bei allen deutschen Stämmen verehrte Gott ist Wuotan. Er ist, wie schon sein Name bezeichnet, „die alldurchdringende, schaffende und bildende Kraft, welche den Menschen und allen Dingen Gestalt und Schönheit verleiht, von dem Dichtkunst ausgeht und Lenkung des Kriegs und Siegs, von dem aber auch die Fruchtbarkeit des Feldes, ja alle höchsten Gaben und Güter abhängen. So allumfassend ist sein Wesen, daß alle anderen Gottheiten gleichsam nur als Ausflüsse von ihm, als seine verschiedenen Eigenschaften erscheinen, als Vollstrecker seines Willens, wie denn auch Viele ihn als Vater ehren; er ist der Himmel, der die Erde schützend umfängt, er ist die Sonne, die allen Wesen Licht und Kraft verleiht. (Wolf, die Götterlehre S. 18 f.)

Hoch im Himmel hat er seinen Thron, von dem aus er den Himmel und alle Wohnungen auf Erden überschaut. Auf seinen Schultern sitzen zwei weise Raben, die ihm Alles ins Ohr sagen, was sie auf Erden gesehen und gehört haben. Bezeichnend für die heidnische Auffassung von seiner Allwissenheit ist, daß diese an seinen Hochsitz geknüpft ist, denn wer diesen besteigt, der schaut Alles, was im Himmel und auf Erden vorgeht.

Wenn die Helden zur Schlacht ziehen, so denken sie sich den Gott, wie er in voller Waffenherrlichkeit über ihnen waltet und den Sieg verleiht. Von seinem göttlichen Rosse, das durch die Lüfte stürmt und die Wasser überschreitet, stammen ihre edlen, zur Heldenarbeit tüchtigen Rosse, und seinen geliebten Helden leiht dieser

Gott auch seine Siegeswaffen. Die in der Schlacht fallen, werden in seinen Saal getragen und hier credenzen ihnen die wunderschönen Walkyren Speis und Trank, und nach dem fröhlichen Heldenmahl streiten sie in den Hallen und ziehen mit dem Gotte zur Jagd aus. Da tönt es in den Lüften mit Jagdruf, Hörnerklang und Hundegebell. An der Spitze der Schaar reitet Wuotan auf seinem weißen Rosse, und noch heute wird das wilde Heer, das besonders in den heiligen Nächten der Zwölften, (d. i. von Weihnachten bis heilige Dreikönig) durch die Lüfte braust, das umziehende Wuotansheer genannt.

Aber er ist nicht nur der Siegesverleiher, sondern er ist überhaupt der Gott des Wunsches und der freundliche Geber alles Heiles, was die Menschenbrust verlangen mag. Er verleiht Weisheit und Dichtkunst, Reichthum und Glück, den Schiffenden Wunschwind und dem Landmann fruchtbares Wetter.

Um Michaelis und Martini entzündete man ihm große Feuer, schlachtete die Opfer und hielt ein Opfermahl, bei dem man dem Gotte seine Minne trank. In dieser Zeit ritt er dann auf seinem Rosse um und spendete seinen Segen.

Donar. Stellt Wuotan das geistig schaffende und waltende Wesen dar, so ist Donar, der kraftvollste seiner Söhne, der gewaltige Streiter wider die den Göttern und Menschen feindseligen Elementargewalten. Wuotan hatte die Riesentochter Jörd, die Erde, umarmt, und Donar erstand, der nun der Schirmer und Schützer seiner Mutter ist und ihr Fruchtbarkeit verleiht. Wenn er in seinen rothen Bart bläst, so zucken die rothen Blitze über die Erde hin, seine Rechte schleudert den Hammer Miölnir, den Malmer, der immer wieder in seine Hand zurückkehrt, und sein Wagen mit dem Bockgespann rollt donnernd durch die Wolken; da erzittern die Berge, brechen die Felsen und in Flammen steht Tiefe und Höhe. Der Mensch aber wagt es vor Ehrfurcht nicht, nach ihm aufzuschauen, und er läßt, wie Wolf schön sagt (S. 24), „jede Arbeit, selbst das Mahl ruhen, und kein Würmlein ist so klein, das beim Donnern nicht erbebte.“ Ihm schwillt gegen den Jötunenzorn Asenzorn, und die Eddalieder nennen ihn: „Freund der Menschenstämme; der die Geschlechter schirmt, der Schlange Alleintödter; Zerschmetterer der Felsbewohner; Riesenweibsbetrüber,“ und er sagt selbst von sich: „Ich war im Osten und schlug der Jötune schadenkluge Bräute, die zum Berge gingen; groß würde der Jötune Geschlecht, wenn alle lebten; aus wär' es mit den Menschen unter Midgard.“

Seine Feste fallen in den Frühling, in die Zeit, wo er das Wachsthum und die Fruchtbarkeit fördert, und seine Heiligthümer werden gerne auf Berge verlegt, wovon z. B. der Donnersberg jetzt noch Zeugniß gibt. —

Fro. Auch er ist wie die beiden ersten ein Gott der Fruchtbarkeit. Seine Götterarbeit geht nicht direct gegen feindselige Gewalten, er ist kein Freund von Krieg und Kampf, dieser wunderschöne, herrliche, leuchtende, sondern er ist erhaltend, befruchtend und erfreuend, und so möchte ihm das Amt beschieden sein, in der Götter- und Menschen-Mitte das Leben zu höheren Bildungen emporzuführen, wie Donar durch Krieg mit den Elementargeschwistern, so Fro durch Erfreuen und Beseligen.

Er wird besonders von Frauen und Mädchen verehrt als der Gott der zusammenführenden und beseligenden Liebe. Letztere riefen ihn gerne um Weihnacht an und befragten ihn um den künftigen Freier, die ersteren baten um Kindersegen. Dabei ward sein Bild geschmückt und bekränzt, und von Pflanzen war ihm der Rosmarin heilig, der noch heutzutage in manchen Gegenden von den Hochzeitsgästen getragen wird.

Als der Gott, der die Sonne lenkt, wird er vom Landmann, um des Feldes Befruchtung und um den Schutz des Viehstandes angerufen. Bei Seuchen brannten ihm sogenannte Nothfeuer, zu denen das Vieh getrieben wurde, voran die ihm besonders heiligen Schweine. Seinen Wagen zog ein goldborstiger Eber, der auch in der Nacht leuchtete und pferdegeschwind rannte.

Zio und Sahsnot. Sie sind die wundenschlagenden und todbringenden Kriegsgötter, die selbst in das Männergewühl sich mischen. Sie zählte der kriegslustige Deutsche zu seinen hehrsten Göttern. Zios Symbol ist das Kriegsschwert, das die Quaden göttlich verehrten; die Schwerttänze geschahen ihm zu Ehren. Im Norden wird er einhändig dargestellt, weil er nur einem Theile der Streitenden Sieg verleihen kann. Seine Rune ↗ wurde in die Schwerter geritzt und sein Name dabei zweimal ausgesprochen. Sein heiliger Tag ist der Dienstag. Ihm ganz gleich, vielleicht derselbe mit ihm ist Sahsnot, d. i. der Schwertgenoß. Da die Sachsen ihren Namen von dem Steinschwert haben, das sie führen, so haben sie ihn wohl als ihren Stammvater verehrt.

Paltar. Er ist wie Wolf ihn characterisirt, der weise, beredte und milde Gott; der gerechteste, dem die Menschen Gesetz und Recht danken, dabei zugleich der schöne weiße, wie Himmel, Licht und Tag leuchtende Herr, der Baldur des Nordens, ein Sohn Allvaters und seiner Gemahlin Frigga. Er wohnte in weit schimmernder Wohnung, worin Alles von Gold und Silber glänzte, sein Sohn war Prant, der strahlend schöne, seine Gattin nach nordischer Ueberlieferung Nanna, die Kühne. Auch er der Milde, aber Gerechte, mischte sich in die Schlacht und brachte den Seinen Hilfe, und weil er mit seines Rosses Huf oder seines Speeres Stoß dem durstenden

Heere dereinst eine Quelle erweckt hatte, so wurden ihm besonders Brunnen, Auen und Haine geweiht.

Aber der lichte Gott des Rechtes und des Gesetzes wird aus den Reihen der Seligen gerissen, den hohen Göttern durch Lokis Verrath entrissen und muß in Hellias Wohnung bleiben.

Forasizo, d. h. der Vorsitzende, Paltars Sohn, ein Gott des Rechtes und der Gerechtigkeit, der den Gerichten Vorsitzende, der sein vorzüglichstes Heiligthum auf der Insel Helgoland hatte.

Aki ein Meergott. Wol ein lichter Gott der Jagd.

Lohho, Loki, der Unheimliche, Verderbendrohende, Böse. Nachdem er an Paltars Tode schuldig geworden war, gingen die Götter auch auf sein Verderben aus, und als ihn Donar gefangen hatte, banden sie ihn mit den Eingeweiden seiner Söhne über drei scharfkantige Felsen. Ueber ihm hängt ein Wurm, der ihm sein Gift in das Gesicht träufelt, aber Lokis Weib fängt die Tropfen auf, doch wenn die Schaale voll ist, und sie dieselbe ausgießt, tropft ihm das Gift in das Gesicht und da zittert er vor Schmerzen, daß die Erde bebt. In vielen Teufelsgeschichten findet man seinen Mythus.

Fast jeder männlichen Gottheit steht eine ihr (und ihrem Amte) ähnliche weibliche Gottheit zur Seite. Die einzelnen Göttinnen sind unter einander fast gar nicht verschieden, und Allen ist es gemeinsam, als Mutter über den Menschen zu walten. Es spiegelt sich in ihnen ganz das trauliche, häusliche Wesen, wie es einen Grundzug des deutschen Characters bildet. Sie gründen den geordneten Hausstand, lehren das Feld bauen, Korn backen, den Flachs bereiten, spinnen u. dgl. Die weiblichen Gottheiten der Deutschen zeichnen sich besonders durch Ernst und Sittsamkeit vor den Göttinnen der Römer und Griechen aus.

Nirdu (Nerthus, nicht aber Hertha), die mütterliche Erde. Tacitus berichtet über sie, daß in heiligem Haine auf einer Insel des Oceans ihr Heiligthum stehe. Von hier aus zieht sie auf einem mit Tüchern ganz verhüllten, von Kühen gezogenen Wagen durch das Land. Während dieses Umzuges sind Feiertage, woselbst das Waffenhandwerk ruht, bis der Priester die Göttin zurückgeführt hat. Dann wird von Sclaven der Wagen und die Tücher in einem geheimnißvollen See gewaschen, und wer dabei beschäftigt war, wird von der Tiefe verschlungen.

Holda, die holde, liebe, freundliche Göttin des häuslichen Fleißes, die Schirmerin der Liebenden, die beschützende und segnende Göttin der Ehen. Sie wohnt gerne in Seen und Brunnen, an denen sie Mittags, sich sonnend, sitzt, und aus denen die Kinder vom Storche, dem ihr heiligen Vogel, geholt werden, denn die

Ungeborenen sitzen bei ihr in schönen Häusern. Auch in Bergen wohnt sie, und wenn sie von den Eheleuten erzürnt wird, so läßt sie allen Kindern rufen und diese kommen dann zu ihr in die unterirdischen Bergpaläste.

Die Mädchen verehren sie besonders, und in den heiligen Nächten schauen sie in den Brunnen, um ihren künftigen Bräutigam zu sehen. Als Opfer läßt man nach der Ernte ein Bündel Flachs auf dem Felde stehen.

Parehta (Berchta, Perchta), die Leuchtende, Glänzende, Weiße, Hehre, wurde besonders in Schwaben, Bayern, Oesterreich, dem Elsaß und der Schweiz, d. h. in jenen Gegenden verehrt, wo Holda nicht gekannt war. Sie ist Holda fast gleich, nur daß sie viel eher als jene einen strengeren Character annimmt.

Firgunia, Hluodana, Tanfana, Nesulennia, Hruoda, die leuchtende, ruhmvolle, Ostara die lichte Morgengöttin.

Frouwa die frohe, erfreuende Schwester Fro's. Von ihrem Gatten verlassen, zog sie in der Welt umher und weinte bittere Thränen. Aber sie zieht auch als schützende Frau mit den Helden zum Streit, und dann wurde sie mit einem Katzengespann fahrend gedacht; sonst reitet sie auf einem goldborstigen Eber.

Frikka, ist Allvaters Gemahlin, theilt mit ihm seinen Hochsitz und da sie die Schicksale aller Menschen kennt, ist sie ihre mütterliche Beschützerin.

Hellia, die unerbittliche Göttin der Unterwelt, die im Dunkel wohnt und keine Barmherzigkeit kennt.

Neben den Göttinnen erscheinen auch Halbgöttinnen, deren Amt ist, die Gottheit den Menschen zu vermitteln, sie dienen den Göttern und sind Botinnen zu den Menschen; sie sagen diesen Heil oder Unheil an, und sie heißen weise Frauen. Sie weben und lösen die Fäden unseres Schicksals und sind also bei Geburt und Tod und in allen schwierigen Lagen um uns thätig.

Es sind die Nornen und die Walkyren zu nennen.

Der Nornen sind drei: Wurt, Werdandi und Scult, das Gewordene, das Werdende und das Werden sollende. Bei dem heiligen Brunnen, der unter einer der drei Wurzeln des Weltbaumes quillt, wohnen sie, und sie bestimmen einem jeden Menschen seine Lebenszeit. Ihre Oberste ist Wurt, die ältere, ehrwürdigere, sie ist freundlich und gütig, die Jüngste aber, die immer sich verjüngende ist unruhig und schafft Böses. Das Böse aber, das sie schafft, weiß Niemand.

Die Walkyren sind die Schlachtjungfrauen, welche die Helden in Wuotans Saal tragen und die Schützerinnen der Helden sind, zu denen sie oft heftige Liebe tragen. Wenn der Schlachtruf verhallt ist, so sitzen sie gerne am Seegestade und spinnen.

Ein eigenes von Göttern und Menschen verschiedenes Reich bilden die Wichte und Elben, welche in ihrem eigenthümlichen Leben, ihrer Kraft, den Menschen zu nützen und zu schaden, über das Menschliche hinausgehen und sozusagen am Göttlichen participiren.

Sie theilen sich nach Geschlechtern, von welchen die Wichte das männliche, die Elben das weibliche repräsentiren. Sonst theilen sie sich noch in weiße und dunkle und schwarze. Die weißen und dunkeln entsprechen dem, was man gewöhnlich unter Elfen versteht, die schwarzen aber sind die Zwerge. Diese sind in der Regel mißgestaltet, haben Höcker und andere Unförmlichkeiten, und tragen schlechte, graue Kleider. Die Elben sind luftig und licht wie Sonnenglanz und Mondstrahl. Alle sind klein wie die Kinder, oft so klein, daß ihrer Viele beim Festmahle aus einer Nußschale sich zusammen satt trinken und die Hülsen der Eicheln als ihre Schiffe gebrauchen können. Sie reden eine eigene Sprache, im Nordischen heißt das Echo die Sprache der Zwerge, weil sie in den Bergen rufen. Sie haben Könige und Königinnen über sich, wohnen in Bergen und in Wassern. Musik und Tanz erfreuet sie, und oft sieht man im Feld und Wald die Spuren der nächtlichen Elbentänze. Den Menschen sind sie nicht feindselig, nähern sich ihnen aber nur in außerordentlichen Fällen. Dann leisten sie ihm freundlich ihren Dienst; sie kennen die Kräfte der Pflanzen und Steine und sind besonders Meister in der Schmiedekunst. Aber für ihre Hilfe begehren sie ihren Dank. Und wenn ihnen dieser nicht geleistet wird, so werden sie böse und necken und schaden. Und weil sie ihrer Uebermacht über den Menschen sich bewußt sind, auf der anderen Seite aber sich vor ihm scheuen, da sie ihm doch wieder nicht gewachsen sind, so ziehen sie sich zurück und wandern wohl auch aus, denn die alten guten Zeiten sind vorüber. Es stört sie das christliche Geläute, das Ausroden der Wälder, die vermehrten Spuren der menschlichen Nähe. Die Elben verlangen gerne nach der Liebe schöner Jünglinge und die Zwerge nach der von Jungfrauen, es hat aber so eine Liebe etwas Unholdes im Gefolge.

Die Wasserholden, Nixen, sind ebenfalls elbischer Natur. Der Nix ist nicht so schön, wie die Nixe, der es im trüben Element unheimlich wird und die, nach der frischen, sonnigen Luft hier oben auf der Erde sich sehnend, Mittags gerne an den Brunnen und Seen sitzt und mit goldenem Kamme ihr gelbes Haar strählt, und zu den nächtlichen Tänzen sich gesellt, oft aber auch die in Liebe zu ihr bethörten Jünglinge hinab in die Tiefe zieht, wo sie in schönen Palästen wohnen. Der Nix ist unheimlicher, er ist grausam und fordert jedes Jahr um Johanni sein Opfer.

Die Hausgeister (hûsing, stetigot, inguomo, ingesinde,

Gesell, Gutgesell, Kobold, Heinzelmann ꝛc.) sind dem Menschen zu freundlicher Hilfe ungerufen nahe. Sie sind männlich, oder eigentlich geschlechtslos, sie tragen bunte, rothe Kleider mit Glöcklein und auf dem rothen Haar einen rothen, spitzigen Hut, woher sie auch den Namen: Hütchen, Hopfenhütel, Eisenhütel, Rothmützchen, Hubert Hochhut u. dgl. tragen. Sie haben auch geseihte Stiefel, Siebenmeilenstiefel, mit denen sie große Strecken in kürzester Zeit zurücklegen. Sie kommen von selbst in das Haus, wollen aber dafür bedankt sein, weßwegen man ihnen ein Speiseopfer, auch Kleider und den rothen Hut darbringt. Sie helfen in Allem, was dem Haus zu Nutz und Frommen ist, necken die unfleißigen Dienstboten, und wenn man sie erzürnt, so werden sie zu Plagegeistern, oder sie ziehen aus und dann tönt dem Hausvater der Unglücksruf in die Ohren: „Lauch! Lauch! Wir ziehen weg und das Glück auch;" und mit ihrem Wegzug verfällt Alles dem Ruin.

Die Riesen endlich erscheinen als Gestalten, in welchen die Fülle der Naturkraft sich ergossen, und in welchen sie schrankenlos wirkt. Aber der Riese ist so dumm als lang, und deßhalb kann er vor dem Menschen nicht bestehen, und durch seine sonstige Gutmüthigkeit hindurch klingt di? düstere Ahnung, daß er vor dem Menschen entweichen muß, wenn er nicht von ihm überwältigt werden will, und darum finden wir ihn nicht selten auch grimmig und grausam.

Diese Götterwelt ist vergänglich; es war einmal eine Zeit, wo sie nicht war, und es wird eine andere kommen, wo sie vom Verderben verschlungen werden wird, um darauf allerdings entsühnt, neu zu erstehen. Einst walteten sie in seliger Unschuld, aber sie haben eine Schuld auf sich geladen; und nun schreitet das Verderben heran, aufhaltsam zwar, aber unabwendbar; die lichte Götterwelt verdunkelt, die Götterdämmerung führt das Verderben herauf. Schreckliche Dinge gehen der letzten Katastrophe voran, dreijähriger Winter, darauf dreijähriges Blutvergießen; alle von den Göttern gebändigten feindseligen Gewalten brechen ihre Bande, Sonne und Mond werden von den Wölfen verschlungen, Loki schüttelt sich und rüttelt an seinen Banden, daß die Erde bebt, das Meer überfluthet sein Gestade, die Midgardschlange speit Gift, daß Land und Meer entzündet werden; an ihrer Seite eilt der Fenriswolf zum Streite, sein Unterkiefer drückt sich an die Erde, und der obere berührt den Himmel. Die Esche Yggdrasil erzittert, Alles im Himmel und auf Erden ist in Schrecken; die Götter halten Rath und ziehen mit ihren Helden aus zum letzten Kampfe, aber alle werden vom Verderben, dem sie seit dem Verluste ihrer Unschuld verfallen waren, verschlungen.

Worin die Schuld der Götter eigentlich besteht, wissen wir

nicht bestimmt, aber in ihrem Gefolge erscheint die Auflösung der sittlichen Bande, deren höchste Steigerung die endliche Katastrophe herbeiführt, wie es in der Völuspa heißt:

Brüder befehden sich und fällen einander,
Geschwisterte sieht man die Sippe brechen.
Unerhörtes ereignet sich, großer Ehbruch.
Beilalter, Schwertalter, wo Schilde krachen,
Windzeit, Wolfszeit, eh' die Welt zerstürzt.
Der Eine achtet des Andern nicht mehr.

Eben der Fenriswolf gewinnt die Kraft, seine Fesseln zu brechen durch das dreijährige Mahl an den Männerleichen, welche durch den Bruderzwist zu ihm entsandt werden; Loki fühlt seine Kraft wachsen, seit er die Kunde hört, daß die Untreue Meister wird, das Schiff Naglfar, auf dem die zerstörenden Gewalten heransegeln, wird vollendet, weil die Pietät gegen die Todten ausgestorben ist, denn es wird aus den Nägeln der Leichname erbaut, die unbeschnitten ins Grab kommen; allen Unholden wächst die Kraft und Lust zur Zerstörung, wenn sie in ihrem Elemente sich befinden, und dieses besteht in der Verkehrung und Auflösung der sittlichen Ordnung.

Der unvermeidliche Tag des Verderbens kann aufgehalten werden, und es ist die Pflicht des Menschen, seinen göttlichen Wohlthätern darin beizustehen und sich zur Heldenarbeit an ihrer Seite zum letzten Kampfe zu rüsten. Soll die Vollendung des Todtenschiffes recht lange hinausgeschoben werden, so muß man die Todten mit Pietät behandeln, soll der Schuh gefertigt werden, mit welchem dem Fenriswolf der Kopf zertreten wird, so muß man barmherzig gegen die Aermeren Schuhzeug auf den Wegen liegen lassen; noch wichtiger erscheint als religiöse Pflicht die Treue, die eheliche und die verwandtschaftliche, denn eben ihr Bruch, das Unerhörte, die Befehdung der Brüder unter einander, daß Keiner des Andern achtet, führt die Katastrophe herauf, gießt die überwältigende Kraft in die Glieder der Unholden. Gegen diese erzieht Wuotan die Helden, die herrlichsten holt er aus der Schlacht und nimmt sie in der Götterburg auf, wo ihr fröhliches Mahl mit Jagd und Kampf wechselt, bis sie mit ihm zur letzten Schlacht ausreiten. Die Kranken und Altersschwachen, all die auf dem Siechbett sterben, kann er dazu nicht gebrauchen, sie wandern zur Hel in die traurige Wohnung.

So erscheinen unter der Wirkung der Religion die zwei Grundzüge des germanischen Lebens, die Treue und die Lust an der Waffenarbeit; nicht auf Sentimentalität beruht die erstere, und die Freude an Blut und Wunden stammt nicht aus der Rohheit eines wilden Gemüthes, sondern der Sieg des Willens über Schmerz und

Tod und über die Anwandlungen des Eigengelüstes ist religiöse Pflicht, die um der Götter und Menschen willen erfüllt werden muß, eine Pflicht, welche geradezu die Grundlage des germanischen Lebens bildet, wie wir an einer Reihe von Einrichtungen desselben wahrnehmen können.

Zur Heldenarbeit befähigt nur die Waffe; wer diese nicht führen kann oder darf, hat keine Bedeutung in der germanischen Welt; er ist unfrei; als eine Sache befindet er sich in der vom freien Manne beherrschten Welt, ist dessen Mann, ein Eigenmann. Dem Unfreien kann zwar die Sclavenkette abgenommen werden, aber ein freier Mann wird er deßhalb doch nie, weil seine Seele erniedrigt ist; erst in der dritten Generation ist sein Blut veredelt, daß seine Enkel mit der Wehre umgürtet werden können. Auch der Sohn des freien Mannes ist unfrei, bis er durch die Schwertleite, so heißt der für sein Leben entscheidende, feierlich im Kreise der Sippe vorgenommene Act, mit den Waffen geschmückt und zum Kampfe für die Götter eingeweiht wird.

Unter den Freien thun nicht alle die gleiche Heldenarbeit, sondern Einzelne zeichnen sich vor den Uebrigen aus und gelangen dadurch zu größeren Ehren vor diesen, ein besonderer Glanz der Waffenherrlichkeit umgibt sie. Da aber der Mann sich selber in seinen Kindern fortpflanzt, so erhalten diese aus dem bessern Blute des Vaters eine bessere Seele, und sie stehen wie der Vater in höherem Ansehen, im Glanze ihres Geschlechtes; der persönliche Adel des Vaters hat sich auf dieses vererbt. Größere Heldenarbeit schafft auch größeren Grundbesitz, und dieser befähigt hinwiederum zur Entfaltung größeren Glanzes im Dienste des Stammes; wer größeren Grundbesitz hat, an den schließen sich mehr Besitzlose an, und er kann zahlreiche Hintersaßen zum Feldzug aufrufen; ja Einzelne vermögen mit ganzen Gefolgschaften auszuziehen. So ergab sich aus der einen der Grundlagen des germanischen Lebens von selbst der Adel mit seinen Abstufungen. Besonders geehrt in der adeligen Familie war der Erstgeborene, denn er ist der ältere, vor seinen Brüdern wehrhaft gemachte, er wächst zum Haupte der Familie heran; als solches bringt er das Opfer in ihrem Namen und für sie, vertritt sie bei den Versammlungen des Stammes, ist der Vorkämpfer im Krieg, der Bewahrer der Ueberlieferung. Ein Recht über die Gemeinfreien steht dem Adel nicht zu, aber er besitzt deren Vertrauen und Anhänglichkeit und wird zu Ehrenämtern gewählt, denn nicht nur, was er leistet, zieht die Herzen an, sondern auch der Glaube, daß er edleren Blutes, und daß sein Stammbaum in den göttergeliebten Helden der Vorzeit und in den Göttern selbst wurzle. Der Adel war ein geschlossener Stand, aber keine Kaste, denn in den Kreis der alten edlen Geschlechter traten neue, und

Wechselheirathen zwischen ihm und den Gemeinfreien waren nicht selten. Daß er ein höherer Stand war, beweist der Umstand, daß für einen Adeligen höheres Wehrgeld erlegt werden mußte; anfänglich gründete sich Dies auf die geehrtere Persönlichkeit, bis es später rechtlich geordnet wurde; diese Bevorzugung traf nicht jedwede geehrtere Persönlichkeit, sondern war auf einzelne Geschlechter beschränkt, und endlich rechneten die Könige sich zum Adel.

Wenden wir uns nun zur andern Grundlage des germanischen Lebens, der Sippentreue, so beginnen wir mit der Ehe und dem Familienleben.

Ist hiervon die Rede, so muß alle Sentimentalität zurückbleiben; der ritterliche Frauendienst gehört einer andern Zeit an, und gar die Begründung der Marienverehrung auf die germanischen Anschauungen vom Weibe ist ein albernes Märchen. Wahr ist, daß der Germane, wie Tacitus berichtet, in der Frau etwas Vorahnendes und Heiliges sah, daß also die Anlage zur Frauenverehrung stärker als bei den meisten andern Völkern ausgebildet war, aber rechtlich ist das Weib nichts weiter, als eine Sache, die auf dem Grundstück des Hausvaters sitzt, und wie dieses ihm zu eigen gehört. Die einzige Freiheit der Tochter besteht darin, daß ihr Haar nicht geschoren wird und sie es in Locken trägt oder in Zöpfe flicht; dem gemeinfreien Knaben wurde das Haar immer wieder geschoren, das lange Gelock war eine Auszeichnung des Adels.

Soll die Jungfrau verehelicht werden, so wird sie ohne Weiteres verkauft, denn für eine Sache muß dem Eigenthümer ein Entgelt gegeben werden. Ohne Kauf keine echte Ehe, sonst unechte, die Vermählte Kebsweib, sie mit ihren Kindern nicht in der Vormundschaft des Mannes, sondern sie bleibt in der ihres Vaters, dem bei einer Beschädigung für Mutter und Kind das Wehrgeld bezahlt werden mußte. Als Kaufpreis werden Waaren, Sclaven, Rinder, Pferde, Waffen, Grund und Boden, auch klingende Münze genannt, so bei den Sachsen 300 Schillinge reinen Silbers, bei den Alamannen 400; nach altsächsischer Rechnung kommt ein Schilling etwa einem Ochsen von 16 Monaten gleich. Als Theodorich der Große dem Thüringer König Hermanafried seine Tochter Amalaberga vermählte, sandte dieser einige milchweiße Rosse als Kaufpreis.

Zur Verkaufsverhandlung kam die Sippe zusammen, und von ihr wurde der Kaufpreis bestimmt. Die Jungfrau stand dem Manne gegenüber, das freie Haar aufgebunden, vom Schleier verhüllt, am Gürtel den Schlüsselbund, vor ihr ein Jüngling mit entblößtem Schwerte. Dieses überreichte der Vater oder Vormund dem Bräutigam, damit er von nun an ihr Beschützer sei; ihr Finger wurde beringt, sie damit an den Bräutigam gefesselt; der Fuß wurde be-

schuht, ein Hammer ihr zur Erinnerung an Donar in den Schooß gelegt. Nun theilte sie, wie eine Hausfrau, Gaben und Geschenke aus, besonders von ihrem Geschmeide, denn das Alterthum schenkte gerne vom Leibe fort. Das gemeinsame Mahl sinnbildete die Vermählung der Sippe; die Gespielinnen sangen wehklagende Hochzeitslieder. Endlich wurde ein Wagen bestiegen und die Braut verschleiert in ihre neue Heimath geführt; bei den Friesen ihr von den Verwandten des Mannes ein Schwert vorgehalten, unter dem sie über die Schwelle trat. Am andern Morgen schenkte sie dem Gemahl die Morgengabe, bestehend in Waffen und Pferden.

Nun ist sie in der Gewalt des Mannes; er kann sie züchtigen, wie eine Magd; bekennt nicht im Liede der Nibelungen Kriemhild: „Mich hat mein Thun gereut, Sigfrit hat deßhalb mir den Rücken zerbläut.“ Ihre Untreue wurde an Leib und Leben gestraft; sie wurde verstoßen, durch die Ortschaften die Geflüchtete gegeißelt, die Kleider ihr vom Leibe gerissen, das Haupt kahl geschoren. Kein Mensch hat das Recht, den Mann zur Strafe zu bringen, wenn er die Untreue im Aufwallen des Zornes erschlägt. Bei den Burgunden wurde die Frau, welche den Gemahl verlassen, im Schlamme erstickt; bei den Friesen stand es dem Gekränkten zu, sie zu schinden, zu hängen, zu verbrennen oder mit dem Schwerte zu erschlagen, bei den Dänen wurde sie in die Sclaverei verkauft, bei den Angelsachsen mußte der Verführer dem verrathenen Manne eine andere Frau kaufen.

Die Beschäftigung der Hausfrau war Weben, Kleidermachen, auch die Bestellung des Feldes; ihr lag die Erziehung der Kinder ob. Geehrt erschien sie beim Mahle der Männer. Für eine Mutter mußte ein höheres Wehrgeld entrichtet werden als für die Jungfrau oder die Kinderlose, bei den Thüringern dreimal mehr als für einen Mann.

Der Vater konnte ein Kind aussetzen, aber nur solange es noch keine Speise gekostet hatte. Erbe ist nur das Schwertkind, der Sohn, denn die durch das Schwert gewonnene Heimath kann nur durch dieses gewahrt werden. Ist kein Sohn oder Enkel da, überhaupt kein männlicher Nachkomme, so greift das Erbe zurück zu des Vaters Brüdern, und wenn der Stammbaum vollständig verdorrt war, so wurde ein Erbevertrag gemacht und auf die Weise, wie das bei der Blutbruderschaft gemacht wurde, ein Erbe ins Haus berufen, der dann allen etwaigen Verwandten voranging, weil er das Blut vom Hausvater selbst empfing.

Der engste Friedensbund, wie er in der Ehe sich darstellt, erweitert sich zum weitern, der Sippe, welche aus den Blutsverwandten besteht. Gleiches Blut bedingt die gegenseitige Treue; wer sie bricht, wer gar seine Hand mit Sippenblut befleckt, hat den

Frieden des Hauses gebrochen, also auch keinen Theil mehr am Friedensbunde der Sippe mit der Gottheit; er wird als der Wolf im Heiligthume geachtet, ist friedlos, verliert sein Erbe, denn die blutige Hand nimmt kein Erbe; wo er von der rächenden Sippe getroffen wird, kann er den Göttern zur Sühne erwürgt werden.

Durch die Ehe verbrüdern sich die Sippen und sie treten gegenseitig in ein ähnliches Verhältniß, in welchem die Sipplinge unter sich stehen.

In der Schlacht streiten die Sippen um ihren Aeltesten geschaart, der Eine entflammt vom Andern, Alle sich deckend, Jeder den Gefallenen rächend.

Die Sippe bürgt für ihre Glieder. Wenn Einer den Frieden einer anderen Sippe bricht, so ist diese wegen der Gemeinschaft des Blutes in ihrer Gesammtheit zur Rache verpflichtet; sie tritt als Wehrbürgschaft auf; es kommt nun zur Fehde oder zur Leistung von Schadenersatz. Diesen bestimmt die gekränkte Sippe; kann der Schädiger ihn nicht vollständig leisten, so treten die Verwandten je nach dem Grade der Blutsfreundschaft ein; der Todtschläger, der all seinen Besitz hingegeben, muß vollständig entkleidet, nur einen Stab in der Hand aus seinem Grundstücke gehen. Wer gar nicht zahlen kann und sein Leben doch nicht lassen will, hat zwar am Herde seines Hauses und bei jedem Opferplatze eine Zufluchtsstätte; aber allezeit kann er daselbst nicht verweilen, er muß ein heimathflüchtiger Mann werden; doch auch im fremden Lande hat er keinen Frieden, und rachelos kann er von Jedwedem getödtet werden.

Kommt ein Friedensvertrag zu Stande, so muß Buße bezahlt werden; sie sühnt jedes Verbrechen; Anfangs wurde das Wehrgeld nach freiem Vertrage der Sippen bestimmt, und aus der Gewohnheit bildeten sich dann die bestimmten Ansätze desselben. Wenn die Sühne unterbleibt, so geht die Blutrache fort; jeder erschlagene Sippling heischt von seiner ganzen Sippe das Blut eines Gliedes aus der feindseligen, wie das Lied der Nibelungen diese harte Consequenz der germanischen Rechtsanschauung in so großartigen Bildern schildert.

Schützt die Sippenbürgschaft die einzelnen Sippen, so ruft die Gemeindebürgschaft den ganzen Stamm zur Wehre auf; die edlen Geschlechter rufen zu den Waffen, der Kriegspfeil geht von Herd zu Herd, und unter Führung des gewählten Herzogs zieht die Wehrschaft des Stammes zu Felde.

Gegen den fremden Friedebrecher wird der Heerbann aufgerufen, den Frieden im Gau wahrt der Gerichtsbann.

Wir haben das Gerichtsverfahren schon angedeutet; es bestand in der Selbstrache oder im Versuch eines Sühnevertrages. Es gab gebotene und ungebotene Gerichte. Die letzteren waren mit

den jährlichen großen Festen verbunden, denn da an diesen der Friedensbund mit den Göttern erneuert und Sühne geleistet wurde, so durfte im Festkreise kein unbefriedeter Mann sein; das gebotene Gericht berief in der ältesten Zeit die Beschädigte, später der Richter, welcher das Haupt einer weitverzweigten, also angesehenen Sippe war. Um ihn reihten sich die Schöffen, deren Amt in einzelnen Familien erblich war, während die 7, 12, 3, 5 oder 9 Schöffen für den gebotenen Gerichtstag unter den Gliedern dieser Familien ausgewählt wurden. Sie finden, erspähen, schaffen das Urtheil von der Gottheit; wo sie Schultheißen genannt wurden, da haben sie ihren Namen von dem ihnen obliegenden Heischen der Schuld. Der Richter bietet das Gericht, wenn der Kläger blutend oder mit dem gekränkten Sippengliede zu ihm kommt; er bietet es gewöhnlich auf den Tag nach 14 Nächten; es wird nur zur Sonnenzeit abgehalten. Die Gerichtsstätte, Mal, Ding, im Wald, unter einzelstehenden Eichen oder Linden, bei mächtigen Steinen, wird gemessen, durch Haselstauden der Ring abgesteckt; die Klage in herkömmlichen Formeln vorgebracht. Im Waffenschmuck wohnen die freien Männer an.

Wenn der Verklagte nicht erschien, so mußte die klägerische Partei bis Sonnenuntergang warten; dann ward die Frist erstreckt wieder auf 14 Nächte, und darauf noch einmal. Erschien er auch da nicht, so wurde angenommen, daß er flüchtig gegangen, oder am Frieden keinen Theil haben oder auf seinen Hausfrieden sich verlassen wolle, und es wurde die Acht über ihn ausgesprochen.

Als Beweismittel galt der Eid mit Eidhelfern, und das Ordal, das Gottesgericht. Um das erstere richtig zu verstehen, muß man zwei Perioden unterscheiden, welche der Eid durchlief.

In der älteren Heiden-Zeit sind die Eidhelfer nicht eigentlich Zeugen, welche von der Unschuld ihres Beklagten oder vom Rechte des Klägers überzeugt, mit ihrem Zeugnisse vor Gericht zu seinen Gunsten auftreten, sondern sie schwören mit ihrem Eide, daß sie ihm beistehen, ihn schützen und wehren wollen.

Der Beklagte fragte seine Sippe, ob sie ihm in diesem Rechtsfalle beistehen wolle. Reichte sie ihm die Hand und schwuren die Sipplinge, ihn zu schützen, so halfen sie ihm durch diesen Schwur. Je mehrere ihm schworen, desto größer war sein Rechtsschutz. Wann die Zahl der Schwörenden, die auf seine Seite traten, größer war, als die Zahl Jener, die den Kläger unterstützten, so mochte dieser leicht von der Klage abstehen; trat er zurück, so galt der Beklagte in den Augen des Gerichtes für unschuldig. Gelang es aber dem Kläger, eine größere Zahl von Eidhelfern, von Solchen, die mit ihrer Wehrfähigkeit ihm zur Seite standen, gegen den Beklagten zu stellen, so unterlag dieser der Uebermacht und war schuldig.

Wesentlich anders gestaltete sich die Sache, als christliche Ideen begannen in das Rechtsleben einzuströmen und dieses allmälig zu beherrschen. Vor dem christlichen Standpunkte mußte die Schuld des Verbrechers, wie auch das Recht des Klägers eine ganz andere Auffassung gewinnen. In der älteren Zeit ward nicht eigentlich gefragt, ob Derjenige, dem der Eid geschworen wurde, Recht oder Unrecht habe. Jetzt treten die Eidhelfer nicht mehr so auf, daß sie schwören, ihn zu vertheidigen, sondern sie sind die beeidigten Zeugen vor Gericht. Je mehrere mit ihrem Eide vor Gericht bezeugen können, daß der Kläger in seinem Rechte sei, desto fester stand das Recht des Klägers. Die Zahl dieser Eidhelfer gewann im Verlaufe der Zeit feste Grenzen, so daß, wenn gewisse Personen angeklagt werden wollten, eine bestimmte Anzahl von Eidhelfern nothwendig war, welche die Klage mit ihrem Zeugeneid zu unterstützen hatten. Je höher an Rang Derjenige war, welcher verklagt werden wollte, desto größer mußte die Zahl der zur Klage nothwendigen Eidhelfer sein; zur Klage gegen einen Edlen bedurfte es mehrerer Eidhelfer, als zu der eines Gemeinfreien. Sobald es dann dem Beklagten gelang, die für ihn nach seinem Stand, seiner Würde und dergleichen nothwendige Zahl von Eidhelfern aufzubringen, welche ihre persönliche Ueberzeugung beschwuren, daß er nicht schuldig sei, so galt er für unschuldig.

Wenn kein Eidhelfer aufgebracht werden konnte, wenn der Fall dunkel lag, wurde zum Ordal (ordael=Urtheil) geschritten, d. h. die Götter wurden befragt, ob sie den Beklagten als schuldiges Opfer annehmen oder nicht; wenn sie ihn nicht annahmen, so galt dies als ein Beweis seiner Unschuld. Diese Art der Urtheilsfindung, von der Kirche bekämpft und nach schwerem Ringen ausgerottet, bezeichnet so recht das Ahnungsvolle im deutschen Volksgemüthe, das Bewußtsein der Nähe der Gottheit und ihres Eingreifens in die Geschicke der Menschen, freilich in heidnischer Entstellung.

Schon Tacitus führt das Ordal des Looses an, wobei Runenstäbchen geworfen und aus ihrer Lage der Wille der Götter vom Priester gedeutet wurde; bei den Friesen und Sachsen kam es vor als Vorfrage bei den Menschenopfern. Auch den Zweikampf als Ordal nennt Tacitus. Das Wasserordal hatte zwei Formen, das des kalten und das des heißen Wassers. Bei ersterem wurde hier der Untersinkende, dort der oben Schwimmende als unschuldig erachtet; die Alamannen erprobten die Echtheit der Kinder durch Schwimmen im Rhein. Als weitere Ordale sind noch zu nennen das des Feuers, des heißen Eisens und das Bahrgericht.

Ueberschauen wir die germanischen Einrichtungen und belauschen wir das Leben unserer heidnischen Voreltern, so überkommt uns das Hochgefühl, daß die tüchtigsten und geeignetsten

Stimmungen und Anlagen vorhanden waren, dieses Volk zum Träger der neuen Zeit zu machen. Aber in Folge der Berührung mit den Römern war eine Veränderung im germanischen Volkscharacter vorgegangen, die wir jetzt betrachten müssen, um einerseits die wildherzige Zerstörungslust, das brutale Niedertreten der Gebilde der alten Welt zu verstehen, und anderseits den großartigen Sieg der Kirche über das germanische Gemüth zu würdigen, durch welchen die Verderbnisse aus demselben entfernt und der reine, edlere Kern zur würdigen Uebernahme der den Germanen zugetheilten Aufgabe bereitet wurde.

Die Römer wollten Germanien erobern, und damit fördern sie das Nationalbewußtsein der deutschen Völkerschaften.

Als Julius Cäsar in den vierziger Jahren v. Chr die Eroberung Galliens vollendet hatte, stieß er am Rheine auf die deutschen Völkerschaften. Diese befanden sich in einem steten, wenn auch langsamen Vorwärtsdrängen nach dem Süden und Südwesten, und waren daran, die keltische Bevölkerung, welche sie in deren deutschen Wohnsitzen theils aufgerieben, theils ins Gallische verdrängt hatten, nun auch aus ihren neuen Ansiedelungen nach und nach zu verdrängen. Da aber ward ihnen am Rheine von den römischen Waffen ein Halt zugerufen, und nun staueten sich, da weiter ostwärts liegende Stämme nachrückten, die Völkermassen am Rheinstrome auf. Welche Verschiebungen und Verwirrungen hieraus unter den deutschen Völkerverhältnissen entstanden, hiefür haben wir keine Nachrichten; aber das ist wohl sicher anzunehmen, daß von den am Rheine Aufgehaltenen zu den Nachdrängenden die Kunde erschollen ist, daß das mächtige Römervolk vor die deutsche Front sich gestellt habe. Und wenn nun der Römername bei den deutschen Völkerschaften als der eines gewaltigen und drohenden Feindes genannt wurde, so mögen durch dieses Eine Ereigniß die Keime zur Entwickelung des Nationallebens kräftig in ihrem Wachsthum gefördert worden sein. Als aber die Römer nun auch den Rheinstrom überschritten und der römische Waffenlärm mitten im deutschen Lande erscholl, da kam es den Stämmen und Völkerschaften immer inniger zum Bewußtsein, daß sie Alle Eines Geschlechtes und Einer Nation Glieder seien, und gegen den gemeinsamen Feind stand nunmehr nicht mehr das einzelne Volk, sondern der Bund der Völkerschaften und ein großer Theil der Nation.

Wohl ging schon Cäsar mit seinen Legionen über den Rhein, aber das ward von der Römerseite bald erkannt, daß ein siegreiches Vordringen in der Heimath der zu bekriegenden deutschen Völker und eine gründliche Unterjochung nicht möglich sei, wenn nicht der Rücken gedeckt und eine feste und sichere Operationsbasis gewonnen

würde. Diese aber zu gründen, mußten die auf der linken Rheinseite und südlich der Donau wohnenden Völkerschaften zu römischen Provinzialen umgeschaffen werden. So wurde an die Provinz Belgica I. längs des Rheines hin die Germania I. gelegt, die von der Straßburger- bis hinab zur Moselgegend reichte und im Anschlusse an diese die Germania II. über Cöln hinab bis zur Nordsee gegründet. Und bis zum Jahre 15 v. Chr. gelang es dem Drusus und Tiberius Rhätia I. und II., auch Vindelicia genannt, und im Anschlusse daran gegen Osten Noricum als römische Provinzen einzurichten. Rhätien ging von den Alpen bis herauf zur Donau und folgte dieser über die Einmündung des Lechs und der Isar hinaus bis dorthin, wo der Inn zur Donau kommt und wendet sich von hier hart am Inn hinauf bis wieder zu den Alpen. Jenseits des Inn lag Noricum, das seine östliche Grenze beim Mons Celius (dem Kahlenberg) fand. Diese römischen Provinzen wurden über ein halbes Jahrhundert später, als man übrigens kaum mehr mit Ernst an eine Eroberung, sondern mehr an eine Behauptung des eigenen Besitzes dachte, stark befestigt. Domitian nämlich begann im Jahre 84 den Rhein und die Donau durch jenen berühmten Grenzwall zu verbinden, der im Munde des Volkes Pfahlgraben, Teufelsmauer u. s. w., sonst aber limes rhaeticus auf der rhätischen und limes transrhenanus auf der oberdeutschen Seite heißt. Das Land, welches von ihm umschlossen ist, das Zehentland, die agri decumates, war am längsten im römischen Besitze, und ward wohl deßhalb so sorgsam befestigt, weil es nicht nur der trefflichste Punkt war, in das Innere Deutschlands erobernd vorzurücken, sondern auch die natürliche Festung gegen deutsches Vorrücken nach dem Südwesten und Süden bildete.

Nachdem auf diese Weise eine feste Basis gewonnen war, zogen die römischen Legionen über den Rhein und die Donau, und es begannen die Kriege, bei denen man den Gedanken an Eroberung sicher bis in die achtziger Jahre unserer Zeitrechnung hinein festhielt.

Als die Römer ihren wohldurchdachten Plan einer Eroberung Deutschlands ins Werk zu setzen begannen, standen ihnen immer nur einzelne Völkerschaften gegenüber. Fünfundzwanzig Jahre später haben sich um den Cheruskerfürsten Armin bereits die Chatten, Brukterer und Marsen gesammelt, und der vereinigten Streitmacht dieser Völker gelang es, a. 9 n. Chr. die Legionen des Varus zu vernichten, die Römerschanzen bis zum Rheine hin zu brechen und die Römermacht über den Strom zurückzuwerfen. In noch größerem Maaßstabe traten Völkerbündnisse in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts auf; da ist es an der untern Donau der Bund der Gothen, um Neckar und Main her der der Alamannen, etwas später von Mainz den Rhein hinab bis zum Meere der

Frankenbund mit den zwei großen Völkern der Chatten und der Sigambrer, und in der letzten Hälfte des dritten Jahrhunderts der der Sachsen, welcher sich an den der Franken anschloß und die Nordsee beherrschte.

Aus diesen Thatsachen geht hervor, daß vor der Wucht der Römerkriege die Stammeszersplitterung zurücktrat und die Völker sich aneinander anschlossen.

Die nur mit kleinen Unterbrechungen fast immerwährenden, mit großer Erbitterung geführten Kriege brachten viel Unglück und Elend, sie brachten es nicht diesem oder jenem Stamme vereinzelt, sondern es litten alle mehr oder weniger; da drang ein allgemeiner Weheruf von Gau zu Gau, und das gemeinsame Leid schloß die Befreundeten näher zusammen, und auch zwischen den andern ward alter Stammeshaß und blutige Fehde bei Seite gesetzt. Es sahen sich Alle an dem Theuersten angegriffen, was ein Volk besitzen mag, an der Heimath und am heimischen Cultus. Wie von dem Sigambernvolke durch die diplomatischen Künste und Gewalt des Tiberius gegen vierzigtausend Stammesglieder aus ihren heimischen Sitzen gerissen und auf dem linken Rheinufer sich anzusiedeln gezwungen worden waren, wie in Mitten der unterworfenen Völker das Heiligthum des Augustus aufgestellt worden war, und wie die Ubier, Nemeter, Vangionen und Triboken unter den Einflüssen des römisch-gallischen Wesens, dem sie durch die Römer ausgesetzt wurden, ihre Nationalität eingebüßt hatten; so drohte dieselbe Gefahr Allen, welche der Schärfe des römischen Schwertes noch nicht erlegen waren. Das Bewußtsein aber, daß diese Gefahr nahe sei, schürte den Zorn der deutschen Völker, und in dieser zornigen Erhebung schlossen sie sich aneinander an. Das mußte ihnen in kürzester Zeit klar werden, daß sie vereinzelt der ungeheuren Wucht der römischen Kriegskunst nicht gewachsen seien. Waren sie auch überlegen, wenn Mann gegen Mann stand und im Einzelkampfe die persönliche Waffengewandtheit sich entfalten konnte, so war die ausgebildete Kriegskunst, wie sie von den Römern gehandhabt wurde, eine Uebermacht, vor der sie nicht bestehen konnten. Daß sie aber trotz derselben die römischen Heere bestehen könnten, wenn sie in Bündnissen ihnen gegenüber traten, das hatte Armin als ein leuchtendes Beispiel vor die Augen der bedrohten Völker gestellt. Und dieses Beispiel hat mächtig nachgewirkt. Es schlossen sich die Schwächeren an die Stärkeren an, das zahlreichere oder mit Siegesherrlichkeit umgebene Volk zog die andern an, mit jedem Siege wuchs dann das Vertrauen auf die eigene Kraft und auf die Macht der heimischen Götter, denen die der feindseligen Römer nicht gewachsen erschienen. Es drängte sich in der Entwickelung der germanischen Völker das kriegerische Element mit Nothwendigkeit in den Vor-

dergrund; nur in starker Kriegsfähigkeit lag eine Hoffnung und eine Tüchtigkeit in diesen schweren Zeiten. Die allgemeine Ausbildung des kriegerischen Elementes aber drängte die Völkerschaften desto enger zusammen, je dringender die Nothwendigkeit dazu durch die Uebermacht Roms sich darstellte. So erweiterten sich die Kreise der Kriegsverbindungen immer mehr, und daß auch den entfernteren, vom Kriege nicht unmittelbar berührten Völkerschaften ein nationaler Drang zu gemeinsamem Zusammenschlusse eingepflanzt wurde, dafür sorgten die Römer in hinlänglichem Maaße, da ihre diplomatischen Missionen auch zu ihnen vordrangen, so daß auch sie vom gemeinsamen Feinde angeregt wurden.

In dem Character des deutschen Volkes liegt der Drang nach persönlicher Selbständigkeit, weßwegen so großes Unglück kommen mußte, auf daß dennoch die Keime des Nationalbewußtseins zur Entfaltung kommen konnten; gingen ja fast zwei Jahrhunderte hin, bis die Besonderung überwunden war und statt einzelner Völkerschaften große Bündnisse derselben dem gemeinsamen Feinde unter die Augen traten. Diese Entwickelung aber zum Nationalbewußtsein verdankt Germanien den Eroberungskriegen der Römer.

Die erbarmungslose Kriegführung der Römer hat zur Folge, daß auch die deutschen Völker dieselbe annehmen und die Römer als ihre Todfeinde vernichten wollen.

In den ersten Zeiten dieser erschütternden Kriege standen sich Römer und Deutsche als offene, ehrliche Feinde gegenüber. Die Römer stellten ihre deutschen Gegner nicht ganz auf die Stufe der gewöhnlichen Barbaren, sondern achteten sie als ein wildes, in seinen Kriegen furchtbares Naturvolk, das auch besserer Eindrücke fähig sei. Aber ganz mochten und konnten sie sich doch nicht von dem Vorurtheile losmachen, daß ihnen in den Deutschen keine Griechen oder Geistesverwandte, also eben doch Barbaren gegenüberstehen. Diese Anschauung sollte bald den Vorrang gewinnen und sich in gräßlichen Zügen äußern.

Als nämlich Rom sah, daß das Blut seiner Legionen wohl den deutschen Boden röthete, aber keine dauernde Eroberung durch das furchtbare Opfer seiner besten Krieger erzwungen ward, als es sah, daß auch seine diplomatischen Missionen, die insbesondere Tiberius meisterhaft verstand, keine dauernden Erfolge hatten und die deutschen Völker immer, sobald sie konnten, das römische Joch abschüttelten, ob es ihnen nun durch das Schwert oder durch diplomatische Ueberlistung auferlegt worden war, endlich als es mit Ingrimm wahrnahm, daß auch seine schlau hervorgekehrte Milde gegen die Gefangenen nicht Einen deutschen Mann abhielt, mit entsetzlichem Hasse den Krieg neu zu beginnen, da wuchs der Groll

der Weltbesiegerin zu schrecklicher Höhe. Der Plan der siegreichen Eroberung mußte aufgegeben werden, die Legionen zogen sich auf ihre Operationsbasis zurück, und von hier aus ward nun ein Kampf gegen die Einzelnen organisirt, ein Kampf um die Existenz, auf Tod und Leben, und er ward nach dem Grundsatze, daß Barbaren keine Treue zu halten und keine Wahrheit zu bieten und daß Brutalität die allein scharfe Waffe gegen sie sei, mit einer entsetzlich werdenden Heimtücke und mit erbarmungsloser Grausamkeit geführt.

Als Thusnelda den Feinden in die Hände fiel, da ward sie, die Cheruskerfürstin, die Gattin Armins, der eben erst die Legionen des Varus vernichtet hatte, ehrenvoll behandelt, nicht minder schonende und oft auszeichnende Behandlung ward anderen Fürsten und Edlen zu Theil. Man hoffte die Ihrigen und ihre Völker dadurch zu gewinnen. Jetzt wurden die Gefangenen in den Circus geworfen, den Bestien zum Fraß, den Römern zur unwürdigen Augenweide. Selbst Fürsten und Fürstensöhne mußten sich als gemeine Gladiatoren hinschlachten lassen, und selbst noch unter den Augen Constantins wurden gefangene deutsche Fürsten wie die gemeinsten Verbrecher den wilden Thieren vorgeworfen.

Wurden so die wehrlosen Gefangenen behandelt, was hatten Jene zu erwarten, die noch in Waffen gegenüber standen?

In der Regel wurde versucht, durch diplomatische Verhandlungen die größeren Völkerschaften zu entzweien, diejenigen, die man sich gerade zum Opfer ersehen hatte, einzuschläfern, und dann, wenn sie sich recht sicher dünkten, wenn sie etwa harmlos bei einem Feste sich versammelt hatten, da brachen die Römer hervor und erschlugen erbarmungslos das Volk bis auf den letzten Mann, und die geschändeten Frauen wurden als Sclavinnen nach Rom geschickt. Als Constantin die Brukterer einmal überfiel, da zeichnete Eumenius, der kaiserliche Lobredner, die Scene mit folgenden Worten auf: „Getödtet sind also Unzählige, gefangen sehr Viele, was an Vieh sich vorfand, wurde genommen oder geschlachtet, alle Dörfer verbrannt. Die gefangenen Männer haben, wenn sie wegen Treulosigkeit nicht zum Kriegsdienste und wegen Wildheit nicht zur Sclaverei geeignet waren, im Schauspiel die wüthenden Bestien durch ihre Menge ermüdet.“

Aber was erreichten die Römer durch diese systematisch betriebene Vernichtung und Ausrottung? Was sie bezweckten, nicht, sondern das Gegentheil. Die Deutschen waren nicht jene Barbaren, die durch solche Brutalität zu dumpfer Gleichgiltigkeit hinabgedrückt werden konnten, sondern je größer die Wucht des römischen Geistes und der furchtbaren Kriegskunst der Legionen auf ihnen drückte, desto elastischer wurde auch der deutsche Geist und in unüberwind-

licher Stärke erhob sich das Volk in immer neuen Massen. Schon der Markomannenfürst Marbod hatte sich zu einer Höhe der diplomatischen und kriegerischen Bildung erschwungen, daß die Römer selbst staunen mußten. Die Späteren, die von der diplomatischen Kunst der Römer berührt wurden, überlisteten diese nicht selten, statt daß sie sich überlisten ließen. Die kriegerische Kunst lag zu Cäsars Zeiten noch sehr im unentwickelten Keime; da wurden noch die unter den Waffen Stehenden regelmäßig von den Landbauern abgelöst und hatten dann Frieden, bis die Reihe wieder an sie kam, statt der Pflugschaar die Waffenrüstung zu ergreifen. Jetzt war das ganz anders geworden, der immerwähreud die Grenzen bedrohende Feind forderte immerwährende Kriegsbereitschaft. Das kriegerische Element mußte durch den Drang der Verhältnisse in überwiegendem Maaße ausgebildet werden. Und es ward dasselbe so ausgebildet, daß die Römer sich nicht schämten, germanische Krieger in ihre Legionen aufzunehmen, was früher nie geschehen war, daß die Deutschen im fünften Jahrhundert den Römern an Bewaffnung und Kriegskunst so gewachsen waren, daß die stolzen Welteroberer das Unerhörte thaten, sich an die deutsche Kriegsführung zu gewöhnen. Ja zu Ende des dritten Jahrhunderts kam es schon vor, daß deutsche Krieger zu den höchsten Stellen in den römischen Heeren emporstiegen, und in der Mitte des vierten Jahrhunderts konnten der Franke Silvanus und Magnentius den Gedanken wagen, ihre Hand nach dem Diademe Roms auszustrecken.

Neben dieser Elasticität des deutschen Geistes her, wie er sich aus der überwältigenden Wucht der römischen Vernichtungskriege entwickelte, ging eine ungebrochene physische Kraft des Volkes, die in merkwürdigem Wachsthume begriffen war. Hatten die Römer ganze Stämme bis auf das letzte Glied derselben vernichtet, so standen augenblicklich andere an dem offen gewordenen Platze. Es schien, als ob immer neue Streithaufen aus dem Boden hervorwachsen würden. Was Ammian (XXVIII, 5.) von den Alemannen sagt, das gilt von allen deutschen Völkerschaften: eine unermeßliche Nation, schon seit Jahrhunderten durch die Wechselfälle gemindert, hat wiederholt sich so verjüngt, daß man meinen sollte, sie sei seit unvordenklichen Zeiten unberührt geblieben.

Dieser Aufschwung konnte den Römern nicht unbemerkt bleiben, und zu schrecklicher Gewißheit mußte ihnen ihre alte Ahnung werden, daß diese deutschen Völker die Verderber ihres Reiches sein werden. Je grimmiger nun ihr Haß und je erbarmungsloser ihre vernichtende Grausamkeit wurde, desto allgemeiner setzte sich auch unter den deutschen Völkerschaften die Idee fest, daß sie Rom verderben und vernichten müßten.

Sie vergalten den Römern nun mit demselben Maaße, das

von diesen ihnen gegenüber geübt wurde. Wir unterschreiben ganz die Ansichten, welche Rückert in seinem Buche: Culturgeschichte des deutschen Volkes in der Zeit des Ueberganges aus dem Heidenthum ins Christenthum (S. 91) aufstellt und die wir in folgender Skizze wiedergeben. Steigerte sich die römische Kriegsführung zur rohsten Grausamkeit, so war es eine natürliche Folge davon, daß die Deutschen den Römern darin nacheiferten. Sie, die zu grenzenloser Erbitterung Gereizten, mußten bald mit den Römern wetteifern in Verrath und heimtückischem Niedermetzeln waffenloser Menschen. Und da bei den Deutschen noch der wilde Ungestüm ihrer ungebändigten Natur mit auf den Kampfplatz trat, dem die Römer nicht gewachsen waren, so mußten diese entweder Schritt vor Schritt zurückweichen, oder sich erbarmungslos zerfleischen lassen. Wenn aber mit jeder blutigen Niederlage der Römer den Deutschen die gewisse Hoffnung wuchs, daß sie ihre Todfeinde noch verderben werden, so ward durch jeden auf's Neue versuchten Widerstand oder Angriff die wilde Mordlust gesteigert, und diese suchte sich auf jede mögliche Weise zu ersättigen. So wurden sie, wenn der Sieg nicht von ehrlicher Feldschlacht zu erwarten war, auch in der Heimtücke, im Verrath, in der Arglist, Wortbrüchigkeit und in allen den sittenlosen Mitteln, die römische Gewaltthätigkeit gegen sie anwandte, gelehrige Schüler der Römer. Es trat eine allgemeine Verwilderung ein, und dieselben Waffen des Verrathes und der Grausamkeit, die gegen die Römer geschwungen wurden, kamen auch gegen die Eigenen und gegen Alle in Gebrauch. Mitten aber aus diesem Krieg Aller gegen Alle ragte wie ein riesiges Gespenst die allgemeine Ueberzeugung empor, daß der Sturm der deutschen Völker das Reich der Römer brechen müsse. Und dieser grimme Haß fand einen schrecklichen Bundesgenossen an der unersättlichen Gier nach römischen Genüssen, mit welchen die Römer zu eigenem Verderben das germanische Leben vergiftet hatten.

Sobald die Römer die Rhein- und Donaulinie zu ihrer Operationsbasis erwählt hatten, fand sich in diesen Gegenden römisches Wesen ein. Es wurden theils neue Städte und Burgen errichtet, theils die vorgefundenen, die sich ohnedieß den römischen Einflüssen nicht erwehren konnten, förmlich in römische Städte umgewandelt. Sie bildeten die Mittelglieder zwischen dem römischen und deutschen Verkehr. Und wie die germanischen Bestandtheile ihrer Bewohner mit dem römischen Wesen zerschmolzen, so strömten von diesen die Cultureinflüsse desselben zu den verwandten Nachbarn hinüber. Und da von römischer Seite das System befolgt wurde, jeden Schritt in deutsches Land mit einem Kastell u. dgl. zu befestigen, so wiederholte sich das Schauspiel, das zuerst an der Rhein- und Donaulinie eröffnet worden war, mit jeder neuen römischen Niederlassung,

und die Kreise des römischen Einflusses umschlangen immer größeres Gebiet. Die Hauptpunkte des großen Verkehrs bildeten besonders die Städte Mainz, Coblenz, Bonn, Cöln, Neuß, Xanten, Utrecht, Leyden. Von ihnen gingen nicht nur die großen kriegerischen Unternehmungen aus, sondern sie waren auch die Märkte für den Handelsverkehr. Von ihnen wurden die römischen Producte in das Innere von Deutschland geführt, für welche die Römer deutsche Rohproducte eintauschten. Es durchzogen römische Kaufleute das deutsche Land nach allen Richtungen, und den Verkehr, den sie nur lose anknüpften, befestigten die römischen Sclaven, die zu Tausenden verbreitet in den germanischen Familien ihr heimisches Wesen entfalteten. Vor diesem beugte sich das germanische, wie sich überhaupt die untere Culturstufe gerne der entwickelteren öffnet; und es wurden die gewöhnlichen Lebensverhältnisse von den römischen abhängig. Römisches Geld, Wein, seine Stoffe zu Gewändern fanden Eingang und kamen in allgemeinen Gebrauch. Sie bahnten den Pfad zu den Genüssen der römischen Civilisation, der den Germanen noch verborgen war. Aber je länger der friedliche Verkehr dauerte, und je mehr durch den kriegerischen die Sitten verwilderten, desto mehr lüftete sich auch der Schleier und enthüllte den Abgrund des römischen Lebens in seiner grauenhaften Nacktheit; und weil die Germanen Barbaren waren, so stürzten sie mit wilder Lust darauf zu und wollten in vollen Zügen von dem goldnen Becher trinken. Zu dieser Entwickelung haben aber besonders beigetragen die Kriegsdienste, welche Germanen, Edelinge und Gemeinfreie in dem römischen Heere nahmen, und die diplomatischen Umgarnungen, in welchen Fürstenhäuser und Volksstämme von der kundigen Hand der Römer festgehalten wurden.

Als die Mitte des vierten Jahrhunderts herbeigekommen war, hatte das deutsche Leben eine Entwickelungsphase erreicht, die mit zwei Worten characterisirt werden kann; es war ein Schwelgen in roher, blutiger Arbeit und noch roheren Genüssen. Und in zweifacher Weise stand nunmehr Rom vor den Augen der deutschen Völker. Sie wollten ihren Todfeind vernichten und an der Quelle seiner Schätze sich lagern.

Sie drängten in gewaltigen Massen vorwärts, aber nur langsam, Schritt für Schritt naheten sie ihrem Ziele; als mit den Hunnen ein Stoß kam, und ein Drängen und Drücken unter den Völkern entstand, dem sie nicht mehr widerstehen konnten, da wälzten sich die Heerfluthen über das römische Reich; und dieses bricht zusammen und auf seinen Trümmern erheben sich neue Gestaltungen.

II.

Alarich und die Westgothen.

(395—480.)

In Alarich, dem Helden aus dem edeln Geschlechte der Balthen, war der germanische Haß gegen die Römer wie verkörpert; daß er ein eigenes Reich zu gründen gedachte, ist nicht glaublich, er war ein Mann der Zerstörung. Er stand in Mailand beim Leichenbegängnisse des Theodosius; wenn er von der Leiche des gewaltigen Gothenbezwingers weg auf die beiden Kaiserknaben schaute, Honorius und Arcadius, und wenn sein Blick hinter diesen die beiden Minister gewahrte, Stilicho und Rufin, — was muß in der Seele des gewaltigen Mannes vorgegangen sein!

Die Kinder des Theodosius waren der Herrschaft nicht mächtig; Honorius leichtfertig und träge, den Weltereignissen gegenüber ein gleichgiltiger Zuschauer; wenn er nur sein Geflügel füttern konnte, war er schon vergnügt, mochte er auch ein Gefangener in seinem eigenen Palaste sein; der kleine, häßliche, geistlose Arcadius hatte seine kindische Freude am Pomp, und Das ist Alles, was außer seiner Fügsamkeit unter den jeweiligen Günstling von ihm zu berichten ist. Die beiden Minister waren die Herrscher; der eine aber auf den andern eifersüchtig und jeder hetzte seinen Hof gegen den andern auf. Zuerst spann Rufin Verrath mit Alarich und zettelte einen Aufstand in Afrika an. Alarich zog mit seinen Westgothen verheerend über Macedonien und Mösien nach dem weströmischen Illyrien; Stilicho zwang ihn zu rascher Umkehr; nun verheerte der Gothe Griechenland, und der oströmische Hof erniedrigte sich zu einem schimpflichen Frieden mit ihm, in welchem Alarich zum Oberfeldherrn im oströmischen Illyrien ernannt wurde. Dies hat Eutropius, der Nachfolger Rufins gethan, so daß also mit der Ermordung Rufins die Verhältnisse zum weströmischen Hofe sich nicht besserten. Alarich wandte sich wieder nach Italien (401), Honorius flüchtete sich nach dem festen Ravenna; Stilicho schlug sich am 29. März 403 mit den Gothen bei Pollentia, und ein zweitesmal bei Verona; aber die Schlachten blieben unentschieden, doch wurde Alarich nun auch zum Obergeneral in West-Illyrien ernannt, beide Höfe belohnten ihren Verderber.

Honorius hielt einen Triumphzug in Rom; Das haben auch andere Kaiserschatten gethan, und nicht deßhalb thun wir seines Aufzugs Erwähnung; aber er ist berühmt geworden durch die That eines Mönches, welche dem Gladiatorenmorde ein Ende bereitete. Theophilus, ein Mönch, gab seiner Neugierde nach, Zeuge der Festspiele zu sein; aber als er der Gladiatorenkämpfe ansichtig wurde,

sprang er zwischen die Streitenden; das Volk, wüthend über die Unterbrechung seiner Festlust, riß ihn in Stücke; aber an diesem Tage hatte der letzte Gladiator unter dem Schwertbiß seines Bruders geblutet.

Während der geschwächte Alarich in Illyrien stille lag, hatte Stilicho dem Einbruch eines von Radagais geführten Völkerzuges von Vandalen, Alanen, Sueven und Burgundern zu wehren. In den Bergen von Fiesole umstellte er sie, und durch Hunger, Krankheiten und sein tapferes Schwert wurde der Haufe theils getödtet, theils zur Uebergabe gezwungen. Andere Haufen, die im Begriffe waren, über die Donau nachzurücken, wandten sich jetzt westwärts (407), Mainz, Worms, Speier, Straßburg, Baselaugst wurden zerstört; dann ging der Zug auf gallischem Boden hinab über Amiens bis Tournai, darauf gegen den Süden zu den Pyrenäen, wo die Basken die Mordbrenner ins Innere Galliens zurückwarfen.

Zu diesem Unglücke kamen Aufstände in Britannien und an ihrer Spitze Eintagskaiser, so ein Markus, ein Gratian, ein Constantin, der in Arles residirte und Spanien sich unterwarf. Ueberall war Stilicho thätig, bis Hofintriguen dem Kaiser Honorius die Zustimmung zu seiner Tödtung abgewannen (23. Aug. 408). Stilicho verschmähte einen Aufstand; er flüchtete zu Ravenna in eine Kirche, ward aber von der Zufluchtsstätte weggerissen. Das Verbrechen, das ihm vorgeworfen worden, war seine Unterstützung der Forderungen Alarichs (4000 Pfund Gold); von Orosius aber wird er beschuldigt, daß er für seinen Sohn nach dem Kaiserthrone gestrebt habe. Daß er in der allgemeinen Bedrängniß eine Zufriedenstellung des Gothen befürwortet, finden wir begreiflich, daß die Entrüstung Alarichs über den Mord seines edlen Gegners aufbrauste nicht minder; 30,000 Mann gingen zu ihm über und forderten Rache. Kein Widerstand trat ihm entgegen, als er 408 in Italien einrückte und vor dem erzitternden Rom erschien. Als die Noth der Belagerten aufs Höchste gestiegen war, drohten sie dem Gothen mit dem Kampfe der Verzweiflung ihrer ungeheuren Volksmasse. „Je dichter das Gras, desto besser mäht man," war seine Antwort. „Was aber verlangst du?" — „Alles Gold, alles Silber, alle germanischen Sclaven." — „Was willst du uns dann lassen?" — „Das Leben." Aus Barmherzigkeit wollte er sich mit 5000 Pfd. Gold, 30,000 Pfd. Silber, 4000 seidenen Gewändern, 3000 Stück Purpur, 3000 Pfd. Pfeffer und der Freilassung aller germanischen Sclaven begnügen. Dieser waren es 40,000, welche nun in sein Heer eintraten.

Honorius bestätigte den Friedensvertrag nicht; er wies auch die Forderung Alarichs um Anweisung von Land in Noricum, Ve-

netien und Dalmatien und um eine jährliche Beisteuer an Geld und Getreide zurück, trotzdem auch der Papst dazu rieth und von Athaulf, dem Schwager Alarichs, diesem ein neues Heer zugeführt wurde. Alarich ernannte den Stadtpräfecten von Rom, Attalus, zum Kaiser; fast ganz Italien nahm die Wahl an, Honorius bot ihm die Theilung des Reiches; Alarich warf seine Creatur wieder weg und zog vor Rom, das er am 24. August 410 eroberte. Er befahl die Kirchen zu schonen, St. Peter und Paul erklärte er für Zufluchtstätten; die Plünderung war allgemein, drei Tage lang, aber menschlich schonten die Barbaren das Leben in einer Stadt, die immer so unbarmherzig mit ihren Unterworfenen umgegangen war.

Den Eroberer trieb es weiter nach dem Süden; was wollte er in Sicilien, in Afrika? Doch er starb, erst 34 Jahre alt; im Busento gruben wehklagend seine Gothen ihm das Grab, nachdem sie den Fluß abgeleitet. Ueber das Heldengrab hin ergossen sie dann wieder dessen Fluthen und tödteten die Sclaven, die bei dem Werke betheiligt waren, damit fortan kein Mensch den Leichnam in seiner Ruhe störe.

Andern Geistes war Athaulf, sein Schwager und Nachfolger; Orosius legt ihm die Worte in den Mund: „Ich suchte, auf meine Macht und Kraft gestützt, einmal das römische Reich wie seinen Namen zu vertilgen und dafür ein neues großes Gothenreich zu stiften, so daß Gothia dann die Stelle von Romania einnähme, und ich meinem Reiche Das geworden wäre, was Cäsar Augustus dem römischen gewesen. Durch viele Erfahrungen erhielt ich endlich die Ueberzeugung, daß zur Aufrechterhaltung eines Staates durchaus Gesetze und dabei Ausübung und Handhabung derselben nothwendig sei, daß die Gothen wegen ihres trotzigen Sinnes und ihrer Rohheit noch nicht reif für gesetzmäßige Ordnung und daher mir auch nicht unterwürfig sein würden. Da ich nun nicht der Stifter eines neuen Reiches sein konnte, so setzte ich meinen größten Ehrgeiz darein, mit allen Kräften Roms Herrschaft wieder herzustellen und sie wo möglich noch größer, noch mächtiger zu machen; für den Wiederhersteller des Römerreichs bei den Nachkommen zu gelten, das sei mein größter Ehrgeiz."

Er setzte sich mit Honorius ins Einverständniß, vermählte sich mit der in Rom gefangen genommenen Schwester desselben, Placidia, und zog dann nach Gallien, wo er den Gegenkaisern Städte abgewann, während sein Nachfolger Wallia den Sueven, Vandalen und Alanen das Land zwischen der Garonne und dem Meere, das sie besetzt hatten, abrang, und mit Zustimmung des Honorius (415) der Gründer eines vorderhand allerdings kleinen Reiches, Gothia oder Septimania mit der Hauptstadt Toulouse wurde.

60 Jahre darnach hatte dieses Westgothenreich eine Ausdehnung erhalten von den Pyrenäen und dem Meere an bis zur Loire und der Rhone und das Küstenland bis zu den Ligurischen Alpen; ja es strebte auch über die Pyrenäen hinaus und bemächtigte sich Spaniens, wo nur im nordwestlichen Theile desselben die Sueven ununterworfen blieben.

III.

Genserich und die Vandalen.

(406 bis c. 520.)

Als Honorius im Jahre 423 sein unthätiges Leben beendigte, trat an seine Stelle, da er kinderlos starb, das siebenjährige Söhnlein seiner Schwester Placidia, Valentinian III. unter der Vormundschaft seiner Mutter; da aber diese keine Herrschertalente besaß, so lag die Regierung in den Händen der zwei Minister Aëtius und Bonifacius. Letzterer verwaltete Afrika zur allgemeinen Zufriedenheit; aber der eifersüchtige Aëtius suchte ihn zu verderben. Auf der einen Seite verdächtigte er ihn beim Hofe, daß er abgerufen wurde, auf der andern flüsterte er dem Bonifacius ein, daß er auf seine Sicherheit bedacht sein möge, da der Hof seinen Tod beschlossen habe. Bonifacius war ein Ehrenmann, aber er erlag der Versuchung, und trotz der dringendsten Ermahnungen des ihm innig befreundeten heiligen Augustinus, getreu in seiner Pflicht auszuharren, pflanzte er die Fahne des Aufruhrs auf und rief die Vandalen nach Afrika.

Diese, ein Stamm der Gothen, waren im Jahre 407 unter ihrem Könige Gundrich über den Rhein gezogen und mit Alanen und Sueven in Spanien eingefallen und machten von hier aus Seeräuberzüge. Ihnen wohnte das Bewußtsein ein, daß Gott sie zu Rächern auserwählt habe. Nach dem Tode Gundrichs stand an ihrer Spitze als ihr König Genserich (oder Geiserich), ein verschlossener und entschlossener Mann, der gewohnt war, bei einem Seezuge dem Steuermann auf seine Frage: wohin? zu erwidern: „gegen Diejenigen, welchen Gott zürnt!"

Begierig ging er auf die Einladung des Bonifacius ein; zu spät sah dieser den Ungrund und die Schwere seines Verbrechens ein, und bemühte sich die Vandalen wieder zum Abzuge zu bewegen; sie gingen nicht mehr, sie eroberten Afrika, Sicilien und Sardinien, und Genserich, der sich König des Landes und Meeres nannte, bedrohte die Küsten des Mittelmeeres.

Ernst war Genserich in seinen Forderungen der Sittenstrenge, und schwer die Strafen für die Uebertretungen; allein kaum war

er todt, so genossen die Vandalen des traurigen Rufes, daß sie das weichlichste Volk geworden seien; wir werden deßhalb auch bald von ihrem Untergange hören. Sie beraubten die Einwohner ihres Eigenthums, verschmolzen sich aber nicht mit der römischen Bevölkerung der Provinz, als Arianer waren sie unduldsame Verfolger der Katholiken; Unsägliches hatten diese zu leiden; gleich Genserich vertrieb die Bischöfe und Priester aus ihren Kirchen und verbot, des Nabuchodorossor und Holofernes in den Predigten Erwähnung zu thun; sein Sohn Hunerich (477—484) ließ den in eine katholische Kirche Eintretenden das Haar mit der Kopfhaut abreißen; Gunthamund (484—496) war duldsamer, Thrasamund (496—523) eröffnete die Verfolgung wieder unter Aufwand schlauer List, Hilderich wollte schonen, wurde aber gestürzt. Als Gottes Geißel waren diese Arianer über die verweichlichten, an der Nothwendigkeit der Gnade rüttelnden Afrikaner gekommen, aber wie frühe sind auch sie weggeworfen worden!

IV.

Attila.

(451—453.)

Der heilige Hieronymus betete: Gott möge die Hunnen, diese Bestien, welche nicht einmal des Kindes schonen, vom Abendlande ferne halten. Aber sie kamen, als im Osten ein kräftiger Kaiser, Marcian, ihren unverschämten Forderungen entgegentrat, und an der Spitze der Horden und aller von ihnen unterworfenen Völker mit einem von Persien an bis an den Rhein und die Ostsee maaßgebenden Einflusse die geheimnißvolle Persönlichkeit stand, welche von unserer deutschen Heldensage Etzel, von der Geschichte Attila genannt wird, und sich selbst als Herrn aller germanischen und scythischen Reiche bezeichnete. Das Reich der Hunnen legte sich hart an die Donaugrenze des Ostreiches, als ein beständiger Bedränger. Wenn es den diplomatischen Künsten nicht gerade gelang, aus der Organisation des Hunnenreiches die Vortheile des innern Zwiespaltes und der gegenseitigen Befehdung der nur locker zum Ganzen verbundenen Völker zu ziehen — bunt genug war das Gemisch der unterworfenen Völker der Gepiden, Ostgothen, Heruler, Thuriger, Rugier, Slaven und anderer, um die bedrängten Oströmer zu Versuchen der Spaltung einzuladen — dann wurden die Forderungen rücksichtslos; aber die Römer trugen auch ihre Schuld daran; denn nicht nur suchten die Minister der beiden Reiche des Ostens und Westens in ihrer gegenseitigen Eifersucht Rückhalt an den Hunnen und suchten aus der über ihnen hängenden Wetterwolke

die Blitze gegen einander zu ziehen, sondern Attila kannte auch die Schwierigkeiten beider Höfe, die Lähmung jeder Thatkraft und folglich die Vergeblichkeit eines Widerstandes recht gut, und daher behandelte er die unmächtigen Kaiser mit Verachtung. Im Jahre 445 ermordete er seinen Bruder Bleda und nun faßte er in seiner einen gewaltigen Faust alle Hunnenstämme zusammen, der Mann merkwürdiger Eigenschaften. Jornandes, der Geschichtschreiber der Gothen, schildert ihn als Einen, dem die Vorsehung den Stempel aufgedrückt habe, die Erde zu erschüttern und die Völker in Schrecken zu setzen. In Krieg und in diplomatischen Verhandlungen war er gewaltig, herrisch und grausam wie nur immer ein Barbar, aber auch zum Verzeihen geneigt und treu gegen Diejenigen, die er einmal in sein Schutzverhältniß aufgenommen hatte. Hoch ging sein Gedankenflug; er wollte nichts weniger sein, als der Kaiser aller Barbaren, die Carricatur des römischen Kaisers, denn wohin Rom mit seinen Eroberungen drang, da wurden die Völker in seine Cultur aufgenommen, wohin aber Attila seinen Fuß setzte, da sproßte kein Gras mehr, wie er selbst gesagt hat.

Auf dem Throne von Byzanz saß seit seines Vaters Arcadius' Tode (408—450) Theodosius II., ein frommer, rechtgläubiger, literarisch gebildeter Kaiser, den man den Schönschreiber nannte, weil er es im Malen der Buchstaben zu einer viel beneideten Meisterschaft brachte. Er war nur erst sieben Jahre alt, als ihm die Krone aufgesetzt wurde; seine Erziehung leitete die mit energischem Geiste und starkem Herzen begabte Pulcheria, seine nur um zwei Jahre ältere Schwester. Als 15jährige Jungfrau wurde sie zur Augusta ernannt, und wo die Intriguen der Hofbeamten nicht dazwischen traten, waltete sie als die eigentliche Herrscherin. Der Palast war ihr eine Klosterzelle; mit ihren Schwestern und dem kaiserlichen Bruder betete sie und sang die Psalmen und Hymnen; sich ganz dem göttlichen Heilande weihend, gelobte sie, seine jungfräuliche Braut sein zu wollen. Sie wußte es so klug zu leiten und ihren weisen Maßnahmen solchen Nachdruck in der Ausführung zu geben, daß die 42jährige Regierung ihres Bruders ohne besonders schwere Unglücksfälle vorüberging, obschon das Reich nicht nur beständig von den Hunnen bedroht, sondern auch durch die dogmatischen Streitigkeiten des spitzfindigen griechischen Geistes erschüttert wurde.

Nestorius, wegen der Berühmtheit seines Namens von Theodosius auf den Stuhl von Constantinopel berufen, lehrte, daß Maria nicht Gottesgebärerin genannt werden dürfe, da die zwei Naturen in Christus, die göttliche und menschliche, völlig getrennt, eigentlich zwei Personen in dem Einen Individuum seien und eine nur äußere Verbindung mit einander eingegangen hätten, etwa wie

der Mensch mit seinem Kleide; Maria sei nur die Mutter des Menschen Christus, und in diesen habe sich dann die Gottheit eingesenkt, wann, das sprach er nicht ausdrücklich aus, deutet aber an, daß es bei der Taufe geschehen sei. Im Jahre 431 trat die allgemeine Synode von Ephesus zusammen; die kaiserlichen Beamten schlugen sich auf die Seite der Nestorianer und nachdem die katholische Lehre ausgesprochen wurde, sperrten sie die rechtgläubigen Bischöfe völlig von der Außenwelt ab, bis es einem Mönche gelang, als Bettler verkleidet, nach Constantinopel zu gelangen und den Kaiser über den Stand der Angelegenheit aufzuklären. Nun änderte sich die Sache; Ephesus ward beleuchtet, mit Fackeln zog das katholische Volk vor den Sitzungssaal des Concils, und als der Glaubenssatz ausgesprochen wurde, daß Maria wahrhaft die Muttergottes ist, da erscholl unendlicher Jubel aus der Masse des entzückten Volkes und es hieß, der jungfräulichen Kaiserin Pulcheria sei es gegeben gewesen, durch die dem Concile erwirkte Freiheit gegen die Gewaltthätigkeiten der kaiserlichen Beamten und die Nestorianer die Ehre der heiligen Mutter Gottes in so strahlendes Licht zu stellen. Die Nestorianer wurden von Theodosius II. nach Persien verbannt, wo bis zu dieser Stunde noch Ueberreste von ihnen vorhanden sind.

Durch den Klostervorsteher Eutyches wurde der Gegensatz gegen den Nestorianismus so schroff hervorgehoben, daß nun die Irrlehre entstand, daß in Christus die menschliche Natur von der göttlichen absorbirt, also eigentlich nur Eine Natur sei. Diese Irrlehre, der Monophysitismus, veranlaßte im Jahre 449 eine Synode in Ephesus, die Räubersynode genannt, weil die rechtgläubigen Bischöfe mißhandelt, abgesetzt und die schwächeren Charactere durch Schläge zur Anerkennung der Irrlehre gezwungen wurden; aber auf dem allgemeinen Concil von Chalcedon wurde der katholischen Lehre wieder die Ehre gegeben, daß in der Person Christi die göttliche Natur und die menschliche unvermischt und ungetrennt vereinigt seien und jeder Natur eine eigene Willenskraft entspreche.

Was Pulcheria in diesen Kämpfen an der Seite des guten, aber schwachen Kaisers geleistet, das haben die Väter des Concils von Chalcedon anerkannt, indem sie dieselbe einstimmig die Beschützerin des Glaubens, die Wiederherstellerin des Friedens, die Austreiberin der Häretiker, die fromme, rechtgläubige, die neue Helena nannten; der heilige Leo aber, der große Papst, sagt, daß er ihretwegen aufjuble und Gott danke, daß sie über die Gottlosigkeit des Nestorius und den unheilvollen Irrthum des Eutyches eine doppelte Palme und Krone sich errungen habe.

Die Demüthigungen des Attila vermochte die heilige Pulcheria nicht vom Haupte ihres schwachen Bruders abzuwenden,

sie konnte sich an die Spitze der Armeen nicht stellen. Der Hunnenfürst brach in die Grenzen ein, verwüstete sie und schleppte die Einwohner fort, für den Frieden forderte er ungeheure Summen und einen jährlichen Tribut von 2000 Pfund Goldes, nannte den Kaiser seinen Sclaven, seinen entarteten Sclaven; einer seiner Gesandten brachte die Botschaft: mein Herr und dein Herr befiehlt dir, ihm einen Palast einzurichten, denn er wird selber kommen.

Aber Theodosius starb; (450) und nun zeigte sich Pulcheria so hochherzig, daß wie sie einst ihre Jugend der Wohlfahrt des Reiches durch ein heiliges Gelübde geweiht, sie jetzt dem ebenso braven als frommen und einsichtigen General Marcian nicht ihr Herz, aber ihre Hand unter der Bedingung reichte, daß er sie in ihrem Gelübde nicht störe, und ihn zu sich auf den Thron erhob, damit ein ganzer Mann dem Uebermuthe der Hunnen eine Grenze setze. Marcian verweigerte den Tribut; als Attila ihn forderte, erwiderte der kriegstüchtige Kaiser, er habe Gold für seine Freunde, für seine Feinde aber Eisen. Doch Attila fiel das oströmische Reich nicht an; er brach nach dem Westen auf. Gegen den schwachen Valentinian III. fand er den Vorwand, daß Honoria, dessen Schwester, seine Braut sei, sie müsse ihm gegeben werden und dazu die Hälfte des Reiches als Mitgift. Zugleich stachelte Genserich ihn auf. Dieser fürchtete die Rache der Westgothen, weil er die für seinen Sohn Hunerich geworbene Königstochter mit abgeschnittener Nase wieder heimgeschickt hatte; im Bunde mit Attila hoffte er des Westgothenkönigs Theodorich Meister zu werden und zugleich den Römern weitern Länderbesitz abzuringen. Attila berichtete an den Kaiser, daß er nach Gallien ziehe, um entlaufene Sclaven zu züchtigen, den Westgothen dagegen redete er ein, daß er die Römer schlagen wolle. So meinte er, sie hinhalten und ihre Verbindung hindern zu können; aber sie kam zu Stande.

Im Januar 451 marschirte Attila aus Ungarn die Donau aufwärts, alle Völkerschaften, auf die er an beiden Ufern stieß, zum Mitzug zwingend. Zwischen Basel und Mannheim war alles Land von den Schwärmen bedeckt, die römischen Besatzungen flüchteten bis hinter die Loire, eine Stadt um die andere fiel, wie manche verschwand vom Erdboden, von ihren Bewohnern verlassen! Paris wurde durch die heilige Jungfrau Genovefa gerettet, Orleans wagte Widerstand, es baute auf die Zusage des Römers Aëtius, daß er mit den Westgothen kommen und die Stadt aus aller Bedrängniß erretten werde. Schwer war diese Bedrängniß; kein Menschenleib war auf den Mauern sicher vor dem hunnischen Pfeil; die Lebensmittel gingen aus, Sturm auf Sturm ward von den Hunnen unternommen; der 24. Juni kam, auf den Aëtius den Entsatz versprochen, und trostlos schauten die Wächter von den

Thürmen nach der erhofften Hilfe aus; die Stadt ergab sich, die Hunnen drangen ein und plünderten; da erscholl Freudengeschrei von den Thürmen, Aëtius kam mit dem Westgothen Theodorich, Römer und Germanen hatten sich die Hand gereicht; mit frischem Muthe griffen die Bürger wieder zu den Waffen und trieben die Hunnen aus der Stadt; Attila zog sich gegen Chalons, auf die catalaunischen Felder; hier ward die Völkerschlacht geschlagen. Attila erkundete deren Ausgang; ein Einsiedler ward von ihm befragt; „du bist, sagte dieser, die Geißel Gottes, der Hammer, mit dem die Vorsehung die Welt schlägt; aber Gott zerbricht das Werkzeug seiner Rache, du wirst besiegt werden!“ „Geißel Gottes!“ rief Attila in Jubel; er mahnte die Hunnen an das Geschick, daß wer am Leben bleiben soll, keine Wunde empfängt, und daß der dem Tode Verfallene auch im Bette von diesen getroffen wird, und er schleuderte den ersten Speer in den Feind. Das war eine Schlacht, wie Jornandes sagt, gräßlich, vielgestaltig, haarsträubend, ausdauernd, wie vordem keine je geschlagen worden. Beim Einbruche der Nacht waren die Hunnen in ihr befestigtes Lager geflohen. Attila errichtete sich aus den Sätteln der gefallenen Pferde seinen Scheiterhaufen, er wollte sterben, damit kein Sterblicher sich rühmen könne, ihm den Todesstoß gegeben zu haben; aber als der Tag graute, sah er die Römer und Westgothen nicht anrücken; Aëtius wollte, mißtrauisch gegen diese, den Feind nicht vernichten und Thorismund, des gefallenen Theodorich Sohn, ließ sich gerne bereden, in Sorge um seine Brüder, welche ihm den Thron streitig machen könnten, heimzuziehen. So ward Attila an seinem Rückzuge nach Pannonien nicht gehindert.

Was erreichte Aëtius? Schon im Frühling 452 fiel Attila in Italien ein, Aquileja fiel in Trümmer, die Städte der Lombardei wurden geplündert, die Geißel Gottes marschirte gegen Rom. Kein Heer trat ihm entgegen; aber der heilige Papst Leo der Große, und entsetzt kehrte sich Attila ab; eine Gestalt in priesterlichem Gewande, sagte er, sei, während der Papst sprach, vor ihm gestanden und habe ihm mit dem Schwerte gedroht.

Attila entwich und rüstete zu einem Zuge gegen Constantinopel; aber sein Werk war vollbracht, seine Zeit abgelaufen; er feierte ein neues Hochzeitfest; am andern Tage wurde er in seinem Blute liegend gefunden; ob eine Ader ihm gesprungen, ob die Braut Blutrache für die Ermordung ihrer Familie genommen, wird niemals aufgeklärt werden.

Die Welt war von ihrem Schrecken vor der Geißel Gottes erlöst, 453, und das Hunnenreich brach zusammen; Attilas fünfzig Söhne wollten sich ihrem Bruder Ellak nicht unterordnen, Ardarich, der König der Gepiden, rief die Germanen auf, sich die Freiheit

zu erkämpfen; im Jahre 454 schlugen sie am Netaflusse die Hunnen, und diese stäubten auseinander.

Nun lagen in eigenen Reichen: in Dacien die Gepiden, in Pannonien die Ostgothen, von Marcian gegen das Versprechen der Hut der Donaugrenze in ihrem Länderbesitze bestätigt, von der südlichen Abbiegung der Donau bis herauf nach Lorch die Rugier und Heruler, von Lorch bis Passau die Thüringer, an welche sich die Alamannen anschlossen; hinter diesen Völkern nordwärts lagen die Longobarden und die Markomannen.

Aber auch diese Germanen schoben sich ineinander, und aus ihrer Mitte gingen die Wanderungen und der Mann hervor, welcher dem weströmischen Reiche ein Ende machte.

V.

Der Untergang des weströmischen Reiches. Odoaker.

(454—476).

Als für Valentinian III. die Angst vor den schrecklichen Hunnen entwichen war, wurde ihm Aëtius mit seiner Forderung, daß seinem Sohne Gaudentius dem in der Noth gemachten Versprechen gemäß die Kaisertochter Eudoxia vermählt werde, unbequem und den auf Verrath deutenden Einflüsterungen der Höflinge sich eröffnend, stieß er den Mann nieder, welcher als die festeste Stütze seines Thrones sich ausgewiesen hatte, (454) und dafür wurde er allgemein verhaßt und am 27. März 455 selbst ermordet.

In Rom bestieg den Kaiserthron Petronius Maximus, der Valentinians Wittwe Eudoxia zur Ehe nahm, aber auch als Rächerin in sein Haus einführte, denn von ihr heißt es, daß sie die Vandalen auf Rom gehetzt; freilich kann Genserich auch als bloßer Räuber gekommen sein. Seiner Stellung nicht gewachsen, beredete Maximus den Senat zur Flucht, wurde aber von dem empörten Volke mit Steinen todt geworfen. Nun hatte die geängstigte Stadt, als die Seeräuberflotte der Vandalen vor Ostia erschien, wieder keinen andern Mann gegen den Feind zu entsenden, als den heiligen Papst Leo. Diesem gelang es, wenigstens so viel zu erwirken, daß die Stadt nicht verbrannt und daß das Leben der Menschen geschont werden solle; aber vierzehn Tage lang plünderten die Vandalen, raubten und zerschlugen die Kunstwerke; selbst sein goldgeschmücktes Dach verlor das Kapitol.

Nun folgen für das weströmische Reich noch zwanzig Jahre krampfhafter Todeszuckungen unter den Händen von Barbaren, welche Kaiser ein- und absetzen, bis Einer kommt, der einen Kaiser für überflüssigen Luxus hält. Zuerst rufen die Westgothen

den Avitus auf, 456; im selben Jahre noch setzt der Oberfeldherr Ricimer, ein Sueve, ihn ab und beruft den Majoranus, (457—461) der an der Eifersucht des Kaisermachers auf seine Tüchtigkeit zu Grunde geht; folgt für vier Jahre (461—465) ein Lybius Severus, den für vier weitere Jahre (457—461) Procopius Anthemius, vom byzantinischen Hofe gesendet und von Ricimer angenommen, ablöst. In offener Feldschlacht bekämpften sich dann der Kaiser und sein Oberfeldherr, dieser eroberte Rom und ließ den Anthemius tödten; im folgenden Jahre starb er selbst an der Pest und sein neuer Kaiser Olybrius mit ihm. Nun ergriff die Gewalt Gundobald, Ricimer's Neffe; er setzte den Glycerius ein, der schon im Jahre 474 vom Throne stieg, um Bischof von Salona zu werden, und der byzantinische Hof sandte den Julius Nepos, gegen welchen Orestes auftrat, der einst Geheimschreiber am Hofe Attilas an der Spitze hunnischer und anderer barbarischer Truppen als Oberfeldherr und Patricius in römischen Diensten stand. Er wollte nicht Kaiser sein, aber seinen Sohn Romulus Momylius Augustulus mit dem Purpur geschmückt haben, was am 31. October 475 geschah.

In diesen Wirren forderten die verschiedenen deutschen Truppentheile ein Drittel des italienischen Bodens; an ihrer Spitze stand der Herulerfürst Odoaker. Als dieser über die Donau ging, suchte er die Zelle des heiligen Severin auf; sich beugend trat er ein, und der heilige Mann sagte ihm: „Zieh' nach Italien; du wirst dein armseliges Kleid von Fellen nicht mehr lange tragen!“ Bei Pavia schlug Odoaker den Orestes, der enthauptet wurde; in Ravenna nahm er den jungen Kaiser gefangen; dem zitternd um sein Leben Bittenden wies er in Kampanien eine der Lukullischen Villen und eine ordentliche Summe Geldes an, sich selbst aber nannte er, den Purpur, der seine Bedeutung eingebüßt hatte, verschmähend, „König der deutschen Völker in Italien.“ Der Senat selbst bot dem Kaiser Zeno von Byzanz den unwürdigen Antrag, daß er dem von ihm zum Beschützer Italiens Erwählten den Titel eines Patricius und das Reich Italien gewähre. Zeno sah den weströmischen Kaiserthron als erledigt an, und dieser Gedanke bestimmte für die Folgezeit die Politik des oströmischen Hofes.

Am 28. August 476 hatte nach 1200jährigem Bestande das römische Reich sein unrühmliches Ende gefunden. Die Thatsachen sprechen so laut und so eindringlich, daß ein Rückblick auf die Verhältnisse, welche seinen Untergang herbeigeführt, vieler Worte nicht bedarf. Nachdem es seinen Beruf erfüllt, die Nationen zusammenzubringen, die Besonderheiten zu zerstören und in der staunenswerthen Einheit seines Reiches den Baum des Lebens einsenken zu lassen, unter dessen Schatten alle Völker der Erde ruhen sollen,

muß es in gerechtem Gerichte den Giftbecher trinken, den es durch seine Greuel zusammengebraut, und da es auf die Stimme des Rufenden nicht hörte, sondern im Gegentheile bis über Constantin, bis über Theodosius hinaus an den Erinnerungen des Heidenthums festhielt und dessen Wiederaufstehen erhoffte, erliegt es seiner Schmach. Aber lange schon ist der Stuhl aufgerichtet, der bestimmt ist, das neue Rom zur Welthauptstadt bis zum Ende der Tage zu machen.

Welches war im Jahre 476 der Zustand des ehemaligen Reiches? Britannien war lange schon abgerissen, Afrika in den Händen der Vandalen, Galliens haben sich fünf Völkerschaften bemächtigt, in der Mitte besteht noch ein kleines Reich der Römer, im Westen ist das unabhängige Armorika, den Osten haben die Burgunder eingenommen, im Norden dringen die Franken ein, und den Süden beherrscht der Westgothe, der über die Pyrenäen und anderseits ins Innere Galliens zu greifen sucht. Spanien gehorcht den Westgothen und Sueven, nur einzelne verlorene Posten haben römische Commandanten noch inne. Italien endlich ist jenen Barbaren zugefallen, welche Odoaker als ihren König anerkennen.

Dieser Zustand ist für die Dauer nicht hergestellt. Einerseits ist die Völkerwanderung noch nicht zur Ruhe gekommen; anderseits kann es unter den Barbaren nicht an Zwistigkeiten fehlen, ein Theil der siegreichen Völker verfällt, von der arianischen Häresie nicht gehoben, dem Sittenverderbniß und bereitet sich ein frühes Grab; der byzantinische Hof aber nahm für seine Politik diese Verhältnisse wahr und suchte die Völker gegen einander in Kampf zu verleiten, neue Einfälle zu veranlassen und so eine Befestigung der Verhältnisse zu verhindern.

VI.

Theodorich der Ostgothe.

(475–526).

Die eben angedeutete Politik des byzantinischen Hofes zeigte sich gleich in der Sendung des Ostgothen Theodorich nach Italien. Wer, der mit unseres Volkes Heldensagen vertraut ist, liebte nicht den Dietrich von Bern, den herrlichen, getreuen, den Helden im Streit und den Weisen im Rath? Leider ist der Theodorich der Geschichte ein anderer, als der Dietrich der Heldensage. Nachdem er als Geisel am Hofe von Constantinopel aufgewachsen, erhob sein Volk den achtzehnjährigen auf den Schild, und er stritt von Pannonien aus so glücklich gegen slavische und germanische Völker, daß der Hof ihn mit Ehren überhäufte, theils in Freude über seine

Erfolge, theils in Furcht vor dem Gewaltigen. Der scharfblickende Theodorich wußte wohl, daß ihm ein Kampffeld in Italien gerne eingeräumt werde, und da wird berichtet, daß er dem Kaiser Zeno vorgestellt habe: „Heiße mich an der Spitze meiner Landsleute nach Italien gegen Odoaker marschiren; verliere ich Sieg und Leben, bist du von einem unbequemen und kostspieligen Verbündeten frei; habe ich mit Gottes Hilfe Erfolg, werde ich in deinem Namen und zu deiner Ehre den Senat von Rom und das Land, das meine Waffen befreien werden regieren." Der Kaiser war es zufrieden; die Ostgothen zogen nach Italien, nicht eine Heerschaar nur, sondern das ganze Volk, Weib und Kind, mit den Hausthieren und Ackergeräthen. Der Widerstand Odoakers war energisch, zweimal zwar wurden sie geworfen, am Isonzo und an der Etsch, aber auch die Gothen mußten sich in Pavia einschließen, bis ihnen Hilfe kam; dann siegten sie bei Verona, und Odoaker gab Oberitalien preis; ein letzter Sieg an der Adda zwang ihn, zu Ravenna sich einzuschließen. Durch Vertrag kam hier der Friede zu Stande, 493; aber treulos tödtete Theodorich den Odoaker beim Mahle, und nun war er Meister Italiens, und bald gebot er über ein Reich, das nicht nur Italien und Sicilien umfaßte, sondern Dalmatien, Istrien, Pannonien, Noricum, Rhätien und die südlichen Abhänge der Alpen bis zur Rhone hin in seinen Grenzen hatte. Noch weiter erstreckte sich sein Einfluß, hinüber zu den Vandalen in Afrika, zu den Westgothen, zu den Thüringern; es schien fast als ob er berufen wäre, das Aufstreben des Reiches der Franken zu hemmen. Dem Kaiser erwies er Ehre, aber er herrschte unabhängig.

33 Jahre lang regierte Theodorich, aber mit ihm versank sein Reich wieder, es war ihm nicht gelungen, es zu befestigen. Zwar folgte er dem schönen, fruchtbaren Grundsatze, den er einmal aussprach: „Der einzige Weg zu unserem Wohlgefallen ist die Nachahmung unserer Thaten; halte die Gerechtigkeit fest, beschütze mit den Waffen rüstig die Schutzlosen, auf daß du unter den verkehrten Gewohnheiten der Völker dafür sorgest, daß die Gerechtigkeit der Gothen erglänze, welche solches Lob sich erworben haben, daß sie die Klugheit der Römer und zugleich die Tapferkeit der Germanen festhielten. Die volle Frucht unseres Dankes wirst du ernten, wenn du bürgerliches Leben pflanzest." So handelte er; jedem Rechte ward sein Schutz, die materiellen Interessen wurden, wie die geistigen gepflegt; die Römer folgten den römischen, die Gothen den gothischen Gesetzen; beide für strittige Fälle auszugleichen, erließ Theodorich im Jahre 500 sein berühmtes Edict.

Aber dies Alles fand keinen Bestand, weil die Eroberer niemals mit den Unterworfenen zusammenschmolzen; die Gothen, die Herrn und die Römer vom öffentlichen Leben ausgeschlossen

waren. Die Stützen der Herrschaft fand Theodorich in seinen gothischen Kriegern; die Italiener waren vom Waffendienst ausgeschlossen, die gothischen Knaben von den römischen Schulen, denn ein Knabe, meinte Theodorich, der einmal unter der Fuchtel des Schulmeisters gestanden, sei unfähig, ein tüchtiger Kriegsmann zu werden. Der tiefste Zwiespalt, der eine Versöhnung unmöglich machte, bestand in der Verschiedenheit der Religion, denn die Gothen waren Arianer und erschienen den Römern nicht blos als Fremde, sondern auch als Ketzer. 28 Jahre bestand, einzelne Reibereien abgerechnet, im Großen und Ganzen der Friede; die Papstwahl war frei, die Bischöfe wurden geehrt, Theodorich war so klug, den katholischen Gottesdienst nicht zu stören. Da griff die Politik des Ostens in den Frieden Italiens ein. Diplomatische Verhandlungen, die Begünstigung der Franken, selbst der Krieg sollten die Herrschaft des mächtigen Königs stören, auch die Religion mußte ein Agitationsmittel werden. Im Jahr 523 erließ der Kaiser Justin ein Gesetz, das im oströmischen Reiche den Arianern ihre Kirchen nahm und den Katholiken zusprach. Das nahm Theodorich, als Beschützer der Arianer im Westen, als einen Schlag gegen sich auf, und er bereitete ein Gesetz vor, durch welches in einer bestimmten Frist der katholische Gottesdienst in seinem Reiche verboten werden sollte; der Papst Johannes wurde ins Gefängniß geworfen, in welchem er starb. Zugleich wurden Gerüchte von einer Verschwörung umgetragen, in Theodorich wachte der Barbar auf; den Senator Albinus klagte er auf Hochverrath an, weil er den Wunsch ausgesprochen haben sollte, daß Italien von der Fremdherrschaft frei werden möchte. Ihn vertheidigte Boëthius, der ungehört verurtheilt und getödtet wurde; Symmachus, sein Schwiegervater, der eine freie Aeußerung über die tyrannische Ungerechtigkeit gethan, mit ihm. Im Kerker schrieb Boëthius sein vielberühmtes Büchlein „vom Troste der Philosophie;" seine schreckliche Hinrichtung trübte den Geist Theodorichs. Die Henker schnürten das Haupt des edlen Mannes mit Schnüren zusammen, daß die Augen aus den Höhlen traten. Als eines Tages ein großer Fisch auf den Tisch des Königs gebracht wurde, schrie er auf, daß das Haupt des Ermordeten nach ihm verlange. Das Fieber packte ihn, unter Ausbrüchen der Reue starb er schon nach wenigen Tagen.

Zu spät versuchte Amalasuntha seine geistreiche und thatkräftige Tochter, welche für ihren unmündigen Knaben Athalarich die Regierung führte — sie war an Eutharich aus dem Stamme der Westgothen vermählt gewesen und Theodorich hatte keinen Sohn hinterlassen — die Kluft zwischen den Römern und Gothen auszufüllen, die religiös aufgeregten Gemüther zu versöhnen, der katho-

lischen Kirche gerecht zu werden; die Gothen mochten Dies und die Erziehung des Athalarich, welche harmonisch das griechisch-lateinische und gothische Wesen in ihm ausbilden sollte, nicht dulden; der Jüngling wurde gegen seine Mutter aufgestiftet, erlag aber bald seinen Leidenschaften; Amalasuntha reichte die Hand dem Theodat, der es zuließ, daß sie 535 von den Bluträchern dreier vornehmer Männer, die sie wegen Aufstachelung ihres Sohnes hatte tödten lassen, ermordet wurde; und nun hatte für Theodorichs Reich die entscheidende Stunde geschlagen; von Byzanz kam der Rächer.

VII.

Eingriff des oströmischen Reiches in die Gestaltungen der Völkerwanderung.

(527—565.)

Von der kraftvollen Regierung des Marcian an bis in das erste Viertel des sechsten Jahrhunderts hinein, ist aus dem Ostreiche kaum etwas zu berichten, wenn man nicht mit den Palastrevolutionen, den heftigen Streitigkeiten über theologische Fragen und das eigenmächtige Vorgehen des Hofes für ihre Entscheidungen, wenn man nicht von den Parteikämpfen der Blauen, Grünen, Weißen und Rothen, wie der Circus sie in den Farben der Wagenlenker aufwies, sich befassen will. Aber im Jahre 527 bestieg den Thron ein Mann, der in seinem Eifer für die Rechtgläubigkeit, in seiner Begeisterung für die Kunst, in seinen Gesetzessammlungen und durch seine Erfolge gegen die Barbaren des Westens unsterblichen Ruhm sich erwarb. Dieser Kaiser ist Justinian, eines Bauern Sohn aus Serbien, der Neffe Justins I., der von 518—527 das Reich mit Glück regierte.

Justinian versuchte, die letzten Reste des Heidenthums auszurotten; er bedrohte den Rückfall ins Heidenthum mit Todesstrafe und befahl, daß wer noch nicht getauft sei, in der christlichen Religion Unterricht nehme; schon im Jahre 529 schloß er in Athen die Philosophenschulen. — Für seine Liebe zur Kunst und sein Verständniß derselben zeugt die Sophienkirche zu Constantinopel, die er, nachdem der Constantinische Bau im Nikaaufstande (s. S. 370) abgebrannt war, wunderbar herrlich wieder aufbaute, zeugen die zahlreichen Bauten, Kirchen, Hospitäler, Brücken, Festungen und die Denkmäler der Kunst, mit welchen er nicht nur die Hauptstadt schmückte, sondern auch das Reich übersäete. Bei der Vollendung der Hagia Sophia rief er aus: „Ehre sei Gott, der mich würdig erachtet hat, ein so großes Werk zu vollbringen, — ich habe dich

überwunden, o Salomon!" — Mit Hilfe des Tribonianus, seines bevorzugten Ministers, stellte Justinian den Codex Justinianeus, d. i. eine Sammlung von Verordnungen früherer Kaiser zusammen, dann erschien unter dem Titel Institutionen ein wissenschaftliches Lehrbuch der Rechtswissenschaft, darauf eine Sammlung von Aussprüchen berühmter Rechtslehrer, die Pandekten oder Digesten, und endlich wurden noch die neuern Verordnungen Justinians, die Novellae, zusammengestellt.

Auf diesen Stücken, die zusammen das Corpus juris bilden, beruht bekanntlich unser juristisches Studium, und alle neuern Gesetzgebungen stehen unter dem Einflusse dieser Ueberlieferung des römischen Rechtes.

Nicht Geringes that Justinian auch für den Handel und die Industrie, und er hatte das Glück, in der Seidencultur einen neuen Zweig der letzteren einzuführen. Seidene Gewänder waren längst ein Bedürfniß geworden, man bezog sie aus einem Lande des östlichen Asiens, das Serika genannt wurde. Aber wie oft haben die dem griechischen Reiche allezeit feindlichen Perser die Kaufleute nicht nach Constantinopel gelangen lassen. Da lernten zwei Missionäre den Seidenwurm in seiner Heimat kennen; Justinian, dem sie davon Bericht erstatteten, schickte sie (552) in das von ihnen Serinda genannte Land zurück, und in ihren langen, dazu ausgehöhlten Wanderstäben brachten sie eine solche Menge von Sameneiern, daß die Seidencultur in Europa einen Anfang nehmen konnte; im zwölften Jahrhundert siedelte sie nach Italien über.

Einmal war Justinian in Gefahr, durch einen Aufstand der Parteien des Circus den Thron zu verlieren; nur seine Gemahlin Theodora hielt ihn durch den Zuruf von der Flucht ab: „Ein Herrscher darf niemals den Verlust seiner Herrschaft überleben! Ohne Diadem und Purpur will ich das Licht nicht länger schauen. Fliehe, wenn du willst, ich beharre dabei, daß der Thron ein glorreiches Grab ist."

Dies merkwürdige Weib, die Tochter eines Bärenfütterers im Circus, hatte in zartester Jugend die Grünen um eine Unterstützung für ihre arme Mutter angefleht, war mit Hohn abgewiesen und von der Partei der Blauen gütig aufgenommen worden. Das vergaß sie nie, und als sie nach manchen Wechselfällen des Lebens einer Schauspielerin Kaiserin geworden war, vermochte sie den Justinian zu aller möglicher Begünstigung der Partei der Blauen, die nun auf die Gunst des Hofes trotzend bei jeder Gelegenheit schreiendes Unrecht an ihren Gegnern verübten. Bei den Spielen im Januar 532 warfen die Grünen dem Kaiser seine Parteinahme vor; er ließ sie zur Ruhe verweisen, und da der damit beauftragte Beamte sie beschimpfte, und die Blauen mit ihrem Anhange in die

Rufe: Juden! Ketzer! Manichäer! einstimmten, so gingen die Grünen tiefgekränkt aus dem Circus. Als nun am selben Tage noch der Stadtpräfect einige Unruhstifter aus beiden Parteien hinrichten ließ, vereinigten sich diese gegen den Kaiser. Fünf Tage lang währte die Straßenschlacht, die Präfectur, ein Theil der Stadt, darunter die Sophienkirche, gingen in Brand auf; die Soldaten wurden schwierig, ein Gegenkaiser ward ausgerufen; da gelang es, die Blauen von den Grünen abzuzweigen, und nun brach Belisar in die Rennbahn und hielt ein Schlachten ab, das so grausig war, daß selbst Priester, die als Friedensvermittler mit Reliquien in der Hand auftraten, mißhandelt wurden; 30,000 der Grünen sollen den Tod gefunden haben. Weil die Führer der Aufrührer einander Nika! siege! zuriefen, hat dieser Aufstand den Namen „Nikaaufstand" erhalten.

Den großen Entwürfen, welche Justinian auf das Abendland nährte, kam das Geschick freundlich entgegen, denn in Afrika warf sich Gelimer, ein Urenkel des Genserich, gegen den rechtmäßigen König Hilderich auf, mit welchem Viele der Vandalen wegen seiner Duldung der Katholiken und weil er die Hilfe des Kaisers gegen die Mauren erbeten hatte, unzufrieden waren. Justinian forderte, den Hilderich als einen Vasallenkönig betrachtend, daß Gelimer diesem den Thron wieder einräume; er wurde abgewiesen und erkaufte nun rasch einen Frieden von dem Perser Chosroes I. um 11,000 Pfund Gold, um gegen das Vandalenreich zu rüsten. Als dies bekannt wurde, stand Godes, der vandalische Statthalter auf Sardinien auf, und Gelimer mußte seine Macht theilen. Dies erfuhr Belisar, des Kaisers trefflicher Feldherr, der aller Würden würdig, sein Emporkommen doch hauptsächlich seinem Weibe Antonina verdankte, welche eine Freundin der Kaiserin Theodora war, auf Sizilien, nachdem er mit einem kleinen, bunt zusammengewürfelten Heere im Sommer 533 vom Patriarchen feierlich gesegnet, aus Constantinopel abgesegelt war. Gelimer wurde geschlagen und flüchtete nach einem festen Schlosse in Numidien; Belisar besetzte und befestigte Carthago, und von der Bevölkerung, welche der Vandalenherrschaft müde war, insbesondere wegen seiner strengen Mannszucht gut aufgenommen, richtete Alles nach der Weise des Ostreiches ein; das Vandalenreich war gefallen, die Vandalen verlieren sich. Hartnäckig wehrte sich noch Gelimer, aber der Hunger zwang ihn endlich zur Uebergabe; er forderte nur ein Brod, denn lange habe er keines mehr gegessen, einen Schwamm, sich zu waschen, und ein Saitenspiel, daß er sein Geschick beklage. Justinian wies ihm Güter in Galatien an, die vandalischen Frauen gingen Ehen mit Soldaten ein, die kriegstüchtigen Männer erhielten als kaiserliche Söldner Standquartiere an

der persischen Grenze. So endigte das Gewaltreich der Vandalen, ein einziges Jahr hatte zu seiner Zerstörung hingereicht.

Der gewaltsame Tod der Gothen-Königin Amalasuntha, von dem wir oben (S. 368) berichtet, gab 535 Justinian die erwünschte Veranlassung, in die Angelegenheiten Italiens einzugreifen und die Zerstörung des ostgothischen Reiches in Angriff zu nehmen. Theodat ließ sich einschüchtern; das empörte die Gothen, und als Belisar Neapels sich bemächtigte, warfen sie ihren König weg und erhoben den Vitiges auf den Schild; welcher Art der Mann gewesen, zeigte er gleich in seiner Ansprache: „nicht in engem Gemache, auf freiem Felde bin ich erwählt, nicht unter Höflingen, sondern inmitten starrender Schwerter und unter dem Schalle der Trompeten. Ich weiß tapfere Männer zu schätzen und werde jeder braven That Augenzeuge sein."

Seinen Rücken zu decken, rief er die Franken, von Rhätien und den gothischen Ländereien in Gallien Besitz zu ergreifen, dann zog er im März 537 vor Rom, wo Belisar sich festgesetzt hatte. Sehr schwierig war dessen Stellung, unsterblich aber auch sein Ruhm der Vertheidigung. Ueberall war er auf dem Platze; nur 5000 Mann standen ihm zu Gebote, aber er hielt die verschiedenartigen Elemente fest in der Hand; die wilde Tapferkeit der Gothen reichte nicht aus; ein Sturm um den andern ward abgeschlagen; vom Grabmal des Hadrian (der jetzigen Engelsburg) herab warfen die Belagerten die edelsten Denkmäler der Kunst; Vitiges verzweifelte an der Eroberung und beschränkte sich auf die Besetzung der Hafenstadt auf dem rechten Tiberufer, wodurch er alle Zufuhr abschnitt und solch' empfindlichen Mangel hervorrief, daß Belisar jammernd an den Kaiser schrieb: „wenn du willst, daß wir leben sollen, so sende uns Nahrung; willst du, daß wir siegen, so sende uns Menschen, Waffen und Pferde. Die Römer haben uns als Befreier und Freunde aufgenommen; in unserer gegenwärtigen Bedrängniß aber werden entweder sie durch ihr Vertrauen preisgegeben, oder wir durch ihren Verrath überwältigt."

Da ließ Justinian den Narses in Oberitalien einrücken; Vitiges hob die Belagerung, die über ein Jahr gedauert, auf, um zum Schutze Oberitaliens zu eilen; gleichzeitig stachelte er den Chosroes auf, den Frieden mit Justinian zu brechen, und bewog diesen in seinem Schrecken, ihm die Provinzen nördlich vom Po und den Königstitel zu gewähren. Aber Belisar verwarf eigenmächtig den Friedensvertrag. Nun boten die Gothen ihm selbst die Herrschaft Italiens an; er that, als ob er darauf einginge, und so ward er im Januar 540 in das feste Ravenna eingelassen. Als die gothischen Frauen der kleinen Krieger ansichtig wurden, spien

sie ihren Männern ins Gesicht, daß sie von solchen Wichten sich besiegen ließen.

Belisar brachte den Vitiges nach Constantinopel, er selbst ging dann in den Krieg gegen die Perser.

Das hob die Hoffnung der Gothen wieder. Im Jahre 541 hoben sie ihren edelsten Mann, Totila, auf den Schild, ihn zählt wegen seiner Tapferkeit und seines Edelmuthes Muratori den Heroen des Alterthums bei. Als er Neapel durch Hunger nahm (543), gab er den Ausgehungerten Lebensmittel in weise berechneten Raten, damit der plötzliche Uebergang von der Entbehrung zur vollen Sättigung sie nicht schädige; mit dem Tode strafte er die Verletzung weiblicher Ehre; durch strengste Mannszucht wahrte er den Besiegten das Eigenthum, Gesetz und Recht. Obgleich Belisar wieder da war, fiel doch Rom (546) in Totilas Hand; aber auch hier ließ sich Totila zu keiner Unmenschlichkeit hinreißen, er verzieh den Haß, der ihm entgegengebracht wurde. Der Krieg ging lässig fort; denn Belisar war verdrossen, weil sein Hof ihn fortwährend ohne genügende Streitkräfte ließ; er nahm 549 seinen Abschied und ging nach Constantinopel. Noch einmal in seinem hohen Alter fand er Gelegenheit, sein kriegerisches Talent leuchten zu lassen, denn mit einem aus Bürgern und Landleuten zusammengerafften Haufen schlug er noch 558 hunnische Stämme, die sich auf Constantinopel wälzten. Es ist eine Erfindung, daß der hochbetagte Mann blind in den Straßen Constantinopels sein tägliches Brod erbettelt habe, aber der Theilnahme an einer Verschwörung verdächtigt, mußte er lange Zeit in Haft zubringen (Dezember 563 bis Juli 564); 83jährig starb er am 14. November 565.

Neue Kraft gewann der Krieg in Italien, als im Jahre 552 Narses mit der Führung desselben betraut wurde, der kleine Narses mit dem furchtbaren Blicke, welchen selbst starke Männer mehr scheuten, als den Tod in der Schlacht. Er wünschte mit Einem großen Schlage die lange verschleppte Angelegenheit zum Austrage zu bringen. Bei Taginä am Fuße der Apenninen wurde im Juli 552 die Entscheidungsschlacht geschlagen; vom Speere eines Gepiden getroffen, sank der edle Totila unter die viel Tausende von Gothenleichen hin, welche die Wahlstatt bedeckten. Doch die Ueberlebenden verzagten nicht; Tejas ward ihr König, aber mit ihm verblutete am Fuße des Vesuv die Volkskraft der Ostgothen. Narses gewann durch Bestechung den Admiral der gothischen Flotte, und Tejas mußte weiter hinauf gegen das Gebirg ziehen, wo ihm bald die Nahrungsmittel ausgingen. Er war mit den Seinen zum Sterben entschlossen; die Reiter stiegen ab; mit Schild und Speer stürmte Tejas in den Feind; es entspann sich ein fürchterliches Schlachten, zwölf Wurfspeere hafteten schon im Schilde des Königs;

während er einen neuen aufnahm, sauste der Todesspeer heran. Das Haupt wurde dem Leichnam abgeschlagen und auf einem Spieße triumphirend in den Reihen der Kaiserlichen umhergetragen; ingrimmiger stritten die Gothen weiter, legten in der Nacht die Waffen nicht ab und begannen am frühen Morgen des zweiten Tages die Todesarbeit wieder, bis sie am dritten Tage ermüdet Botschaft an Narses schickten, daß er sie mit ihrer Habe abziehen lassen möge, um außerhalb Italiens sich Wohnsitze zu suchen, da sie nun einsähen, daß Gott ihnen Italien nicht beschieden habe; gefangen werden sie sich nicht geben, eher alle zusammen sterben. Narses war es zufrieden, daß sie abzögen. Sie theilten sich; ein Theil drang in die Alpen ein und ließ sich im Lande Uri und in der Gegend von Meran nieder; andere starben in der Vertheidigung von Festungen, 1000 schlossen sich in Pavia ein. Der Bruder Totilas, Aligern, hielt sich noch eine Zeit lang in Cumä; aber das Reich der Ostgothen war gebrochen; 60 Jahre lang hatte das edle Volk ruhmreich in Italien geherrscht; nun war es nach 17jährigem Todeskampfe dem Untergange verfallen, und ein anderes germanisches Volk trat auf den Schauplatz der Geschichte.

Italien war einstweilen wieder eine kaiserliche Provinz, welche von Ravenna aus durch einen Statthalter, den Exarchen regiert wurde. Aber es war unglücklicher, als zuvor. Was noch zu rauben und zu verwüsten war, hatten an 70,000 Alamannen und Franken unter der Führung von zwei alamannischen Herzogen Leutharis und Bucellin vollbracht. Sie schwärmten an den in den Städten eingeschlossenen Kaiserlichen vorüber bis hinab nach Unteritalien, wo Narses sie (554) bei Capua aufrieb.

Der erste Exarch war Narses. Ob er wollte oder nicht, er mußte durch Steuerdruck die armen Italiener zur Verzweiflung bringen. Klagen liefen wider ihn in Constantinopel ein. Justinian war seit 565 todt, und sein Neffe Justin II. (565—578) saß auf dem Throne, an seiner Seite sein arglistiges Weib, Sophia. Sie soll den 90jährigen Narses verachtet und die Klagen der Italiener wieder ihn veranlaßt haben. Ihn recht zu kränken, schickte sie ihm einen Weiberanzug, Spinnrocken und Spindel mit der Botschaft, er solle die Aufsicht über das Frauenhaus übernehmen. Er antwortete zurück: „ich werde einen Faden spinnen, den die Kaiserin all' ihre Lebtage nicht wird entwirren können.“ Dann legte er sein Amt nieder und ging nach Neapel; von da schickte er an Alboin, den König der Langobarden, Weine und Früchte des Südens und lud ihn ein, nach Italien zu ziehen.

Die Langobarden sind das neue Volk, das nach den Vandalen und Gothen und Hunnen und Herulern nach dem Sonnenlande zog.

VIII.

Die Langobarden.

Wer sind sie, diese Langbärte? Vor dem Gesetzbuche des Königs Rotharis steht ihre Stammsage in dieser Weise: „Hier beginnt die Urgeschichte unseres Langobardenvolkes; nämlich es gibt eine Insel, die Skandanan genannt wird, das heißt im Norden, und da wohnten viele Völker. Unter diesen war ein kleines Volk, das man Winniler nannte, und bei ihnen war ein Weib mit Namen Gambara; die hatte zwei Söhne; der eine hieß Ybor (Eber), der andere Aggio. Die führten mit ihrer Mutter Gambara die Herrschaft über die Winniler. Es erhoben sich nun gegen sie die Herzoge der Vandalen, nämlich Ambri und Assi mit ihrem Volke und sprachen zu den Winnilern: „entweder zahlet uns Zins oder rüstet euch zum Streit, und streitet mit uns.“ Darauf antworteten Ybor und Aggo mit ihrer Mutter Gambara und sprachen: „es ist besser für uns, zum Streit uns zu rüsten, als den Vandalen Zins zu zahlen.“ Da baten Ambri und Assi, die Herzoge der Vandalen, Wodan, daß er ihnen den Sieg verleihe über die Winniler. Wodan antwortete und sprach: „Die ich bei Sonnenaufgang zuerst sehen werde, denen will ich den Sieg geben.“ Zu derselben Zeit gingen auch Gambara und ihre Söhne Ybor und Aggio, welche die Fürsten der Winniler waren, hin und baten Freia, Wodans Frau, daß sie den Winnilern helfe. Da gab Freia den Rath, wenn die Sonne aufgehe, sollten die Winniler kommen, und die Weiber sollten ihr Haar wie einen Bart ins Gesicht hängen lassen und mit ihren Männern kommen. Da ging, als der Himmel hell wurde und die Sonne aufgehen wollte, Freia, die Frau Wodans, an das Bett, wo ihr Mann lag und richtete sein Antlitz gegen Morgen und weckte ihn auf. Und als er aufsah, so erblickte er die Winniler und ihre Weiber, wie ihnen das Haar um das Gesicht hing. Und er sprach: „wer sind diese Langbärte?“ Da sprach Freia zu Wodan: „Herr, du hast ihnen den Namen gegeben, so gib ihnen nun auch den Sieg.“ Und er gab ihnen den Sieg, so daß sie nach seinem Rathschluß sich wehrten und den Sieg erlangten. Seit dieser Zeit sind die Winniler Langobarden geworden.

Lassen wir unerörtert, ob das Skandana Skandinavien oder ein anderes Land sei, so wird als Beweggrund für den Auszug der Langobarden von der dänischen Sage der Hunger genannt. In Dänemark nämlich, heißt es, wollte es dem Könige Snio nicht gelingen, der Noth zu steuern, trotzdem er die Gastereien und Trinkgelage verboten hatte, und er legte dem Rathe den Antrag vor, den dritten Theil alles Volkes zu tödten. Da saßen aber im Rathe

zu oberst zwei Helden, Ebbo und Aage, deren Mutter Gambaruk hieß, auf Jütland wohnte und eine weise Frau war. Sie schmerzte der Gedanke, daß so viel unschuldiges Blut vergossen werden sollte und sagte: „ich weiß besseren Rath, der uns frommt: laßt Alte und Junge loosen; auf welche das Loos fällt, die müssen aus Dänemark fahren.“ Dieser Vorschlag fand Beifall, das Loos wurde geworfen und fiel auf die Jungen, und alsbald wurden die Schiffe ausgerüstet. Ebbo und Aage waren nicht träge dazu und ließen ihre Wimpel wehen. Um die Zeit von Christi Geburt saßen die Langobarden an der Elbe, mit den Cheruskern enge verbündet; dann haben sich Spuren von ihnen im Paderbörnischen erhalten; weiterhin in Böhmen und in Thracien. Gegen Ende des fünften Jahrhunderts hatten sie das Land der von Odoaker zerstreuten Rugier in Besitz, worauf sie in die Gegenden der Theiß zurückwanderten; im Jahre 526 gingen sie über die Donau und 568 zogen sie nach Italien.

Als dies geschah, hatte der Grundstock des Volkes das Christenthum bereits angenommen, ohne daß wir eine Kunde darüber hätten, wann dies geschehen. Wie alle germanischen Stämme, welche von der unteren Donau aus nach Italien kamen, waren auch die Langobarden Arianer; aber auch viele Heiden befanden sich unter ihnen, die offen und unbehelligt ihre Besonderheit beibehielten, ja unter dem arianischen Theile selbst waren heidnische Uebungen noch nicht ausgerottet, wie überhaupt eine innere Durchbildung des Volkscharacters mit den christlichen Elementen nicht stattgefunden hatte, während anderseits die von ihrem nationalen Heidenthum genährten edleren Anschauungen und Eigenschaften verloren gegangen waren. Daß die Langobarden die gewöhnliche germanische Wildheit weit übertreffen, sagt ein alter Schriftsteller; in ihrer Geschichte begegnen wir vielfachem Verrathe und dem Bruche der germanischen Tugend der Treue, häßlicher Gewinn- und Habsucht und wilde Grausamkeit gegen Wehrlose. Ueber die zwei letzteren Punkte berichtet ihr Geschichtschreiber Paulus Diakonus: „In jener Zeit (um 573) wurden viele vornehme Römer aus Gewinnsucht ermordet, die Uebrigen wurden zinspflichtig gemacht und den langobardischen Fremdlingen in der Art zugetheilt, daß sie den dritten Theil ihrer Früchte an sie zu entrichten hatten . . . Im siebenten Jahre seit dem Einbruche Alboins und des ganzen Volkes geschah es, daß die Kirchen geplündert, die Priester ermordet, die Städte zerstört, die Einwohner, die den Saaten gleich aufgeschossen waren, umgebracht . . . . wurden.“

Der König, welcher sein Volk nach Italien führte, war Alboin. Dessen Jugend ist mit einem Kranze ergreifender Sagen umflochten. Die Langobarden schlugen mit den Gepiden, ihren

alten Feinden, die Schlacht; „als beide Schlachtreihen tapfer kämpften, keine zum Weichen gebracht werden konnte, da geschah es, daß mitten im Streit Alboin, Audoins Sohn, und Turismod, Turisinds Sohn, auf einander stießen und Alboin diesen mit dem Schwert durchbohrte, also daß er todt vom Pferde fiel. Wie die Gepiden sahen, daß ihres Königs Sohn, der hauptsächlich den Krieg herbeigeführt hatte, gefallen sei, so wandten sie sich entmuthigt zur Flucht. Die Langobarden verfolgten sie heftig und kehrten, nachdem sie eine große Anzahl erschlagen hatten, zurück, um den Gefallenen die Rüstungen auszuziehen. Als die Langobarden nach erfochtenem Siege wieder heimgekehrt waren, lagen sie ihrem König Audoin sehr an, er möge den Alboin, durch dessen Tapferkeit sie in der letzten Schlacht den Sieg erlangt hätten, zu seinem Tischgenossen machen, damit er seinem Vater wie in der Gefahr, so auch beim Mahl zur Seite wäre. Audoin antwortete darauf, er könne Das durchaus nicht thun, da er die Volkssitte verletzen würde; „ihr wißt, sprach er, wie bei uns der Brauch ist, daß der Sohn des Königs nicht eher mit seinem Vater tafeln darf, als bis er von dem König eines fremden Volkes die Waffen erhalten hat."

„Wie das Alboin von seinem Vater gehört hatte, machte er sich mit bloß 40 Jünglingen auf zu Turisind, dem Gepidenkönige, mit dem er sich erst vor Kurzem geschlagen hatte, und eröffnete ihm, warum er gekommen sei. Dieser nahm ihn freundlich auf, lud ihn an seine Tafel und setzte ihn hier zu seiner Rechten, wo sonst immer sein Sohn Turismod gesessen hatte. Wie nun aber die verschiedenen Gerichte aufgetragen wurden, da kam dem Turisind sein Sohn in den Sinn, dessen alter Sitz, dessen Tod, und wie jetzt sein Mörder seinen Platz einnehme. Er seufzte laut auf und konnte sich nicht mehr halten, sondern machte seinem Schmerze Luft, indem er ausrief: „lieb ist mir dieser Platz, aber der Anblick des Mannes, der jetzt darauf sitzt, fällt mir schwer." Da begann durch des Vaters Rede aufgestachelt des Königs zweiter Sohn, der mit zugegen war, gegen die Langobarden mit Spottreden loszuziehen, meinte, sie seien, weil sie von den Waden abwärts weiße Strümpfe trügen, den Stuten zu vergleichen, die bis zum Leibe weiße Füße haben und sprach: „das sind die furchtbarsten Stuten, denen ihr gleicht." Darauf aber sagte einer der Langobarden: „geh' nur hinaus auf das Aasfeld, dort wirst du sonder Zweifel erschauen können, wie kräftig deine Stuten mit den Hufen ausschlagen; daselbst liegen die Gebeine deines Bruders wie von schlechtem Vieh auf dem Anger zerstreut umher." Wie das die Gepiden hörten, konnten sie ihre innere Wuth nicht mehr verbergen. Mit Heftigkeit brach ihre Erbitterung aus, und sie wollten bereits den Schimpf thätlich rächen. Auch die Langobarden alle legten jetzt zum

Kampf bereit die Hand ans Schwert. Da sprang aber der König hinter dem Tisch hervor, warf sich in die Mitte, dämpfte den Zorn und die Streitsucht seiner Leute und drohte Dem unverzüglich Bestrafung, der den Kampf beginnen würde, denn es sei, sprach er, kein gottwohlgefälliger Sieg, wenn man den Gastfreund im eigenen Haus erschlage. Als so endlich der Zwist beigelegt war, machten sie im Gelage fröhlichen Sinnes wieder weiter. Turisind langte die Waffen seines Sohnes Turismod herab und übergab sie dem Alboin und entließ ihn dann wohlbehalten in seines Vaters Reich. Nach seiner Rückkehr wurde Alboin von seinem Vater nun endlich zu seinem Tischgenossen gemacht, und wie er jetzt vergnügt die Gerichte der königlichen Tafel mitkostete, da erzählte er der Reihe nach Alles, was ihm bei den Gepiden in Turisinds Lande begegnet war; alle Anwesenden bewunderten und lobten Alboins Kühnheit, nicht minder aber rühmten sie Turisinds große Treue.“ (Paul Warnefried).

Nach Audoins Tod, als Alboin nach dem Verlangen aller Langobarden ihr König geworden war, brach der Krieg mit den Gepiden wieder aus; und Alboin trachtete auf völlige Vernichtung des Volkes. Er beredete die Avaren, denselben in den Rücken zu fallen, während er von vorn angriffe. Das thaten sie, und Alboin schlug die Gepiden so hart, daß fast das ganze Volk der Gepiden aufgerieben wurde; die Wenigen, welche die Schlacht überlebten, hatten keinen eigenen König mehr und unterwarfen sich den Langobarden. Ihren König Kunimund, Turisinds Sohn, tödtete Alboin mit eigener Hand; aus dem Schädel des Erschlagenen ließ er sich einen Trinkbecher machen. Unter seiner Kriegsbeute befand sich Rosamunde, Kunimunds Tochter, mit welcher er sich vermählte. Der Becher brachte ihm den Todestrank aus der Hand der Rosamunde.

Nach Paul Warnefried lud Narses, wie schon angeführt, den Langobardenkönig nach Italien ein; es kann aber auch sein, daß die Avaren ihn über die Donau drängten; diesen fiel sein Land zu; die langobardischen Geschichtsschreiber sagen, daß er es ihnen freiwillig unter der Bedingung abgetreten habe, daß sie wieder entweichen müßten, wenn die Langobarden einmal zur Heimkehr sich entschließen müßten. Als er auszog, lud er noch die Sachsen ein; 20,000 streitbare Männer derselben schlossen sich ihm an. Mit stürmender Hand eroberte er die Städte mit Ausnahme derer, die am Meere hinabgelegen waren; Pavia wehrte sich drei Jahre lang, bis es vom Hunger bezwungen sich ergab. So sehr wühlte der hartnäckige Widerstand den Zorn des Gewaltigen auf, daß er schwur, keines Menschen in der Stadt zu schonen. Aber als er einritt, strauchelte sein Roß unter dem Thore, und weder durch die Sporen

des Reiters, noch die Schläge des Marschalls konnte es wieder auf die Beine gebracht werden. Da sprach ein Langobarde zu dem König: „erinnere dich, was für ein Gelübde du gethan hast; brich dieses grausame Gelübde, und du wirst alsbald in die Stadt einziehen; denn wahrhafte Christen sind es, die sie bewohnen.“ Als er dies nun that und den Bürgern Gnade versprach, da erhob sich sein Pferd sogleich, und als er in die Stadt eingezogen war, so hielt er sein Versprechen und that Niemanden etwas zu Leide. Da strömte alles Volk zu ihm in den Palast, den einst König Theodorich erbaut hatte, und faßte nach so großem Elend wieder frohe Hoffnung für die Zukunft. (Paul W.)

Nur drei Jahre und sechs Monate herrschte Alboin in Italien; da ereilte ihn sein tragisches Geschick. „Als er einmal in Verona länger, als er hätte thun sollen, fröhlich bei einem Gelage saß, den Becher vor sich, den er aus dem Schädel seines Schwiegervaters, des Königs Kunimund, hatte machen lassen, befahl er, auch der Königin Wein zu reichen, und forderte sie selbst auf, lustig mit ihrem Vater zu trinken. Wie Rosamunde solches hörte, da regte sich tiefer Schmerz in ihrem Herzen, den sie nicht mehr zu unterdrücken vermochte, und sie glühte in dem Verlangen, durch die Ermordung des Gemahls den Tod des Vaters zu rächen.“ (Paul W.) Als sie den Mörder bereit hatte und „Alboin sich um Mittag zur Ruhe gelegt hatte, hieß Rosamunde Alles im Palaste stille sein, schaffte alles bei Seite bis auf des Königs Degen, den sie zu Häupten seines Ruhebettes festband, daß er ihn weder aufheben, noch aus der Scheide ziehen konnte, und dann ließ das unnatürlich grausame Weib den Mörder herein. Alboin erkannte, sobald er aufwachte, die Gefahr, die ihm drohte, und griff schnell nach seinem Schwerte; aber es war so fest angebunden, daß er es nicht wegreißen konnte; da nahm er einen Fußschemel und wehrte sich damit einige Zeit. Aber ach! der kühnste und streitbarste Mann vermochte nichts gegen seinen Feind und wurde wie ein Schwächling umgebracht; er, der durch die Besiegung so vieler Feinde sich den größten Kriegsruhm erworben hatte, fiel durch die Ränke eines Weibes. Sein Leichnam wurde unter lautem Jammern und Klagen der Langobarden unter den Stufen einer zum Palaste hinaufführenden Treppe beigesetzt. Er war schlank von Gestalt und sein Körper trefflich zum Kampf.“ (Paul W.)

Rosamunde wandte sich mit den königlichen Schätzen an den Exarchen Longinus zu Ravenna, der ihr anlag, ihren Mordgesellen Helmigis, welcher des Alboin Schildträger gewesen war, umzubringen und mit ihm sich zu vermählen. „Sie zu jeder Schlechtigkeit gerne bereit und zugleich von dem Wunsche erfüllt, Herrin von Ravenna zu werden, erklärte sich einverstanden damit, und als Hel-

migis aus dem Bade kam, reichte sie ihm einen Gifttrank dar, den sie für besonders gesund ausgab. Wie aber Jener merkte, daß er den Becher des Todes getrunken, zog er das Schwert gegen Rosamunde und zwang sie, den Rest zu trinken. Und also starben durch das Gericht des allmächtigen Gottes die ruchlosen Mörder in Einer Stunde.“ So erzählt der Geschichtschreiber seines Volkes Paul Warnefried.

Die weitere Geschichte der Langobarden verläuft in der Fortsetzung der Eroberungen, in Kämpfen mit den vom byzantinischen Hofe gegen sie aufgestachelten Franken und Burgundern, in kriegerischen Verwicklungen mit Ostrom selbst, in schweren Bedrückungen der Italiener, in Verfolgung der Katholiken, in blutigen Greueln unter den Herrschern und in Unbotmäßigkeiten der Großen gegen diese und in Zwist unter sich selbst. So wurde gleich Kleph, der nach Alboins Tod erwählte König, schon nach anderthalb Jahren getödtet, und die Großen, 36 an der Zahl, hielten die Herrschaft zehn Jahre lang fest, bis 584 Authari, der Sohn Klephs, in der Noth der Zeit den Thron wieder bestieg. Der byzantinische Kaiser Mauritius sann auf die Wiedereroberung Italiens und schloß ein Bündniß mit dem Frankenkönige Childebert.

Die Eroberungen hatten sich nach und nach dahin ausgedehnt, daß ungefähr die Hälfte Italiens in den Händen der Langobarden war, freilich nicht in einem abgerundeten Zusammenhange; ihre Hauptstütze war die noch heute nach ihnen genannte Po-Ebene, die Lombardei. Die großen Städte, wie Rom, Neapel bekamen sie nicht, auch nicht die Romagna und die Küstengegend von Rimini und Ancona, nicht Unteritalien und die Inseln. Hier übten im Namen des byzantinischen Kaisers und unter Aufsicht des Exarchen von Ravenna Herzöge die Herrschaft; in den Städten regte sich bürgerlicher Geist unter der Führung alter senatorischer Familien, welchen allgemach das Land rings um die Städte zugefallen war. Da ihnen in ihren Bedrängnissen von Byzanz kaum eine Hilfe, im Gegentheil viel Bedrückung durch die undisciplinirten Soldaten des eigenen Herrschers kam, und sie sich selbst wehren mußten, so wurde der kriegerische Geist, aber auch das Verlangen nach Unabhängigkeit von einer Herrschaft, die ihnen ja doch von keinem Nutzen war, geweckt; und wir stoßen hier auf die Ansätze zu der späteren Ausbildung der kleineren Fürstenthümer. Das gleiche Streben trat ein bei den oströmischen Duces, welchen wegen der beständigen Kriege ein weiter Spielraum der Unabhängigkeit gelassen werden mußte; auch die langobardischen Großen trachteten nach Absonderung und Selbstständigkeit in ihren Kreisen; und so konnte schon damals bei der Neubildung Italiens die politische Zukunft des Landes, wohin auch die Configuration des Bodens weist, dahin vorausgesagt wer-

den, daß sie auf der Besonderheit beruht und die oft gemachten Versuche der Vereinigung unter Einem Haupte naturgemäß scheitern müssen.

Die rohen Langobarden, lüstern nach den Gütern der italienischen Grundbesitzer, nahmen diesen, wo sie konnten, wieder alles Recht ihr Eigenthum ab, zuerst den größeren, dann aber auch den kleineren Leuten und zwangen sie zu Abgaben; ganz unmenschlich wütheten sie insbesondere gegen die Kirchen und Klöster, gegen die Priester und Mönche; in Kampanien z. B. bluteten auf einmal 80 Martyrer, weil sie von dem Götzenopferfleische nicht aßen, das heidnische Langobarden ihnen boten.

Erst mit Authari trat eine Wendung zum Bessern ein; er nahm die bayerische Herzogstochter Theodolinda zur Gemahlin, die sittigend auf ihn und seinen Nachfolger Agilulf wirkte und die Langobarden in den Schooß der katholischen Kirche führte. Durch den Bericht seiner Botschafter, die er zur Brautwerbung an den Bayernherzog Garibald geschickt hatte, begierig gemacht, seiner Braut recht bald ansichtig zu werden, suchte er sich wenige, aber rüstige Leute und darunter einen ihm ganz treu ergebenen Mann, gleichsam ihr Haupt, unter seinen Langobarden aus und zog mit ihnen alsbald gen Bayern. Als sie nach Gesandtenbrauch vor den König Garibald geführt worden waren, und Jener, der das Haupt der mit Authari gekommenen Gesandten vorstellte, nach der Begrüßung die gebräuchlichen Worte gesprochen hatte, so trat Authari, der von Niemand erkannt wurde, näher auf Garibald zu und sprach: „mein Gebieter, der König Authari hat mich eigens darum gesandt, damit ich eure Tochter, seine Braut, die unsere künftige Herrin ist, sehen soll, auf daß ich meinem Herrn sicherer berichten kann, wie ihre Gestalt ist.“ Wie das der König hörte, ließ er seine Tochter holen, und als nun Authari sie schweigend angeschaut hatte, wie schön sie war, und sie ihm in Allem sehr wohl gefiel, so sprach er zu dem Könige: „da uns die Gestalt deiner Tochter wohl gefällt, und wir sie darum zu unserer Königin wünschen, so möchten wir, falls es eurer Herrlichkeit beliebt, einen Becher Weins aus ihrer Hand entgegen nehmen, wie sie ihn uns später reichen wird.“ Als der König einwilligte, daß es so geschehe, so reichte Theodolinda zuerst Jenem den Becher mit Wein, der das Haupt zu sein schien, und hierauf dem Authari, von dem sie nicht wußte, daß es ihr Bräutigam sei. Als dieser getrunken hatte und ihr nun den Becher zurückgab, berührte er, ohne daß es Jemand bemerkte, ihre Hand mit dem Finger und strich ihr mit seiner Rechten von der Stirne über Nase und Wangen herab. Ganz schamroth erzählte das Theodolinda ihrer Amme. Da sagte diese zu ihr: „wenn dieser Mann nicht selbst der König und dein Bräutigam wäre, so hätte

er auf keinen Fall dich zu berühren gewagt; laß uns aber einstweilen stille sein, damit dein Vater nichts davon erfährt, denn wahrlich es ist ein Mann, der es wohl verdiente, König zu sein und mit dir vermählt zu werden." Es blühte aber damals Authari in jugendlichem Mannesalter, war von edler Gestalt, hellgelocktem Haare, röthlichem und schönen Antlitz. Bald nachher machten sie sich mit Geleite wieder auf den Weg zurück nach ihrer Heimath und zogen eilig durch das Gebiet der Noriker. Als nun Authari in die Nähe der Grenze von Italien gekommen war, und die Bayern, die ihm das Geleite gaben, noch um sich hatte, so erhob er sich, so sehr als er konnte, auf dem Pferde, das ihn trug und stieß mit aller Macht die Streitaxt in einen nahe stehenden Baum und ließ sie darin stecken und sprach dazu die Worte: „solche Hiebe führt Authari." Wie er das gesprochen hatte, erkannten die Bayern, daß er der König Authari selber sei." (Paul W.)

Im Mai 589 war die Vermählung gefeiert worden, und schon im folgenden Jahre war die edle Theodolinda Wittfrau; Authari starb schon nach sechsjähriger Herrschaft, wahrscheinlich an Gift. Ob die arianische Partei es ihm gereicht, da schon im ersten Jahre sichtbar wurde, wie Theodolinda die Herzen für den katholischen Glauben anzog? Aber so lieb war sie doch den Langobarden, daß sie dieselbe als ihre Königin behalten wollten und ihr riethen, einen Mann aus ihrer Mitte, der zur Herrschaft tüchtig wäre, zum Gemahle zu wählen. Nach dem Rathe weiser Männer berief sie den **Agilulf**.

Dieser führte kräftig Krieg mit dem Exarchen, ließ sich aber von Theodolinda auf die Bitten Gregors des Großen zur Schonung Roms bewegen und bewilligte der Stadt seinen Frieden. Ueber das Verhältniß Agilulfs zur katholischen Kirche schreibt Paul Warnefried, daß er fest am katholischen Glauben gehalten habe, die Kirche Christi mit vielen Besitzthümern begabt und den Bischöfen, die bisher gedrückt und mißachtet gewesen waren, ihre alte ehrenvolle Stellung wieder angewiesen habe. Agilulf gab zu, daß seine Tochter Gundiperga und sein Thronerbe **Adaloald** im Jahre 603 vom katholischen Bischofe getauft wurden; dem heiligen Columban gewährte er zu Bobbio eine Freistätte und sah es gerne, daß dieser gegen den Arianismus eiferte; denn sein Streben ging dahin, die katholische Kirche unter den Langobarden zu kräftigen. Von der Zeit nach seinem Tode 616, wo Theodolinda für ihren unmündigen Sohn regierte, kann Paul Warnefried berichten, daß die Kirchen, d. h. die von den Arianern vernichteten, wieder hergestellt worden seien, und obgleich **Rothari** (636—652), der die Gesetze der Langobarden zusammenstellte, wieder Arianer war, hatte die Kirche doch bereits solche Fortschritte gemacht, daß fast in

allen Städten des Reiches neben dem arianischen Bischof ein katholischer war. Mit Aripert (653—661) beginnt die Reihe der katholischen Könige; der Aufrührer Alahis konnte sich gegen den König Kuninkbert († 700) nicht halten, weil er den Haß gegen die katholische Kirche auf seine Fahne schrieb, und in den Zeiten Liutprands († 744) sind die Spuren des Arianismus verwischt.

Doch da sind bereits Bestrebungen zu Tage getreten, welche den Beruf der Franken in hellstes Licht setzen, daß wir die Bildung ihres Reiches zuerst zu berichten haben. Aber zuvor müssen wir eines anderen Zuges aus der Völkerwanderung gedenken, den wir bis jetzt bei Seite gelassen haben.

IX.

Irland.

Nicht als ob die Völkerwanderung eine ihrer Wellen auf die „grüne," „die heilige Insel" geworfen hätte, berühren wir hier diese, sondern weil für die schließliche Gestaltung der Verhältnisse nach Ablauf der Völkerwanderung eine nicht unbedeutende Bewegung ausging. Reste des phönizischen Cultus deuten darauf, daß die Phönizier auf der Insel eine Hauptstation unterhalten hatten; das Volk ist keltisch; wann es dahin gekommen, wissen wir nicht; noch heute spricht es die gälische Sprache; es ist ein kühnes, glühendes Volk, rührend seine Anhänglichkeit an die Heimath, sein treues Festhalten an der Religion der Väter, zur Melancholie geneigt, aber auch aufbrausend in wildem Zorn, zu innerem Streit und rascher That leicht fortgerissen. Der Grundbesitz gehörte nicht dem Einzelnen, sondern der Sippe; nach dem Tode eines Sipplings wurde immer neu getheilt, so daß das friedliche Behagen am Besitze nicht wohl aufkam, damit aber auch die Liebe zur regelmäßigen Arbeit gehemmt, der Müßiggang ein Nationalfehler wurde, und Viele verwilderten. Aus diesen Elementen ist das Unglück der Nation hervorgegangen. Des Iren Trost und Freude war in aller Zeit die Harfe, die auch in sein grünes Banner eingestickt ist.

Der Morgenstern Irlands ist der heilige Patrik, durch welchen sich die Iren willig in das Licht der ewigen Sonne einführen ließen. Er ist ein Gallo-Römer, in Armorika im Jahre 389 geboren und wurde als Knabe auf einem Seeräuberschiffe nach Irland entführt, wo er an einen Gutsbesitzer Milcho, als Sclave verkauft, dessen Heerden sechs Jahre lang unter beständigem Gebete und in stetem Heimweh weidete. Es gelang ihm die Flucht zu seinen lieben Eltern, und in den Jahren 410—416 finden wir ihn zu Tours als Studenten im St. Martinikloster. Aber das

Heimweh war nun umgeschlagen; seine Gedanken weilten jetzt mit derselben Stärke, wie früher, bei den Eltern, so jetzt auf der grünen Insel; ein Traumgesicht vollendete die Wirkung. Es war ihm, als ob ihm ein Brief gegeben würde mit der Aufschrift: „Stimme der Irländer," und als er lesen wollte, meinte er Stimmen aus dem Walde von Foclat (an der Westküste Irlands) zu hören, die da riefen: „komm heiliger Jüngling, komme zu uns und wandle wieder unter uns!" Er begab sich ins Kloster Lerin und bereitete sich vor, der Apostel der Iren zu werden. Im Jahre 431 weihte der Papst ihn zum Bischofe von Irland, und nun ging er mit einigen Begleitern zu Schiffe und landete vor Dublin, ward aber abgewiesen und ging abermals zur See, um an der Ostküste von Ulster zu landen. Wohl tritt ein Häuptling drohend ihm entgegen, aber die Würde und die liebliche Milde, die auf dem Angesichte des Heiligen leuchten, entwaffnen ihn; er hört die Predigt an, und läßt mit seinem ganzen Hause sich taufen; in seiner Scheune feierte der Heilige seinen ersten Gottesdienst. Kühnheit auf der einen Seite und weise Schonung jener Volksgebräuche, die sich in christliche umwandeln ließen, characterisiren die Bekehrungsarbeit des Heiligen und seiner Gefährten. In einer Osternacht befand er sich in der Nähe der Stadt Tara; in dieser Nacht wurde seit unvordenklichen Zeiten ein Fest gefeiert, bei dem unter Todesstrafe geboten war, alle Feuer zu löschen, bis das neue Feuer vor dem Palaste des Königs aufflammte. Aber der Heilige zündet auf den Höfen ringsum Feuer an; der König loderte im Zorne auf, aber ein Druide sagte: „dieses Feuer wird in alle Ewigkeit nicht mehr ausgelöscht werden." Und statt daß der König die Frevler straft, läßt er mit vielem Volke sich taufen. — Auf der Ebene von Talten bei den Nationalspielen predigt Patrik einem ganzen Volke; anderswo zerstört er unerschrocken öffentlich ein Götzenbild, dem Kinder geopfert wurden; bei einer Volksversammlung am Foclat-Walde, wo sieben Söhne des gestorbenen Königs um die Nachfolge streiten, stiftet er Frieden, gewinnt den neugewählten König und seine Brüder und 12,000 aus dem Volke. Kirchen entstehen, wenn auch nur aus Holz, Priester werden geweiht, in Armagh eine Kathedrale gebaut; ohne Widerstand beugt das irische Volk sein Haupt unter dem heiligen Taufwasser; die Barden hingen ihre Harfen am Kreuze auf, Einsiedler lassen sich unter den alten heiligen Eichen nieder, die heiligen Quellen wurden zu Taufstationen; und bald drängt den Iren das heilige Feuer der Begeisterung, den Glauben hinauszutragen über die Gestade der Insel, welche den Ehrennamen die „Insel der Heiligen" erhält. In ganzen Schaaren überschwemmen irische Missionäre die Länder, auf den Straßen der Städte rufend: „wer will Weisheit kaufen?" Columban, Gall,

Fridolin, Trudpert, Finian, Kilian, Coloman, Totnan, Alto, Virgil — sie werden hochverehrt und gepriesen in deutschen Landen, Anderer, die anderwärts mit ihrem kühnen Muthe und tapferen Strenge den Glauben pflanzten und die edlere Sitte, nicht zu gedenken.

Durch diese ihre Wirksamkeit gehören auch die Iren in den Kreis der Geschichte der Völkerwanderung.

Der Apostel Irlands starb im Jahre 465.

X.

Britannien.

Die jüngste aller Provinzen des römischen Reiches war auch die erste, welche von ihm wieder abgelöst wurde; schon im Jahre 411 gab Honorius sie auf, denn unfähig, Truppen für Britannien zu entbehren, wies er die Provinz auf ihre eigene Vertheidigung an, worauf sie schon im Jahre 449 für immer dem römischen Reiche verloren ging.

Britannien hatte einen schweren Stand gegen die beständigen Einfälle der Pikten und Skoten, um so mehr, als die sechs Provinzen in 33 von einander unabhängigen Herrschaften sich auflösten und in vielfache Zwiste mit einander geriethen. Nach und nach strömten germanische Männer ins Land, und Vortigern kam auf den Gedanken, mit sächsischen Seeräubern einen Bund zu schließen. An ihrer Spitze standen Hengist und Horsa, ihre Mannschaft bestand aus Angeln, Jüten und Sachsen; sie ließen sich die Insel Thanet anweisen und versprachen, dem Votigern gegen die Pikten und Skoten beizustehen. Das thaten sie redlich, steigerten aber ihre Forderungen und zogen, um diesen kräftigen Nachdruck zu geben, immer neue Schaaren ihrer Stammgenossen an sich. Aus dem Bundesverhältnisse wurde ein feindseliges; sie kamen in Streit mit den Briten und drängten diese theils zur Flucht aus dem Lande, theils in die Berge von Wales. Die da aus dem Lande gingen, zogen sich nach Armorika hinüber, das nun den Namen Klein-Britannien, die Bretagne erhielt. Die Germanen, die man unter dem Namen der Angelsachsen zusammenfaßte, gründeten sieben Königreiche, die sogenannte Heptarchie: Kent, Sussex, Wessex, Essex, Ostangeln, Mercia und Northumberland, das aus Deira und Bernicia zusammenschmolz.

Wie es sich nicht anders erwarten ließ, verläuft die nächste Geschichte Britanniens in vielfachen Kämpfen der Angelsachsen mit den Briten, besonders unter deren sagenberühmten Könige Artus,

und der einzelnen Königreiche unter sich. Von Zeit zu Zeit übte ein besonders mächtiger Herrscher eine Art von Hegemonie über die andern und hieß der Brethwalda, das ist, der weithin Mächtige. Gegen das Jahr 800 hin machte Wessex den Anlauf zur dauernden Oberherrschaft. Dem Könige Egbert gelang es, das ganze Land in seiner Hand zu vereinigen, und ein Reichstag zu Winton im Jahre 828 beschloß, das Land fortan Anglia zu nennen, worauf die Besondernamen der Königreiche allmählich versanken.

Unter den Briten war das Christenthum viel verbreitet; die Angelsachsen dagegen waren, als sie ins Land kamen, noch Heiden. Furchtbar wüthete unter beiden Völkerelementen der Haß; jene sandten zu diesen keine Glaubensboten, und die Sachsen wütheten gegen die Kirchen und ihre Priester, denn da sie ihre Todfeinde auszurotten trachteten, so verfolgten sie auch naturgemäß deren Religion.

Doch auch für sie schlug die Stunde der Bekehrung, und wunderbar rasch ging diese von statten, und überaus troftreich ist die Anmuth der jugendlichen Kirche in England.

Ihr Gründer ist der heilige Papst Gregor der Große.

Doch waren, bevor er sein großes Werk ausführte, einzelne Herzen darauf bereitet. So hatte Aethelbert, der König von Kent und Brethwalda, zur Gemahlin Bertha, eine Tochter des Frankenkönigs Charibert, die durch ihr tugendsames Leben, durch den katholischen Gottesdienst, den ihre mitgebrachten Priester ihr besorgten, den Gemahl und so manchen Wildling gewann.

Als Gregor einst, da er den heiligen Stuhl noch nicht bestiegen hatte, auf dem Sclavenmarkte zu Rom einiger jugendlich schönen Gestalten mit langem gelben Gelocke ansichtig wurde, schmerzte ihn der Gedanke, daß so lichtreiche Menschen dem Reiche der Finsterniß verfallen sein sollten und er frug: „wie heißt euer Volk?" — „Die Angeln." — „Ja Engel, Genossen der Engel sollt ihr werden. Und euer Land?" — „Deira." — „Aus dem Zorn sollt ihr errettet werden. Und euer König?" — „Ella." — „Allelujah sollet ihr singen lernen." — Und er kaufte die Jünglinge und ließ sie ausbilden; er selbst aber faßte sogleich den Gedanken, nach England zu gehen und dem Volke der Angelsachsen den Glauben zu predigen. Doch der Papst Pelagius ließ ihn nicht ziehen, denn er bedurfte seiner zu nothwendig in Rom.

Als er aber im Jahre 590 selbst den heiligen Stuhl bestiegen hatte, entwarf er den Plan, der noch nicht bekehrten Insel eine vollständig gegliederte Hierarchie zu verleihen, den Primatialsitz sollte Canterbury erhalten und zwölf Bisthümer ihm unterstehen, ein zweiter Metropolitanstuhl in York errichtet werden. Nach 80 Jahren war Britannien bekehrt, und als das achte Jahr-

hundert sich zu Ende neigte, unterstanden wirklich Canterbury zwölf und York drei Bisthümer; aus Rom, Irland, Frankenland und aus dem Volke der Angelsachsen selbst hatten in gemeinsamer Arbeit eifrige Priester das Riesenwerk vollbracht.

Aus dem von ihm gegründeten Kloster von St. Andrea entsandte Gregor 40 Mönche, an deren Spitze er den Abt Augustin stellte. Der Muth dieser Männer wurde im Frankenlande auf eine harte Probe gestellt, da ihnen die Gefahren der Seefahrt und die noch größeren von Seite der Angelsachsen drohenden in grellstem Lichte geschildert wurden; aber der heilige Gregor rief ihnen zu: „ziehet nur muthig vorwärts, Gott schützt euch, der Lohn des Himmels wartet euer!“ Von der Insel Thanet im Königreiche Kent schickten sie Botschaft zum Könige, der sie verpflegen ließ und selber kam, aber Verzauberung fürchtend nicht unter ein Dach mit ihnen trat, sondern auf freiem Felde, unter einer heiligen Eiche sitzend von seinen Großen umgeben, sie empfing. Unter Vortragung eines Kreuzes, in Prozession, Psalmen und Hymnen singend, nahten sie ihm und sprachen, daß sie gekommen seien, die Lehre des ewigen Lebens zu bringen. Als Augustin seinen Abriß der christlichen Lehre beendigt hatte, meinte der König Aethelbert, das sei schön, aber er vermöge, was er mit seinen Angeln so lange geglaubt habe, nicht auf einmal aufzugeben; „weil ihr aber eure Lehre für wahr und vortrefflich ausgebet, so will ich euch an deren Predigt nicht hindern; bekehret Alle, die sich bekehren lassen wollen.“ Ein Königreich nach dem andern nahm die Missionäre auf, nachdem der König von Kent gleich noch im ersten Jahre mit 10,000 sich hatte taufen lassen. Der heilige Papst leitete fortwährend den Gang der Mission; er warnte vor jeder Uebereilung in Gewaltthätigkeit, vor der Zerstörung der heidnischen Tempel, wenn diese in christliche Kirchen umgewandelt werden könnten; nicht einmal die Opfermahlzeiten ließ er ganz verbieten, sie sollten nur die Färbung von Dankfesten für Gottes Wohlthaten annehmen. Von den wilden Sachsen wurde den Missionären in keiner nennenswerthen Weise Widerstand geleistet; es war, wie wenn ihr Trotz gebrochen und ihr Gemüth für die Lehre des Heiles wunderbar bereitet worden wäre. „Der alte Glaube hat keine Kraft,“ rief ein Oberpriester dem König Edwin von Northumberland zu; er war es, der auf den zum Verbrennen bestimmten Tempel die erste Lanze warf. Als das Volk staunend sah, daß kein heiliges Feuer nach dem Frevler züngelte, war der Andrang zum Taufbrunnen so gewaltig, daß Paulinus, welcher der erste Erzbischof von York wurde, 36 Tage lang hintereinander ununterbrochen das Sacrament spenden mußte.

Schwierigkeiten erhoben nur die altbritischen Geistlichen,

die aus Nationalhaß von der Bekehrung der Sachsen nichts wissen und mit deren Missionäre in keine Gemeinschaft treten wollten. Bei ihrer bisherigen Abgeschlossenheit von der übrigen Welt hatten sich nicht wenige Mißbräuche eingeschlichen, und sie ahnten, daß sie sich eine Reformation gefallen lassen müßten; da hielten sie nun hartnäckig an den Abweichungen fest, die sich allmählich unter ihnen gebildet hatten; sie feierten das Osterfest nicht mit den Römern, weil sie den Cyclus des Dionysius Exiguus (525) nicht kannten; sie trugen eine andere Tonsur, hatten auch in der Feier des Gottesdienstes, Spendung der Sacramente und dergleichen Dingen Verschiedenheiten von uns aufkommen lassen, die aber alle nicht auf einer Verschiedenheit des Glaubens beruhten. Kein Versuch zu einem Ausgleiche hatte Erfolg; da rief Augustin unter die Briten hinein: „Weil ihr den Angeln das Leben nicht bringen wollt, werden diese euch den Tod bringen!“ Wirklich wurden bald darauf von König Ethelfried von Northumbrien an 1200 Mönche, weil sie am Kriege gegen ihn Theil genommen, niedergehauen und das Kloster Bangor zerstört. Es dauerte ziemlich lange, bis die Anerkennung der römischen Gebräuche allgemein durchdrang.

Aber freudig blühte die Kirche dennoch heran; zwar wurden anfangs die Kirchen aus Holz gebaut, aber die Priester hatten goldene Herzen, und die innig ergriffenen Gläubigen steuerten freudig reichliches Gut, so daß man schon frühe von Prachtbauten hört. Beim Bischof an der Domkirche wohnten die Geistlichen nach canonischer Regel und gingen von da zur Seelsorge auf das Land. Unter Erzbischof Theodor (668—690) wurde zur Ausbildung des Pfarrsystems besonders viel gethan; er nämlich ertheilte jedem Than, wenn er eine Pfarrkirche stiftete, das Präsentationsrecht, worauf viele um diese Ehre sich beeiferten. Wo keine Pfarrei war, da traten in die Seelsorge die Klöster ein, welche sich rasch über das ganze Land hinspannten und in herrlicher Blüthe standen; sie hielten auch Schule, die Nonnen für die weibliche Jugend; die gelehrten Mönche pflegten die Literatur der Alten, der Griechen ebensogut wie der Lateiner; andere waren Künstler in der Malerkunst und Bildhauerei, die Mehrzahl arbeitete im Felde, in Sumpf und Wald, zog Straßen und baute Brücken. Das Land wurde reich; für alle Bedürfnisse war gesorgt, in jedem Kloster wurden die Wanderer aufgenommen, neben jeder Hauptkirche stand ein Spital. Mit der Geistlichkeit wetteiferte König und Volk; über letzteres schreibt Beda der Ehrwürdige: „Wohin ein Geistlicher kam, da strömten die Leute zusammen, beugten ihr Haupt, baten um seinen Segen, lauschten freudig und aufmerksam seiner Predigt. Am Sonntag zogen sie zur Kirche der Hauptstadt oder zu den Klöstern, um das Wort Gottes zu hören. Kam ein Priester in

ein Dorf, so baten ihn Alle um einen Vortrag.“ Als der Dichter Aldhelm mit Schmerz wahrnahm, wie die Landleute manchmal die Predigt in der Stadt versäumten, stellte er sich an einem Orte auf, wo sie vorbeigehen mußten, da ließ er heitere Weisen ertönen, und als er die Vorübergehenden gefesselt hatte, ging er unmerklich zu ernsteren Dingen über, und die Leute hörten eine Predigt, ohne daß sie es gemerkt hatten.

Sehr rasch sammelte sich ein reiches Kirchengut an, das von den weltlichen Lasten frei war, mit Ausnahme seines Beitrages zum Heerbann, zu Straßen, Brücken und Festungsbau. Der Zehnte war im Verlauf des achten Jahrhunderts bereits allgemein eingeführt.

Die Stellung der Könige zur Kirche war, wie es in der Natur der Dinge liegt, eine verschiedene. Nicht wenige suchten sich in die kirchlichen Angelegenheiten einzumischen, zum Theil aus Herrschsucht, meistens aber in der Gluth des Eifers für das Haus Gottes. Da der Einfluß der Bischöfe groß war, so konnte es nicht ausbleiben, daß die Könige ihre Leute gerne auf den Bischofsstühlen sahen, sie zur Wahl empfahlen; war diese auch grundrechtlich frei, so konnte doch ein König manches Mittel finden, seinen Günstling durch Bitten oder Drohungen durchzusetzen, und es kam sogar vor, daß Könige versuchten, neue Bisthümer zu errichten und bestehende zu trennen. Anderseits nahmen Könige die canones kirchlicher Synoden in ihre Gesetzbücher auf, wie z. B. Ina von Wessex im Jahre 692 es that, und im Großen und Ganzen kann man sagen, daß durch den Eifer der Könige die bischöflichen Stühle vermehrt, die bischöflichen Rechte gesichert wurden und die Unabhängigkeit des kirchlichen Gebietes anerkannt war.

Gleich von Anfang war die Stellung der Kirche Britanniens zum heiligen Stuhle eine sehr innige. Dankbar wallfahrtete das Volk nach Rom, von wo es das Glück seines Glaubens erhalten hatte; englische Stiftungen stellten sich unter den Schutz des Papstes; Könige suchten für ihre Stiftungen und Schenkungen oft die päpstliche Bestätigung nach. König Ina von Wessex stiftete in Rom ein Pilgerhaus mit einer Schule; für diese wurde der Peterspfennig verwendet; bald steuerte zu diesem jede begüterte Familie bei, der nach und nach ein jährlicher Beitrag zu den Lasten der allgemeinen Kirchenregierung wurde. Auf der anderen Seite nahm Rom die kirchlichen Interessen Englands in seine kräftige Hand. „So drang Papst Zacharias unter Androhung des Bannes auf Reform der schweren Mißstände, über die auch der heilige Bonifacius sich beklagte, und veranlaßte die Synode von Cloveshoe (747) unter Erzbischof Cuthbert von Canterbury, welche die bischöfliche Visitationspflicht, die gehörige Bildung und Prüfung der Weihe-

candidaten einschärfte und mehrere Mißbräuche verbot. Bonifacius hatte das ausschweifende Leben des Königs Ethelbald von Mercien, die Trunksucht vieler Bischöfe, die überhand nehmende Ueppigkeit und Kleiderpracht, die Bedrückung der Priester und Mönche in Schreiben an den König und den Erzbischof Cuthbert freimüthig gerügt. Im Jahre 787 veranstalteten die päpstlichen Legaten, die Bischöfe Gregor von Ostia und Theophylact von Todi zwei Synoden, die eine in Mercien zu Calchut, die andere in Northumberland. Hier gaben die Bischöfe, der Erzbischof von Canterbury an der Spitze, ein feierliches Versprechen, die vom Papst gesandten 20 Capitel getreu beobachten zu wollen, was 788 zwei andere Synoden wiederholten. Es ward eingeschärft, daß die Bischöfe Niemanden ungerechter Weise mit dem Banne belegen, aber auch freimüthig gegen Könige und Vornehme ihres Amtes walten, diese ihnen als Inhabern der Schlüsselgewalt in Demuth Folge leisten sollten, daß Geistliche nicht von Laien gerichtet werden können, die Könige von den Bischöfen und den weltlichen Großen rechtmäßig zu wählen sind und ohne Ansehen der Person Gerechtigkeit zu üben ist. Die Abhaltung von zwei jährlichen Synoden, die Bereisung der Diöcesen und die Prüfung der Geistlichen im Glauben durch die Bischöfe, die Ausrottung heidnischer Gebräuche wurde besonders zur Pflicht gemacht." (Hergenröther, Handb. der allg. K.-Geschichte I, 483).

Man sieht, die erste Blüthezeit war gegen Ende des achten Jahrhunderts vorüber; wie schön war es in ihr gewesen, da Beda der Ehrwürdige schreiben konnte: „Nie waren so glückliche Zeiten, als seitdem die Angeln Britannien eroberten; die Könige waren christliche Helden, den Feinden ein Schrecken, die ganze Nation strebte nach einem hohen Ziele."

Nicht weniger als 23 Könige und 60 Königinnen und Glieder königlicher Familien aus dem Volke der Angelsachsen werden als Heilige verehrt. Aus ihnen leuchtet als der Stern Englands der arme Mönch Beda der Ehrwürdige hervor, die kindliche Seele, der Mann umfassender Gelehrsamkeit, der unablässig Thätige, der erst sterbend die Feder aus der Hand legte. Eben dictirte er seinen Schülern eine Uebersetzung des Johannes-Evangeliums, als ihm am Himmelfahrtstage der Athem schwerer wurde und er den Tod herankommen fühlte; „schreibet doch recht deutlich, sagte er zu seinen Schülern, ich weiß nicht, wie lange ich noch lebe." Nachdem er die Nacht im Gebete zugebracht, fing er am andern Morgen wieder zu dictiren an; um drei Uhr Nachmittags sagte ein Schüler: „Jetzt fehlt nur noch ein Capitel, kommt es dir, theurer Lehrer, schwer an, wenn wir fortfahren?" — „Nein, schreibt schnell." Als der letzte Vers geschrieben war, rief Beda freudig aus: „Ja, jetzt ist's

fertig!" wankte zu seinem Betstuhle und starb (735). Seine Angelsachsen nannten ihn den Krystall Englands.

Die zweite Hälfte des achten Jahrhunderts wurde durch Kämpfe und Umwälzungen ausgefüllt; dann kamen von 832 an die Einfälle der Dänen und Normanen, die Insel wurde zu einem stehenden Feldlager; darüber verwilderten die Sitten und erst unter schweren und schmerzlichen Kämpfen rangen sich neue Blüthenansätze in der Kirche Britanniens hervor.

XI.

Die Franken.

Franke, frei, kühn, gerade aus, oder der mit der Fracka, dem Wurfspeer Ausgerüstete und Kämpfende, oder aber der Behaarte, Lockige ist der Name eines Bundes streitbarer Männer aus verschiedenen deutschen Völkerschaften, der bei seinem ersten Eingreifen in den Gang der Weltgeschichte in zwei Zweigen erscheint, in dem der salischen und dem der ripuarischen Franken: Die Römer, wohl vorahnend, daß dieses Volk bestimmt sei, sie in der Weltgeschichte abzulösen, hatte mit Grausamkeit und Tücke alles Erdenkliche zur Ausrottung der Franken aufgeboten, und war dann, als Alles sich vergeblich erwiesen, in eine Art Bundesverhältniß mit ihnen getreten; es anerkannte ihre Existenzberechtigung und benutzte sie als seine Vorkämpfer gegen die übrigen germanischen Stämme, und die Franken erfochten dem zusammenbrechenden Römerreiche noch seine ihm das Leben fristenden Siege. Nichts desto ungeachtet strebten die Franken über die Reichsgrenzen, stetig, wenn auch in bedächtiger Langsamkeit. Da es ihnen kaum möglich werden konnte, die Linie der Rheinfestungen von Mainz bis hinab nach Nymwegen zu durchbrechen, so umgingen sie diese, und wir finden im achten Jahrhundert die Salier in den latovischen Landschaften zwischen den Stromtheilungen des Rheins und der Maas, mit dem stetigen Vorstreben nach dem Herzen Galliens; die ripuarischen Franken dagegen setzten sich in dem Lande zwischen Rhein, Mosel und Maas fest.

Während ein König Faramund im Nebel der Sage sich verliert, heftet sich an Chlodio (er wird gewöhnlich in die Jahre 428—448 gesetzt) die Sage, daß er den Kohlenwald (den Wald von Poignies) überschritten, den Römern mehrere Städte abgenommen und die Herrschaft der Franken bis an die Somme vorgerückt habe.

Die Wanderung der Franken weist einen von den Wanderungen der übrigen germanischen Völker verschiedenen Character auf.

Während nämlich diese ins Blaue träumerisch hinein strebten und immer nur recht weit und immer weiter ziehen wollten, setzten sich die praktischen Franken auf dem nächsten eroberten Boden so fest, als ob sie nicht mehr weiter streben wollten, durch den Ackerbau in denselben sich einwurzelnd. Fürs Zweite traten sie der vorgefundenen Bevölkerung, nachdem der Sturm des Kampfes ausgetobt hatte, nicht feindselig gegenüber, ließen ihr das Gesetz und die hergebrachte Sitte, ihren Besitz und ihre Religion. Beide, Franken und Eingesessene traten bald in ein freundschaftliches Verhältniß, das durch das von den Franken ausgesprochene und von der kaiserlichen Regierung in ihrer Unmacht angenommene Vorgeben, als ob die Franken nur zum Schutze des Reiches vorwärts drängten, viel gefördert wurde. Insbesondere in den Städten und unter den vornehmen römischen Familien traten freundliche Wechselbeziehungen mit den Franken ein, war ja bei diesen Schonung und Schutz und beim Reiche keines von Beiden zu finden. Schon offenbarte sich, daß die Franken weder vom Römerthum verschlungen werden sollten, noch daß sie diesem das Germanenthum aufdrängen würden. Ersteres wurde durch die Pflege des Zusammenhangs mit der nationalen Vergangenheit und durch immer neue Nachschube von Landsleuten und Stammverwandten verhindert; Letzteres wollten die Franken gar nicht, weil sie zu klug dazu waren. Aber die Herausbildung eines eigenen Elementes, das nicht gallo-römisch und nicht mehr rein germanisch war, und das wir als Product von beiden das fränkische nennen, lag in der Natur der Verhältnisse; ihm wurde bald noch durch die Aufnahme des Katholicismus die Färbung gegeben, welche die weltgeschichtliche Stellung des Frankenreiches characterisirt.

Dies Alles trat schon recht deutlich in der Politik Childerichs (447—479 oder 481) hervor, — was es mit dem König Meroveus für eine Bewandtniß hat, ob er der Sohn Chlodios oder irgend ein sagenhafter Frankenfürst ist, kann nicht klargestellt werden — ob diese nun auf klarer Erkenntniß beruhte oder instinktiv vom Könige befolgt wurde. Was zunächst die kirchlichen Verhältnisse betrifft, so bemerken wir, daß wenn auch der Krieg viel Drangsal über die Kirche brachte, doch eine dauernde und systematische Verfolgung nirgends hervortritt. Freilich nistete sich durch die Franken auf dem Land und in den Städten Heidenthum ein, längst christlich gewordene Städte erhielten wieder ein heidnisches Gepräge; aber die Duldung war denn doch da, und sie bewirkte einen vertraulichen Anschluß an die Eroberer, und dieser hinwieder streute so manchen wohlthätigen Samen in die heidnischen Gemüther. Childerich war Heide und blieb es; als im Jahre 1653 zu Tournay sein Grab aufgefunden wurde, wies es keine Spur eines

christlichen Zeichens auf; aber unter seiner Herrschaft ist ein Fortschritt von der Duldung zur Begünstigung bemerkbar. Wir finden Childerich mit eifrigen, hochgestellten Katholiken befreundet, in innigem Verkehr mit Bischöfen und Priestern; er begabt Kirchen und Klöster. — Das politische Verhalten zu den Römern ist so freundschaftlich als möglich. Als Childerich verjagt wird, stellten sich die Franken ohne Weiteres unter den Oberbefehl des Römers Aegidius; dennoch verfolgte der wieder eingesetzte König beständig die Politik, bei jeder günstigen Gelegenheit unter den Römern sich festzusetzen, wenn sie auch nicht von selbst die Hand dazu boten. So bekam er außerhalb des bereits fränkisch gewordenen Gebietes eine Reihe fester Punkte in seine Hand, und da er gegen andere germanische Stämme immer noch das Schwert der Römer war, so bildete sich durch ganz Gallien unter diesen die Vorstellung, daß der Frankenkönig der Vertreter und Schirm der legitimen Herrschaft sei; was aber war Das eine Vorbereitung auf das Auftreten des gewaltigen Chlodwig!

Gregor von Tours erzählt, daß Basina, die Königin von Thüringen, an den Hof Childeberts gekommen und diesem die Hand gereicht habe, weil er der Gewaltigste aus dem Männerkreise sei, der ihr bekannt. Dazu setzt er die einfache Notiz, daß Childerich über diese ihre Rede sich freute und sie zur Ehe nahm, und daß sie den Sohn aus dieser Ehe Chlodwig nannten, „der war gewaltig und ein tapferer Streiter.“

Chlodwig, I., der Gr. (479/81—511), war kaum ins erste Jünglingsalter getreten, als seine Franken ihn mit dem Schwerte umgürteten und als ihren König auf den Schild erhoben; schon mit 45 Jahren sank er ins Grab; aber wie hat er die 30 Jahre seiner Herrschaft ausgefüllt? So, daß er das Frankenreich zu seiner weltgeschichtlichen Bedeutung erhob.

Seine erste That war, daß er die Reste des römischen Reiches, wie sie noch in Gallien bestanden, an sich zog. In Armorika befanden sich noch einzelne römische Gebiete zerstreut, der eigentliche Römerstaat, von Syagrius verwaltet, lag um die Städte Soissons, Rheims, Troyes, Beauvais und Amiens. Als nun der Kaiser Julius Nepos 480 starb und kein weströmischer Kaiser mehr vorhanden, folglich die römische Bevölkerung in Gallien herrenlos war, erlosch der letzte Schimmer der Legitimität der Herrschaft des Syagrius, dieser konnte für nichts weiter mehr gelten, als für den factischen Inhaber der Gewalt, und darin war er nur durch den Soldvertrag mit den Franken geschützt. Nun war für Chlodwig die Zeit gekommen, seine Hand von Syagrius abzuziehen, und hiemit versank die fürstliche Gewalt des Römers; sie aber wollte Chlodwig nicht einer andern Macht, die nach dem Besitze Galliens lüstern

war, zufallen lassen; er zog daher im Jahre 485 gegen Syagrius und überwand ihn bei Soissons. Der Geschlagene flüchtete nach Toulouse zu den Westgothen, wurde aber auf Chlodwigs Forderung von Alarich II. ausgeliefert und endigte im Kerker, nach einigen Nachrichten erdrosselt.

Nun war die Mitte Galliens im Besitze Chlodwigs, ein kleines Landgebiet, aber reich an mächtigen Städten; darunter Paris, das Chlodwig zur offiziellen Hauptstadt seines Reiches bestimmte.

Zwischen der Seine, Loire und dem Meere saß noch eine römische Legionenbevölkerung, und nördlich davon hatten die Bretonen ihre Unabhängigkeit gewahrt, aber beider Einverleibung in das Frankenreich konnte, trotz alles anfänglichen Widerstandes, doch nur eine Frage der Zeit sein. Nachdem sich die Kräfte auf blutigen Schlachtfeldern gemessen, fand es Chlodwig für zweckdienlicher, freundlichere Beziehungen anzubahnen, was ihm unschwer gelang, da die Bekämpften durch die Wahrnehmung der Verhältnisse, wie sie zwischen den Franken und Römern sich gebildet, nicht nur nicht sich abgestoßen, sondern im Gegentheile angezogen fühlen mußten. In dem Gebiete des Syagrius nämlich war der Uebergang der Herrschaft von diesem auf die Franken kaum fühlbar geworden; erst allmählig waren Franken in größerer Zahl ins Land geströmt; aber sie waren kaum von den Römern bevorzugt, denn in der Aufbürdung der öffentlichen Lasten ließ Chlodwig keinen Unterschied zwischen seinen Franken und seinen Römern eintreten, er zog die reichen römischen Familien an sein Hoflager, Römer begleiteten Staats- und Kriegsämter, und Alle wurden zur Heeresfolge herangezogen. Das mochte ihnen freilich beschwerlich sein, aber es hob sie in dem Bewußtsein, berechtigte und Etwas geltende Glieder des Reiches zu sein; und als im Jahre 508 der Hof von Byzanz (Kaiser Anastasius) durch eine feierliche Gesandtschaft Chlodwig die Insignien der consularischen Würde überbringen ließ, da war für die römischen Reste in Gallien der letzte Schein verschwunden, der sie noch abgehalten hatte, den Frankenkönig nicht als legitimen Herrscher in der vollen Bedeutung des Wortes zu betrachten.

Mit Ausnahme der Bretagne im Nordwesten, die erst nach Chlodwigs Tode fränkisch wurde, war gegen Ende des fünften Jahrhunderts alles gallische Land von der Schelde bis an die untere Loire ins Frankenreich aufgenommen; und der Proceß der Verschmelzung der Nationalitäten hatte begonnen, denn die katholischen Gallo-Römer erblickten schon seit einiger Zeit in den Franken nicht mehr heidnische Barbaren, wenn denselben dieser Name auch noch lange blieb, sondern Glieder derselben Kirche. Wie Das kam, müssen wir jetzt berichten.

Ueber die Burgunder herrschten vier hadernde Brüder:

Gundobald, Godegisil, Chilperich und Godomar. Seit ungefähr 436, wenn nicht schon früher, war das Volk in seinen Wohnsitzen von den Vogesen an den Jura entlang katholisch, aber durch die Berührung mit den Westgothen war das arianische Wesen eingeschlichen, und so trat unter den vier zwiespältigen Brüdern insbesondere Gundobald als unduldsam eifernder Arianer auf, während sein Bruder Chilperich Katholik war. Ihn tödtete der Bruder, seine Gemahlin stürzte derselbe mit einem Stein um den Hals gebunden in die Rhone, die ältere Tochter Chrona nahm den Schleier, am Hofe des Oheims blieb die jüngere, Chlothilde, welche auf die Geschicke des Frankenreichs so mächtig eingreifen sollte. Um sie warb Chlodwig; was ihn dazu bewog, ob politische Absichten, ob ein Wink der Bischöfe, oder etwas Anderes, wissen wir nicht; aber als Gemahl der Chlothilde nahm er die Pflicht der Blutrache gegen den Mörder Gundobald auf sich. Daher erschrack der König über die Werbung, und als er ihr dennoch Folge gab, mußte er von seinem weisen Rathe Aredius die bittern Worte hören, welche Fredegar in seiner sagenhaften Chronik erwähnt: „Dies ist kein Freundschaftsbund, sondern der Anfang unversöhnlicher Feindschaft. Du hättest dich daran erinnern sollen, daß du Chlothildens Vater, deinen Bruder Chilperich mit dem Schwerte hast hinrichten, ihre Mutter mit einem Steine um den Hals ersäufen, ihre beiden Brüder hast enthaupten und in einen Brunnen werfen lassen. Wenn sie die Macht dazu hat, wird sie die ihrer Familie angethane Unbill rächen. Sende also sofort Mannschaft ihr nach, daß sie zurückgebracht werde." Das war zu spät, Chlothilde hatte diesen Rath vermuthet und die Franken zur Eile angetrieben; sie ward Chlodwigs Gemahlin, eine hohe, thatkräftige und ebenso anmuthige Frau, die es verstand, den fränkischen Wildling so an sich und seine Pflicht zu fesseln, daß aus keines Schriftstellers Feder auch nur eine Andeutung auf Untreue oder dergleichen je geflossen ist. Chlothilde ließ sich seine Bekehrung ernstlich angelegen sein, lange freilich mit geringem Erfolge; aber er hörte doch auf sie und gestattete, daß sein erstgeborener Sohn getauft wurde; aber er starb noch im Taufkleide, zur schweren Prüfung; freilich sprach, wie der heilige Gregor von Tours erzählt, die Königin: „Gott dem Allmächtigen, dem Schöpfer aller Dinge, sage ich Dank, daß er mich nicht für unwerth erachtet, die Frucht meines Leibes in sein Reich aufzunehmen; mein Gemüth ist unbekümmert, da ich weiß, daß die in weißen Gewanden von dieser Welt gerufen sind, vor Gottes Angesicht leben;" aber dem Könige schwoll die Galle, und er schalt heftig die Königin und sprach: „wäre der Knabe geweiht worden im Namen meiner Götter, gewiß, er lebte noch; aber er konnte nicht leben, weil er im Namen eures Gottes getauft ist."

Dennoch ließ Chlodwig zu, daß auch sein zweiter Sohn getauft wurde; und als dieser gleichfalls erkrankte, sagte er: „es kann mit ihm nicht anders ergehen, als mit seinem Bruder, daß er getauft im Namen eures Christus bald sterbe;" aber das Kind genas, und nun kam mit der Noth der Alamannenschlacht die entscheidende Stunde.

Siegebert, der König der Ripuarischen Franken, war von den Alamannen schwer bedrängt und bei Tolbiakum so gründlich geschlagen worden, daß nun auch die Machtstellung Chlodwigs bedroht war. Der Kampf wird heiß, die wilden Alamannen sind so kühn und stark wie die Franken, wenn sie dieselben nicht gar überragen; bei Tolbiakum, wo die Meisten das bekannte Zülpich sehen, wenn nicht die Walstatt in das Elsaß oder nach Lothringen verlegt werden muß, wogt die Schlacht hin und her; es handelt sich um nichts Geringeres, als um die Herrschaft oder den Verlust der Existenz; Chlodwig will zaghaft werden; da erhob er seine Augen, die sich mit Thränen füllten, zum Himmel und sprach: „Jesus Christus, Chlothilde sagt, du seiest der Sohn Gottes, Hilfe bringest du den Bedrängten, Sieg gebest du Denen, die auf dich hoffen; — ich flehe dich demüthig an um deinen Beistand. Gewährst du mir jetzt den Sieg über diese meine Feinde und erfahre ich so deine Macht, die das Volk, das deinem Namen sich weiht, an dir erprobt zu haben sich rühmt, so will auch ich an dich glauben, und auf deinen Namen mich taufen lassen, denn ich habe meine Götter angerufen, aber sie haben mich mit rechter Hilfe verlassen. Ich meine daher, unmächtig sind sie, da sie Denen nicht helfen können, die ihnen dienen. Dich nun rufe ich an, und ich verlange, an dich zu glauben; nur entreiße mich erst aus der Hand meiner Widersacher!" Da wandte sich die Schlacht, die wilden Alamannen wurden überwunden, ein Theil des Volkes unterwarf sich, der andere, südliche, suchte Hilfe beim Westgothen Theodorich, der aber, so gewaltig erhob sich bereits die Gestalt Chlodwigs über den Königen und Völkern, nicht für gut fand, einen Heerzug über die Alpen zu unternehmen, sondern durch eine Ehrengesandtschaft freundlich mahnte und bat, den Alamannen Frieden zu gönnen.

Als Chlodwig beim heiligen Remigius in Rheims war, besorgte er eine Zeit lang die Stimmung des Volkes; doch hörte er den freudigen Zuruf: „Wir verlassen die sterblichen Götter, gnädiger König, und sind bereit dem unsterblichen Gotte zu folgen, den Remigius predigt." Und nun berichtet Gregor von Tours: „Solches wurde dem Bischof gemeldet, und er befahl hocherfreut das Taufbad zu bereiten. Mit bunten Decken wurden die Straßen behängt, mit weißen Vorhängen die Kirchen geschmückt, der Taufstein in Ordnung gebracht, Wohlgerüche verbreiteten sich, es schimmerten

hell die duftenden Kerzen, und der ganze Tempel um den Taufstein wurde von einem himmlischen Wohlgeruche erfüllt; und solche Gnade ließ Gott Denen zu Theil werden, die damals gegenwärtig waren, daß sie meinten, sie seien in die Wohlgerüche des Paradieses versetzt. Zuerst verlangte der König, vom Bischofe getauft zu werden; er ging, ein neuer Constantin, zum Taufbade hin, sich von dem alten Aussatze reinzuwaschen und von den schmutzigen Flecken, die er von Alters her an sich gehabt, im frischen Wasser zu reinigen. Als er aber zur Taufe hinzutrat, redete ihn der Heilige Gottes mit beredtem Munde also an: „Beuge still deinen Nacken Sicamber, verehre, was du verfolgt hast, verfolge, was du verehrtest!" Ueber 3000 edle Franken ließen sich mit ihrem Könige taufen. Andere aber wandten sich von ihm und zogen sich nach Cambray zu seinem Vetter Ragnachar.

Die heilige Taufe ward am Weihnachtsfeste 496 vollzogen; der Erzbischof Hinkmar von Rheims erzählt im Leben seines Vorgängers, des heiligen Remigius, daß eine Taube das Fläschchen mit dem Taufchrysam gebracht habe; dieses Fläschchen wurde fortan bei der Salbung der Könige Frankreichs gebraucht. Im Jahre 1794 zerschlug es der Bürger Rommé.

Die Freude über die Bekehrung Chlodwigs, die doch eine Thatsache von weltgeschichtlicher Bedeutung ist, mochte der allen edlen Gebilden feindselige Weltgeist nicht unangetastet lassen, und es wurde die Frage erhoben, ob die Bekehrung wohl auch aufrichtig, ob nicht vielmehr die Politik der Beweggrund gewesen, wie für die Vermählung mit Chlothilde das Land ihrer Verwandten.

Wenn wir die Vorgänge bei der Bekehrung des Königs genau ins Auge fassen, werden wir zweifelsohne zu dem Resultate gelangen, daß Chlodwig aus innerer Ueberzeugung Christ wurde, wenn auch politische Erwägungen nicht ohne Einfluß auf ihn geblieben sein mögen.

Chlodwig, der naive Wildling, war trotzdem ein kühler Berechner und wußte seine Zeit und ihre Verhältnisse wohl wahrzunehmen. Erinnern wir uns an den Krug von Soissons. Im Feldzuge gegen Syagrius hatten die Franken sehr viele kostbare Kirchengeräthe geraubt und auch einen Krug von wunderbarer Größe und Schönheit aus einer Kirche weggenommen. Der Bischof jener Kirche sandte darauf Boten zum Könige und bat, daß wenn er auch nichts Anderes von den heiligen Geräthen wieder erlangte, seine Kirche doch mindestens diesen Krug zurückerhielte. Der König vernahm es und sprach zu dem Boten: „Folge mir nach Soissons, denn dort muß Alles getheilt werden, was erbeutet ist; und wenn jenes Gefäß auf meinen Antheil fallen wird, so will ich thun, was der heilige Vater will." Darauf kam er nach Soissons, und es wurde die ganze Masse der Beute öffentlich zusammengebracht. „Ich bitte euch, tapfere Krieger,

sprach der König, erzeigt mir die Gunst, mir außer meinem Theil auch jenes Gefäß darzugeben“ (er meinte nämlich den erwähnten Krug). Da sprachen die Verständigen: Ruhmreicher König! Es ist Alles dein, was wir sehen, auch wir selbst stehen unter deinem Gebot, thue jetzt, was dir gefällt, denn Keiner kann deiner Macht widerstehen. Da sie Dies sagten, rief ein leichtsinniger, neidischer und unbedachtsamer Mensch mit lauter Stimme: „Nichts sollst du haben, als was dir nach dem Rechte das Loos ertheilt,“ erhob seine Axt und schlug auf den Krug. Alle erstaunten darüber; der König aber trug diese Beleidigung mit Sanftmuth und Geduld, nahm den Krug und gab ihn dem Boten der Kirche, bewahrte aber heimlich in seiner Brust den ihm angethanen Schimpf. Als ein Jahr verflossen, ließ er das ganze Heer im Waffenschmuck zusammenrufen, um auf dem Märzfeld (wie jedes Jahr) sich im Glanze seiner Waffen zu zeigen. Als er also hier Alle durchmusterte, kam er auch an Den, der auf den Krug schlug und sprach: „Keiner trägt so schlechte Waffen, als du, denn deine Lanze, dein Schwert und deine Axt ist nichts nütze,“ und er nahm dessen Axt und warf sie auf die Erde; jener neigte sich darauf ein wenig herab, um die Axt aufzuheben; da holte der König aus und hieb mit der Axt in den Kopf. „So, sagte er, hast du es zu Soissons einst mit dem Kruge gemacht.“ Der Mann war todt; die Uebrigen hieß er nach Hause gehen. Allen jagte er durch diese That eine gewaltige Furcht ein (Greg. v. Tours). Ein Jüngling war damals Chlodwig, die Schmach ihm, dem Sieggekrönten, vor allen ihm zujubelnden Volksgenossen angethan; wie heiß und gewaltig mußte der Zorn ihm aufgestiegen sein; dennoch bezwang er sich und wartete mit seiner Rache ein ganzes Jahr.

Für seinen Eintritt in die katholische Kirche wartete er noch viel länger, obgleich die politischen Erwägungen die allergünstigsten Aussichten eröffneten, wie ja schon sein Vater Childerich von ihnen angezogen war. Mitten in einem völlig katholischen Lande stand Chlodwigs Thron; wie mußte sein Eintritt in die katholische Kirche die allgemeinen Sympathien ihm mehren und kräftigen; und wenn er auf die arianischen Reiche blickte, auf Burgund, wo das Volk katholisch und die Herrscher arianisch, auf die Westgothen, wo die Katholiken bitter verfolgt waren, und wenn er, der die Eroberungslaufbahn ergriffen, ihre Eroberung erwog, sollte ihm da der Gedanke nicht gekommen sein, daß sein Auftreten als katholischer König nur dazu beitragen könnte, den Zwiespalt in denselben nur weiter auseinander zu reißen und ihren Zusammenbruch zu beschleunigen? Und dennoch sollte er 15 Jahre seiner Herrschaft heben vorübergehen lassen, ohne daß er diesen Lockungen der Politik Folge leistete? Chlodwig war zu klug, für einen, wenn auch noch

so scheinbaren, aber doch nicht vollständig gesicherten Gewinn, den sichern Boden, auf dem er feststand, zu verlassen; feststand er aber auf dem nationalen Boden des Frankenthums, und dieses war noch heidnisch; trug er ja doch noch nach dem Ereignisse von Zülpich Scheu vor dem Heidenthum seiner Franken, und sah er richtig voraus, daß seine Taufe Anstoß erregen würde, wie denn Viele ihn verließen und zu seinem Vetter Ragnachar übergingen; die Begeisterung in Folge des wunderbar erfochtenen Sieges war bei dem leicht entzündlichen Volke hinreißend, aber das Heidenthum stand in seiner Mitte so fest, daß es, wenn auch bis auf die Wurzel abgehauen, doch noch lange recht sichtbare Sprossen trieb. Und diesen Verhältnissen mußte Chlodwig Rechnung tragen.

Aber es war nicht blos ein kühler Staatsmann, sondern auch ein jugendlicher Held voll Herz, ein naiver Wildling, wie wir ihn schon einmal nannten, empfänglich für augenblickliche Erregung, und in Chlothildens liebevoller Pflege für die höheren Anschauungen des Lebens, für die gläubige Auffassung der Geschicke der Menschen und Völker bereitet. Da kam die bittere Noth von Zülpich. Wurde er später im Taufkleide bei einer Predigt des heiligen Remigius über das Leiden Christi so hingerissen, daß er ausrief: „Ja, wäre ich mit meinen Franken dabei gewesen!“ so liegt es ja doch gewiß ganz nahe, daß das Wogen der Schlacht, die bittere Noth des Augenblicks Chlothilden ihm vor den Augen heraufführte mit ihrem innigen Glauben an den allmächtigen Christ, daß in jenem Augenblicke alle politische Erwägung zurücktrat, und das mächtig angeregte Gefühl das Gelöbniß ihm auspreßte, den mächtigen Helfer gläubig bekennen zu wollen.

Deßhalb bin ich der Ueberzeugung, daß die Bekehrung des großen Frankenkönigs eine aufrichtige, nicht von politischen Erwägungen eingegebene war, wenn auch solche nicht ohne Einfluß auf die Vorbereitung dazu gewesen sein mögen.

Aber hier wird noch eingeworfen: wenig Wirkung genug hat sie auf seinen Character gewonnen, im Gegentheile zeigt sich Chlodwig in seinen letzten Jahren tückischer, ungerechter und grausamer, während er in seiner Jugend zwar ein wildherziger, aber doch ehrlicher Kriegsfürst gewesen.

Das ist einfach nicht wahr. Die Nachrichten von Zeitgenossen sind äußerst dürftig, und die Geschichtschreiber der karolingischen Zeit geben sich offenbar Mühe, die Merowinger in Schatten zu stellen und schlecht zu machen, um die Berechtigung der neuen Dynastie zu begründen; Gregor von Tours kann seine „10 Bücher fränkischer Geschichte“ in der Form, wie sie uns vorliegt, nicht geschrieben haben, sondern sie sind entstellt worden, worauf wir später bei der Darstellung einzelner Ereignisse, welche zu Chlodwigs Be-

mackelung benutzt sind, aufmerksam machen werden. Uebrigens liegt in seiner Verurtheilung viel Heuchelei; die Tadler setzen die Derbheit jener Zeiten, das schwere Ringen des christlichen Geistes um eine erst aus dem wilden deutschen Heidenthum aufgetauchte Seele allzusehr bei Seite und verlangen einen Heiligen, wo sie einen mit gewaltigen Leidenschaften ausgerüsteten Menschen suchen sollten, der ehrenhaft mit diesen streitet, im Streite aber auch da und dort der menschlichen Gebrechlichkeit erliegen kann.

Unermeßlich war in der katholischen Welt der Jubel über die Bekehrung Chlodwigs. Der Papst Anastasius II. verglich die Eroberung der Franken für die Kirche mit dem wunderbaren Fischzuge des heiligen Petrus. Viele Bischöfe richteten Glückwunschschreiben an Chlodwig; Avitus von Vienne ergießt sich in die Worte: „Die göttliche Vorsehung hat für unsere Zeit einen Schiedsrichter gefunden; indem ihr für euch wählet, urtheilt ihr für Alle; euer Glaube ist unser Sieg. Viele in gleicher Lage haben den Ermahnungen der Priester und den Aufforderungen die Ehrfurcht für die Weihe ihres Geschlechtes und für den Brauch des Vaterlandes entgegengesetzt. Nach dem Wunder dieses Ereignisses wird die unglückselige Scham verschwinden. Und weil nun Gott euer Volk ganz zu dem seinigen machen wird, so streuet auch ihr unter den entfernteren Völkern, die noch in natürlicher Unwissenheit und für falsche Lehren noch nicht verdorben sind, aus dem Schatze eures Herzens den Samen des Glaubens aus. Nehmet keinen Anstand, das Reich Gottes zu verbreiten, der das eurige errichtet hat. Ihr seid die Sonne geworden, an deren Glanze sich Alles erfreut. Die Nähe rühmt sich eures hellen Lichtes, aber auch die Ferne entbehrt des Schimmers nicht. Strahlet also für und für unter den Anwesenden in eurem Diadem, unter den Abwesenden in Eurer Majestät; die Welt wird die Folge glücklicher Triumphe feiern. Auch uns trifft das Glück; so oft ihr sieget, siegen wir.“

Siegesbewußt war Chlodwig, und das gleiche Siegesbewußtsein ging von seiner Bekehrung auf das Frankenvolk über. Hatten auch nicht Alle, die sich mit ihrem Könige taufen ließen, eine innerliche Bekehrung durchgemacht, so waren die Meisten doch durch die Thatsache, daß ihr König den bei Zülpich errungenen Sieg der Macht des heiligen Christ zuschrieb, ergriffen, und um so williger folgten sie dem sieghaften Könige, dem das Bewußtsein, der katholische Fürst, der Vater der Gläubigen, wie er auch genannt wurde, zu sein, für seine Eroberungen fortan die bestimmte Richtung anwies.

Zunächst wandte sich Chlodwig gegen die Burgunder und gegen die Westgothen, gegen erstere im Jahre 501, wohl mit der Absicht, das Land zu erobern, denn er mochte die Bedräng-

niß der Katholiken nicht länger ertragen, und zudem war die alte Schuld für den Mord seines Schwiegervaters einzulösen. Er vollendete, wohl im Hinblick auf den drohenden Ostgothen Theodorich, die Eroberung nicht, aber er wurde doch der eigentliche Beherrscher Burgunds, und dessen Königsgeschlecht fristete fortan ein klägliches Dasein.

Ganz unverkennbar tritt sein kirchliches Bewußtsein den Westgothen gegenüber hervor. War auch das Westgothenreich in dieser Zeit durch den Glanz, welchen der Ostgothe Theodorich entfaltete, ziemlich in Schatten gestellt, so war es doch so mächtig, daß Chlodwig in materiellen Mitteln mit ihm sich nicht messen konnte. Trotzdem und mißachtend Theodorich, der sich dazwischen zu stellen drohte, zog Chlodwig gegen die Westgothen, schlug sie im Jahre 507 in der Schlacht bei Vivonne an der Vienne und fällte ihren König Alarich II, mit eigener Hand. Und seine Stellung zur Religion war es auch hier, was ihm den Sieg verschaffte, denn die Thorheit der arianischen Verfolgung hatte das Reich zwiespältig gemacht.

Es ist nicht wahr, daß die Katholiken Verrath geübt haben; die katholischen Arverner sterben mit ihrem Führer bei Vivonne den Heldentod für ihren König; aber die Unzufriedenheit war im Westgothenreiche und sie lähmte die Vollkraft im Widerstande gegen die siegesfreudigen Franken. Alarich vermuthete eine Agitation der Bischöfe im Lande, er beschuldigte eine Reihe von Bischöfen, daß sie offen ihre Sehnsucht nach dem Franken kundgegeben, und vertrieb sie von ihren Sitzen. Das war übergenug für Chlodwig, seine Streitaxt gegen Alarich zu erheben; „es schmerzt mich, soll er gerufen haben, daß diese Ketzer einen so schönen Theil Galliens besitzen. Auf mit Gottes Hilfe, wir wollen das Land für uns erwerben!“ Zu Chlothilde sagte er: „Wo meine Franzeska hinfällt (die Streitaxt), da soll sich in der Ehre der heiligen Apostel eine Kirche erheben.“ Chlothilde vermochte ihn, den Bau derselben in Paris gleich anzuordnen, und während des Feldzugs erstand die Kirche, die später die Genovefa-Kirche genannt und des großen Königs Grabstätte wurde. Strenge Mannszucht befahl Chlodwig seinen Kriegern, denn unter Gottes Schutz wollte er streiten und siegen: „Wie dürfen wir Sieg erhoffen, rief er ihnen zu, wenn der heilige Martinus uns zürnt?“ In dieser Gesinnung ihn zu erhalten, war des heiligen Remigius eifriges Bemühen; wir besitzen noch ein Schreiben desselben an ihn, worin es unter Anderem heißt: „Wähle weise Männer für deinen Rath; dadurch mußt du den Ruhm deiner Herrschaft begründen! Ehre die Geistlichkeit! sei deinem Volke ein Hort und Vater! Erleichtere, so viel thunlich, die Last der Abgaben, tröste und unterstütze die Dürftigen, kaufe los die Gefangenen, nähre die Verwaisten, schirme die Wittwen, wehre den Erpressun-

gen, Jedem, der Gerechtigkeit sucht, stehe die Thüre deiner Pfalz offen!"

Der Krieg nahm große Dimensionen an; Theodorich sah sich zur Einmischung genöthigt, und in den Jahren zwischen 508 und 511 wurde von der untern Donau an bis zu den Pyrenäen hin gekämpft. Chlodwig suchte alle Feinde der Gothen aufzuwühlen, der Kaiser von Byzanz verbündete sich mit ihm; Theodorich dagegen rief deutsche Völkerschaften auf. Zur vollen Entscheidung kam es nicht; im Jahre 511 machte Chlodwig aus Gründen, die wir nicht kennen, Frieden; alles Land zwischen der Loire, der Garonne und den Sevennen war fränkisch geworden, und auch den Rest von Alamannien mußte Theodorich an Chlodwig überlassen.

Es scheint um das Jahr 508 gewesen zu sein, daß Chlodwig die Ripuarischen Franken unter seine Herrschaft brachte; wie? ist mir nicht klar, da der Bericht bei Gregor von Tours offenbar ein Roman ist; er beschuldigt Chlodwig der gemeinsten Frevelthat und schließt die Erzählung mit den Worten: „Gott aber warf Tag für Tag seine Feinde vor ihm zu Boden und vermehrte sein Reich darum, daß er rechten Herzens vor ihm wandelte und that, was seinen Augen wohlgefällig war." Dieses Unsinns, mit dem Berichte über schamlosen Länderdiebstahl und Mord den göttlichen Segen „weil Chlodwig rechten Herzens gewesen," in Zusammenhang zu bringen, darf man Gregor von Tours nicht fähig halten; die Stelle kann also in ihrer gegenwärtigen Gestalt nicht von ihm herrühren; doch in Ermangelung anderer Nachrichten soll sie hier Platz finden: „Als aber Chlodwig nun seinen Sitz in Paris hatte, schickte er heimlich zum Sohne des Königs Siegebert (der zu Cöln residirte) und sprach: Siehe, dein Vater ist alt, schwach zu Fuß und hinkt; stürbe er, so würde dir sein Reich und unsere Freundschaft mit Recht zu Theil werden." So wurde jener zur Herrschsucht verlockt, und sann darauf, wie er den Vater tödtete. Und da dieser einst Cöln verließ und über den Rhein ging, um im Buchhonischen Walde umherzuschweifen, als er da um Mittag in seinem Zelte schlief, kamen gedungene Mörder über ihn, und sein Sohn ließ ihn tödten, um selbst die Herrschaft an sich zu reißen. Aber Gott ist gerecht, und er fiel selbst in die Grube, die er seinem Vater schändlich gegraben hatte. Er schickte nämlich alsbald Boten an den König Chlodwig und ließ ihm den Tod seines Vaters melden. Die sprachen, mein Vater ist todt, und sein Reich und seine Schätze sind mein; sende etliche von deinen Leuten zu mir, und willig will ich dir schicken, was dir von den Schätzen meines Vaters gefällt. Jener aber sprach: Dank für deinen guten Willen; wenn unsere Leute zu dir kommen, so zeige ihnen, ich bitte dich, nur Alles, du magst es dann selbst behalten. Und da sie kamen, öffnete er ihnen den Schatz

seines Vaters. Als sie nun Dies und Jenes in Augenschein nahmen, sagte er: In diesen Kasten pflegte mein Vater seine Goldstücke zu legen. Stecke doch einmal deine Hand hinein bis auf den Boden, sagten sie, damit du uns Alles zeigst. Er that Dies und beugte sich tief; da aber erhob Einer den Arm und hieb ihm mit der Axt in den Hirnschädel. So traf ihn dasselbe Loos das er ruchlos seinem Vater bereitet hatte.

Da aber Chlodwig hörte, daß Siegebert getödtet, wie auch sein Sohn, kam er an Ort und Stelle und berief alles Volk: Hört, sprach er darauf, was sich zugetragen hat. Während ich die Schelde entlang fuhr, trachtete Chloderich, der Sohn meines Blutsvetters seinem Vater nach der Herrschaft und machte ihm glauben, ich wolle ihn tödten. Als dieser deßhalb durch den Buchhonischen Wald floh, schickte er ihm Mörder nach und ließ ihn ermorden. Darauf wurde er selbst, während er seines Vaters Schätze aufthat, von irgend einem mir unbekannten Manne gleichfalls erschlagen. An all Diesem bin ich durchaus ohne Schuld, denn das Blut meiner Stammvettern darf ich ja nicht vergießen, und schändlich wäre es, wenn ich es thäte. Da es jedoch einmal so gekommen ist, so gebe ich euch diesen Rath: Wenn es euch genehm, so wendet euch zu mir, daß ihr sicher lebt unter meinem Schutze. Aber Jene erhoben, als sie Dies hörten, ein Freudengeschrei, schlugen an ihre Schilde, huben ihn auf den Schild und setzten ihn ein zu einem Könige über sich. So empfing er Siegeberts Reich und seine Schätze, und es kamen die Leute desselben unter seine Herrschaft. Gott aber warf Tag für Tag seine Feinde vor ihm zu Boden und vermehrte sein Reich darum, daß er rechten Herzens vor ihm wandelte und that, was wohlgefällig in seinen Augen.

Darauf wandte er sich gegen Chararich; denn als er mit Syagrius gekämpft hatte, war Chararich, obwohl von ihm zu Hilfe gerufen, ferne stehen geblieben und hatte ihm keinen Beistand geleistet, sondern den Ausgang der Sache erwartend, wollte er mit Dem das Band der Freundschaft knüpfen, der den Sieg gewänne. Deßhalb hatte Chlodwig Groll auf ihn und zog gegen ihn aus. Er nahm aber mit List ihn und seinen Sohn gefangen und ließ beide fesseln und scheeren. Chararich wurde zum Priester, sein Sohn zum Diakon geweiht. Und als Chararich über seine Erniedrigung klagte und weinte, da, erzählt man, sprach sein Sohn zu ihm also: Am grünen Holz sind diese Zweige verschnitten, aber sie sind nicht dürr, sondern bald werden sie wieder ausschlagen und wachsen; möchte doch nur sobald Der umkommen, der Dies gethan! Solches Wort drang zu Chlodwigs Ohren, daß sie drohten, ihr Haar wieder wachsen zu lassen und ihn zu tödten. Da befahl er,

sie zu derselben Zeit zu enthaupten, und gewann so nach ihrem Tode ihr Land, ihren Schatz und ihr Volk.

Es lebte aber damals zu Cambray König Ragnachar, ein Mann, der so den Lüsten ergeben war, daß er kaum seine nächsten Verwandten unbeschimpft ließ. Darüber schwoll das Herz der Franken in bitterem Grimm, und Chlodwig schickte ihnen goldene Armspangen und Wehrgehänge; sie sahen freilich nur aus wie Gold, denn es war künstlich vergoldetes Erz. Die schickte er vornehmen Leuten des Ragnachar, daß sie ihn gegen ihren König in das Land riefen. Als er darauf mit seinem Heere gegen ihn aufbrach, sandte Jener zum öfteren Kundschafter aus, Alles zu erforschen, und als sie zurückkehrten, fragte er sie, wie stark das Heer der Feinde sei.... So zog Chlodwig heran und begann gegen ihn den Kampf. Ragnachar aber sah sein Heer besiegt und wollte fliehen. Da griffen ihn die Seinigen, banden ihm die Hände auf den Rücken und führten ihn mit seinem Bruder Richor vor Chlodwig. „Wie, sprach dieser, konntest du so unser königliches Geschlecht erniedrigen, daß du dich binden ließest! Ruhmvoller wäre für dich der Tod gewesen!" Und er erhob seine Axt und spaltete ihm damit den Kopf. Darauf wandte er sich zum Bruder desselben und sprach: „Wenn du deinem Bruder beigestanden hättest, er wäre nicht gebunden worden." So hieb er auch ihn mit der Axt nieder. Nach dem Tode Beider aber wurden ihre Verräther erst gewahr, daß sie unechtes Gold vom Könige erhalten hatten; und sie gingen zu ihm und sagten es ihm. Wie billig, soll er ihnen geantwortet haben, empfängt Der solches Gold, der seinen Herrn geflissentlich ins Verderben verlockt; sie sollten es sich ja genug sein lassen, daß sie noch lebten; sonst möchten sie den Verrath an ihrem Herrn noch theuer büßen müssen und eines martervollen Todes sterben. Da sie Das hörten, strebten sie nur dahin, sich seine Gunst zu erwerben, und sagten, es sei ihnen genug, wenn er sie nur leben ließe. Die genannten Könige aber waren Chlodwigs nahe Blutsverwandte, und ihr Bruder war Rignomer, der bei Mans auf Chlodwigs Befehl ermordet wurde. Als sie so alle getödtet, gewann Chlodwig ihr ganzes Reich und alle ihre Schätze. Auch viele andere Könige ließ er tödten, sogar seine nächsten Verwandten, von denen er fürchtete, sie möchten das Reich ihm nehmen, und breitete so seine Herrschaft über ganz Gallien aus. Als er aber eines Tages seine Leute versammelt hatte, soll er von seinen Blutsverwandten, die er ermordet hatte, so geredet haben: „Ach, daß ich nun wie ein Fremdling unter Fremden stehe, und mir Keiner der Meinigen, wenn das Unglück über mich kommen sollte, Hilfe gewähren kann!" Aber er sprach Dies nicht, weil er bekümmert gewesen wäre um den Tod

derselben, sondern aus List, ob sich vielleicht noch Einer fände, den er tödten könnte.

Es versteht sich von selbst, daß die auf Eroberung gerichtete Politik Chlodwigs in den fast beständigen Kriegen und der frühe Abschluß seines Lebens den innern Ausbau des Reiches nicht sehr gefördert haben können; und so wissen wir denn auch nichts besonders darüber zu berichten. Das salische Gesetz erhielt durch ihn eine Redaction, die Kirche war völlig frei, und die Bischöfe thaten ihr Bestes zur Versöhnung der Gemüther und zur Befestigung der Grundlagen der Gesellschaft. Das letzte Werk Chlodwigs, das würdig sein Leben abschließt, war die Zusammenberufung einer Synode nach Orleans im Jahre 511; am 10. Juli versammelten sich 32 Bischöfe und faßten über die ihnen vom Könige vorgelegten Punkte Beschlüsse, welche uns einen Blick in die Sitten und Gewohnheiten der Zeit eröffnen. In der Wildheit der Zeit war es sehr wichtig, den Verfolgten und Bedrängten einerseits die Zufluchtsstätten in den Kirchen zu sichern, anderseits der Gerechtigkeit ihren Lauf zu wahren. Da bestimmte die Synode, daß Mörder, Diebe, Ehebrecher, wenn sie in die Kirche oder bischöfliche Wohnung geflohen, nicht daraus genommen werden dürften, wenn nicht auf die Evangelien die eidliche Versicherung ihrer Straflosigkeit gegeben worden; diese aber wurde von der Bedingung abhängig gemacht, daß sie mit dem Geschädigten oder Beleidigten über die Leistung des Schadenersatzes übereingekommen sein mußten. Dem Frauenräuber sollte das Asylrecht nur in so weit zu Statten kommen, daß er vor weitern Strafen geschützt, aber sich als Sclaven verkaufen muß; die Geraubte wird sogleich auf freien Fuß gestellt; hat sie vor oder nach der Entführung in diese eingewilligt, so wird sie mit der Bitte um Verzeihung ihrem Vater zurückgestellt, der Entführer muß aber dennoch die genannte Genugthuung leisten.

Wenn ein Leibeigener in die Kirche floh, so wurde er herausgegeben, wenn der Herr den Eid der Straflosigkeit schwor; wollte der Flüchtling dennoch die Kirche nicht verlassen, so konnte er mit Gewalt daraus genommen werden.

Einer schweren Ungerechtigkeit, die darin begangen wurde, daß Leibeigene sich in den geistlichen Stand drängten, um ihrem bisherigen zu entgehen, hatte das Concil zu steuern, und es beschloß: daß der Bischof, wenn er wußte, daß der Herr des Leibeigenen seine Erlaubniß nicht gegeben, diesem den doppelten Ersatz leisten mußte, der, im Falle daß der Bischof von dem Stande des Geweihten nichts gewußt, auf diejenigen fiel, welche für den Weihecandidaten das Zeugniß gegeben und um seine Ordination gebeten hatten.

Es scheint, daß der Besitz des Kirchengutes in strittigen Fällen

nicht immer mit Billigkeit vertheidigt wurde, denn die Synode sah sich zu der Bestimmung veranlaßt: „Wer Ansprüche macht auf einen Theil des Kirchengutes oder des bischöflichen Privateigenthums, und zwar in Ordnung, ohne Schmähungen, der darf wegen dieses Umstandes allein nicht schon von der Kirchengenossenschaft ausgeschlossen werden.“ Die Bestimmungen über die Verwendung des Kirchengutes zeigen einerseits die edle Anschauung der Kirche darüber und lassen anderseits erkennen, daß Mißbräuche vorgekommen sein müssen; die Synode schärft nämlich ein, daß von den Geschenken und Feldern, welche der König den Kirchen zugleich mit der Immunität des Clerus verliehen hat, der Ertrag zu Kirchenreparaturen, zum Unterhalt der Geistlichen und der Armen oder zur Loskaufung Gefangener verwendet werden soll, und daß Bischöfe, welche hierin nachlässig sind, durch die Comprovinzialbischöfe öffentlich getadelt, und wenn dieses nichts nützt, von dem Verkehr mit den übrigen Bischöfen ausgeschlossen werden sollen. Ueberhaupt wird dem Bischofe eingeschärft, daß er ein Vater der Bedrängten ist, „er soll den Armen oder Kranken, die nicht mehr arbeiten können, Nahrung und Kleidung geben, so viel ihm möglich ist.“

Aus dem Gebiete der Kirchenzucht erfahren wir ferner das Verbot der Stellenjägerei bei den Fürsten: „Aebte, Priester und alle Cleriker und Mönche dürfen, ohne von dem Bischof geprüft und empfohlen zu sein, sich nicht bei Fürsten um kirchliche Beneficien bewerben; wer es dennoch thut, soll so lange seines Amtes und der Communion beraubt werden, bis er hinlänglich gebüßt hat.“

Die Aebte sind dem Bischofe unterstellt, die Mönche den Aebten; kein Mönch darf ohne Erlaubniß des Bischofs und des Abtes sein Kloster verlassen und sich eine eigene Zelle bauen. Die Aebte müssen sich alle Jahre einmal an einem vom Bischofe bestimmten Platze vereinigen. Man sieht, wie die Noth der Zeit, die vielfach auftretende Neigung zur Willkür und Unordnung die stramme Concentrirung der Kirchenglieder unter dem Bischofe nöthig machte; dahin zielen auch die Anordnungen für den Gottesdienst; so darf kein Bischof, wenn er nicht krank ist, am Sonntag beim Gottesdienste in der ihm nächstgelegenen Kirche fehlen; Weihnachten, Ostern und Pfingsten darf Niemand, auch wenn er krank ist, in seiner Villa feiern; an den Rogationen vor Christi Himmelfahrt sollen alle Knechte und Mägde von der Arbeit frei sein, „auf daß alles Volk beim Gottesdienste zusammenkomme; Cleriker, die sich bei diesem heiligen Werke nicht einfinden, sollen nach dem Ermessen des Bischofs gestraft werden.“

Nicht nur von kirchlicher Bedeutung, sondern auch im Interesse der Versöhnung der Gemüther und der Staatseinigung ist der Ca-

non: „Wenn häretische Geistliche freiwillig zur Kirche zurückkehren, etwa von den arianischen Gothen, so sollen sie, wenn sie rechtschaffen sind, das geistliche Amt, dessen sie der Bischof für würdig erachtet, sammt der Weihe durch Händeauflegung empfangen, und häretische Kirchen sollen auf die gleiche Weise consecrirt werden, wie die katholischen reconciliirt zu werden pflegen."

Die Bestimmungen dieser von Chlodwig nach Orleans berufenen Synode zeigen, was von dem großen Könige zum Ausbau des Reiches hätte geschehen können, wenn er nicht schon in demselben Jahre mit Tod abgegangen wäre. Was hat er in dieser kurzen Zeit geleistet! Er vereinigte das gesammte Volk der Franken zu Einem Reiche, das sich bereits von Bordeaux bis zum Lech erstreckte, und machtgebietend gegen Westen und Süden Front machte, vom oströmischen Kaiser fast wie gleichberechtigt anerkannt. Luden beklagt es, daß an Chlodwigs Namen seit 1200 Jahren der blutige Greuel gehängt ist auf Grund wunderlicher Ueberlieferungen, die theils albern, theils an sich unglaubwürdig sind; aber er selbst, der geschätzte Geschichtschreiber des deutschen Volkes, machte sich nicht völlig davon frei und sagt: „Gewiß, wenn kein guter Mann, doch ein gewaltiger Fürst, und als solcher des Beinamens des Großen nicht unwerth. Wenige haben mit so geringen Mitteln so Großes vollbracht. An Geist und Verstand kann es ihm so wenig gefehlt haben, als an Kraft und Thätigkeit. Auch ist schwer zu glauben, daß er, als Knabe von 15 Jahren seinen Lauf beginnend, ohne große Tugenden die Herzen der Menschen gewonnen oder festgehalten und ein Reich gegründet haben würde, auf welchem fortan das Schicksal der germanischen Welt steht, und an welchem die Erhaltung des Christenthums und der Bildung hängt." Damberger geht weiter, und sicherlich ist richtig, was er schreibt: „An der dem Bischofe Gregor von Tours zugeschriebenen Chronik haben offenbar ganz verschiedene Hände gearbeitet; wie könnte ein und derselbe Chronist, dazu ein heiliger Bischof, vorerst den Chlodwig der greulichsten Unthaten beschuldigen, und ihn dann wieder durch sein Lob über alle Könige erheben. „„Gott war es, liest man, der täglich Chlodwigs Feinde beugte unter seiner Hand, darum, weil er aufrichtigen Herzens vor ihm wandelte und that, was wohlgefällig vor seinen Augen."" Und noch anderes Lob wird gespendet. Chlodwig blieb der Chlothilde, seiner Gemahlin, stets in Liebe und Treue zugethan; er sammelte nicht habgierig Schätze, unterstützte vielmehr Wittwen und Waisen, ließ auf Fürsprache der Geistlichkeit Strafen nach und Gefangene frei, schonte auf den Herreszügen Kirchen und Klöster, deren er auch mehrere errichtete; gewährte der Kirche ungehemmte Freiheit und freie Bischofswahl und nahm sich ihrer überhaupt so an, daß ihn Erzbischof Remigius noch lange

nach seinem Tode den Verbreiter und Vertheidiger des Glaubens nannte."

Diesem Urtheile schließen auch wir uns an.

Wir führen nun die Geschichte des Frankenreiches zunächst bis zum Jahre 687, wo offenbar eine neue Entwickelung hervortritt. Wichtiger als die äußere Geschichte, ist der Glanz des innerlichen Processes, und für jene genügt die kurze Bemerkung, daß solange das Geschlecht Chlodwigs seine Kraftfülle bewahrte, das Reich sich über Baiern, Thüringen und das südliche Alamannien erweitert und Burgund vollends ganz unter seine Herrschaft gebracht hat. Einheitlich, nur von seinem Könige war das große Reich nur ausnahmsweise beherrscht; unter den Königssöhnen fanden fortwährend Theilungen statt; von diesen haben zwei eine bleibende Bedeutung erhalten, die in Austrasien, wo das germanische Element vorherrschend war, und die in Neustrien mit vorwaltendem romanischem Elemente. Diese Theilungen gaben zu vielem Hader Veranlassung, der durch den Familienfluch der Meruwinger ins Schauerliche gesteigert worden ist; diesen Familienfluch aber brachten die Weiber und ungezügelte Sittenlosigkeit.

Die Geschichte des Reichs wird zur Familiengeschichte der Meruwinger. Dieses Königshaus prägt dem Reiche für die nächstfolgende Zeit seinen Character auf; wenigstens haben uns die Chronisten aus dieser ganzen Zeit fast nichts berichtet, als die Familiengeschichte dieses Hauses, und ihnen zufolge gruppirt sich die Geschichte des Reiches ganz um dieses her. Da nun aber dasselbe sich dergestalt auslebt, daß es auf das Reich nurmehr seine eigene Fäulniß übertragen kann und mit derselben alle Verhältnisse zu vergiften droht, so bildet der Zeitpunkt, wo ein neues Element eintritt und mit Uebermacht das Königshaus überragt und dessen verderbliche Einflüsse neutralisirt, einen Einschnitt in die Geschichte des Frankenreiches. Seit dem siebenten Jahrhundert nämlich beginnen die Majordome eine wachsende Bedeutung zu zeigen, und als das frisch emporstrebende Geschlecht der Karolinger sich des einflußreichen Amtes eines Majordomus bleibend bemächtigt, da kann das Königsgeschlecht der Meruwinger ohne Schaden, ja zum Nutzen und Frommen des Staates aussterben. Den bezeichneten Wendepunkt aber, von dem an die fränkische Geschichte eine neue Gestalt zu gewinnen anfängt, bildet die Schlacht von Testri im Jahre 687, in Folge deren Pipin v. Heristall der alleinige Majordomus im ganzen Frankenreiche wird, während zuvor für die drei großen Reichstheile, für Austrasien, Neustrien und Burgund je ein eigener Majordomus mit selbstverständlich geringerem Einfluß bestanden hatte.

Der fränkische König war ein Herrscher im ausgedehn-

testen Sinne des Wortes. Man hat bis in die letzte Zeit herein die Ansicht festgehalten, daß die Franken in der Weise freie Leute gewesen seien, daß es vom freien Ermessen des Einzelnen oder der Gemeinden abgehangen habe, ob er dem Könige die Heerfolge leisten wolle oder nicht, daß also die Königsherrschaft wesentlich beschränkt gewesen sei; allein es ist neuerdings nachgewiesen worden, — (Dr. Paul Roth, Geschichte des Beneficialwesens. Erlangen 1850. 8.) daß sämmtliche Einwohner des Frankenlandes rechte und wahre Unterthanen des Königs gewesen sind, dem sie durch einen Eid verbunden und zu Abgaben, Gerichts- und Kriegsfolge verpflichtet waren. Einen hohen Adel im altgermanischen Sinne, der an dem königlichen Stammbaum Theil hatte und königliche Rechte besaß, gab es nicht mehr, er war ausgetilgt worden, und alle die Edeln, Adeligen des Frankenreiches mit ihren verschiedenen Stammes- und Rangverhältnissen waren, wie die gewöhnlichen Freien, Unterthanen des Königs. Es haben sich die Verhältnisse des fränkischen Königthums aus den Gesellschaftsverhältnissen heraus entwickelt. Wie in einem Gefolge die Mannen zum Gefolgsherrn stehen, so standen die Franken zu ihrem Könige. Vermittelst des Gefolges wurde das Frankenreich gebildet, die Gefolgsleute blieben nun in dem eroberten Lande in demselben Verhältnisse zu ihrem Könige, in dem sie zu ihm vorher gestanden waren. Und da, wie Leo treffend bemerkt (Des deutschen Volkes und Reiches Ursprung und Werden. S. 379), das Fundament des fränkischen Reiches der Waffensieg war, so bildete sich der Character seiner Verwaltung dahin, daß alle Reichsbeamtete zugleich Offiziere und alle Offiziere zugleich Reichsbeamtete waren. Es ist der Grundzug des Frankenreiches, daß Heer- und Gerichtsverfassung ineinander greifen, daß alle Heerbeamtete auch Gerichts- und Polizeibeamtete und umgekehrt diese auch jenes sind, insoweit sie nämlich auch Beamtete des Frankenkönigs und nicht locale Reste älterer, römischer Stadt- oder germanischer Gemeindeverfassung waren.

Bevor wir nun aus der Stellung des Frankenkönigs zu seinem Volke wichtige Folgerungen für die Gestaltung des Reiches ziehen, wollen wir die verschiedenen Beamtungen, wie sie in dieser Zeit bestanden haben, aufzählen.

An der Spitze der ganzen Beamtenschaft und aller Administration standen die sieben oberstern Hofbeamten: der Majordomus, der Referendar, der Pfalzgraf, Camerarius, Comes stabuli, Dapifer und Pincerna.

Von dem Majordom und dem Auswachsen seines Amtes bis über den König hinaus wird später die Rede sein. Der G r a f, graïo, ein Name, der früher von grau abgeleitet wurde und einen Altermann bedeuten sollte, stammt richtiger von gifaris, Gefährte,

Genosse, Comes (so Philipps), wird neuerdings wieder (durch Hermann Müller und Richthofen) vom griechischen γραφειν, ritzen, schreiben, hergeleitet. Der Graf ist der höhere königliche Beamte, der an der Spitze eines Gaus, der königliche Präsident der höheren Gerichte, der Landgerichte, welcher über Leben, Ehre und echtes Eigenthum richten soll; und zugleich ist er der Anführer des königlichen Aufgebots aus seinem Gau. Der Vorstand eines Localgerichtes hieß Centenarius, huntari, hunno; hunginus ist ein latinisirtes keltisches Wort und bedeutet Geschworener; twing heißt dann Vogteigericht. Im Vorsitze und der Leitung des höchsten, des Hofgerichtes, Pfalzgerichtes, war der König in der Regel durch den Grafen der königlichen Pfalz, comes palatii vertreten. — Der Referendarius, Apocrisiar, Archicapellan, Erzkanzler hatte das Archiv- und Urkundenwesen unter sich, ein schwieriges Amt wegen der verwickelten Geschäfte, welche aus dem Umstande herrührten, daß einzelne Reichstheile, die Geistlichkeit im nördlichen Gallien, unter dem römischen Rechte standen, in vielen Städten, wie Cöln, in den Donaustädten römische, stadtpolizeiliche Einrichtungen bestanden, was vielerlei Schreibereien verursachte. — Der Camerarius ist der Finanzminister, er hat den Hort, den Schatz unter sich und heißt deßhalb auch Hortari, er verwaltet die Geldeinnahmen, das Münzwesen u. dgl. — Der Comes stabuli oder Marschall ist der Kriegsminister und der Anführer der Reitergarde. — Der Dapifer, truchsâtzo hat die Aufsicht über die Verwaltung der Domänen, der Forste, der Fischerei und besorgt die Lieferung der Naturalien von den königlichen Domänen; der Pincerna endlich, scencha, Oberkellermeister, hat die Weingüter unter sich und versorgt den Hofstaat mit Wein, Bier und Meth.

Die Stellung des Königs, in mächtiger Selbstherrlichkeit erhaben über allen hemmenden und beeinträchtigenden Einfluß von Seiten der Volksgenossen, bewirkte zunächst die rasche kecke Erweiterung des Reiches. Wir haben oben dieses Umsichgreifen des Frankenreiches unter den bestimmenden Einfluß der von Chlodwig ergriffenen Idee gestellt, daß seine, des katholischen Königs Feinde alle Heiden und Ketzer seien, die zu bekämpfen und deren Macht zu vernichten seine ihm von Gott zugefallene Aufgabe sei. Allein gerade die Erfolge, welche Chlodwig im Dienste dieser Idee erkämpfte, waren durch einen begeisterten Anschluß der Franken an ihren König bedingt. Da nun im Könige alle Kraft des Reiches concentrirt, da sein Wille der Wille des ganzen Volkes war, so mußte eine unwiderstehliche Kraft in den Angriffen des Frankenkönigs liegen, welche diese entbehrt haben würden, wenn das fränkische Königthum kein so absolutes gewesen wäre. Diesem Zusammenschlusse aller fränkischen Gewalten im Könige ist es nun zuzu-

schreiben, daß bereits im Jahre 530 das Reich der Thüringer gestürzt und fränkisch wurde, dem 534 die letzte Ueberwindung Burgunds folgte. Aber auch die südlichen Alamannen waren an das Reich gefallen, und auch die Bayern konnten dem fränkischen Stoße nicht widerstehen und mußten die Oberherrlichkeit des Frankenkönigs anerkennen.

Als Chlodwig auf so wunderbare Weise Christ wurde und seine Franken den Schutz und Beistand wahrnehmen mußten, der ihm hierdurch wurde, so mußte Das außerordentlich auf die Erhöhung des Nationalbewußtseins wirken. Die Franken sahen sich als ein besonders begnadigtes, zu besondern Dingen von der göttlichen Vorsehung auserwähltes Volk an, man sagte ihnen Das oft genug und sie konnten es an unwidersprechlichen Thatsachen selber wahrnehmen. — Das mußte aber zur Folge haben, daß sie dem durch Gottes Hilfe sieghaften König noch viel williger und mit Begeisterung folgten, und Das führte sie hinwiederum zu neuen Siegen, brachte dem Reiche Erweiterung, und es ward ein solcher Zauber um das Frankenreich gewoben, daß es sich bereits keck neben das oströmische stellte und sich als die einzige legitime Gewalt im Abendlande ansah.

Aber auf der andern Seite lag in der selbstherrlichen Stellung des Frankenkönigs ein Keim, der, wenn sein Wachsthum gefördert wurde, leicht zu einem Baume des Todes für das ganze Reich werden konnte. Und er ist üppig emporgewachsen und hat die gesunde Entwickelung des Reiches aufgehalten und das meruwingische Königsgeschlecht in seinem Schatten begraben. Wenn der Stellung des Königs nicht verfassungsgemäß, sondern blos in Sitte und Herkommen eine Schranke gezogen war, so konnte diese bei Gelegenheit vom bösen Willen nur gar zu leicht überschritten werden, und dann wurde der Frankenkönig ein gewaltthätiger Verderber.

Es hat aber das Christenthum diese Schranken nicht dauernd zu befestigen vermocht. Stehen wir mit Freuden für die Behauptung ein, daß bei dem großen Chlodwig das Christenthum in Fleisch und Blut überging, so können wir dasselbe von seinen königlichen Nachfolgern nicht sagen.

Ein Theil der Franken, die mit Chlodwig in die Kirche eintraten, hatte nicht so wie er seine Bekehrung innerlich durchlebt; und neben der sieghaften Stellung des Christenthums waren Reste des Heidenthums im fränkischen Reiche zurückgeblieben. Bei den Frühlingsopfern wurde immer noch ein Eber, majalis sacrificus, geschlachtet; als ein vornehmer Franke Hozinus den König Chlotar, Chlodwigs Sohn, zur Tafel lud und zu derselben auch den heiligen Vedastus, Bischof von Arras, gezogen hatte, sah dieser, daß unter den großen Biergefäßen ein Unterschied war, und als er

nach der Ursache fragte, ward ihm die Antwort, daß die einen für die Christen, die andern für die Heiden bestimmt, und daß letztere nach heidnischer Weise geweiht seien. War nun aber noch Heidenthum vorhanden, so wohnte demselben nicht mehr der frühere, wohl auch sittigende Einfluß ein, den wir demselben gerne zugestehen, und wie es sich seinem Cult nach mehr und mehr in Hexen- und Zauberwesen verlor, so konnte es auch für die Sitten und das ganze Gebahren seiner Träger keine Schranke mehr bilden. So waren auf der einen Seite die letzten Reste der alten Sitte zerstört, und auf der andern war das Christenthum nicht mit vollem Herzen ergriffen und nicht mit frischer Liebe umfaßt worden. Ja, da man äußerlich sich genöthigt sah, die Formen des Christenthums zu tragen, so mochte Dieß leicht einen Vorwand geben, nur um so dreister die alten Bande zu zerbrechen, welche das Heidenthum wohlthätig geknüpft hatte.

Dem nationalen Heidenthum der Germanen gemäß war der König zu eben solcher aufopfernden Treue gegen sein Volk verpflichtet, wie dieses mit ihm durch dieselbe verknüpft war. Für die christlichen Gebote von der Königs- und Unterthanentreue aber hatten die verwilderten Könige aus Chlodwigs Geschlecht keinen Sinn, und die alten Sitten waren abgethan worden; so achtete der König sich aller Bande frei, und gerade dort, wo im alten Germanien die Treue am strengsten verlangt und am heiligsten beobachtet wurde, in den Kreisen der Blutsverwandten, da raste am wildesten die Untreue und der Verwandtenmord.

Veranlaßt wurde derselbe im königlichen Hause zumeist durch die dem Frankenreiche eigenthümliche Art der Erbfolge. Es galt nämlich die Anschauung, daß die königliche Würde bei dem G e s c h l e c h t e des Königs ruhe. So war es auch schon im heidnischen Germanien; wo dort von einer Wahl der Könige die Rede ist, da wird nicht frei, sondern aus dem königlichen Geschlechte Einer gewählt und zum wirklichen herrschenden König gemacht. Wenn nun auch bei den Franken in dieser Zeit keine Rede von einer Königswahl sein kann, so blieb doch das alte Princip in Geltung, daß die königliche Familie an der Königswürde und am gleichen Rechte auf dieselbe theilnehme. Deßhalb folgte dem sterbenden König nicht sein ältester oder überhaupt nicht Einer seiner Söhne im Regimente, sondern wenn mehrere Söhne vorhanden waren, so theilten sich a l l e in das Königthum, und waren nebeneinander Könige des Frankenreiches. Hierin aber lag eine nur zu reiche Quelle zu brüderlichem Zwist, in dessen Folgen dann die classisch gewordenen Meruwinger-Greuel sich einfanden. Wenn ein Zankapfel unter die königlichen Brüder auch dann leicht geworfen werden konnte, wenn eine vollständige Theilung der Provinzen vorgenommen worden wäre, so

mußte sich die Gelegenheit zur feindseligen Reibung noch viel reichlicher dadurch ergeben, daß die Theilung eben keine vollständige war, indem die verschiedenen Besitzungen der Brüder oft bunt durcheinander gewürfelt waren und nicht so fast die Länder, als die königliche Würde getheilt wurde (vgl. Luden III, p. 107). Wenn nun so die königlichen Brüder auch vielfach ein abgesondertes Regiment führten, so gab es doch der Punkte eine Menge, wo sie zusammentrafen, und statt daß dann eine Gemeinsamkeit der Interessen sie verbunden hätte, eine Verschiedenheit derselben sie auseinander führte und der Hader geschürt wurde.

Den meisten und häßlichsten Feuerbrand lieferten zu diesen immerwährenden Zwistigkeiten die Weiber. Sie sind ein eigener Fluch der Meruwinger. Was hat sich nicht eine ganze Welt des Fluches an die Fersen der zwei großartigsten Gestalten dieses Meruwinger Weibervolkes an Brunhilde und Fredegunde geknüpft! Galt es bei den heidnischen Germanen für eine Ehre der Königshäuser, mehrere Frauen zu haben, so steckten die Meruwinger wohl noch in diesem heidnischen Wahne, und bestärkt oder wach erhalten wurde er durch eine unersättliche Unzucht, welche dieses Geschlecht brandmarkt; — und wenn sie auch zur christlichen Kirche zählten, so waren die christlichen Ideen über die heidnischen noch nicht siegreich geworden, die Könige hörten nicht auf die Stimme der Kirche, welche neben dem Einen König auch nur Eine Königin sehen wollte. Und wie dort die Frauen fast in der Regel die Saat des Unheils in der Geschichte säen, wo nicht ein innigeres Erfassen der christlichen Ideen sie zu anmuthigen Wohlthäterinnen der Reiche und zu Müttern des Segens macht; — so findet diese Wahrheit bei den Frauen des Meruwingischen Hofes ihre volle Bestätigung, und es ist nicht zuviel gesagt, wenn wir sie den Fluch der Meruwingerzeit genannt haben.

Diese Zwistigkeiten der königlichen Brüder und das schrankenlose Auftreten der Herrscher mußte lähmend auf die Entwickelung des Reiches wirken. Es mußte das königliche Geschlecht immer schlechter und zur gesegneten Herrschaft immer unfähiger werden, es mußte die Kraft des Reiches nach Außen abgeschwächt und die Entfaltung der Lebenskräfte im Innern des Reiches gebrochen werden.

Allerdings sind es zunächst Hofskandale, welche berichtet werden, allein da bei den Ungerechtigkeiten und Gewaltthätigkeiten der Könige Keiner seines Lebens und Eigenthums sicher war, und die Könige zur Ausführung ihrer Frevelthaten Helfershelfer haben mußten, so waffnete sich Jeder gegen den Andern, denn bei dem veränderlichen Sinne der Könige, deren Politik nicht nach großen Principien geordnet, sondern auf augenblickliche Erfolge gerichtet war, konnte es morgen einem Werkzeuge des königlichen Willens

gerade so ergehen, wie dem, der heute zum Morde Anderer gebraucht worden war. So schließt sich der Eine gegen den Andern ab, und da Gerechtigkeit selten gefunden wird, so greift man zur Selbstrache, und ist dieser Weg betreten, so ist dem schrankenlosesten Treiben und aller Gewaltthätigkeit breite Bahn gebrochen. Habsucht, Ehrgeiz und Unzucht sind die Federn, welche einen großen Theil der Meruwingerzeit in Bewegung setzen, und wenn die niedrigen Leidenschaften überhaupt eine so große Rolle in der Geschichte spielen, so wird es doch nicht leicht eine Zeit geben, wo sie so entsetzlich und so gemein auftreten, wie in dieser, und wenn von den schrecklichen Berichten der Chronisten auch sechs Zehntheile in Abzug gebracht werden dürften, so bleibt doch noch eine fast unermeßliche Summe von Greuel übrig, der diese Zeit zu einem Schrecken für alle folgenden gemacht hat.

Aber inmitten dieser Greuel erhob sich das Reich der Kirche immer mehr und mehr und entfaltete sie in immer weiteren Kreisen ihre segnende Wirksamkeit. Das hing zunächst von ihrer äußeren Stellung ab. Thatsächlich ist, daß die fränkischen Gesetze (das Ripuarische) dieser Zeit dem Clerus ein weit höheres Wehrgeld einräumen als dem freien Franken. Der Subdiakon z. B. erhält seine Composition zu 400 Solidi, der Diakon zu 500, der Presbyter zu 600, der Bischof zu 900. Das Gesinde der Kirche wurde dem des Königs gleichgestellt, und die Sclaven durften durch die Kirche freigelassen werden. Bei der hohen, uns fast unverständlichen Achtung, welche die Franken vor dem römischen Wesen hegten, nahmen sie die kirchliche Ordnung willig als einen Theil desselben hin, und wenn sie in rohem Uebermuthe oft auch Kirchen zerstörten und die Priesterschaft mißhandelten, so wagten sie doch die Grundlage der Kirche, ihre ganze Institution nicht anzugreifen. Sie fanden Römer auf den bischöflichen Stühlen und sie ließen sie darauf und unterwarfen sich ihnen, nachdem sie selber Glieder der römischen Kirche geworden waren. Erst mit dem Ende des sechsten Jahrhunderts ist die Zeit gekommen, wo die römischen Namen aus den Catalogen der Bischöfe des Frankenreiches verschwinden und fast überall im Reiche fränkische und deutsche Namen auftreten. Diese Bischöfe aber waren als Abkömmlinge römischer Adelsfamilien die Träger der römischen Cultur, und sie suchten die edleren Reste derselben zu retten, um dadurch mildernd in die Sitten der Barbaren einzugreifen. Ihr Amt gewährte ziemlichen Einfluß, dort größeren, wo die Reste der römischen Bevölkerung in der Mehrzahl gegen die fränkische waren. Denn in solchen Gegenden lehnte sich dieselbe um so inniger an den Bischof an, je größer die Scheu vor den Eroberern war. Aber da die Franken das römische Wesen so vielfach unangetastet, also auch die römischen Verwaltungsformen vielfach be-

stehen ließen, und die römische Gesetzeskunde ihnen noch eine verschlossene Sache war, so waren die Bischöfe als diejenigen, welche von diesen Dingen hinlängliche Kunde hatten, die natürlichen Vertreter des Volkes bei den fränkischen Beamten und Großen. Das ward so sehr anerkannt, daß schon im Jahre 560 unter Chlotar I. ein Gesetz erschien, wornach der Bischof gegen ein ungereiftes Urtheil der Gerichte einschreiten dürfe und solle. Diese Stellung der Bischöfe zum bürgerlichen Leben ward noch mehr erweitert und nährte sich gegen die Stellung der weltlichen Großen, als mehr und mehr die Söhne des fränkischen Adels in den Clerus eintraten. Erinnern wir uns an die altgermanische Ansicht, wornach Adel und Priesterthum zusammenfallen. Nachdem das Christenthum die priesterlichen Functionen dem Laien abgenommen hatte, erschienen den bekehrten Germanen die Priester als adelig, und sie nahmen Stellung in den Reihen der Aristocratie. Als nun das Geschlecht der Meruwinger sank und als unmündige Prinzen eine Regentschaft nothwendig machten, gewann der Adel, die Aristocratie einen großen Einfluß auf das Regiment, und weil der priesterliche Adel, d. i. die Bischöfe ihrer ganzen Stellung nach, einen weit größeren Einfluß haben mußten als die weltlichen Adeligen, so wurden sie in diesen Zeiten die vorzüglichsten Träger auch des politischen Lebens im Frankenreiche, und hieraus mußte ihnen die reiche Möglichkeit werden, die Wirksamkeit der Kirche sich frei und ungehemmt entfalten zu lassen.

Aber es darf nicht übersehen werden, daß die Kirche viele Mühe aufwenden mußte, das Verderben von ihrem eigenen Schooße ferne zu halten. Gerade die Reste der römischen Cultur, die in Neustrien das fränkische Element in Uebermacht umschlangen und dieses fast ganz umbildeten, bargen eine Masse von Verderben; der römische Luxus, die Weichlichkeit, die Sittenverderbniß müssen nach Salvians Schilderung im alten Gallien zur Zeit, da die Franken ins Land kamen, dem Verderbnisse der Kaiserzeit in Rom nichts nachgegeben haben. Und da die bischöflichen Stühle so vielfach von Söhnen römischer Adelsfamilien besetzt wurden, so setzte sich mit vielen derselben auch das Verderben auf die bischöflichen Stühle. Ebenso nur im umgekehrten Verhältniß mußte es in Austrasien gehen, wo vor dem fränkisch-germanischen Element das gallisch-römische zurücktreten mußte. Hier drang mit dem fränkischen Adel die Unwissenheit und das ungebändigte Naturell der fränkischen Kriegsleute in die Kirche ein und machte sich ein Uebermaß dieser Rohheit und Unwissenheit auf den bischöflichen Stühlen breit.

Bei diesen Verhältnissen mußte die kirchliche Wirksamkeit nach Außen vielfach gelähmt sein. Aber da erschien das Mönchthum, zuerst von Irland her, dann auch von Italien herüber. Und je

inniger von diesem das Christenthum erfaßt worden war, desto segensreicher war seine Wirksamkeit, und wenn die Verwilderung der Sitten bei einem großen Theile der Franken sich fast nicht aufhalten ließ, so trat die wunderbar große Strenge Anderer Dem gegenüber. Herrliche Bischöfe leuchteten als Vorbilder, ihrer eine große Schaar glänzt im Glorienscheine der Heiligkeit am Himmel der Kirche, und inmitten der großen Verderbtheit heiligten sich Tausende und Tausende im weiten Reiche der Franken.

Es wäre übrigens ungerecht, wenn wir nicht auch einzelnen Königen einen Antheil an der Ausbildung des kirchlichen Lebens durch persönliches Eingreifen und gesetzliche Bestimmungen zuschreiben würden; so ist z. B. gleich von Childebert I., Chlodwigs Sohn, aus dem Jahre 554 ein Capitulare vorhanden, in welchem es heißt: „Ueberzeugt, daß es zum Wohle des Volkes gereicht, den heidnischen Cultus zu verlassen und dem höchsten Gotte in Reinheit zu dienen, haben wir diesen Befehl in alle Gegenden unseres Reiches zu schicken geboten des Inhalts, daß alle Jene, welche auf ihrem Grund und Boden die noch vorhandenen Götzenbilder nicht sogleich vernichten, oder die Priester, die Dies thun, daran hindern, uns persönlich vorgestellt werden sollen; und weil wir erfahren haben, daß viele Sacrilegien vom Volke geschehen, daß die Nächte in Unmäßigkeit, mit Possen und Gesängen zugebracht werden, ja daß selbst an den heiligen Tagen von Ostern, Weihnachten und anderen Festen, auch an den Sonnabenden Tänzerinnen in den Villen herumziehen, so verordnen wir: Wer ferner noch solche Sacrilegien begeht, soll, wenn er ein Knecht ist, mit hundert Geißelstreichen gestraft werden, ist er aber ein Edler oder Vornehmer, so . . . .“ (der Schluß fehlt). In Austrasien erließ ums Jahr 560 Chlotar I., ebenfalls Chlodwigs Sohn, ein Capitulare, worin den Bischöfen das Recht und die Verpflichtung zugeschrieben wird, in Abwesenheit des Königs ungerechte Richter zu tadeln und zu gesetzlicher Entscheidung anzuhalten; ferner wird darin der Stand der Klosterfrauen beschirmt, die Vermächtnisse an Kirchen bestätigt und gesichert, diesen Zehnten, Gefälle und Güter ertheilt und die Immunitäten, welche die Kirche schon von Chlodwig erhalten hatte, erweitert. Von dem Austrasier Childebert II. erging ums Jahr 595 ein Decret, worin incestuöse Ehen mit scharfen Strafen bedroht, Raub, besonders Frauenraub als Verbrechen gegen Gott dargestellt, die Sonntagsfeier eingeschärft und ihre Uebertretung bei einem Franken mit 15 Schillingen, bei einem Römer mit der Hälfte, bei einem Sclaven mit 3 Schillingen oder Prügeln zu bestrafen befohlen wird. Nennen wir noch Chlotar II., der im Jahre 615 eine Versammlung der geistlichen und weltlichen Stände nach Paris berief, vorzugsweise zur Ordnung des Kirchthums und der Gerechtigkeitspflege; 79 Bi-

schöfe waren anwesend, die Beschlüsse wurden vom König bestätigt und durch ein besonderes Edict veröffentlicht. Einige derselben lauten dahin, daß die alten Vorschriften in Betreff der Bischofswahlen in Kraft bleiben sollen, kein Bischof einen Nachfolger für sich bestimmen, kein Cleriker sich seinem Bischof entziehen und den Fürsten oder andere Mächtige um Schutz anrufen dürfe; kein weltlicher Richter darf in Civilsachen ohne Wissen der Bischöfe gegen Geistliche verfahren, wohl aber in Criminalangelegenheiten, und wenn die Schuld ganz offen daliegt, aber auch hier sind die Priester und Diakonen ausgenommen; Streitsachen zwischen Laien und Geistlichen sollen vom weltlichen Richter und dem geistlichen Vorgesetzten gemeinsam entschieden werden; die Freigelassenen stehen unter dem Schutze der Bischöfe; wer sie wieder um die Freiheit zu bringen sucht und auf die Mahnung des Bischofs nicht hört, soll excommunicirt werden; Mönche und Nonnen dürfen aus dem Kloster nicht wieder zurücktreten; Jungfrauen und Wittwen, welche in ihren Wohnungen verbleibend, das religiöse Kleid angezogen oder von ihren Eltern erhalten haben, dürfen nicht heirathen.

Chlotar hielt auch eine Synode mit den Bischöfen und Baronen von Burgund im Jahre 618. Was Dagobert in dieser Richtung gethan, wird erörtert werden, wenn einmal die Begründung des Kirchthums in Alamannien zur Sprache kommen wird.

Je tiefer das Königthum der Meruwinger sank, eine desto höhere Stufe der Bedeutsamkeit erstieg der Majordom, der endlich durch die Verhältnisse so hoch gehoben ward, daß unter ihm der König seine Bedeutung ganz verlor. Dieser Entwickelung des Majordomats aber wird ein neuer, eigenthümlicher Character dadurch aufgedrückt, daß ein rheinfränkisches Geschlecht, das der Karolinger zu dieser Würde gelangt, und daß diese selbst über alle drei Reichskörper ausgedehnt und erblich wird. Durch das Auftreten des rheinfränkischen Majordoms ward Austrasien, das der Natur der Sache nach von jeher vor Neustrien und Burgund den Vorrang hatte, in der Art überwiegend, daß sein Majordom bald auch das Majordomat Neustriens und Burgunds in seiner Person vereinigte. Dieses Uebergewicht vollendete die Mission des heiligen Bonifacius. Und da die kräftige Hand des gewaltigen Helden Karl Martell das Majordomat zu seiner höchsten Ausbildung erhob, so fiel seinem Sohne, dem kühnen Pipin dem Kurzen als Erbe zu, gefahrlos dem letzten Meruwinger das Haar zu scheeren und sein eigenes Geschlecht zum königlichen des Frankenreiches zu erklären. Die Geschichte aber der karolingischen Majordome eröffnet sich in zwei bestimmten Richtungen. Sie verfolgen eine Familienpolitik, vernachlässigen aber die großen schon bei Chlodwig hervortretenden Tendenzen des Frankenreiches nicht, sondern fördern sie, wenn auch

eine zeitweilige Unterbrechung eintritt, und bahnen dadurch den großartigen Aufbau der neuen Zeit, das mittelalterliche Kaiserthum an, bis zu diesem der Schlußstein eingefügt wird in der Krönung und Salbung Pipins durch den Papst, so daß nunmehr nur der Kaiser in die Hallen seinen Einzug zu nehmen braucht. —

Wodurch erhielt das Amt des Majordom seine Ausbildung und so große Machtstellung? Durch folgende Verhältnisse.

Wenn auch anfangs die Stelle des Majordom eine ziemlich unbedeutende gewesen sein mag, so lag in ihr doch ein Keim zu fruchtbarer Entfaltung der Machtverhältnisse, und schon in der ersten Hälfte des siebenten Jahrhunderts kommt unter den 21 Namen und Titeln, unter welchen nach Pertz (Gesch. des Merow. Hausmeier S. 13) die Chronisten diese aufführen. der eines Unterkönigs vor.

Die königlichen Dienste der Dienstmannschaft zuerst im Kriege, dann aber auch im Frieden, wurden durch Ueberlassung liegender Gründe belohnt. Auf Lebenlang zunächst, dann aber auch erblich wurde dem Dienstmann so ein königliches Lehen mit der Auflage des Kriegsdienstes in des Königs Gefolge überwiesen. Da nun der Majordom, der Erste der Hofbedienten, derjenige ist, welcher die Oberaufsicht und Leitung des ganzen königlichen Hofwesens unter sich hat, so lag in seiner Hand auch das ganze Beneficienwesen, und damit konnte er sich unter den Dienstmannen eine mächtige Partei organisiren. So lange die Könige kräftige Männer und machtbewußte Herrscher waren, gebot dem Majordom der Instinkt der Klugheit, sich enge an den König anzuschließen, denn nur in diesem Wohlgefallen konnte er dazumal seine Stellung gesichert finden. Als aber die Könige vom Schauplatz zurückzutreten anfingen, da mußte der Majordom seinen Halt in den Dienstmannen suchen. Schwache Charactere verloren dann in Zeiten, wo der König und die Aristocratie sich feindselig gegenüber standen, oder wo der König keine selbständige Bedeutung hatte, allen Einfluß und Halt; wenn es aber einem gewaltigen Manne gelang, klar in die Verhältnisse zu schauen und der Dienstmannen sich zu vergewissern, so war Er es, der in der That und Wahrheit den Scepter führte. Die Dienstmannschaft war zum guten Theil an ihn gewiesen, und wenn er sich ihrer oder einer bedeutenden Partei derselben versicherte, so war er dem übrigen Theile, wie auch selbst dem Könige gegenüber, durchaus selbständig. Die Interessen seiner Partei oder der ganzen Dienstmannschaft waren an ihn gebunden, denn wurde er abgesetzt, so waren seine Anhänger in Gefahr ihre Lehen zu verlieren, dadurch aber drohete eine allgemeine Verwirrung. So mußte, um einer Revolution vorzubeugen, der Hausmeier im Amte gelassen werden, auch wenn er das Vertrauen des Königs nicht mehr besaß. Die Dienstmannschaft

mußte überhaupt ihrer Interessen wegen sehr wünschen, daß die Majordome nicht leicht wechselten, und wirklich wurde im Jahre 615 in einer großen Versammlung beschlossen, daß das Majordomat lebenslänglich sein solle. Aber man ging noch einen Schritt weiter, denn ebenso natürlich war der Wunsch, daß es in einer Familie sich vererben solle, denn vom Sohne war zu hoffen, daß er des Vaters Bahnen einschlagen und an dessen Freunde und Stützer sich anschließen, und also ihre Interessen wahren werde. Diese Anschauung von der Erblichkeit des Majordomates wurde nun in der That so sehr ausgebildet, daß sogar eine Frau, Pipins von Heristall Wittwe, Plectrudis, dasselbe, wenn auch auf noch so kurze Zeit, innegehabt zu haben scheint.

Es ist aber noch ein weiteres wichtiges Moment zu bemerken. Weil der Majordom nicht im Besitze der königlichen Allgewalt war und deßhalb sich mancherlei Angriffen ausgesetzt sehen mußte, sein Interesse aber war, diese zu verhindern und Alle wo möglich zufrieden zu stellen, so war er darauf angewiesen, in rechtlichen, gesetzlichen Normen sein Amt zu vertiefen und sich selbst auf diese Weise Allen beliebt zu machen. In Austrasien hatte sich diese Entwickelung zur Stetigkeit und Gesetzlichkeit des Majordomats am frühesten abgeschlossen, darum errang der Majordom von Austrasien auch die Oberhand über die von Neustrien und Burgund.

In Austrasien aber trat die Familie der Karolinger hervor, und Herzog Pipin der Aeltere, der von Landen ist der Erste gewesen, welcher ihr die Bahn vorerst zur allgemeinen Achtung der Franken, dann zu deren Throne gebrochen hat. Die Wiege der Karolinger umstanden heilige Gestalten.

Diesen Pipin selbst hat die Kirche als einen Heiligen zu verehren gestattet, wie auch seine Gemahlin Itta, die Tochter Begga und andere ihres Geschlechtes, deren Bilder aufzunehmen die allgemeine Geschichte keinen Raum auf ihren wenigen Blättern hat. Mit Pipin stand in engem Freundschaftsbunde der große heilige Arnulf von Metz, der noch als Laie mit seiner Gemahlin, der heiligen Doda, aus dem Gewirre der Welt in die einsame Klosterzelle fliehen wollte, aber auf dem bischöflichen Stuhl von Metz genöthigt, seinem Freunde und dem Könige Dagobert mit weisem Rath zur Seite sich gestellt hat.

Das Unglück des Reiches wurzelte in der Uebermacht der königlichen Leute, der Dienstmannschaft, und diese Uebermacht gründete sich auf ihre Unentbehrlichkeit, die wiederum ihren Grund in den ewigen Zwistigkeiten und Fehden der Könige hatte. Nun beschlossen Pipin und Arnulf dahin zu arbeiten, daß eine starke Königsmacht hergestellt wurde. Dieses Ziel aber wurde erreicht, wenn

es gelang, die drei Reichskörper unter Einem Könige zu vereinigen. Das aber geschah im Jahre 628, und nun war es ein Leichtes, die Kraft der Einzelnen zu brechen, die Gewaltthätigkeiten zu unterdrücken, die Gerechtigkeit im Reiche wieder herzustellen. War diese gegründet, so konnte sich jetzt das goldene Zeitalter, wie man es genannt hat, über die Franken herablassen. Die Kirche genoß des Friedens und konnte ihre Segnungen frei entfalten, die Künste und Gewerke regten sich, die Märkte an den großen Wallfahrts-Orten und -Tagen kamen in Flor, und die auswärtigen Völker hielt eine heilsame Furcht von den Marken des Reiches ferne. — Aber den Neustriern wollte das kräftige Regiment Pipins nicht gefallen, wie denn der Sinn für Zucht und Ordnung mehr bei dem rauheren Volke Austrasiens als bei den weichen genußfrohen Franzosen Neustriens heimisch war. Sie verführten den gutmüthig schwachen Dagobert durch lüderliches Weibergesindel, zogen ihn von den Austrasiern weg nach Paris, wo Pipin vom heimischen Boden losgelöst keine feste, gesicherte Stellung haben konnte. Der König fing an ihm sein Ohr zu verschließen und in den Genüssen unterzugehen. Wenn er es auch nicht wagen durfte, Pipin offen abzusetzen, so ward dieser doch auf die Seite geschoben und in anständiger Haft am Hofe gehalten. Als aber Dagobert im Jahre 638 starb, machte sich Pipin frei und eilte nach Austrasien, wo er mit offenen Armen aufgenommen wurde, und nun mit seinem heiligen Freunde, dem Erzbischof Cunibert von Cöln, weise, milde und gerecht wie zuvor regierte, bis er im Jahre 639 starb. Es folgte ihm eine herzliche Trauer aller Braven ins Grab, denn „nicht geringen Schmerz machte sein Hinscheiden, wie der Chronist sagte, Allen in Austrasien, weil er seiner Gerechtigkeit und Güte wegen von Allen geliebt war.“ Da konnte es nicht fehlen, daß nicht nur seine Familie in Aller Augen in Ehren stand, sondern daß auch das von ihm so ruhmwürdig verwaltete Majordomat in höheres Ansehen kam und über den königlichen Thron emporzuwachsen begann.

Dennoch war die Zeit noch nicht gekommen, das vom Majordom in Schatten gestellte Königsgeschlecht zu beseitigen, was Pipins Sohn, Grimoald, versuchte, aber mit dem Leben die verwegene That büßen mußte. Seit dem Jahre 642 hatte er sich in der Würde eines Majordom behauptet, und wie sein Vater gethan, stritt auch er mit Kraft und Erfolg für das königliche Ansehen. Aber im Glücke wurde er allzukeck und wollte nach der Krone greifen. Weil König Sigibert immer kränklich war und keine Erben hoffen durfte, so arbeitete Grimoald dahin, daß sein Sohn Childerich von Sigibert zu seinem königlichen Nachfolger bestimmt würde, und Sigibert leistete Zusage. Aber Romarich, ein treuer Freund Pipins und Grimoalds verließ seine klösterliche Einsamkeit Habundum,

wo er seit 30 Jahren den weltlichen Händeln keine Aufmerksamkeit mehr geschenkt hatte und warnte Grimoald in erschütternder Rede vor dem allzuverwegenen Beginnen. Erschrocken verspricht Grimoald Folgsamkeit und zwei Jahre lang hält er seine Zusage. Als aber Sigibert im Jahre 656 starb, wachte der alte Plan wieder auf und Grimoald schickt den Thronerben Dagobert ins Kloster und gibt den Austrasiern seinen eigenen Sohn Childerich zum König. Aber die Großen fallen über beide her, und in einem Kerker zu Paris beschließen sie gewaltsam ihr Leben im Jahre 658. Und nun kam eine allgemeine Verwirrung.

Aber in dieser tritt ein starker Held auf den Schauplatz, ein Enkel des heiligen Arnulph und Sohn der heiligen Begga, Pipin von Heristall, welcher der eigentliche Stammvater der Karolinger mit derselben Thatkraft und mit nicht minderem Glücke, als Pipin von Landen, sowohl das Frankenreich gefördert, als seines Hauses Glanz und die Macht des Majordoms hoch erhoben hat. Er stand ein ganzes Menschenalter auf der Höhe, unerschütterlich und unüberwunden, zwar ein Diener vor dem königlichen Throne, aber der Schatten desselben vermochte nur seine Heldengestalt in desto helleres Licht zu heben.

In frischer Jugend that er sich durch kecke Waffenthaten hervor, und seines Vaters und Grimoalds Freunde sahen hoffend auf ihn. In Austrasien war seit Dagobert II. kein König mehr, aber man fürchtete vor dem neustrischen Majordom Ebruin, dem auch in Neustrien allgemeines Mißtrauen gegenüberstand.

Pipin schützte Jene, die sich ihm vertrauten, so daß schon nach wenigen Jahren alle Leute in Austrasien ihn als Führer anerkannten, und daß Viele, die von Ebruin gedrückt waren, zu ihm flohen. Und so sehr erschien er Allen als ein Erretter aus den Greueln und der allgemeinen Rechtlosigkeit, daß auch viele Bischöfe Neustriens ihn einluden, der Kirche Gottes zu Hilfe zu kommen. Pipin verlangte nun von Ebruin für die Verfolgten Gerechtigkeit, und als ihm eine trotzige Antwort wird, beschließt er mit seinen Getreuen den Feldzug. Nahe beim Dorfe Testri wurde Stellung genommen, und nachdem Pipin die Seinen in kräftiger Rede aufgerufen und sie geheißen hatte, durch Gebet und Gelübde die Hilfe des Herrn der Heerschaaren sich zu erflehen, wird die Schlacht geschlagen im Juni 687. Und Ebruins Schaaren werden geschlagen, Pipin verfolgt den König Theodorich und nimmt ihn in Paris gefangen. Und wenn er ihm auch den königlichen Namen ließ, so war doch Er in Wahrheit der König aller Franken, und seine Familie und die Machtstellung des Majordomats in ihr hatte durch diese Schlacht einen gewaltigen Schritt zur neuen Gestaltung des Reiches vorwärts gethan. — Hier aber brechen wir ab, um

Pipins und des Frankenreiches Geschichte dann wieder aufzunehmen, wenn wir in den Vorabend des ewig denkwürdigen Weihnachtstages von 800 eintreten werden.

XII.

Die Kirche und die Völkerwanderung.

Pelagianismus. St. Augustin. St. Hieronymus.

Zerstreute Bemerkungen in den vorausgegangenen Abschnitten haben bereits darauf hingewiesen, welcher Beruf in den Stürmen der Völkerwanderung der Kirche zugefallen war; wir fassen sie hier zusammen, um das Bild, welches die Umgestaltung der alten Welt darstellt, zu vollenden.

Die erschütternden dogmatischen Kämpfe waren vorüber; den Urheber der letzten Häresie, Pelagius, hatten insbesondere Augustinus und Hieronymus niedergeworfen, und das ganze Abendland die Verurtheilung des Pelagianismus durch den heiligen Stuhl endgiltig angenommen.

Der britische Mönch Pelagius stellte um das Jahr 410 die Lehre auf: Adam wäre gestorben, auch wenn er nicht gesündigt hätte, seine Sünde habe nur ihm selbst geschadet und nicht auch seinen Nachkommen; jeder Mensch werde so geboren, wie Adam vor dem Falle gewesen sei, also ohne Erbsünde, — der Mensch könne durch eigene Kraft, ohne Christus und ohne Gnade, vollkommen sündelos leben, — die Taufe sei nicht dazu da, daß der Mensch selig werde, sondern der Getaufte erhalte nur einen höheren Grad der Seligkeit, als der Ungetaufte.

Hiergegen sprach die Lehre der katholischen Kirche in einer Reihe von Schriften der heilige Augustinus aus; wir können seine Aufstellungen in folgende Sätze fassen: 1. Der erste Mensch ist erschaffen im Zustande der ursprünglichen Gerechtigkeit, aber durch die Sünde ist er in den natürlichen Anlagen verschlechtert und der übernatürlichen Gaben beraubt. Die Sünde Adams verpflanzte sich mit ihren Folgen auf seine Nachkommen fort, hat also nicht nur ihm, sondern auch ihnen Schaden gebracht. — 2. Der Mensch bedarf zu jedem guten Werke der Gnade, und ohne Gnade ist kein gottwohlgefälliges Werk möglich; sie aber regt den Menschen zum guten Werke an, und gibt ihm die Möglichkeit der Ausführung, während Pelagius lehrte, daß der Mensch selbst sich zum guten Werke anrege und es mit eigener Kraft vollführe. Freilich brauche er dazu einen Lehrer und Wegweiser, diese aber erhalte er durch die Lehre und das Beispiel Christi. — 3. Ihm zufolge kann der Mensch

auch ohne die Gnade völlig sündelos leben, während der heilige Augustin lehrt, daß wir auch im Besitze der Gnade nicht frei sind von der Gefahr, in die Sünde zu verfallen. — 4. Die Taufe ist nothwendig zur Aufnahme in die Kirche, zur Nachlassung der Erbsünde und auch der persönlichen Sünden bei den Erwachsenen, zur Empfangnahme der heiligmachenden Gnade.

Der Pelagianismus fand mannigfachen Anklang; aber der heilige Augustin stand auf der Wacht und bekämpfte ihn mannhaft; der heilige Stuhl verurtheilte ihn; das dritte allgemeine Concil, im Jahre 431 zu Ephesus gehalten, sprach dieses Urtheil von Neuem aus, und der Pelagianismus verschwand als Partei und blieb nur noch in den Köpfen einzelner Theologen haften.

Wie es aber bei derartigen Kämpfen oft geht, daß der in die Enge getriebene Gegner auf Ausflüchte sinnt und die anstößigen Härten des Systems abschwächt, oder sie noch mehr verschärft, so gestaltete sich aus dem Kampfe des Pelagianismus heraus einerseits der Semipelagianismus und anderseits der Prädestinatianismus. Während die katholische Kirche lehrt, daß kein Mensch aus und durch sich selbst sein Heil wirken kann, daß aber Gott jedem Menschen die zureichende Gnade, das ist so viel Gnade mittheilt, daß er durch treue Benützung und Mitwirkung mit derselben selig werden kann, wenn er nur will, und daß Gott einzelnen Menschen mehr Gnade verleiht, stellten die Prädestinatianer den fürchterlichen Satz auf, daß Gott den einen Theil der Menschen zur Seligkeit und den andern zur Verdammniß vorausbestimmt habe. Obgleich diese seelenmörderische Lehre nicht nur vom heiligen Augustin widerlegt, sondern auch auf mehreren Synoden verurtheilt wurde, tauchte sie doch immer wieder auf, so im neunten Jahrhundert, wo Gottschalk sie lehrte, so im sechszehnten, wo Dr. Luther und insbesondere Calvin sie vertraten.

Um dieselbe Zeit, wo St. Augustin den Prädestinatianismus bekämpfte (420), wurde in Gallien der Satz aufgestellt, daß der Mensch zuerst sich zum Guten entschließe und die Gnade nur zur Ausführung desselben verhelfe; die Anhänger dieses Satzes sind die Semipelagianer. Sogleich schrieb der heilige Augustin gegen sie, und nach seinem Tode setzten zwei Laien in Gallien, Prosper von Aquitanien und Hilarius, der nicht mit dem heiligen Kirchenlehrer Hilarius von Poitiers verwechselt werden darf, sodann die Päpste Cölestin (ums Jahr 430) und Leo der Gr. (um 450) den Kampf gegen die Semipelagianer fort, bis im Jahre 529 auf der zweiten Synode von Orange die letzte kirchliche Verurtheilung der Irrlehre erfolgte.

Wenden wir uns zum Leben des heiligen Augustinus.

Er, der größte Kirchenlehrer des Abendlandes, wurde um

die Mitte des vierten Jahrhunderts zu Tagaste in Afrika geboren (354, 13. November); seine christliche Mutter, die engelsgute heilige Monika ließ ihn unter die Katechumenen aufnehmen, und so erhielt er in zarter Jugend christlichen Unterricht. Seine ausgezeichneten Geistesgaben, sein brennendes Verlangen nach den Studien führten ihn zuerst in die Schule seiner Vaterstadt, dann nach Carthago, wo die hohe Schule für Afrika in glänzender Blüthe stand. Großartig waren seine Fortschritte, insbesondere seine tiefgefühlte Auffassung der Declamationsstücke und ihr bezaubernder Vortrag ließen in ihm den geborenen Redner und den befähigtsten Lehrer der Beredtsamkeit ahnen. Als solcher trat er denn auch nach Beendigung seiner Schulstudien in Tagaste auf.

Augustin war eine glühende Natur, die Höhen und Tiefen der Weisheit wollte er erforschen; ein Jüngling voll Ehrgeiz, doch weich und sich anschmiegend wie ein Kind, liebenswürdig, ein zärtlicher und treuer Freund, entzückt über alles Schöne, aber seine Mutter Monika weinte um ihn. Seine lebhafte Phantasie hatte sein heißes Blut aufgeregt; was er als Knabe von Christus gehört, hatte er bei Seite gelegt, er schwelgte im Genusse und begehrte doch noch die Lösung der großen Fragen über Gott und Welt, Zeit und Ewigkeit und der Bestimmung des Menschen. Da fiel er den Manichäern in die Hände, die ihm versprachen, den Blick in die Wahrheit ihm zu eröffnen. Aber seine heilige Mutter weinte und betete, und ein Bischof sprach zu ihr: „Ein Sohn, um den von seiner Mutter so viel geweint worden, kann nicht verloren gehen.“ Und Augustin ging nicht unter im Glänzen und Genießen und im vergeblichen Forschen nach der Wahrheit ferne von Ihm, welcher der Weg, die Wahrheit und das Leben ist. Eine Schrift Ciceros gab ihm den ersten Anstoß, sein Treiben verächtlich zu finden; er schwur, nur die ewige Weisheit zu lieben, und er verließ die Manichäer und das Studium der Astrologie; aber auch Aristoteles und Plato brachten ihm den Frieden nicht, und immer gewaltiger wühlte der Drang ihn auf, die Wahrheit zu finden, und immer peinlicher wurde die Qual über seine verwüstete Seele. Er ging nach Rom, begleitet von seiner Mutter und einigen Freunden, und erhielt einen Lehrstuhl für Beredtsamkeit in Mailand; hier aber wirkte der große heilige Ambrosius. Anfangs zog ihn nur die Beredtsamkeit des Bischofs in dessen Predigten; aber nach und nach senkte sich ein Korn der Wahrheit um das andere in seine Seele; St. Ambrosius nahm ihn gütig auf, und die wunderbare Persönlichkeit des Heiligen fesselte ihn. Vor seiner Seele ging die Großartigkeit der katholischen Welt auf, ihres Lehrgebäudes, der Wirkung desselben auf die Seelen; mit Bewunderung hörte er die Berichte über das in so großer Entfaltung begriffene Mönchthum, und tief beschämt

dachte er an sein Elend und seine Schmach. Da hörte er eines Tages im Traume eine Stimme, die sprach: tolle lege! (nimm und lies!), und als er die Augen aufschloß, fiel sein Blick auf die Stelle des Römerbriefes (13, 13): „Wie am Tage lasset uns ehrbar wandeln, nicht in Schmausereien und Trinkgelagen, nicht in Schlafkammern und Unzucht, nicht in Zank und Streit, sondern ziehet den Herrn Jesum Christum an, und seid nicht in Sinnenlust besorgt um das Fleisch." „Weiter wollte ich nicht lesen, schreibt er in seinen Bekenntnissen, es war auch nicht nöthig. Zugleich mit der Beendigung des Satzes war ein sicheres Licht in mein Herz eingegossen, alle Finsterniß des Zweifels war verscheucht .... Nun gings zur Mutter, der wir (er und sein Freund Alypius) mittheilten, was vorgefallen. Sie freute sich; sie jubelte und triumphirte. Dich pries sie, der du Macht hast, Größeres zu thun, als wir erflehen oder erkennen, weil sie sah, daß du mir weit mehr gegeben, als sie zu erflehen gewagt in ihrem erbarmungsbedürftigen, thränenreichen Seufzen." Seine Bekehrung war beschlossene Sache; er bereitete sich mit seinen Freunden zur heiligen Taufe vor und empfing sie vom heiligen Ambrosius. Er hatte die heiß ersehnte Wahrheit gefunden; jubelnd rief er zu Gott: „Du triebst mich innerlich durch deinen Stachel, daß ich nicht ruhte, bis ich mit dem Auge des Geistes dich wahrhaft schaute!" Das Verlangen nach Glänzen und Genießen war aus der Seele entwichen, welche im Besitze der alten und ewig jungen, der so lange verkannten Schönheit den Frieden gefunden. Augustinus legte seine Stelle in Mailand nieder und ging in sein Vaterland zurück, um Mönch zu werden. Der Beruf seiner heiligen Mutter war vollendet; zu Ostia erkrankte und starb sie, die gute Mutter Monika, welche der Kirche ihren großen Lehrer nicht nur Einmal, sondern auch wieder geboren hat. Die Sterbende sagte zu den Trauernden: „Begrabet diesen Leib, wo immer ihr wollt; ich habe nur diese Eine Bitte an euch, daß ihr am Altare des Herrn meiner eingedenk bleibet, wo immer ihr sein möget." Augustin begrub sie in Ostia. „Zwar freute ich mich, schreibt er in seinen Bekenntnissen, über ihr Zeugniß, daß sie mich in ihrer letzten Krankheit wegen meiner willfährigen Dienstleistungen mich anlächelnd, ihren lieben, frommen Sohn nannte, und daß sie in großer Liebeszuneigung erwähnte, wie sie niemals aus meinem Munde ein hartes, beleidigendes Wort vernommen, das ich gegen sie ausgestoßen hätte. Doch mein Gott und Schöpfer, was war die Ehre, die ich ihr erwiesen im Vergleiche zu dem Dienste, den sie mir geleistet? Da mich also so großer Trost verließ, so war meine Seele verwundet und gleichsam zerrissen war das Leben, das eines geworden aus meinem und ihrem Leben."

„Und nun sann ich allmälig wieder, wie sonst, nach über deine

Magd, ihren frommen Wandel vor dir und ihr heilig liebendes und willfähriges Benehmen gegen uns, dessen ich so plötzlich beraubt worden. Und gerne weinte ich vor deinem Angesichte über sie und für sie, über mich und für mich, und ich ließ meinen Thränen, die ich bisher zurückgehalten, freien Lauf, so viel sie wollten, und erleichterte dadurch mein Herz, das in ihnen Ruhe fand. Was dort vorging, vernahmst du und kein Mensch, der mein Weinen vielleicht in hochmüthiger Weise als Schwäche gedeutet hätte; jetzt bekenne ich es vor dir, mag es lesen wer da will und es deuten wie er will. Findet er darin etwas Sündhaftes, so möge er dessen doch nicht spotten, daß ich über meine Mutter, die meinem Auge gestorben war, den kleinen Theil einer Stunde weinte, während sie über mich so viele Jahre geweint, auf daß ich vor deinen Augen lebte!"

Augustinus wurde Mönch und im Jahre 392 Priester, aber auch als solcher mit seinen Freunden nach einer mönchischen Regel; im Jahre 396 trat er an die Stelle seines Bischofs und gewann eine solche Bedeutung, daß er wie ein Führer der ganzen Kirche in Afrika angesehen wurde. Er predigte viel, und seine Wirkung auf das Volk war gewaltig; selbst Heiden frugen ihn um Rath und folgten willig seinen Mahnungen. Welche Bedeutung er als Kirchenlehrer hat, können wir auf dem engen Raume, der uns vergönnt ist, unmöglich darstellen, nur von einem seiner Werke sei noch die Rede, dem Geschichtswerke „vom Staate Gottes" (de civitate Dei), der ersten Weltgeschichte oder vielmehr der ersten Philosophie der Geschichte.

Als die Vandalen Afrika eroberten, blieb er bei seiner Heerde in dem eingeschlossenen Hippo, um sie zu trösten und zu stärken; die Eroberung und die ihr folgenden Gräuel erlebte er nicht mehr, er starb im dritten Monate der Belagerung im Jahre 430 (28. August).

Nicht gerade wegen seiner Kämpfe gegen den Pelagianismus, sondern weil er eine der merkwürdigsten Gestalten dieser Zeit ist, versuchen wir hier eine Characteristik des heiligen Hieronymus. Ganz anders als Augustinus, mit heftigem Ungestüm trat er gegen das pelagianische System auf, dessen Urheber geradeaus zu Leibe gehend; er sah in ihm nichts weniger, als einen Mann der Bosheit, welcher in Palästina eine Gegenkirche aufzurichten suchte, und in seinem Systeme die frevelhafte Ueberhebung des Menschen über Gott in der Leugnung der Nothwendigkeit der Gnade, Zerstörung des Gebetes und aller frommen Uebung. Der Zorn seiner Sprache wühlte die Anhänger, welche Pelagius bereits in Palästina gefunden hatte, so auf, daß ein Volkshaufe nach Bethlehem zog, sein Kloster anzündete und ihn selbst schwer mißhandelte. Den

Abgang des Pelagius aus Palästina hat er mit dem Worte bezeichnet: „Catalina hat nicht blos die Stadt, sondern auch Palästina geräumt.“

Hieronymus wurde im Jahre 340 zu Strigon in Pannonien (Striegau an der steicrischen Grenze) geboren und von seinem Vater zu den Studien nach Rom geschickt; während ein Gesetz die Studenten vor allzuhäufigem Besuch der Schauspiele warnen mußte, stieg er in die Katakomben hinab und waren sie sein liebster Aufenthalt in Rom. Gewaltig war sein Wissensdurst; nachdem er die Werke der classischen Literatur, ich darf wohl sagen verschlungen hatte, aber sich nicht ersättigen konnte, zog es ihn nach andern Pflanzstätten des Wissens. Er zog nach Aquitanien, nach Gallien, schrieb zu Trier die Werke des heiligen Hilarius von Poitiers ab, dann ging er ins Morgenland, durchforschte Aegypten, die Thebais, Palästina, dann saß er wieder in Constantinopel zu den Füßen des heiligen Gregor von Nazianz. In Bethlehem lernte er hebräisch, gegen vieles Geld gab ihm ein Jude Unterricht, aber aus Furcht vor seinen Volksgenossen nur in den Stunden der Nacht; oft wollte er verzweifelnd dies Studium wegwerfen, weil seinem an die Harmonie des Griechischen und Lateinischen gewohnten Ohre die hebräischen Laute unausstehlich vorkamen, aber er hatte dabei große Gedanken, die mit seiner Arbeitskraft alle Schwierigkeiten überwanden.

Diese Kraft, das umfassendste Wissen, ungestümes Wesen und feuerige Phantasie sind die bestimmenden Merkmale seines Characters. Im Jahre 374 vergrub er sich in der Wüste von Chalais, und wer in der Kirche von seiner wissenschaftlichen Bedeutung Nichts weis, der kennt ihn von seinem Wüstenaufenthalt, wie er von wildem Gethier umbrüllt mit einem Steine seine Brust zerschlägt, rufend: „Ob ich schlafe oder wache, meine ich die schreckliche Posaune ertönen zu hören und den Ruf zu vernehmen: Ihr Todte stehet auf und kommet zum Gericht!“ Qualvoll drängten sich um ihn die Erinnerungen der Jugend, fast übermenschlich war sein Ringen, seine Seele mit andern, mit reinen und heiligen Bildern zu erfüllen. „Während mein Angesicht, schreibt er, im Fasten erblaßte, glühte mein Körper von Begierden; in diesem eiskalten Leibe, in diesem lebendigtodten Fleische loderte die Flamme wilder Leidenschaft. Aller Hilfe beraubt, warf ich mich nieder und benetzte die Füße Christi mit Thränen; wie oft habe ich den ganzen Tag und tief in die Nacht hinein nicht aufgehört, unter Geschrei an meine Brust zu schlagen, bis Gott den Frieden in meine Seele zurückrief.“

Hieronymus wurde zu Antiochien fast gegen seinen Willen zum Priester geweiht, er bedung sich aber aus, dadurch nicht an die Kirche dieser Stadt gebunden zu werden. Der Papst Damasus liebte sei-

nen Rath und verwendete ihn als Secretär; auf seine Veranlassung übernahm Hieronymus die Uebersetzung der heiligen Schrift ins Lateinische; seinem reichen Geiste, seinem Muthe, der vor keiner Schwierigkeit zurückschrack und seiner riesigen Arbeitskraft verdanken wir die Vulgata; weder auf grammatische Reinheit, noch auf Eleganz der Sprache sah er dabei, viel wichtiger war ihm, den Sinn treu wieder zu geben, und daß Dies ihm gelungen, darüber schrieb er so fröhlich an seine große Schülerin Paula, welche unter seiner Leitung Griechisch und Hebräisch gelernt hatte: „Du verstehst den Text, öffne das hebräische Original und vergleiche es mit meiner Uebersetzung; da wirst du finden, daß ich kein Wort aufs Spiel gesetzt habe.“

Diese Paula, eine Enkelin der Scipionen, welcher er die Grabschrift schrieb: „Sie verließ Familie und Vaterstadt, Glücksgüter und Kinder, um arm in Bethlehem bei deiner Krippe, o Christus, zu leben“ — gehört zu einem Kreise edler Frauen, welche in Rom in die Leitung des Hieronymus sich begeben hatte; ein Theil derselben folgte ihm nach Bethlehem, bauten daselbst Klöster, studirten und arbeiteten unter seiner Leitung, aber weit über sie hinaus erstreckte sich seine Wirksamkeit. Bis von Spanien her kamen Priester, um Belehrung und Rath bei ihm zu erholen, selbst der heilige Augustinus legte ihm schwierige Fragen vor; man kann sagen, daß der große Kirchenlehrer von seiner Zelle in Bethlehem aus mit mächtiger Hand in die geistige Bewegung der Kirche eingegriffen hat. Zahlreich sind seine Schriften, noch auf seinem Sterbebette dictirte er, bis der Tod am 30. October 420 seinen beredten Mund schloß.

Die Päpste.

Während das Morgenland vom Streite der Secten zerstört wurde, hatte das Abendland den Kelch der bittern Fluthen der Völkerwanderung bis auf die Hefe zu trinken. Aber wie Moses dem rothen Meere gebot und in der Wüste die Hungrigen und Durstigen erquickte; so walteten die Päpste von der Höhe Roms aus die Irrenden belehrend, die Bedrängten rettend, die Heimgesuchten tröstend und bauten die Organisation der Kirche zu jener Festigkeit aus, die sie menschlich gesprochen befähigte, in dem allgemeinen Zusammensturze der alten Welt unversehrt zu stehen, von den Ruinen zu erhalten, was noch Lebenskraft besaß und menschenwürdig war, die Anlagerung der aus dem Chaos der Völkerfluthen auftauchenden Neubildungen zu beschleunigen und ihnen durch Einhauchen des ihr mitgetheilten göttlichen Geistes die Kraft des Daseins zu verleihen.

Was vom heiligen Stuhle in der Kirche immer geglaubt und seit den Tagen des heiligen Petrus festgehalten wurde, und was Irenäus einst in der Zeitenwende vom zweiten zum dritten Jahrhundert so schön aussprach, daß an die römische Kirche, die größte, die älteste, Allen bekannte, von den ruhmvollsten Aposteln Petrus und Paulus gegründete, wegen ihres überwiegenden Vorranges jede andere Kirche sich wenden müsse, diejenigen nämlich, welche wahrhaft Gläubige sind, weil in ihr allezeit die Ueberlieferung erhalten worden, die von den Aposteln niedergelegt wurde, diese Achtung und Verehrung, dieser Glaube an den Vorrang des heiligen Stuhles und die Erkenntniß von der Nothwendigkeit des Anschlusses an ihn trat in diesen Zeiten vielfältiger Noth heller als je hervor. So hat in den Tagen Leos des Großen selbst der Kaiser von Byzanz trotz der schismatischen Neigungen des Griechenthums und der Intriguen des Patriarchenstuhles von Constantinopel nicht umhingekonnt, den Primat Petri feierlich anzuerkennen und zu erklären, daß der Papst unter dem Schutze des kaiserlichen Schwertes stehe.

Aus allen Ländern kamen Anfragen nach Rom, Bitten um Rath, Belehrung und Entscheidung zweifelhafter und strittiger Sachen; nach allen Seiten hin ergreifen die Päpste die Initiative; immer die Wächter auf dem Thurme entgeht ihrer Aufmerksamkeit und Sorge keine Häresie, mag sie auch am fernsten Horizonte als ein noch so unscheinbarer Punkt auftauchen, keine Frage der Kirchenzucht bleibt ihnen unbekannt, kein Bischof, ob er ein guter Hirte oder Miethling ist; sie erbarmt des Volkes, sie schützen, lehren, rathen, mahnen, ermuntern, strafen und lohnen; nie schlägt zärtlicher das Herz der Mutterkirche, als wenn die Völker in Drangsalen erseufzen, nie tritt sie kühner und großartiger auf, als wenn die Mächtigen der Erde gewaltthätig sind und Ungerechtigkeit säen; der Uebermuth der Gewalten aber und die Trübsale der Völker, wann und wo erpreßten sie mehr Blut und Thränen, als in den Stürmen der Völkerwanderung?

In der Zeit, als Attila die Schleußen einbrach und die Fluthen der Barbaren über das südliche Europa sich ergossen, trat der heilige Leo der Gr. der Geißel Gottes entgegen; als die Fluthen am Ablaufe waren, saß auf dem heiligen Stuhle ein anderer Großer, der heilige Gregor I., und in der Zwischenzeit ragt über seine Vorgänger der heilige Gelasius I. hervor. In dem Wirken dieser drei Männer tritt in festumrissenen und farbenreichen Bildern hervor, was der heilige Stuhl für diese Zeit war, und an sie schließen wir daher unsere Darstellung an.

Rom, Italien, die katholische Welt jubelte auf, als im Jahre 440 der Ruf erging, daß Leo den Stuhl des heiligen Petrus be-

stiegen habe. Die Zeit war ja so voll der Bedrängnisse und Gefahren, die schwierigsten Fragen erhielten die Geister und Gemüther in Unruhe, und Leo hatte schon die schwierigsten Fragen gelöst, die verwickeltsten Geschäfte geordnet, der Mann weiser Bedachtsamkeit, unbeugsamen Muthes und energischer Thatkraft. Ob Clerus und Volk geahnt, daß er sein Retter sein werde gegen Attila und die Gothen? sein Tröster in der Pest? sein unermüdlicher Prediger? Der heilige Leo meinte, daß die Verwaltung des Predigtamtes eine der wichtigsten Pflichten des Bischofs sei, und er predigte so viel, daß wir von seinen wohldurchdachten, herzlichen, erwärmenden Reden noch 91 besitzen. — In den beständigen wilden Kriegen wurde es fast eine Unmöglichkeit, die Kirchenzucht aufrecht zu erhalten, fast allüberall rissen die Bande; da war St. Leo unermüdlich thätig, sie wieder zu knüpfen, die Bischöfe und die Geistlichkeit an ihre Pflicht zu mahnen und das Volk in seine richtige Stellung einzuweisen. — In der Zeit der Osterfeier war durch verschiedene Berechnungen Verschiedenheit eingerissen, so daß manche Kirchen schon das Allelujah sangen, während andere noch unter die heilsamen Härten der Fasten sich beugten. Auch hier half Leo ab. — Den Tendenzen des Morgenlandes zur Absonderung von der allgemeinen Kirche trat er kraftvoll entgegen, beugte den Uebermuth des Patriarchen von Constantinopel, schickte an den Hof von Byzanz einen ständigen Legaten, entschied Streitigkeiten unter den Bischöfen endgiltig, mochte die Welt auch über herrisches Wesen und Anmaßung schelten; schon die nächsten Zeiten hatten Grund, seine energische Führung des Oberhirtenamtes zu segnen und segneten ihn, denn wo der Sturmwind alle Größen niederwarf und entwurzelte, da mußte die feste Organisation der Kirche und die oberste Autorität des heiligen Stuhles als das rettende Bollwerk gepriesen und gesegnet werden. — Viel Kummer und schwere Arbeit machten ihm die häretischen Umtriebe. In Oberitalien mehrten sich die Semipelagianer; er forderte wiederholt die Bischöfe zur Wachsamkeit und treuen Hirtensorge auf. In Rom selbst entdeckte er Manichäer. Vor den Vandalen waren diese aus Afrika geflohen, und um mit ihren verderblichen Lehren und ihren abscheulichen Sitten in Rom verborgen zu bleiben, heuchelten sie Rechtgläubigkeit und katholische Sitten, denn das war einer ihrer Lehrsätze, daß sie selbst mit einem Eidschwur ihren Irrwahn verheimlichen dürften und sollten, wenn Das ihnen Vortheil brächte. Aber dem scharfen Auge Leos entgingen sie nicht; als er sie aufgegriffen, versammelte er die Geistlichkeit, den Senat und andere angesehene Männer Roms und stellte die Manichäer vor; sie wurden ihrer Ketzerei und ihrer greulichen Thaten der Unsittlichkeit überwiesen. Viele bekehrten sich; die es aber nicht thaten, und die bereits auf der Flucht

waren, vertrieb er, und um die ganze Christenheit gegen sie aufmerksam zu machen, erließ er ein Rundschreiben an alle Bischöfe des Morgen- und Abendlandes. — Nun wurde seine Aufmerksamkeit auf Spanien gelenkt; da hatte sich die den Manichäern verwandte Irrlehre der Priscillianisten verbreitet. Zwar kämpfte der Bischof Turibius von Astorga mit Eifer gegen sie, fand aber trotz vieler Bitten bei seinen Mitbischöfen nicht die nöthige Unterstützung. Deßhalb bat er den heiligen Leo um Beistand und Entscheidung. Feurig war die Antwort des Papstes, eingehend die Belehrung, wie die Priscillianisten behandelt werden müßten, dringend die Mahnung zu erneuertem Eifer. Zwei Synoden traten zusammen, die eine zu Toledo (447), die andere in der Provinz Galizien. Auf der ersteren wurde das katholische Glaubensbekenntniß ausgesprochen und die priscillianischen Irrthümer, daß nicht Gott die Welt erschaffen, daß die drei Personen der heiligen Dreifaltigkeit nur verschiedene Namen für dieselbe Person seien, daß Christus nur einen Scheinleib gehabt und nur eine Natur, daß die Menschenseele ein Theil der Gottheit sei, daß die Leiber nicht auferstehen, und daß die Ehe kein hl. Stand sei, verworfen. Weil die weltliche Gewalt eine blutige Verfolgung gegen die auch staatsgefährlichen Sectirer anordnete, ist der heilige Leo verläumdet worden, daß er dazu aufgefordert habe, während er im Gegentheile in seinem Schreiben an die Bischöfe der Provinz Galizien förmlich aussprach, daß die Kirche sich mit dem geistlichen Urtheile begnüge und das Blutvergießen scheue. — Seinen höchsten Ruhm als Lehrer der katholischen Wahrheit errang sich der heilige Papst durch sein an Flavian, den Partriarchen von Constantinopel, am 13. Juni 449 gerichtetes dogmatisches Sendschreiben, in welchem er gegen Eutyches die Lehre von den zwei Naturen in der Einen Person Christi überaus klar und bestimmt aussprach, so daß die allgemeine Synode von Chalcedon dasselbe mit dem Ausrufe annahm: „Petrus hat durch Leo gesprochen!" Außer andern Schriften sind noch 41 Briefe von Leo vorhanden, welche seine Umsicht, weitgreifende Thätigkeit und gewaltige Einwirkung auf alle Fragen seiner Zeit bekunden. Er starb im Jahre 461, und am 11. April feiert die Kirche sein Gedächtniß.

Nur vier Jahre, vom 1. März 492 bis 19. November 496 führte das Oberhirtenamt der heilige Gelasius I., aber welche Summe von Sorgen und Arbeit drängte sich in diesem engen Zeitraume zusammen, und wie groß erscheint der heilige Vater Gelasius in der Vertheidigung des römischen Primates gegen die Anmaßung der Byzantiner, im Kampfe um die Freiheit der Kirche gegen die unter Theodorich dem Ostgothen Italien beherrschenden Arianer, in der Widerlegung der Ketzer, in der Sorge um die Heiligung des Priesterthums und um die würdige Feier des Gottes-

dienstes und die Spendung der heiligen Sacramente, um die Sicherung der Quellen des Glaubens, wie sie in den heiligen Schriften enthalten sind!

Der Kampf der Kirche gegen die schismatischen und häretischen Tendenzen von Byzanz war bereits zur eingewurzelten Gewohnheit geworden, und gebieterisch forderte die Pflicht vom Papste, dieselben zurückzuweisen und seine nicht von Menschen, sondern von Gott selbst bestimmte Stellung mit aller Energie zu wahren; die Sache des heiligen Stuhles war nichts weniger als die große Angelegenheit der ganzen Christenheit. Daher ließ Gelasius keine Gelegenheit unbeachtet, den Anmaßungen der Byzantiner, unter welchen die orientalischen Bischöfe nur zu sehr geneigt waren, die Kirchen an den Hof zu verrathen und ihre ehrgeizigen Absichten mit Lügen zu stützen, mit aller Kraft entgegen zu treten. Wir besitzen ein Schreiben von dem thatkräftigen Papste an den Kaiser Anastasius, in welchem er klar und bestimmt das gegenseitige Verhältniß von Papst und Kaiser ausspricht und Anastasius dringend ermahnt, seiner obersten Pflicht, welche die Unterstützung der Kirche ist, mit Eifer nachzukommen. Zwei Dinge, sagt er, sind es, durch welche die Welt regiert wird, die heilige Autorität des Priesterthums und die königliche Gewalt. Viel schwerer wiegt die erstere, weil vor dem Richterstuhle Gottes das Priesterthum auch für die Könige verantwortlich ist; „denn du weißt recht wohl, mein gütiger Sohn, daß du, obgleich in deiner Würde über das Menschengeschlecht gesetzt, nichts destoweniger den Dienern des Heiligthums untergeben bist, denn von ihnen erwartest du die Sicherung deines Heiles, und du weißt, daß den heiligen Geheimnissen gegenüber deine Pflicht der Gehorsam und nicht der Befehl ist, daß du in diesen Dingen von ihrem Urtheile abhängig weit entfernt bist, sie deinem Willen unterordnen zu wollen. Denn wenn die Diener der Religion in den Dingen der Staatsverwaltung deinen Gesetzen gehorchen, weil sie wissen, daß dir das Reich durch eine Bestimmung von Oben übergeben ist, mit welchem Eifer mußt nicht du Denjenigen gehorchen, welchen die Verwaltung der heiligen Geheimnisse übertragen ist! Es ist keine geringe Verantwortung für die Bischöfe, wenn sie schweigen, wo die Gottesverehrung verlangt, daß sie reden, und anderseits ist es keine geringe Gefahr, den Gehorsam zu mißachten, wo er geleistet werden muß. Und wenn die Gläubigen im Allgemeinen ihr Herz allen Priestern unterwerfen müssen, so lange diese die Dinge Gottes wie sichs gehört verwalten, um wie viel mehr gebührt sich diese Unterwerfung jenem Bischofe gegenüber, welchen Gott gewürdigt hat, daß er ihn über alle andere Bischöfe erhob, und welchen die Kirche als ihr Oberhaupt anerkennt! Die göttlichen Einrichtungen können durch die menschliche Ueberhebung ab-

gegriffen, aber durch keine Gewalt, mag diese wie immer beschaffen sein, überwunden werden.“ —

In Dalmatien und in der Mark von Ancona wurde wieder versucht, den Pelagianismus zu verbreiten. Gelasius schrieb an den Bischof Honorius, daß er seine Mitbischöfe darauf aufmerksam machen solle. Honorius wunderte sich, daß der Papst seine Sorge auch ihnen zuwende, und Gelasius machte ihm begreiflich, daß dies allezeit die Pflicht und Sorge des apostolischen Stuhles gewesen sei. In der Mark Ancona nahm sich ein alter, unwissender Bischof Seneka unter Schmähungen auf St. Augustinus und Hieronymus des Pelagianismus in einer Weise an, daß er nicht nur die Nothwendigkeit der Gnade theoretisch leugnete, sondern auch Geistliche, Mönche und Nonnen unter Einem Dache wohnen ließ, und einen Priester excommunicirte, welcher gegen dieses Treiben sich erhoben hatte. Vergebens mühte sich Gelasius ab, den verirrten Greis eines Bessern zu belehren; er mußte ihn seinem Schicksale überlassen und sich mit der Belehrung und Befestigung der übrigen Bischöfe der Provinz begnügen.

Durch die Wirren der Zeit war nicht nur Italien stark entvölkert, sondern insbesondere auch ein so großer Priestermangel eingetreten, daß Gelasius sich veranlaßt sah, nach einer Abhilfe zu forschen. Er fand sie nicht darin, daß den Candidaten weniger strenge Forderungen, als die Kirche gewohnt war, gestellt würden; nur in der Zwischenzeit der Weihen traf er eine Milderung dahin, daß ein Mönch im Verlaufe eines Jahres und ein Laie nach achtzehn Monaten durch die verschiedenen Weihen zum Priesterthume aufsteigen konnte, wenn sonst kein canonisches Hinderniß vorhanden, und nur in jenen Gegenden, wo die Besetzung der Seelsorgsposten sehr dringend war; anderorts sollten die alten Kirchengesetze, welche größere Zwischenräume vorschrieben, in Kraft bleiben. Er erneuerte die alten Canonen für die Erfordernisse der Weihecandidaten, daß sie wissenschaftlich gebildet, ohne körperlichen Makel seien, sich nicht selbst verstümmelt hätten, keines Verbrechens schuldig, nicht zweimal verheirathet gewesen und in religiösem Sinne erprobt seien. Die um Geld in die Reihen der Geistlichkeit sich eingedrängt, sollten ausgeschlossen, keine vagabondirenden Priester aufgenommen werden. Strenge schloß er die verschiedenen Glieder der Hierarchie in den Kreis ihrer Wirksamkeit ein und verwehrte das Hinübergreifen in die andern Kreise; so sollen die Priester nicht bischöfliche Functionen sich anmaßen, nicht das Chrysam consecriren, nicht firmen, die Diakonen nicht taufen ohne Erlaubniß des Priesters oder Bischofs außer im Nothfalle. Strenge verbot er Gelderwerb durch geistliche Amtsverrichtungen und schärfte ein, daß am Kirchengut ein Theil dem Bischof, ein anderer der Geistlichkeit, der dritte den Armen zu-

kommen und der vierte auf den Bau und Unterhalt der Kirchen verwendet werden solle. — Weil die Manichäer den Genuß des Weines als etwas Sündhaftes verboten, so ordnete er an, daß das heilige Sacrament unter beiden Gestalten ausgetheilt werde. Und endlich forderte er von allen Seiten Bericht über jede Art von Mißbrauch ein. Selbst mit Resten des Heidenthums hatte er noch zu kämpfen.

In Rom wurde die Wiedereinführung der Luperkalien, jenes mit Ausschweifungen verbundenen Festes und ein Opfer an den Gott Fieber gefordert unter dem Vorgeben, daß in Folge der Unterlassung dieses Opfers und des Festes die Krankheiten überhand nähmen. — Im Jahre 494 hielt Gelasius, der nach allen Seiten hin thätige, eine Synode in Rom, wo er den Canon der heiligen Schriften aufstellte, die Apokryphen ausschied und bestimmte, was in den Kirchen vorgelesen werden dürfe, damit die Quellen des Glaubens allezeit in ihrer ursprünglichen Reinheit flössen. Durch Bezeichnung der irrigen und zweifelhaften Schriften, durch Verbot der häretischen, legte er den ersten Index vor und untersagte den Gebrauch der sogenannten Wundergebete, die auf den Namen von Engeln herumgetragen wurden, und deren Verschleiß zur Nahrung des Aberglaubens bis in unsere Tage herein eine gewinnsüchtige Speculation betreibt. — Wie der heilige Ambrosius, verfaßte Gelasius zur Verherrlichung des Gottesdienstes Hymnen, Gebete, Präfationen; in seinem Sacramentar, welches in drei Theilen die Meßformularien und die Liturgie der Spendung der Sacramente enthält, gab er die Ordnung des Gottesdienstes an. Müde legte er im Tode, den 19. November 496, seinen Hirtenstab nieder.

Noch in weiterem Umfange tritt die Stellung und Wirksamkeit des Papstthums im heiligen Gregor dem Gr. hervor, welcher im Jahre 590 in bitterstem Schmerze den heiligen Stuhl bestieg; sein Schmerz war wohl begründet, wenn wir uns an seine Liebe zur klösterlichen Einsamkeit und an die Weltlage erinnern, unter welcher er das Oberhirtenamt antrat. Die Langobarden drückten und verwüsteten Italien; Byzanz gab keinen Schutz und forderte doch Gehorsam, bedrängte mit seiner treulosen Politik den heiligen Stuhl auf jegliche Weise, mischte sich in die kirchlichen Angelegenheiten, und ermunterte und schützte den Patriarchen von Constantinopel in seinen schismatischen Anmaßungen. Trostlosigkeit brachten allerorten die Nachwehen der Völkerwanderung, die Langobarden und Westgothen waren Arianer und Verfolger, im Frankenreiche herrschte Simonie und Greuel aller Art. Welche Aufgabe für einen Papst! aber Gregor wurde der Retter Roms, der Beschützer Italiens, der Vermittler zwischen den Langobarden und dem Kaiser; er begründete die Oberherrlichkeit des heiligen Stuhles

über das neue Königthum und die Völker, welche die Träger der Weltgeschichte wurden. Mit Kraft trat er für die Freiheit der Kirche ein, und erbaute sie innerlich durch seine unermüdliche Thätigkeit in allen Fragen des kirchlichen Lebens; er suchte das Morgenland zu retten und das Abendland zu beleben. Gregor ist ein Mann aus Einem Gusse, kindlich, fromm und demüthig, unerschrocken in jeder Gefahr, unerschütterlich in der Ausdauer. „Dir ist genugsam bekannt, schrieb er einst seinem Legaten in Constantinopel, was ich denke, und du weißt, daß ich lieber sterben würde, als zugeben, daß der Stuhl des heiligen Petrus bei meinen Lebzeiten von seinem Ansehen verliere, du kennst mich, ich ertrage lange; wenn ich aber einmal entschlossen bin, nicht länger zu dulden, so gehe ich freudig allen Gefahren entgegen.“ In Gott gefestigt war er erhaben über alle zeitlichen Dinge, über Menschenfurcht und Gunst, seine Pflicht war ihm Alles, und daraus stammte sein Muth, seine Kraft und Ausdauer.

Gregor stammte aus der hoch angesehenen und unermeßlich reichen Familie der Anizier, daher wurde er frühe mit Würden begleitet, wurde Prätor der Stadt, als welcher er in den Bedrängnissen der Langobarden durch seine Fürsorge der Wohlthäter und Liebling des römischen Volkes war, so daß er sich freudig in den glänzendsten Aussichten der Zukunft wiegte. Aber in Rom lernte er die Flüchtlinge aus Monte-Cassino kennen (nach der Zerstörung ihres Klosters durch die Langobarden waren die Benedictiner nach Rom gezogen), und in ihrem vertraulichen Umgange begann sich in ihm etwas zu regen, was ihn am Ende vermochte, alle Bande, welche ihn an die Welt fesselten, zu zerreißen. Er baute aus seinem Vermögen sechs Klöster in Sicilien, und zu einem siebenten wandelte er den Palast seiner Väter auf dem Monte Cölio um; den übrigen Theil seines Erbes verkaufte er und vertheilte den Erlös den Armen. Dann kam ein Tag, wo die Römer den jungen reichen Patrizier in seinen seidenen, von Gold und Edelstein funkelnden Kleidern nicht mehr auf den Straßen der Stadt sahen; wenn sie ihn sehen wollten, mußten sie nach dem Hospitale gehen, das er in der Nähe seines Palastes eingerichtet hatte, und sie fanden ihn, wie er im Gewande eines Bettlers die Bettler bediente, denn er war Mönch geworden. — Ein ganzer Mann in jedem Lebensverhältnisse, war er bedacht, seine klösterlichen Pflichten in aller Vollkommenheit zu erfüllen und die ganze Strenge der Regel mit der äußersten Härte gegen sich selbst auszuüben; er lebte nur von Gemüse, das seine Mutter ihm täglich schickte, und fortwährend mit Gebet, Studium, Schreiben oder Dictiren beschäftigt, trieb er es in der Strenge der Buße so weit, daß seine Gesundheit erlag und er die gebotenen Fasten nicht mehr einhalten konnte: so finden wir ihn

einmal am Vorabende des Osterfestes, wo, wie sein Biograph sagt, selbst die kleinen Kinder fasten, zu den Füßen eines frommen Mannes, den er um seine Fürbitte anflehte, daß er von Gott ihm die Kraft zum Fasten erlange.

Ein bitterer Schmerz war es ihm, daß Benedict I. im Jahre 577 ihn in die Reihe der sieben Cardinaldiakonen aufnahm, welche den sieben Regionen Roms vorstanden, und noch schmerzlicher war ihm, daß derselbe Papst ihn als seinen Legaten nach Constantinopel schickte. Doch hatte er Grund, in beiden Berufungen die liebevolle Leitung der göttlichen Vorsehung zu erkennen, denn auf der einen Seite war ihm Gelegenheit geboten, in die täglichen Geschäfte der kirchlichen Verwaltung sich einzuüben, und auf der andern den Schauplatz seiner dereinstigen Kämpfe kennen zu lernen. Nach sechs Jahren durfte er in den stillen Frieden seines geliebten Klosters zurückkehren, wo er bald darauf als Abt in liebevoller Güte für seine Brüder sorgte und mit gewissenhafter Strenge über alle Verordnungen der Regel wachte. Als im Jahre 590 Pelagius II. an der Pest, welche Rom verheerte, starb, wurde Gregor sogleich durch einstimmigen Zuruf von Senat, Volk und Geistlichkeit zum Papste erwählt; er verweigerte die Annahme, er bat den Kaiser Mauritius die Bestätigung zu versagen, er floh verkleidet aus Rom und irrte drei Tage lang in den Wäldern umher, bis man ihn auffand und den Weinenden nach Rom zurückführte. Bevor die kaiserliche Bestätigung eintraf, veranstaltete er zur Abwendung der Pest seine berühmte dreitägige Procession, bei welcher zum ersten Male alle Aebte der Klöster von Rom mit ihren Mönchen und alle Aebtissinnen mit ihren Klosterfrauen sich einfanden. Sein Blick fiel auf die Höhe des Grabdenkmals Hadrians; da sah er einen Engel, wie er über dem Gebet der Gottgeweihten sein Schwert in die Scheide steckte; das Bild dieses Engels, das nachher auf dem Baudenkmale aufgestellt wurde, hat diesem den Namen der Engelsburg erworben.

Auch in seinem Lateranensischen Palaste blieb Gregor Mönch; Mönche bildeten seine Umgebung, seine ehemaligen Mitbrüder sollten die steten Zeugen seines ganzen Lebens sein; so gut als möglich beobachtete er mit ihnen bei seinen Gebeten bei Nacht und bei Tag, beim Arbeiten, bei den Geschäften, die Gewohnheiten des Klosters. Unter ihrem Beistande setzte er auch das Almosenspenden aus seiner Klosterzeit fort; täglich lud er zwölf arme Pilger an seinen Tisch und bediente sie eigenhändig, nachdem er ihnen zuvor die Hände und die Füße gewaschen; jeden Monat theilte er Getreide, Wein, Käse, Hülsenfrüchte, Fische, Oel aus; jeden Tag fuhren Wagen in den Straßen der Stadt umher, welche den Kranken und verschämten Hausarmen Unterstützung bringen mußten.

Er war unermüdlich, und doch von den schmerzlichsten Leiden heimgesucht. „Mein Körper, schreibt er einmal, ist so ausgedörrt, als wenn er schon im Grabe läge, ich kann nicht mehr aufstehen; wenn die Gicht auf meine, euch wohlbekannte Corpulenz solche Wirkungen hervorbringen konnte, wie wird es dann erst um euch stehen, die ihr schon vorher so dürre waret.“ „Ich stehe schon lange nicht mehr auf, schrieb er an den Erzbischof Marinian von Ravenna, bald zermartern mich Gichtschmerzen, bald verbreitet sich durch alle meine Glieder ein schmerzhaftes Feuer, das mir vollends allen Muth benimmt.“ Es ist bekannt, wie mildernd die in Gott getragenen Schmerzen auf den Character wirken, und ich kann nicht unterlassen, den rührenden Brief hier anzufügen, den er diesem selben Marinian schrieb, als ihm die Nachricht wurde, daß derselbe einen Anfall von Blutspeien gehabt habe:

„Wir haben hierüber sorgfältig den Rath unserer hiesigen Aerzte erforscht und berichten dir die Meinung derselben: Vor Allem hast du Schweigen und Ruhe nöthig, diese aber findest du in deiner Metropole kaum, . . . du mußt demnach vor Beginn des Sommers zu mir hierher kommen, damit ich, obwohl selbst elend genug, mich mit der Sorge für deine Wiedergenesung befassen und der Hüter deiner Ruhe werden kann, denn die Aerzte sagen, daß hauptsächlich während der Sommerszeit die Gefahr groß sei; . . . es ist doch nöthig, daß du völlig geheilt zu deiner Kirche zurückkehrest. Zugleich möchte auch ich, bereits dem Tode schon so nahe, wenn Gott mich vor dir abruft, in deinen Armen sterben; . . . wenn du kommst, so komme mit geringer Begleitung, denn du hast deine Zimmer in meiner bischöflichen Wohnung, und die Dienerschaft der Kirche wird für deine Bedienung Sorge tragen.“ —

Da die Byzantiner den Waffen der Langobarden nicht Stand zu halten vermochten, suchten sie ihr Uebergewicht durch die Treulosigkeit ihrer Politik zu gewinnen; was sie damit beabsichtigten und wie weit sie auf diese gingen, erhellt unter Anderen aus einer Bemerkung Gregors aus dem Jahre 598: „Wenn ich mich zur Mitwirkung an der Vernichtung der Langobarden hätte hergeben wollen, so hätte diese Nation jetzt weder einen König, noch Herzöge, noch Grafen mehr und wäre die Beute einer unrettbaren Verwirrung; aber weil ich Gott fürchte, habe ich mich am Untergange von Niemand betheiligen wollen.“ Dieselbe Treulosigkeit kehrte sich gegen ihn selbst, den die Pflicht der Unterthanentreue an den Kaiser fesselte und die Pflicht der Gerechtigkeit zu den Langobarden wies. Byzanz ließ Italien ohne Schutz, und verbot nichts desto weniger Gregor, mit den Langobarden eine Unterhandlung anzuknüpfen; Rom ist bedroht und zu seiner Rettung ist nur Gregor allein thätig; er zahlt den Langobarden die Kriegscontribution und den Kai-

serlichen ihren Sold. Agilulf kam ein zweitesmal in die Nähe Roms; das Elend wurde so außerordentlich groß, daß Gregor von der Traurigkeit überwältigt, seine Predigten unterbrach. Zwar betrat der Langobarde die traurig verödete Stadt nicht, aber die Umgebung suchte er mit solcher Verwüstung heim, daß die Campagna ihre Verödung und ungesunde Unfruchtbarkeit niemals mehr verloren hat. Was der heilige Papst in Sorgen, Aufopferung und persönlichem Eingreifen für die Rettung Roms und die Vertheidigung Italiens geleistet hat, trug ihm von Byzanz her nur Verweis und neue Anklagen ein, daß er dem Wohle des Kaisers nicht aufrichtig diene. So wurde er fortwährend von zwei Seiten bedrängt, aber starkmüthig behielt er das große Ziel im Auge, Italien den Frieden und geordnetere Zustände zu schaffen; neun Jahre mußte er darnach ringen, bis die Byzantiner den Langobarden einige Rechte einräumten und ein Friede zu Stande kam. Freilich mußte der Jubel Italiens über das scheinbare Ende der dreißigjährigen Schlächtereien und Räubereien bald wieder verstummen; der Krieg brach wieder aus; aber diesmal nahm Gregor eine andere Stellung ein. In beleidigenden Ausdrücken hatte der Kaiser Mauritius ihm über seine bisherige Haltung Einfältigkeit vorgeworfen, und Gregor bitter erwidert: „Ich verstehe, was die Sprache Eurer durchlauchtigsten Zuschriften sagen will: ihr findet, daß ich thöricht gehandelt habe, und ihr habt ganz recht. Niemals hätte ich ertragen müssen, was ich zwischen den Schwertern der Langobarden ertragen habe, wenn ich nicht wie ein Thor gehandelt hätte.“ Die Tendenz seines Lebens, das verrottete Byzantinerthum bei Seite liegen zu lassen und den frischen Völkern des Abendlandes sich zuzuwenden, tritt schärfer hervor; er trat mit Agilulf in unmittelbare Verhandlung und erwarb für Rom und sein Gebiet einen Separatfrieden. So war Rom gegen eine Eroberung sicher gestellt.

Kann es bei diesen Verhältnissen auffällig sein, daß Rom und Italien Herz und Auge dahin wandten, von woher ihnen Schutz zukam, nicht mehr nach dem unmächtigen Byzanz, sondern nach dem heiligen Stuhle? daß dessen Autorität auch in weltlichen Dingen durch die Hingabe der Völker in stetem Aufsteigen begriffen war, während das Abendland vom Kaiser sich loslöste?

Das ganze Leben Gregors ist von den beständigen schmerzlichen Kämpfen mit dem Kaiser und seinen Beamten durchwoben. Die Bosheit dieser Beamten, schreibt er, sei noch viel mehr zu fürchten, als das Schwert der Langobarden, denn „diese tödten nur unsere Leiber, während die Kaiserlichen auch unsere Seelen zu Grunde richten.“ Schamlos waren ihre Erpressungen; in Corsika trieben sie es so weit, daß die Einwohner ihre Kinder verkaufen mußten und zu den Langobarden flohen; auf Sardinien gestatteten

sie gegen eine Abgabe den Heiden, ihre Götzenopfer fortzusetzen, und nachdem die Leute Christen geworden waren, erhoben sie die Abgabe dennoch weiter. Kein Beamter war so gering, daß er sich, dem Beispiele seines kaiserlichen Herrn folgend, nicht angemaßt hätte, in die kirchlichen Angelegenheiten sich zu mischen und die Rechte und Freiheiten der Kirche anzutasten. Vom kaiserlichen Hofe war es besonders darauf abgesehen, die Bande der Unterordnung zu lockern, welche die einzelnen Kirchen mit dem heiligen Stuhle verbinden.

Da war z. B. in Constantinopel ein Bischof, Johann mit dem Beinamen der Faster, welcher den hochmüthigen Ansprüchen seiner Vorfahrer auf dem bischöflichen Stuhle der kaiserlichen Residenz folgend, in seinen Urkunden den Titel „ökumenischer oder allgemeiner Patriarch“ annahm; der Kaiser ergriff seine Partei. Gregor rügte die Anmaßung und ließ sich auch vom Kaiser in seinem Widerstande nicht schrecken. Nicht nur war ihm der persönliche Hochmuth des Mannes zuwider, besonders in einer Zeit, welche die demüthige Hingabe des Priesterthums an die Amtspflicht so gebieterisch erheischte, sondern auch die Absicht konnte ihm nicht entgehen, die Bisthümer des Morgenlandes unter die völlige Abhängigkeit eines Patriarchen zu bringen, welcher nur die Creatur des Kaisers war. Unmöglich durfte er zu solch entwürdigender Knechtschaft der Kirche stille schweigen; mit Kraft erhob er sich. „Ganz Europa, schrieb er an den Kaiser Mauritius, ist in der Willkür der Barbaren; die Städte sind zerstört, die Burgen liegen in Ruinen, die Provinzen sind entvölkert, die Arme fehlen zum Anbau des Landes, die Götzendiener wüthen gegen die Gläubigen bis zur Vertilgung, und Priester, welche in Asche und Thränen im Vorhofe des Tempels auf dem Boden liegen sollten, suchen sich mit eiteln Titeln zu schmücken.“ „Was mich betrifft, fährt er fort, so bin ich der Diener aller Priester, sofern sie ein priesterliches Leben führen; wenn aber einer sein Haupt gegen Gott und gegen die Gesetze unserer Väter erhebt, so vertraue ich, daß er mir das meinige nicht beugen wird, auch nicht mit dem Schwerte;“ und er forderte vom Kaiser, daß er dem Aergernisse, das dieser Johannes der ganzen Kirche zu bieten wagte, ein Ende mache. Dies erlebte Gregor nicht; erst unter Bonifaz III. verbot der Kaiser Phokas, dem Bischof von Byzanz den Titel; unter Kaiser Heraklius nahm ihn Sergius wieder an, aber die Päpste hatten ihr Recht wieder errungen, den Patriarchen von Constantinopel zu bestätigen, bis Photius drei Jahrhunderte später es wieder mit Füßen trat.

Gregor war ein von Herzen demüthiger Mann; er fing an, die Spitzen seiner Urkunden mit dem Titel zu schmücken: „Diener

der Diener Gottes," ein Name, welcher dem Papstthume für immer geblieben ist.

Kaiser Mauritius erließ ein Edict, worin er den öffentlichen Beamten und Soldaten verbot, in die Reihen der Geistlichen oder der Mönche einzutreten. Weil Gregor bei den Beamten der Ueberzeugung war, daß es vielen derselben mehr darum zu thun war, die Stellen zu wechseln, statt die Welt zu verlassen, so billigte er diesen Theil des Gesetzes, aber mit Entschiedenheit verlangte er für die Soldaten die Freiheit, sich ganz Gott zu widmen. „Wenn ich erkenne, rief er dem Kaiser zu, daß dies Gesetz gegen Gott, den Herrn aller Dinge gerichtet ist, so kann ich nicht schweigen. Dazu ist Euch die Macht vom Himmel über alle Menschen gegeben, daß Ihr Denen helfen sollet, die nach dem Guten streben, daß der Weg zum Himmel immer mehr geöffnet werde, und daß das irdische Reich dem himmlischen diene. Aber nun wird förmlich verboten, daß Derjenige, welcher einmal Soldat der irdischen Miliz geworden ist, in den Dienst Christi unseres Herrn eintreten dürfe, ausgenommen, er sei Invalide oder habe seine Dienstzeit vollendet ... Darauf wird Euch Christus durch mich, den geringsten seiner und Eurer Diener antworten: Ich habe dich aus einem Notar zum Grafen und Anführer der Leibgarde, aus einem Grafen zum Cäsar, aus einem Cäsar zum Kaiser erhoben, und nicht nur Dies, zum Vater von Kaisern habe ich dich gemacht. Meine Priester habe ich deiner Hand anvertraut, und du entziehst meine Soldaten deinem Dienste. ... Vielleicht ist man der Meinung, daß sich keiner der Soldaten aus reiner Absicht bekehre; doch ich, dein unwürdiger Diener, weiß, wie viele Soldaten zu meiner Zeit in den Klöstern das Beispiel aller Tugenden gegeben und sogar Wunder gewirkt haben. Und jetzt nun dieses Gesetz, das jede derartige Bekehrung untersagt." Nachdem Gregor auf Julian hingewiesen, welcher der Erste, der ein solches Gesetz gegeben, und die Nähe des Richters ihm angekündigt, schloß er: „Ich bitte dich darum bei dem schrecklichen Richter, mache nicht, daß so viele Thränen, Fasten und Almosen vor Gott unnütz werden, sondern Eure Frömmigkeit mildere durch nähere Bestimmungen oder abrogire das Gesetz; denn das Heer meines Herrn wird sich in dem Maße gegen die Feinde verstärken, als das göttliche Streiterheer des Gebetes sich vermehrt. Ich habe freilich Eurem Befehle gehorsam dieses Gesetz nach den verschiedenen Ländern geschickt, aber zeige auch meinem erhabensten Herrn durch dieses Bittgesuch an, daß es mit dem Willen des allmächtigen Gottes nicht übereinstimmt. So habe ich nach beiden Seiten gethan, was ich mußte, habe dem Kaiser Gehorsam geleistet, und nicht verschwiegen, was mir gegen Gottes Willen zu sein schien."

Ueber den unmittelbaren Erfolg des Schreibens sind wir nicht unterrichtet; aber es scheint nicht vergebens gewesen zu sein, denn in einem späteren Schreiben an die Metropoliten von Illyrien und Italien gibt der Papst die Weisung, daß der Kaiser die Aufnahme der Soldaten in die Klöster unter der Bedingung gestatte, daß sie ein dreijähriges Noviziat durchmachen.

Ich habe die Tendenz Gregors seiner Abwendung von dem nur noch in Plackereien sich vollziehenden kleinlichen Despotismus des Kaiserthums von Byzanz und seiner Zuwendung zu den frischen Völkern des Westens Erwähnung gethan. Uebergehen wir seine zarte Sorge für die Briten und sparen wir für eine andere Gelegenheit seine Sorgen für Spanien auf, so tritt diese Tendenz besonders in seiner Behandlung der Franken hervor. Ihr Reich war unter den größern germanischen Gründungen allein nicht dem Arianismus verfallen, und mit ihm knüpfte Gregor jenen Bund, der dahin gedieh, daß zwei Jahrhunderte später der heilige Stuhl aus jeglicher Vergewaltigung von Seiten der Byzantiner, wie der Langobarden errettet und in seiner Unabhängigkeit für immer gesichert wurde, für immer, sage ich, denn was in unsern Tagen dagegen geschieht, wird ja doch den Abend nicht erleben.

Noch bewundern wir die hohe, edle Sprache, welche Gregor gegen Childebert II., der in Burgund und Austrasien herrschte, führte. „Wie hoch, schrieb er, die königliche Würde über die andere erhoben ist, so hoch steht dein Königthum über den Königthümern der andern Völker. König sein ist wenig, wenn auch Andere König sind, aber etwas Großes ist es, katholisch zu sein, wenn Andere keinen Antheil an dieser Ehre haben. Gleichwie ein Kronleuchter mit dem vollen Glanze seines Lichtes in die Finsternisse einer dunkeln Nacht hinein strahlt, also strahlt auch der Glanz des Glaubens inmitten der freigewählten Finsternisse der andern Völker. . . . Um sonach alle Andern wie im Glauben, so auch in den Werken zu überbieten, möge Deine Einheit sich stets und immer gnädig gegen die Unterthanen zeigen. Wenn Dinge vorkommen, welche Dich verletzen, so strafe sie nicht ohne vorhergegangene genaue Untersuchung. Du wirst um so mehr dem König der Könige angenehm sein, wenn du deine Autorität beschränkend, immer vermeinst, weniger Recht, als Macht zu besitzen."

Bei Gelegenheit von Klosterstiftungen zu Autun im Jahre 602 stellte Gregor auf ausdrückliches Verlangen des fränkischen Königthums eine Urkunde aus, in welcher die Unterordnung desselben unter die Hoheit des heiligen Stuhles ausdrücklich ausgesprochen ist, da die Unverletzlichkeit der Personen und des Eigenthums und die Wahlfreiheit der betreffenden Klöster unter den Schutz der päpstlichen Autorität mit den Worten gestellt sind: „Wenn irgend ein

König, Priester, Richter oder eine andere weltliche Person bei Kenntniß dieser Urkunde es wagt, derselben entgegen zu handeln, so soll er der Würde seiner Gewalt und seiner Ehren verlustig gehen und soll wissen, daß er vor dem Richterstuhle Gottes als Schuldiger wird erscheinen müssen. Und wenn er nicht wieder zurückerstattet, was er böswilliger Weise geraubt, oder nicht mit würdigen Früchten der Buße beweint, was er Unerlaubtes gethan hat, so soll er vom Empfange des Leibes und Blutes unseres Herrn und Erlösers ausgeschlossen werden und im ewigen Gerichte einer strengen Strafe unterworfen sein."

Liegen nicht hierin bereits die kirchenstaatsrechtlichen Grundsätze des Mittelalters ausgesprochen, die so vielfach als Anmaßungen der Päpste ausgegeben wurden? Hätten nicht auch andere, höhere Motive zu ihrer Geltendmachung mitgewirkt, so würde schon der eine Umstand genügen, daß die Könige und Völker aus freien Stücken die Oberherrlichkeit des heiligen Stuhles im staatlichen und gesellschaftlichen Leben geradezu herausforderten.

Gregor konnte sich bei seiner ganzen Anlage unmöglich dabei begnügen, ein politischer Papst, wie man sagt, zu sein, die Rechte und Freiheiten der Kirche und die Stellung des heiligen Stuhles wahrzunehmen. Das Wichtigere, der innere Ausbau der Kirche, lag ihm ebensosehr am Herzen. So benutzte er seine Verbindung mit dem Frankenreiche, um von den Bischöfen die Abstellung kirchlicher Mißbräuche, insbesondere die unerlaubten Bischofs- und Priesterweihen, die Simonie mit allem Nachdrucke zu verlangen. Letztere nahm, von den feudalen Einrichtungen begünstigt, in erschreckender Weise überhand. Gregor nannte sie nur „die neue Häresie," und sie bildete noch weit ins Mittelalter hinein einerseits den Krebsschaden am Leibe der Kirche, anderseits den beständigen und erschütternden Kampf des heiligen Stuhles.

Wie sehr der große Papst die Rechte der Bischöfe anerkannte und achtete, bezeugt er wiederholt. So schreibt er: „Gott verhüte, daß ich je in irgend einer Kirche die Decrete unserer Vorfahren zum Nachtheil meiner Mitbrüder im Priesterthume verletze; würde ich ja mir selbst durch solche Verletzung der Rechte meiner Brüder Schmach bereiten," und ein andermal: „Haltet Das in Bezug auf kirchliches Privilegium für ausgemacht, daß wir die Rechte einer jeden besonderen Kirche zu wahren bestrebt sind, so wie unsere eigenen, . . . ich wünsche dringend, meine Brüder im Episcopate mit allen mir zu Gebote stehenden Mitteln zu ehren." Aber bei all seiner liebevollen Ehrfurcht vor den Rechten der Bischöfe gab er der Autorität des heiligen Stuhles in der Kirchenzucht eine Wirkung über die Grenzen des römischen Reiches hinaus und einen Nachdruck, welcher fest und energisch die ganze Kirche zusammenhielt. Niemals mischte er sich

in die Bischofswahlen, aber um so strenger war seine Untersuchung, ob die Gewählten auch allen canonischen Forderungen entsprachen. Nicht genug, sagt Montalembert (Die Mönche des Abendlandes II, 146), daß er es verweigerte, einem Solchen, der gegen die Kirchengesetze erwählt worden, die Bestätigung zu ertheilen, er schloß denselben auch von allen kirchlichen Würden aus; ja er ging in einzelnen Fällen so weit, daß er ihm zur Strafe zugleich mit den Bischöfen, die ihn ordinirt hatten, in irgend einem Kloster eine Bußzeit zu erstehen vorschrieb. Er nahm keinen Anstand, die Bischöfe abzusetzen, die sich ihres Amtes unwürdig zeigten, und übte über Diejenigen, die er würdig befand, eine genaue und unermüdete Wachsamkeit, daß sie die Residenzpflicht erfüllten, die bischöflichen Rundreisen vornahmen und dem Predigtamte oblagen. . . . Er empfahl ihnen, ihr inneres Leben mit der Erhabenheit und Feierlichkeit ihrer äußeren Verrichtungen und ihrer frommen Amtsthätigkeit in Einklang zu bringen; denn, sagte er, das Gebet ist eitel und unnütz, wo der Wandel schlecht ist. Geregelte, unanstößige Sitten und untadelhafter Glaube genügten ihm noch nicht; er verlangte von ihnen auch eine genügende Thatkraft, Entschiedenheit und Fähigkeit, denn in den Zeiten, in welchen wir leben, sagte er, darf man die Gewalt nur in die Hände Derjenigen legen, die sich nicht nur das Heil der Seelen, sondern auch die Vertheidigung der zeitlichen Interessen ihrer Untergebenen angelegen sein lassen. — Die Priester und alle Rangstufen der kirchlichen Hierarchie waren beständig Gegenstand der gleichen Sorgfalt und der gleichen strengen Wachsamkeit. Man braucht nur seinen zahlreichen Briefwechsel zu durchblättern, um mit Erstaunen die liebevolle Sorge und die Thatkraft des Mannes zu verehren.

Dem unermüdeten Manne war nichts zu klein und zu geringfügig, wenn es die Kirche oder das Wohl des Volkes berührte. Die vielen Ländereien, welche im Frankenreiche, in Corsika, Afrika, Dalmatien, Illyrien, Sizilien und ganz besonders im mittleren und südlichen Italien der heilige Stuhl besaß, lagen vielfach im Argen; Gregor unterließ nichts, in die Verwaltung Ordnung zu bringen und der Gerechtigkeit Bahn zu brechen; als ein echter Jünger des heiligen Benedict sah sein scharfes Auge auf jedes Einzelne, und ob es noch so geringfügig war, fand der Mann, welcher die Kirche Gottes in ihrem ganzen Umfange regierte und in den sorgenvollsten Kämpfen vertheidigte, die Zeit, sich damit zu beschäftigen, wie ein gewöhnlicher Gutsherr. An den Verwalter auf Sizilien schrieb er einmal: „Es ist uns zur Kenntniß gebracht worden, daß man den Bauern auf den Kirchengütern in Zeiten des Ueberflusses die Kornpreise herabsetze. Wir verordnen, daß ihnen keine andern, als die laufenden Preise gemacht werden, . . . wir verbieten, daß den Päch-

tern mehr abgefordert werde, als ihr festgesetzter Pachtzins, und wollen alle schändlichen Ueberforderungen, welche die nach ihren Kräften mit Billigkeit bemessenen Leistungen übersteigen, beseitigt wissen. Und damit ihnen auch nach unserem Tode Niemand neue Lasten aufbürden könne, so laß einen schriftlichen Lehencontract mit den eingeschriebenen Summen, die ein Jeder zu bezahlen hat, aufsetzen. Wir wollen nicht, daß die Schatzkammer der Kirche von schmutzigem Gewinne befleckt werde." Ein Beschützer der Schutzlosen war er bedacht, die Abgaben der Bauern zu vermindern, die Freiheit ihrer Ehen zu sichern, den rechtmäßigen Besitzern ihr Eigenthum zu wahren; ein Mann der Freiheit und Gerechtigkeit nahm er sich der Sclaven an; „da der Erlöser und Schöpfer der Welt Mensch werden wollte, um durch die Gnade und Freiheit die Fesseln unserer Knechtschaft zu zerbrechen und uns unsere ursprüngliche Freiheit wieder zu erwerben, so ist es recht und wohlgethan, den Menschen, welche die Natur freigeboren werden ließ, und die das Völkerrecht unter das Joch der Knechtschaft gebeugt hat, die Wohlthat der ursprünglichen Freiheit wieder zu schenken." Als er von einer jungen Sclavin Catella hörte, daß sie ins Kloster gehen wollte, aber von ihrem Herrn daran gehindert wurde, schrieb er an einen Subdiakon: „Gehe auf der Stelle zu Felix und verlange von ihm die Seele dieses Mädchens; zahle ihm den verlangten Preis und sende sie durch ehrbare Personen, die sie in ein Kloster führen werden, hieher. Aber beeile dich, damit diese Seele durch dein Zögern nicht in Gefahr gerathe." Er befahl, daß jeder heidnische oder jüdische Sclave, wenn er sich taufen lassen wollte, auf Kosten der Kirche losgekauft werde; das Gleiche wandte er auf die Christen an, welche in die Sclaverei von Juden gefallen waren. Dabei verbot er strengstens die Mißhandlung der Juden, die Zerstörung ihrer Synagogen und verlangte Wiederersatz derselben. Ihnen und den Heiden gegenüber stellte er den Grundsatz auf: „Durch Milde, durch Güte, durch belehrende Ermahnung muß man die Ungläubigen zur Einheit leiten, damit Diejenigen, welche bisher den Glauben durch liebreiche Predigt und die Furcht vor dem göttlichen Strafgerichte noch nicht angenommen haben, durch Drohungen nicht noch mehr abgeschreckt werden. Man muß mit ihnen so milde und gemäßigt verfahren, daß sie uns nicht zu widerstehen vermögen, aber nie sie gegen ihren Willen zwingen wollen, da geschrieben steht: ein freiwilliges Opfer will ich dir darbringen."

Allgemein ist bekannt, was dieser große, heilige Papst für die Feier des Gottesdienstes gethan hat; in seinem Sacramentarium stellte er die endgiltigen Formen für denselben fest, und die Benennung: „gregorianischer Gesang" ruft seine Sorgfalt in die Erinnerung, dem Kirchengesang seine Würde zu verleihen. Er er-

richtete in Rom dafür eine Schule, aus welcher alle christlichen Völker des Abendlandes ihre Lehrer holten; er selbst gab darin Unterricht; noch nach Jahrhunderten konnte man das kleine Zimmer im Lateran sehen, das Ruhebett, auf welchem er während der Uebungen saß und die Peitsche, die er zur Hand nahm, um den Knaben ihre Fehler abzugewöhnen.

Bei allen diesen Arbeiten fand er die Zeit, dem Predigtamte obzuliegen und in Schriften die Kirche zu belehren. Das Predigtamt stellte er so hoch, daß wenn die Schmerzen der Krankheit ihm das Besteigen der Kanzel versagten, er seine Homilien durch Andere vortragen ließ, und bei der Herausgabe seiner Schriften war er so demüthig, daß er z. B. seine Moralien erst dem Urtheile mehrerer Klöster unterwarf, bis er sie seinem Freunde Leander übergab, auf dessen Wunsch er sie geschrieben hatte.

So war dieser große Papst, neben den Heiligen Ambrosius, Augustin und Hieronymus der vierte der mit Vorzug genannten lateinischen Kirchenlehrer, der Hort der Freiheit der Kirche, ihr segensreich in Gebet und Frömmigkeit waltender heiliger Vater, der Wohlthäter Aller und der ungebeugte Streiter in den Schlachten Gottes. Wie tritt in seinem unermüdlichen und umfassenden Walten der Segen, mit welchem Gott die Erde durch die Aufrichtung des heiligen Stuhles von Rom beschenkt hat, so reich und voll hervor, und wie unverantwortlich ist die Undankbarkeit, mit welcher ihm dafür gelohnt wird!

Die Bischöfe und Priester.

Die von Christus gestiftete, also zu ihrem Dasein vollberechtigte Kirche hat der Welt gegenüber ihre Daseinsberechtigung durch ihr standhaftes Ausharren in den Leiden der Verfolgung errungen. Nicht aus dem Staate gegründet, niemals ein Theil desselben, brach sie mit diesem nicht zusammen, als seine Stunde gekommen war; aufrecht stand sie mitten in den ringsum liegenden Ruinen. Man muß diese immer wieder betrachten und die allgemeine Trostlosigkeit, welche die Völkerwanderung brachte, beherzigen, und man wird nicht umhin können, die Kirche zu segnen, welche neues Leben aus ihnen erblühen ließ.

Wir wissen, wie die Bedürfnisse des Fiscus ins Riesenhafte ausgewachsen waren, wie die Abgaben nicht mehr aufgebracht werden konnten; da kamen die Barbaren und forderten, wo nichts mehr gefordert werden konnte, verbrannten Städte und Dörfer, verwüsteten das Land, und dieses entvölkerte sich, die kaiserlichen Beamtungen verschwanden, wie wenn sie vom Winde weggeweht wären, alle Verwaltung hörte auf; nur die Bischöfe und Priester

lieben, jeder auf seinem Posten, und sie waren noch die einzigen Verwalter.

An sie schlossen die Ueberwundenen sich an; an sie mußten die Ueberwinder sich halten, wenn sie nach den blutigen Kämpfen der Eroberung und Besitznahme die Ordnung der Verhältnisse wünschten, und sie wünschten sie, denn nicht einen bloßen Raubzug hatten sie unternommen, sondern Niederlassung im Sinne.

Ueberall finden wir das Priesterthum thätig; sogar in die Vertheidigung des Landes greifen die Bischöfe ein und bauen Festungen, den Sturm der Barbaren aufzuhalten, den Städtern und geflüchteten Landbewohnern Schutz zu schaffen. Was der große Papst Gregor zur Vertheidigung und zum Schutze Italiens gethan, wissen wir; in der Zeit Odoakers ist ihm z. B. für Novara der dortige Bischof darin vorangegangen. Allein je gewaltiger die Wogen der Völkerwanderung heranflutheten, desto unwirksamer erwies sich der Waffenschutz, und nun verlegten sich die Bischöfe auf Verhandlungen mit den Fürsten der Eroberer. Furchtlos traten sie diesen gegenüber, und in den meisten Fällen beugte sich die brutale Gewalt vor der geistigen Hoheit. Wie oft widerholte sich die weltbekannte Scene zwischen Attila und dem heiligen Leo dem Großen, in Folge deren Rom gerettet wurde! Das Geheimniß der ehrfurchtsvollen Scheu, in welcher die Barbarenführer vor den Bischöfen zurückwichen, ist eine vollverbürgte Thatsache, wenn es auch nicht erklärt werden kann. Nur dort, wo das Priesterthum nicht auftrat, wie beim Einfalle der Angeln und Sachsen in England, gehen die Eroberer bis zur Ausrottung der eingesessenen Bevölkerung; in Gallien, Italien, Spanien ist das nicht der Fall; die Burgunder und Westgothen verlangen zwei Drittheile des Grundbesitzes, die Heruler, Ostgothen und Langobarden begnügen sich mit einem Drittel, und noch günstiger gestalteten sich die Verhältnisse dort, wohin die Franken kamen.

Wie liebreich hat die göttliche Vorsehung die Dinge darin geleitet und für den Barbarensturm Vorsorge getroffen, daß in die Hand der Bischöfe der Besitz der Gerichtsstühle gekommen war! Da die Eroberer den Besiegten nicht ihr eigenes Gesetz aufdrängten, so bildete jeder Richterstuhl eines Bischofs einen Punkt, wo Sieger und Besiegte zusammentrafen, einen neutralen Boden, auf dem sich allmälig eine Verbindung beider anbahnte. Die feste Organisation der Kirche, die hohe Achtung, welche der Bischof in seiner Diöcese und der Priester in seiner Pfarrei besaß, gab einen Anhaltspunkt zum Heranwachsen geordneterer Verhältnisse, Leben und Eigenthum wurde durch die Kirche geschützt, und die Eroberer sahen sich, sie wußten selbst nicht wie, zu ihr herangezogen. So roh sie waren in ihrer wilden Naturkraft, so besaßen sie doch ein

einfaches kindliches Gemüth; es rührte sie der Anblick der ehrwürdigen Bischöfe, die den Schatz ihrer Kirchen leerten und selbst der heiligen Gefäße nicht schonten, um die Gefangenen loszukaufen, die Städte wieder aufzubauen, dem entsetzlichen Elende Aller zu steuern; sie wurden empfänglich für das Wort eines solchen Mannes, sie beugten ihr stolzes Haupt unter seiner Belehrung und ließen sich, wenn oft auch heftig und lange widerstrebend, in die Regelmäßigkeit einweisen; selbst als Vermittler riefen Könige die Bischöfe und Priester an. So wurde das Priesterthum beiden Theilen, den Besiegten und den Siegern, gleichmäßig eine Nothwendigkeit, und so lange die modernen Staaten existiren, — tragen sie in sich die Pflicht der Dankbarkeit, denn durch die Kirche sind sie gegründet worden; sie ist die Mutter, welche die Kraft des Lebens ihnen mitgetheilt hat. Wie sehr Dies wahr ist, und wie die Staaten zu Grunde gehen, welche dem Geiste der Kirche widerstreben, dafür zeugt das verschiedene Geschick, das den katholischen und den arianischen Staaten zugefallen ist.

Der Untergang der arianischen Staaten.

Die katholischen Staaten Frankreich, Deutschland, England sind zu Trägern der Weltgeschichte geworden; um sie gruppirt sich die Geschichte vieler Jahrhunderte, und noch bis zur Stunde, lange nach ihrem Abfalle vom Geiste der Kirche und trotz ihrer vielfältigen Feindseligkeit gegen denselben, ist ihre Lebenskraft noch nicht völlig aufgebraucht und erloschen. Die Vandalen, die Ost- und Westgothen, die Burgunder waren Arianer. Was ist aus ihren Reichen geworden! Nicht für Jahrhunderte baute Genserich sein Reich in Afrika, mit dem großen Theodorich versank die Herrlichkeit seines weiten Reiches, die Burgunder mußten sich ins Frankenreich einfügen lassen, die Westgothen und Sueven verschwanden unter der Bevölkerung Spaniens, und diese mußte unter der Geißel des Halbmonds einen schmerzhaften Läuterungsproceß durchmachen, bis auch sie berufen wurde, in den Gang der Weltgeschichte einzugreifen.

Diese Thatsachen stehen fest, und sind zu erklären.

Der Arianismus besaß nicht einmal die Kraft, das Heidenthum zu überwinden. Wir sehen dies deutlich in der Geschichte der Langobarden; er war auch ohne allen Einfluß auf die Gestaltung des sittlichen Lebens seiner Bekenner. Während in der katholischen Kirche ein frisches Leben pulsirte, das Priesterthum mit muthigem Eifer, vom Geiste des Opferthums beseelt, wirkte, die gesunden Elemente des Volkscharacters mit den christlichen Ideen und Grundsätzen durchbildete, hat der Arianismus nicht einmal ver-

standen, die ungesunden Elemente auszurotten, sondern nicht einmal die gesunden zu erhalten; die germanischen Grundsätze der Treue z. B., wo sind sie mehr entwürdigt und mit Füßen getreten worden, als bei den Langobarden! Je länger ein Volk unter der Wirkung des Arianismus stand, desto mehr ist sein Character verschlechtert worden; wir brauchen nur an die fanatische Verfolgungssucht zu erinnern, welche der Arianismus als Ketzerei pflegte, und wir können uns vor der Thatsache nicht verschließen, daß er direct zur Entsittlichung beitrug, denn durch die Verfolgungswuth mußten nothwendig alle schlechten Leidenschaften entfesselt werden.

Die Vandalen in Afrika geben zur Beleuchtung dieser Sätze ein erschreckendes Beispiel. Als sie im Jahre 439 den Boden Afrikas betraten, erscheinen sie als Männer edeln Ernstes und imponiren der tiefen Verkommenheit der römischen Bevölkerung gegenüber mit ihrer Sittenstrenge, die sie noch aus den Grundsätzen des germanischen Heidenthums über die Sittlichkeit des Familienlebens sich bewahrt hatten. Vierzig Jahre später zeigt sich bei ihnen die brutalste Rohheit barbarischer Sinnlichkeit mit der raffinirtesten Luxuriosität römischer Ueberheultur. Das Leben der Sieger in Afrika hat die Kinder der Natur verderbt, und die Ketzerei des Arianismus hat sie nicht dagegen geschützt. Dieser selbe Niedergang ist in allen arianischen Reichen zu beobachten, wenn sie nicht an rascher Niederlage zu Grunde gingen. Zwar überdauerte das Reich der Westgothen das der Vandalen und Ostgothen um zwei Jahrhunderte, aber hier waren besondere Umstände in Wirksamkeit, wie wir später sehen werden.

Ist es zu verwundern, daß sich die Ueberzeugung bildete, daß jede Ketzerei, und insbesondere die arianische als die gottloseste von allen, weil sie gegen die Person des Erlösers selbst auftritt, zum sittlichen Ruin des Einzelnen, wie der Völker führen müsse?

Der heilige Benedikt und sein Orden.

Obgleich wir schon hin und wieder des Mönchthums Erwähnung gethan, so müssen wir doch an dieser Stelle ausführlicher über dasselbe sprechen, weil in die Zeiten der Völkerwanderung die Ordnung desselben durch den heiligen Benedikt v. Nursia fällt, und in ihrer Folge sein Orden als ein außerordentliches, ja wunderbares Element der Cultur zwischen die gährenden Massen dieser Zeit hineintritt. Rufin, ein Zeitgenosse, nimmt keinen Anstand, den Ausspruch zu thun, daß unzweifelhaft die Welt nicht bestehen könnte, wenn sie diese demüthigen Büßer nicht hätte. Dieses kühne Wort findet gleich seine Bestätigung in jedem Auge, wenn es den Contrast zwischen der Welt und den Gestalten dieser Männer auf

sich wirken läßt. Als unter den Streichen der Barbaren die Thore der römischen Welt krachend einbrachen, da ging ein Schrecken durch die Gemüther, wie er in den welterschütternden Katastrophen vorkommt, wie ihn einst die Propheten in den Tagen der Wegführung in die babylonische Gefangenschaft geschildert haben und wie wir ihn bei der letzten Zerstörung von Stadt und Tempel Jerusalems kennen gelernt haben. Ein solcher Schrecken bringt zweierlei Wirkung hervor; bei der Einen treibt er zu jener Verzweiflung der Trauer, wo der Mensch zu keiner Reaction mehr sich erschwingt und nichts mehr angreift, weil er nichts mehr hoffen kann; in der Andern brechen die niedern Neigungen verheerend über alle Schranken, und in der wilden Lust und Uebersättigung, wie nur die Verzweiflung sie kennt, taumeln sie in den Abgrund; in den Zeiten der großen französischen Revolution werden wir beiden Erscheinungen nur zu oft begegnen, stumpfe Niedergeschlagenheit und wilde Bälle von Menschen, welche Trauerkleider tragen. Sehen wir dagegen die Mönche an; rings um sie bricht der Hochwald zusammen und sie stehen wie die Eichen, ungebeugt, fest, und ihre grünen Kronen tragen die Hoffnung über den Trümmern. Die Mönche sind, weil Männer der Buße, Männer des Muthes, der Widerstandskraft und der Hoffnung. Weil die Liebe Gottes als helles Feuer auf dem Altare ihrer großen Herzen brennt, so wirken sie in der Aussicht auf ein anderes Leben, das in den Stürmen dieser Zeit errungen werden muß, und ob sie an eine Wirksamkeit unter den Menschen und für dieselben denken oder nicht, sind sie, daß ich mich so ausdrücke, Fanatiker der Nächstenliebe, und so sproßt aus ihrem Leben und Thun die Saat für jene und diese Welt, die Cultur der Herzen, des Geistes und der Erde. Durch ihr Beispiel und Wort richten sie die Gebeugten auf, pflegen und gewöhnen an körperliche und geistige Arbeit, werden die Männer der Wissenschaft und Kunst und über allen diesen Erfolgen die Meister der Frömmigkeit und des innerlichen Lebens. Wie wahr und schön ist der Gedanke, den Montalembert (Die Mönche des Abendlandes I. 274) einem alten Schriftsteller entlehnt, daß die Mönche an den Platz der heiligen Martyrer und Sclaven getreten und von ihnen sagen läßt: „nach den ruhmvollen Kämpfen der Martyrer preisen wir nunmehr die Verdienste der Bekenner; denn auch sie haben gesiegt, und sie haben einzig für Christus gelebt, und Sterben war ihnen Gewinn; auch sie sind die Erben des himmlischen Jerusalems geworden . . . Und siehe, aller Orten erglänzen die Heerlager der Streiter Christi; überall erhöhet der König der Ehren die Namen und verkündet den Ruhm jener starken und zahlreichen Kämpfer, deren Staub noch im Tode über den Feind des Menschengeschlechtes triumphirt.“ Nachdem Montalembert die Römer und die Barbaren geschildert, fährt

er fort: „bald sind die jungen, in Leidenschaften glühenden Barbarenstämme vom Verderbniß der römischen Zustände ergriffen und angesteckt. Ihre kräftige Lebensfülle erliegt den unreinen Lockungen einer hinfälligen Civilisation als leichte Beute. Die Eroberung ist auf dem Punkte, ein großer Lasterpfuhl zu werden, und die Welt läuft Gefahr, wohl den Herrn gewechselt, nicht aber ein besseres Loos gewonnen zu haben. Wer wird nun diese ungebändigten Völker in Zucht nehmen? Wer lehrt sie die große Kunst, gesittet zu leben und die eroberte Welt zu regieren? Wer zeigt ihnen, wie neue Reiche und eine neue Gesellschaft gebildet werden müssen? Wer versteht es, sie zu schmeidigen, ohne sie zu entnerven? Wer bewahrt sie vor der Ansteckung? Wer verhindert sie, sich in die Laster zu stürzen und eher zur Fäulniß als zur Reife zu kommen? Die Kirche, die Kirche durch das Mönchthum. Fernher aus den Wüsteneien des Morgenlandes und Afrikas beruft Gott ganze Schaaren von Männern in dunklem Gewande, noch viel unverzagter und geduldiger, viel unermüdlicher und strenger gegen sich selbst, als es jemals ein Römer oder ein Barbar gegen sich gewesen war. Sie verbreiten sich geräuschlos im ganzen Reiche, und als seine Stunde geschlagen, stehen sie da unter den Trümmern im Abendland, wie im Oriente. Die Barbaren kommen, und so wie sie vorschreiten, kommen neben ihnen, vor ihnen, ihnen zur Seite, hinter ihnen, überall, wo sie mit Mord und Brand verwüstend hausen, andere friedliche Heermassen und lagern stillschweigend in Mitte der Verwüstung; neue Colonien bilden sich, gruppiren sich, opfern sich selbst auf, um an den Heerstraßen der Völkerzüge das Elend zu lindern und die Früchte des Sieges zu sammeln. Darauf, als die Vertilger Alles überfluthet, Alles verwüstet, Alles erobert haben, erscheint der große Mann dieser Zeit. Der heilige Benedikt kommt. Er wird der Gesetzgeber der Arbeit, der Keuschheit, der freiwilligen Armuth. Er zählt seine Söhne, die seine Kriegsschaaren bilden, zu Tausenden; auch von den Barbaren her kommen sie zu ihm: das Haupt derselben sogar kömmt und wirft sich vor ihm nieder. Er hebt ihn auf und macht ihn zu seinem Dienstmann und Bundesgenossen. Er schreibt eine Regel, die während der nächstfolgenden sechs Jahrhunderte wie ein Leuchthurm des Heiles über Europa leuchtet, die das Gesetz, die Kraft und das Leben jener friedlichen Legionen sein wird, denen die Bestimmung geworden, nun ihrerseits Europa zu überfluthen, aber dem Welttheile zum Segen, um ihn aus seinen Ruinen zu erheben, seine verheerten Felder wieder anzubauen, seine Einöden zu bevölkern und seine Eroberer zu erobern. Das römische Reich ohne die Barbaren war ein Abgrund von Knechtschaft und Fäulniß. Die Barbaren ohne Mönche sind das Chaos. Aber beide vereint, die ger-

manischen Völker und Mönche, gestalten dereinst eine neue Welt: sie heißt die Christenheit.

Benedikt ist im Jahre 480 zu Nursia (jetzt Norcia) aus einer edlen Familie geboren; frühe vom Geiste Gottes angeweht, verließ er schon mit vierzehn Jahren seine Familie und gab seine Reichthümer und alle die Aussichten, welche ein junger römischer Patrizier auf die Ehren und den Genuß des Lebens haben konnte, auf und entfloh der letzten treuen Begleiterin, seiner Amme, welche nicht von ihm lassen wollte, in die Berge. Gott führte ihm einen Mönch, Romanus, in den Weg, der ihn mit dem rauhen, aus Thierfellen zusammengenähten Gewande der Eremiten bekleidet und für seine leiblichen Bedürfnisse als ein Vater sorgt. Nicht weit von Subiaco, an einer steilen über dem Anio aufsteigenden Felswand hatte der Jüngling eine enge Höhle, in die niemals ein Sonnenstrahl dringt, entdeckt; dahin zog er sich, aller Welt verborgen, und Romanus ließ ihm an einem Stricke das tägliche Brod von Oben herab. Drei Jahre blieb Benedikt wie lebendig begraben in dieser harten und rauen Wiege des abendländischen Mönchthums, und aus dieser Felsengrotte, aus diesem Dornengestrüpp sind jene Legionen von Mönchen und Heiligen hervorgegangen, deren unüberwindlichem Aufopferungsgeiste die Kirche ihre ausgedehntesten Eroberungen und ihre ruhmreichsten Erfolge verdankt. Aus diesem Springquell quillt der unversiegliche Strom des Eifers und der religiösen Wärme. Dorthin kamen, dorthin werden fortwährend alle Diejenigen kommen, denen der Geist des großen Benedikt die Kraft einhaucht, der ursprünglichen Disciplin im Klosterleben neue Bahnen zu eröffnen, oder sie wieder herzustellen. (Montalembert.) Nach drei Jahren zogen die Mönche des benachbarten Klosters Vico-Varo den Einsiedler durch inständige Bitten, ihre Leitung zu übernehmen, hervor; allein sie sträubten sich gegen seine Strenge, und die Verkommenen reichten ihm einen Giftbecher; er machte das Zeichen des Kreuzes darüber, und er zersprang. Nun ging Benedikt zu seiner Höhle zurück, aber mit seinem Verlangen nach völliger Abgeschiedenheit war es vorbei; bald sah er sich von Jüngern umringt, Jünglinge und Männer, Geringe und Adelige, Römer und Gothen kamen und begehrten von ihm die Leitung auf dem Wege des geistlichen Lebens, und bald sah er sich genöthigt, Klöster zu errichten; es waren deren zwölf. 35 Jahre lang leitete er sie, bis die Bosheit ihn zwang, mit den Jüngsten seiner Schüler hinwegzuziehen; ein boshafter Mensch, in seinem sittenlosen Leben durch den Anblick der Unschuld gestört, versuchte die Verführung der Jünglinge; Das bewog den bekümmerten Vater, mit diesen hinwegzuziehen; und er kam nach Monte-Cassino, wo er in den Jahren 529 bis 543 sein Werk vollendete. Er mußte damit beginnen, daß er die Umwohner

ins Christenthum einführte, denn er traf noch einen Apollotempel und einen Hain und zahlreiche Wallfahrer zu demselben. Die Bäume wurden gefällt und zwei Bethäuser daraus gebaut, das Kloster erstand, das größte des Abendlandes, die öden Abhänge des Berges wurden cultivirt, dem Volke alle möglichen Dienste der leiblichen und geistlichen Barmherzigkeit mit inniger Liebe zugewendet, und der Heilige schrieb seine Regel. Die arme Bevölkerung seufzte unter dem harten Joche der Gothen, und der heilige Ordensstifter erhielt die Aufgabe, sie zu schützen, die Barbaren zu mäßigen, ein Schiedsrichter zu sein zwischen beiden und sie zu lenken. Was er da mit geheimnißvoll wirkender Gewalt über die Gemüther vollbracht, ging weitum in Italien von Mund zu Mund, so daß auch Totila, der König, neugierig wurde, den Wundermann von Angesicht zu sehen. Benedikt ließ ihm sagen, daß er kommen könne; aber der Gothe wollte ihn prüfen und schickte seinen Gardehauptmann mit den königlichen Gewändern und Abzeichen angethan. Doch diesem rief Benedikt sogleich entgegen: „leg' ab mein Sohn, leg ab den Schmuck, den du trägst, er ist nicht dein!" Erschüttert wagte weder er noch Einer seiner Begleiter dem Heiligen zu nahen und sie eilten den Berg hinab zu Totila. Als dieser nun selbst hinaufstieg, und den Abt von ferne erblickte, erfaßte den Besieger der Römer, den Herrn Italiens, jäher Schreck, er sank zur Erde; dreimal lud Benedikt ihn ein, aufzustehen, und da Totila es nicht that, richtete er selbst ihn auf. Der Heilige sprach zu ihm: „Du thust viel Böses, viel Schlimmes hast du begangen; es ist endlich Zeit, daß du deinen Ungerechtigkeiten ein Ende machest." Dann sagte er ihm seine Zukunft voraus; „du wirst in Rom einziehen" — Totila eroberte erst Benevent und Neapel, dann Rom; — „du wirst über das Meer setzen" — er ging mit einer Flotte von 400 Segeln nach Sizilien und eroberte es, wie auch Corsika und Sardinien; — „neun Jahre wirst du herrschen, und im zehnten umkommen;" — 552 kam er um, und die Unterredung hatte 542 stattgefunden. Tief erschüttert bat Totila den heiligen Mann um sein Gebet, und ging umgewandelt von ihm. In Neapel ließ er den ausgehungerten Einwohnern die Nahrung reichen, zuerst in kleinen Portionen, damit der plötzliche Uebergang vom Hunger zur Uebersättigung ihnen nicht schade; die gefangenen Soldaten behandelte er wie seine eigenen; einen seiner Offiziere ließ er trotz der Einsprache seiner Umgebung hinrichten, weil derselbe die Tochter eines unbekannten Mannes entehrt hatte; er sagte, daß solche Strenge nöthig sei, weil er den Segen Gottes brauche; in dem eroberten Rom verbot er das Blut eines Römers zu vergießen und stellte die Frauen gegen jede Beleidigung unter seinen Schutz. Solche Gerechtigkeit, Milde und Güte versteht Procopius, der Ge-

schichtschreiber des Gothenkrieges weder mit der barbarischen Abkunst Totilas, noch mit seiner Rolle als Eroberer in Einklang zu bringen, aber sein Name sei wegen seiner Weisheit und Güte bei den Römern berühmt geworden.

Benedikt bändigte die Gothen, die kommenden Langobarden warfen ihre düstern Schatten voraus, und diese bereiteten dem Heiligen seine letzten, bitteren Schmerzen. Einem Edelmanne, den er im religiösen Leben unterwiesen, und der ihn eines Tages bitterlich weinen sah, enthüllte er das Geheimniß der Ursache derselben. „Das ganze Kloster, sagte er, das ich erbaut, mit Allem, was ich für die Brüder eingerichtet habe, wird nach Gottes unerforschlichem Gerichte in die Hände der Heiden überantwortet werden. Nur auf dringendes Flehen ward mir gewährt, daß keiner der Bewohner dabei umkomme.“ Noch waren nicht 40 Jahre vorüber, und die Langobarden hatten Monte-Cassino zerstört, und seine Bewohner waren nach Rom gewandert, eine Zufluchtsstätte aufzusuchen.

Ein überaus anmuthiges Bild tritt uns aus den letzten Lebenstagen des Heiligen entgegen. Am Fuße des Berges lebte als Klosterjungfrau die Zwillingsschwester Benedikts, die heilige Scholastika. Bruder und Schwester liebten sich zärtlich, aber nur Einmal im Jahre sahen sie sich; in einem Gehöfte am Abhange des Berges kamen sie zusammen. Der heilige Gregor der Gr. hat uns ihre letzte Zusammenkunft beschrieben, und eben sie ist das anmuthige Bild, das wie ein milder Strahl der Abendsonne die heilige Geschwisterliebe beleuchtet. Nachdem Bruder und Schwester den Tag in geistlichem Gespräche zugebracht, fiel die Dunkelheit herein, — es war im Februar, — als sie noch bei Tische saßen. Scholastika sprach: „Ich bitte dich, lieber Bruder, verlaß mich diese Nacht nicht; laß uns, bis der Morgen anbricht, von den Freuden des Himmels mit einander reden!“ Benedikt erwiderte: „Was redest du da, Schwester? ich kann nicht aus dem Kloster bleiben.“ Aber Scholastika ergab sich nicht; sie legte die Hände gefaltet auf den Tisch und darauf das Haupt und betete, und vergoß dabei so reichliche Thränen, daß der Tisch ganz naß wurde. Das Wetter war heiter gewesen, kein Wölkchen am nächtlichen Himmel. Da auf einmal erhebt sich der Sturm, es blitzt und donnert, und den Regen schüttet es so heftig herab, daß weder Benedikt noch einer seiner Brüder, die ihn begleitet hatten, wagen können, einen Fuß über die Schwelle zu setzen. Da sprach Benedikt: „Gott verzeihe dir Schwester, was hast du gethan!“ „Nun ja, antwortete sie lächelnd, da siehst du es; ich habe dich gebeten, und du hast mich nicht hören wollen; so bat ich denn Gott, und Er hat mich erhört. Gehe jetzt, wenn du kannst, verlaß mich und steige hinauf in dein Kloster!“ Er mußte bleiben; die Geschwister blieben die Nacht in

frommem Gespräche zusammen, und erst am Morgen nahmen sie von einander Abschied. Als Benedikt drei Tage darauf am Fenster seiner Zelle stand und den Himmel betrachtete, sah er, wie die Seele seiner lieben Schwester in der Gestalt einer Taube gen Himmel stieg; in seliger Freude ergoß er seine Dankbarkeit in Lobliedern, ließ den Leichnam holen und in das Grab legen, das er lange schon sich selbst bereitet hatte. Vierzig Tage darnach, am 21. März, ließ er, von heftigem Fieber ergriffen, das Grab öffnen, empfing, auf zwei seiner Jünger gestützt, die heiligen Sterbesacramente und starb stehend vor seinem Grabe mit zum Himmel erhobenen Armen und das Gebet auf den Lippen.

Das Stehen im Sterben, wie wird es durch des heiligen Ordensstifters Regel ausgedrückt, die den Menschen stark und siegreich, zu einem wahren Streiter Gottes macht! Aus dem Morgenlande waren verschiedene Ordensregeln gekommen, andere hatten sich in den Klöstern des Abendlandes aus den täglichen Gewohnheiten herauscrystallisirt. Benedikt war mit Ehrfurcht vor denselben erfüllt, aber ihre Unzulänglichkeit hatte er in seinen eigenen Bestrebungen und an andern wahrgenommen, und so ging er daran, aus ihnen herauszunehmen, was er für die Ordnung seiner Klostergemeinde brauchbar fand, und es mit den Ergebnissen seiner eigenen Erfahrungen zu einem Ganzen zu verbinden; so entstand die erste vollständige Ordensregel im Abendlande für die abendländischen Mönche.

Montalembert characterisirt sie folgendermaßen: Man sieht aus dem Programm des Heiligen, daß er auf zwei Grundprincipien dringt, „Arbeit und Gehorsam;“ diese bilden die beiden Grundsäulen seines Werkes.

Benedikt will nicht, daß sich seine Religiosen auf die innerliche Arbeit, auf die Seelenthätigkeit, die sich selbst zum Gegenstande hat, beschränken sollen; er verpflichtet sie strenge zur äußerlichen Arbeit, sei es Handarbeit oder literarische Thätigkeit. Die ursprünglichen Cönobiten hatten allerdings durch Predigen gewirkt und waren überhaupt auch zur Arbeit verpflichtet, aber Niemand noch bis dahin hatte dieselbe mit einer solchen Strenge und umsichtigen Sorgfalt vorgeschrieben. Um den Müßiggang, den er den Feind der Seele nennt, um so sicherer zu verbannen, regelt er aufs genaueste, den Jahreszeiten angemessen, die Verwendung einer jeden Stunde des Tages, und will, daß, indem das Lob Gottes siebenmal im Tage gefeiert wird, sieben Stunden auf Handarbeit und zwei Stunden für das Studium verwendet werden sollen. Ueber denjenigen, welcher die zu diesem Studium bestimmte Zeit mit Schlafen oder mit Schwatzen verderben würde, verhängt er strenge Strafen. „Wenn, so sagt er, örtliche Verhältnisse oder Armuth

es erheischen, daß die Brüder selbst sich mit Einsammeln der Feldfrüchte beschäftigen müssen, so soll sie dies nicht mißmuthig machen, weil sie erst dann recht eigentlich Mönche sind, wenn sie wie unsere Väter und die Apostel von ihrer Händearbeit leben. In Allem jedoch, soll der Kleinmüthigen wegen das rechte Maß eingehalten werden." Diejenigen, welche in irgend einer Kunst oder einem Handwerke geschickt waren, konnten, jedoch nur mit Erlaubniß des Abtes und in aller Demuth, darin arbeiten; und wenn Einer sich seines Talentes und des Vortheils wegen überhob, der für das Kloster daraus erwachsen mochte, so mußte er an eine andere Beschäftigung gehen, so lange bis er demüthig geworden war. Diejenigen, welche mit dem Verkaufe der Arbeiten solcher vorzüglicheren Meister beauftragt waren, durften weder vom Erlöse zum Nachtheil des Klosters etwas für sich behalten, noch auch aus Geiz die Preise höher stellen, sondern sollten, damit in Allem Gott verherrlicht werde, ihre Producte immer etwas wohlfeiler verkaufen als die Weltleute. Die Arbeit war demnach im Kloster für Alle gleichmäßig strenge geregelt, und die Söhne der römischen Patrizier oder der barbarischen Herren, welche in dasselbe eintraten, waren daselbst der strengen Gleichheit unterworfen, die sogar auch für den geschickten Arbeiter keine Bevorzugung gelten ließ, und ihn auf gleiche Linie wie jeden gemeinen Arbeiter stellte. Auch der Gehorsam ist in den Augen Benedikts eine Arbeit (obedientiae laborem), und die verdienstvollste und wesentlichste von allen. Ein Mönch tritt nur deßhalb in das Ordensleben ein, um das Opfer seiner selbst zu bringen. Dies Opfer ist aber vor Allem das Opfer seines Willens. Mit dem höchsten Aufgebote der Kraft dieses noch freien und seiner selbst mächtigen Willens, entsagt er freiwillig sich selbst zu Gunsten des Heiles seiner kranken Seele, „damit die Seele durch Erhebung über ihre eigenen Wünsche und Leidenschaften sich vollkommen in Gott befestigen könne." Indem der Mönch jedem, auch dem rechten Gebrauche seines eigenen Willens entsagt, und sich einem von ihm selbst gewählten Obern unterwirft, der für ihn gilt als an Gottes Statt, findet er eine sichere Schutzwehr gegen die Verirrungen der Begierlichkeit und der Eigenliebe. Als Sieger geht er ein in die Freiheit der Kinder Gottes. Aber damit das Opfer wirksam werden könne, muß es vollständig sein; weßhalb auch die Regel jede Empörung des Hochmuths bis in die geheimsten Schlupfwinkel hinein verfolgt. Sie verlangt, daß die Unterwerfung rasch, vollkommen und unbeschränkt sei. Der Mönch soll immer, ohne Vorbehalt, ohne Murren gehorchen, sogar in Dingen, die unmöglich scheinen, oder über seine Kräfte gehen, indem er auf Gottes Hilfe vertraut, wenn demüthige und zu rechter Zeit gemachte Bemerkungen, die einzigen, die er machen darf, von den Obern

unbeachtet gelassen werden; und nicht nur seinen Obern, sondern auch den Wünschen und dem Verlangen seiner Brüder soll er gehorsam sein. Der Gehorsam ist Gott um so angenehmer und wird dem Menschen um so leichter, wenn er ohne Aengstlichkeit, ohne Verzug und ohne Lauigkeit geübt wird. Er wird alsdann die erste Stufe der Demuth. Unser Leben in dieser Welt, sagt der heilige Abt, ist wie die Leiter, die Jakob im Traumgesichte sah; „damit sie bis an den Himmel reiche, muß sie durch den Herrn in unser demüthiges Herz eingepflanzt sein; wir können sie nur mittelst der verschiedenen Stufen der Demuth und der Zucht hinansteigen." — Von welchem Unverstand, wenn nicht von Bosheit des Willens, zeugt es, wenn dieser Gehorsam als etwas des Menschen Unwürdiges, als eine Schwäche und Feigheit ausgegeben wird. Das ist nicht der knechtische Gehorsam, wie ihn der Byzantinismus pflanzte; der Abt gebot auf dem Boden der göttlichen und kirchlichen Gesetze und der frei gewählten Ordensregel, nicht in eigener Machtherrlichkeit, sondern an Christi Statt, dem er verantwortlich war, nicht nur um sie zu leiten, sondern auch zu heilen, in eines Jeden Sinnesart sich fügend, damit die verschiedenen Charactere in Einer Harmonie das beständige Lob Gottes darstellen. Ueberdies ist der Abt angehalten, in allen wichtigeren Dingen den Rath Aller, auch der Jüngsten, im Kapitel zu hören; in Sachen geringerer Wichtigkeit darf er sich mit dem Rathe Weniger, der Angesehensten im Kloster begnügen; als beständiger Rath umgeben ihn die Dekane, aus den Würdigsten; er selbst wird von allen Mönchen des Klosters gewählt.

Dom Pitra sagte von dieser Regel, daß sie aus dem Wesen des Evangeliums in einer lehensherrlichen Form bestehe, und Montalembert sagt: „Man wird gestehen müssen, daß der Geist der Gemeindebildung sich niemals eine kräftigere Organisation geschaffen hat, als diese. In dieser Verbindung einer absoluten, lebenslänglichen und aus Wahl hervorgegangenen Gewalt, mit der Verpflichtung, den Rath der ganzen Genossenschaft zu hören und einzig nur in ihrem Interesse zu handeln, tritt ein ganz neues Princip zu Tage, das weder in der heidnischen Vorzeit, noch im christlich-byzantinischen Reiche sein Analogon hat; ein Princip, dessen kräftige Lebensfülle sich durch die Erfahrung der Jahrhunderte bewähren wird. Aus der Vereinigung aller dieser durch Selbstverläugnung geläuterten und auf ein einziges Ziel gerichteter Willenskräfte, die alle in Einer Hand ruhen, welche selbst ihrerseits vom Geiste der Aufopferung geregelt und gezügelt wird, schöpft die Genossenschaft eine unwiderstehliche Kraft. Zwischen der Auflösung des Reiches und der Anarchie der Eroberung bietet das Benediktinerkloster, dies lebendige Bild des christlichen Gemeindelebens, der zer-

fallenden Gesellschaft ein Organisationssystem, das zugleich Etwas an sich hat von der starken Disciplin der römischen Legionen und von jenem Geiste der Aufopferung und häuslichen solidarischen Einstehens, wie ihn Tacitus in den germanischen Gilden erkannt hat."

Im Jahre 595 hat der heilige Gregor auf einer Synode zu Rom die Regel des heiligen Benedikt feierlich bestätigt.

Treten wir nun in eines der Klöster des heiligen Benedikt ein.

Während der spätere heilige Ignatius zum Schauplatze der Wirksamkeit seines Ordens die großen Städte auserkor, die Franziskaner in den kleineren sich ansiedelten, der heilige Bernhard die Thalgeläude liebte, war das Benediktiner-Kloster mit Vorzug auf die Höhe gebaut. Es ist ein ganzer Complex von Gebäuden um die Kirche her, denn die Klostermauer sollte Alles umschließen, was zur Befriedigung der täglichen Lebensbedürfnisse nöthig ist, damit kein Mönch ohne zwingende Nothwendigkeit in die Lage käme, den Burgfrieden des Klosters zu überschreiten. Da ist der Wurtzgarten und der Baumgarten, dort die Mühle und die Bäckerei, die Werkstätten der Weber, der Wagner und der Schmiede. Die Männer, die wir da in der schwarzen Tunika — anfangs war sie weiß — vor uns sehen, sind die Mönche; weil sie bei der Arbeit sind, tragen sie das Skapulier, und wenn sie in den Chor gehen, werfen sie die Flockkutte über, den weiten Mantel mit der Kaputze. Als Fußbekleidung tragen sie Strümpfe und Schuhe, und wenn Einer zu Pferde auf die Reise muß, erhält er auch Beinkleider, die er bei seiner Heimkunft an die Kleiderkammer wieder abliefern muß.

Doch wir sind vom Pförtner bemerkt worden, und da wir auf seine Frage nach unserem Begehr geantwortet haben, daß wir als Fremdlinge von der Gastfreundschaft des Klosters Gebrauch machen möchten, führt er uns mit liebreichen Worten in die Gaststube und entfernt sich auf eine kurze Weile. Dann tritt der Abt ein und heißt uns unter dem Friedenskuß im Namen Christi willkommen, denn so heißt es in der Regel, daß jeder Fremdling so aufgenommen werden solle, als wäre er Christus selbst, wie ja auch Jesus selbst dereinst zu uns sagen werde: „ich war ein Fremdling, und ihr habt mich aufgenommen." Wir werden mit Speis und Trank erquickt, es ist die Kost der Mönche, einfach und natürlich, nichts Ueberflüssiges, aber hinreichend, den Mann bei Kräften zu erhalten, zwei Gerichte und ein Nachtisch von Obst, dazu eine Viertelmaaß Wein mit einem Pfunde Brod; ein Bruder hält über Tisch eine erbauliche Lesung. Wir werden in die Kirche geführt, denn wir wollen unsere Andacht verrichten; einige Priester befinden sich in jedem Kloster — in den ersten Zeiten bestand die überwiegend größere Zahl der Benediktiner aus Laien — und Einer

ist immer bereit, den Pilgern zu Diensten zu sein. — Wer sind die Knaben, die im Garten dort im Schatten einer Gruppe von Apfelbäumen um einen greisen Mönch herstehen, mit gespannter Aufmerksamkeit an seinem Munde hängend? Unser Begleiter sagt uns, es seien arme Kinder, welche die Väter liebreich aufgenommen, und Kinder vornehmer Eltern, welche von diesen dem ausschließlichen Dienste Gottes in St. Benedikts Hause geweiht worden. Es wird Abend, und eine helle Glockenstimme tönt vom Thürmchen auf dem Dache des Klosters hinaus ins Weite; wer im Garten ist, kehrt ins Haus zurück, die Männer, welche hinter den gemalten Fenstern am Schreiben sitzen, klappen ihre Bücher zu, Einer hatte nur noch ein paar Pinselstriche zu malen, und ein kunstreich mit Arabesken verschlungener Anfangsbuchstabe wäre fertig geworden; aber die Glocke hat geläutet, und der Feierabend ist geboten. Jetzt wird es auf dem Hofe lebendig; schwerbeladene Wagen fahren durch das Thor, einzelne Brüder kamen mit Säge und Axt, mit Hacke und Schaufel, Pferde und Ochsen werden ausgeschirrt, und über all' dem lebendigen Treiben ruht eine anmuthende Stille, denn keiner der Mönche spricht ein Wort. — In die Gaststube zurückgekehrt, finden wir einen Mann, der uns mit freudestrahlendem Angesichte begrüßt. „Seit fünf Tagen, sagte er, habe er um Gotteswillen angehalten, daß er zur Büßung seiner Sünden unter die Mönche aufgenommen werde, und in dieser Stunde sei ihm die Zusage geworden; wir wissen nicht, wer er in der Welt war, vielleicht ein Kriegsmann, vielleicht ein hoher Beamter oder adeliger Herr, vielleicht ein Räuber — und außer dem Abte braucht es Niemand zu erfahren; völlig ungekannt darf er Gott dienen, auf die Weise, zu welcher er durch die Gnade berufen wurde. Jetzt ist er Novize und wird einem bejahrten Mönche übergeben, welcher in der Kunst, Seelen zu gewinnen und zu leiten, erfahren ist. Dieser prüft seinen Beruf und Character und hält ihm alle Härten, alle Demüthigungen vor, die seiner warten. Glaubt er nach den Erfahrungen von zwei Monaten das Versprechen geben zu können, daß er ausharren werde, so liest man ihm die ganze Regel vor und sagt: „siehe da das Gesetz, unter welchem du dienen wirst; kannst du es halten, so tritt ein; kannst du es nicht, so gehe frei von dannen!“ Dreimal im Verlaufe des Noviziatjahres — später wurde das Noviziat auf zwei Jahre ausgedehnt — tritt diese Prüfung an ihn heran; dann wird er am Schlusse noch darauf aufmerksam gemacht, daß er nun das Recht, über sich selbst zu verfügen, verliere; willigt er ein, so wird er in der Kirche, vor der versammelten Klostergemeinde, vor Gott und seinen Heiligen das Gelübde der Beständigkeit ablegen, eigenhändig eine Urkunde darüber aufnehmen und auf den Altar niederlegen. Und dann ist er ein

Mitglied der Genossenschaft. — Frühe schlägt die Stunde, wo Alle, die von der Ringmauer des Klosters umschlossen sind, sich zur Ruhe begeben und auch wir suchen unser Lager auf. Bald weckt uns wieder ein Glockenzeichen, das mit lieblichem Tone die Stille der Nacht unterbricht; es ist zwei Uhr nach Mitternacht; die Fenster der Kirche erhellen sich; wir vernehmen den Chorgesang, die Mönche halten ihre Nokturnen. Mit dem Frühroth sind sie damit zu Ende, dann wird es wieder so stille, als ob alle wieder zur Ruhe gegangen wären; sie sind in die Ruhe des betrachtenden Gebetes eingegangen. Dann beginnt das Tagewerk, die harte Arbeit des Körpers und Geistes, heute wie gestern, und wie alle Tage, nur sechsmal unterbrochen durch die canonischen Tagzeiten. Arbeitend beten die Mönche, und im Gebete ruhen sie aus.

Schauen wir von unserer Höhe aus, wie lacht uns im Lichte der Morgensonne die Gegend an. Um das Kloster her haben sich freundliche Häuser angebaut, Acker und Wiese, Baumpflanzungen und Rebgelände wechseln mit einander ab, der Hochwald ist zurückgedrängt, Fruchtbarkeit, Wohlhabenheit, wohliges Leben friedlicher Menschen ist überall sichtbar, und wer nichts sich zu erringen vermochte, klopft vertrauensvoll an die Klosterpforte.

So war es hier nicht allezeit gewesen, sondern wilder Urwald, mit Gestrüpp durchzogen, daß die Axt jeden Schritt in diese unermeßliche Einsamkeit bahnen mußte. Aber ein starkherziger Mann, allein oder mit einigen Gefährten, besaß den Muth, die Gefahren der Wildniß zu bestehen, weil er allein mit Gott sein wollte. In einer Höhle, in den Ruinen einer verfallenen Burg, über welche der Wald sich verschlungen hatte, in einer Hütte aus Baumrinde ließen sich die Einsiedler nieder, lebten von Kräutern und wilden Beeren, und zu ihrem nächtlichen Gebete heulte das Wild des Waldes die Responsorien. Aber es ist eigen, wer sich von der Welt zurückzieht, um im Schooße Gottes einsam zu sein, der wird mit Eifer von der Welt aufgesucht; die Waldbrüder blieben nicht allein; nicht nur, daß das Wild vertraulich ihnen nahte, Menschen fanden sie auf, und immer mehr und mehr kamen Männer aus der Welt, die mit ihnen leben, büßen und arbeiten wollten; aus der Nähe der Zelle mußte der Urwald einem Gärtchen, dem Ackerland weichen; die Lichtung wurde immer weiter; war eine Bevölkerung in der Nähe, so brachte diese Gaben aller Art, die Dürftigen suchten Almosen, die Kranken Pflege und Heilung, die Rathlosen Belehrung und Trost; ein Dörfchen siedelte sich an; es wurde gearbeitet und gebetet, gelehrt und gepredigt; und wieder war der Cultur eine Stätte eröffnet.

Es ist ein wahrer Hochgesang, in welchen Montalembert sich ergießt, da er das Werk des heiligen Benedikt betrachtet, und mit

ihm wollen wir diesen Abschnitt beschließen: „Unermeßlich waren die Resultate aus dem Werke Benedikts. Bei seinen Lebzeiten, wie nach seinem Tode ziehen die Söhne der edelsten Geschlechter Italiens und die Blüthe der bekehrten Germanen in Menge nach Monte-Cassino; sie gehen hervor aus dem Kloster, steigen herab vom Berge und verbreiten sich über das ganze Abendland: Missionäre und Ackersleute, welche bald die Kirchenväter und die Bischöfe, die Künstler und die Lehrer, die Geschichtschreiber und die Dichter der neuen Gesellschaft werden. Sie ziehen aus, um den Frieden und den christlichen Glauben, das Licht und das Leben, die Freiheit und die Bruderliebe, die Wissenschaft und die Kunst, das Wort Gottes und den Geist des Menschen, die heiligen Schriften und die klassischen Meisterwerke der Alten in die verzweifelten Provinzen des zerstörten Reiches und bis tief hinein in jene wilden Regionen zu bringen, aus denen die Zerstörung hervorgebrochen war.

In weniger als einem Jahrhundert nach dem Tode Benedikts ist Alles, was das Barbarenthum an Bildung zerstört hatte, wieder erobert, und zudem stehen seine Söhne bereit, das Evangelium jenseits der Grenzen zu tragen, welche die ersten Jünger Christi nicht hatten überschreiten können. Nach Italien, Gallien und Spanien, die dem Feinde wieder abgenommen worden, werden alsdann nach einander Großbritannien, Deutschland, Skandinavien angegriffen, erobert und in die Christenheit einverleibt. Das Abendland ist gerettet, der Grund zu einem neuen Reiche ist gelegt, eine neue Zeit beginnt.

Jetzt kommt, ihr Barbaren, die Kirche hat euch nicht mehr zu fürchten; herrschet wo ihr wollet, die Bildung ist vor euch geborgen, oder besser: ihr selbst werdet die Vertheidiger der Kirche und schafft wieder neue Bildung; Alles habt ihr besiegt, Alles erobert, Alles umgestürzt; nun werdet ihr eurerseits überwunden, erobert und umgebildet; die Männer sind da, die eure Meister werden; sie nehmen euch eure Söhne, sogar die Söhne eurer Könige, um sie in ihre Heerschaar einzureihen; sie nehmen euch eure Töchter, eure Königinnen, eure königlichen Jungfrauen, und erfüllen damit ihre Klöster. Sie nehmen eure Seelen, um sie zu entflammen, eure Phantasie, um sie durch Läuterung zu beseligen, euren Muth, um ihn im Opfergeiste zu stählen, eure Schwerter, um sie zum Dienste des Glaubens, der Schwachheit und des Rechtes zu weihen.

Die Arbeit ist weder kurz, noch leicht, aber sie führen sie zum Ziele, sie werden die neuen Völker beherrschen, indem sie denselben das Ideal der Heiligkeit, der Größe und der sittlichen Kraft vorhalten; sie machen sie zu Werkzeugen des Guten und Wahren; sie tragen mit Hilfe dieser Besieger Roms das Reich und die Gesetze eines neuen Roms weit hinaus über die Grenzen, wie solche nie-

mals der Senat zu umschreiben, oder die Kaiser zu träumen sich getraut; sie siegen und segnen dort, wohin die römischen Adler nie gedrungen waren. Sie werden die Nährväter aller neueren Völker. Man sieht sie neben dem Thron Karls des Großen, Alfreds des Großen, Ottos des Großen, und mit ihnen im Bunde das christliche Königthum und die neue gesellschaftliche Ordnung begründen. Sie besteigen mit dem heiligen Gregor dem Großen und dem heiligen Gregor VII. den apostolischen Stuhl, und von hier aus leiten sie durch Jahrhunderte von Kampf und Tugend die Geschicke des katholischen Europa und der Kirche, welcher gläubige, männlich starke und freie Völker glorreich dienen."

Die Ausbreitung des Christenthums, insbesondere in Deutschland.

Als der Sturm der Völkerwanderung vorübergebraust war, zeigte sich die Saat des Christenthums fast allerorten in Europa hoffnungsfreudig aufgesproßt. Von Irland und Britannien und vom Frankenreiche haben wir bereits gesprochen; Spanien, jetzt von den arianischen Westgothen überschwemmt, führt seine Kirchengeschichte in das höchste Alterthum hinauf; von den slavischen Völkern kann erst später die Rede sein, und so haben wir uns jetzt auf die Bekehrungsgeschichte Deutschlands zu beschränken.

Die Zeit, wann das Christenthum zum ersten Mal in deutschen Landen gepredigt wurde, ist nicht zu ermitteln; bekannt ist, daß eine Reihe von Kirchen am Rhein ihre Tradition bis in die apostolische Zeit hinauf verfolgen, daß Irenäus gegen Ende des zweiten Jahrhunderts Germanien unter den Ländern nennt, in welchen Christus angebetet wird; der Kirchengeschichtschreiber Sozomenus berichtet, daß zahlreiche Christen in der Zeit Constantins des Gr. um den Rhein her wohnten; die diocletianische Zeit sah die Marter der thebaischen Legion. Frühe mußten die römischen Legionen das Christenthum an den Rhein und die Donau gebracht haben; die XXII., welche zur Zeit der Kreuzigung Christi in Syrien stand, kam nach Mainz ins Standquartier; wenn wir recht berichtet sind, hatte sie ihren Werbebezirk im Trierischen, und so wären Landsleute von uns bei der Cohorte gewesen, welche Pilatus bei sich in Jerusalem hatte. Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß durch Soldaten, Kriegsgefangene, Kaufleute, Einzelne bekehrt wurden; aber christliche Inschriften thun auch dar, daß im vierten Jahrhundert bereits zahlreiche Gemeinden in der Rheingegend sich befanden; für das Jahr 314 ist z. B. für Trier der heilige Bischof Agritius, für Cöln Maternus mit aller Sicherheit nachzuweisen. Die uralte Begründung der Kirche in den Donaulän-

dern ist so sicher festgestellt, daß ein Angriff der Kritik darauf noch niemals gelungen ist; da wird aus der diocletianischen Verfolgung aus Noricum und zwar aus Lorch der heilige Florian als Martyrer genannt, aus Siscia in Pannonien der heilige Bischof Quirinus. Für Illyrien behaupten Gregor von Nyssa und Hieronymus eine Thätigkeit des heiligen Paulus. Von Aquileja aus ging die Verbindungsstraße mit den östlichen Stationen durch die Mitteldonauländer, und so kann nicht bezweifelt werden, daß christliche Gemeindebildungen daselbst frühe sich ansetzten. Das Gleiche geschah in Rhätien, und nicht minder ist nachzuweisen, daß noch in der römischen Zeit um den Bodensee Kirchen entstanden, so in Bregenz und Arbon, von wo die Straße nach Augsburg führte, dessen Tradition den heiligen Dionysius, Afra und Andere aus der diocletianischen Verfolgung kennt.

Wenn nun auch in den genannten Länderstrecken blühende Gemeinden im vierten Jahrhundert bestanden, so ist denn doch nicht zu übersehen, daß Dies nur in deutschen Grenzbezirken stattfand, und daß von zahlreichen Bekehrungen aus dem Innern des deutschen Landes eine Kunde nicht gebracht wird. Es ist leicht begreiflich, daß dort, wo das deutsche Volksthum dem Römerreiche in ungebrochener und feindseliger Kraft gegenüberstand, von einem großartigen Eindringen des Christenthums nicht die Rede sein kann. Die Sendboten des Christenthums erschienen ja in den Augen der Deutschen als Römer, also als Boten der Todfeinde, und leicht wurde das Christenthum mit dem Römerthum verwechselt; wer den christlichen Prediger anhörte, mußte seinen Volksgenossen als ein Solcher erscheinen, der auf das Wort des Feindes hörte, und die Bekehrung erschien gleichbedeutend mit dem Uebergang zum Feind. So lange das Volk in geschlossenen Massen gegen diesen stand, mußte er als Verräther an der Heimath und den vaterländischen Göttern aufgefaßt werden, denn wer diese verließ, der mißtraute ihnen, er achtete sie für geringer als die der feindlichen Heere; Das konnte nun aber von ganzen Völkerschaften nicht geschehen, so lange sie siegreich waren, da ihr Siegesbewußtsein sie inniger an die heimischen Götter anschließen mußte, weil es deren Uebermacht über die Götter des Feindes den Sieg zuschrieb. Erst als das Volksthum durch die langjährige Berührung mit dem Römerthum sich auflöste, entwich nach und nach das Heidenthum, und erst da wurde es dem Einzelnen mehr ermöglicht, an die Apostel des Christenthums sich anzuschließen, und ganzen Völkerschaften traten jetzt bei dem allgemeinen Versinken der bisherigen Institutionen jene Seiten ihres Götterglaubens mahnend und drohend vor die Augen, welche den Verfall der germanischen Götterwelt ahnen

ließen, und jetzt war der Boden bereitet für die Aufnahme der christlichen Predigt.

Die Noth und die Trübsal der Völkerwanderung trugen dazu bei, daß die Gestalten einzelner hervorragender Männer mit ihrem wohlthätigen christlichen Wirken glanzvoll über den schwer bedrängten Völkern erscheinen; so wird aus der Donaugegend der heilige Valentin genannt; er predigte in Passau, lange vergeblich; dreimal bat er den Papst, das hartherzige Volk verlassen zu dürfen; er ging nach Tirol und baute sich seine Zelle bei Matsch im Vintschgau, fand bei den Tirolern williges Gehör, aber auch die Freude empfand er vor seinem Sterben, daß aus dem unfruchtbar scheinenden Boden Passaus die christliche Saat aufgegangen war.

Zwischen Wien und Passau wanderte als Apostel der heilige Severin. Niemand hat je erfahren, wo der Boden seiner Heimath war; seine Sprache verrieth ihn als Römer, er kam aus dem Morgenlande, und es wurde vermuthet, daß dort die Einsamkeit der Zelle ihn zum apostolischen Manne gebildet habe. Der erste Ort, wo er predigend auftrat, war Asturis (Stöckerau); dann treffen wir ihn predigend, Klosterzellen bauend, Schüler um sich sammelnd, nach allen Seiten hin wohlthuend, die christliche Bevölkerung gegen die Barbaren schützend, Städte vor deren Angriffen rettend, ein Rathgeber des Rugierkönigs Flacciteus und dessen Sohnes Fava in Wien, in Ravenberg oder Hohlenburg, in Siferingen, in Burg oder Burkersdorf, in Cucullis (Kuntzen oder Kuntzing), in Innstadt, Passau, Salzburg und Lorch. Wir haben schon einmal berichtet, wie er Odoaker seine künftige Erhebung voraussagte; dieser blieb ihm dankbar und machte einen eigenen Feldzug gegen Diejenigen, welche nach dem Tode des Heiligen seine Grabstätte zerstörten. Der Apostel Oesterreichs starb im Jahre 482, und als die Donaugegend von den Barbaren greulich verwüstet wurde, retteten seine Schüler seinen heiligen Leib über die Alpen.

Im Bayernlande fehlte es nicht an christlichen Elementen, wir wissen ja, was die heilige Theodolinde, die bayerische Fürstentochter, als Königin der Langobarden für die Bekehrung des arianischen Volkes zur katholischen Kirche gewirkt hat; allein die Kirchen standen vereinzelt, noch fehlte es an einer Organisation des Kirchenwesens, und vielfach spielte Heidenthum und Christenthum ineinander. Nun berief der Herzog Theodo I. (580) den heiligen Rupert, der als Bischof von Salzburg († 623), im südlichen Theile Bayerns eine gar segensreiche Wirksamkeit entfaltete; er war der Sohn einer fränkischen Familie und in Worms und der Umgegend thätig; Theodo wurde durch den Ruf seines heiligen Wandels auf ihn aufmerksam und begehrte mit seinem ganzen Hause

die heilige Taufe von ihm. Mit Gefährten wanderte er predigend im Bayernlande umher und über dessen Grenzen hinaus, am Wallersee wünschte er seinen ständigen Sitz zu gründen, sein Auge fiel auf die Trümmer von Juvavia, dessen Zerstörung durch die Heruler vom heiligen Severin einst vorausgesagt worden; hier erstand Salzburg, und als Zierde der Stadt die bischöfliche Kirche, welche vom Bayernherzog reich ausgestattet wurde. Rupert holte aus der Wormsergegend zwölf Mitarbeiter und gründete eine Art Pfarrsystem, indem er jedem derselben ein bestimmtes Gebiet zum Wirkungskreis anwies. Für die Heranbildung einer einheimischen Geistlichkeit stiftete er St. Peter in Salzburg, das noch bestehende; zur Erziehung von Jungfrauen und Aufnahme armer verlassener Kinder berief er seine Nichte, die heilige Ehrentrudis und baute ein Kloster; er aber wanderte bis zu seinem letzten Tage (27. März 623) im Lande umher als ein Bischof, der mit Gebet, Predigt und Spendung der heiligen Sacramente seine junge Pflanzung pflegte.

Im nordöstlichen Bayernlande, zu Regensburg, tauchte noch in der Zeit desselben Herzogs Theodo Emmeran auf; er war aus Aquitanien gekommen und wollte die apostolische Arbeit unter den Avaren aufnehmen, aber Theodo hielt ihn mit der Vorstellung auf, daß zu den Avaren kein Durchgang möglich, und daß in der diesseitigen Landschaft, die zwar zum größeren Theile schon christlich, ein reiches Arbeitsfeld seiner warte, da noch viel Heidnisches mit Christlichem vermischt sei; er blieb, bekehrte und taufte so Viele, daß die Bayern ihn als ihren Apostel verehrten. Schon nach drei Jahren endigte seine Laufbahn; er war im Begriffe, eine Wallfahrt nach Rom zu machen, verweilte aber zur Verwunderung seiner Gefährten zu Helfendorf, oberhalb der Gegend, wo jetzt München liegt; durch eine Offenbarung war er inne geworden, daß hier seine Todesstätte sein sollte. Seinen Abgang aus Regensburg hatte Uta, des Herzogs gefallene Tochter, zu einer gräßlichen Verleumdung des Heiligen benützt; von ihrem sittenstrengen Vater aus seinen Augen verwiesen, stachelte sie ihren Bruder Lantpert zur Rache am Bischofe auf; dieser ereilte ihn im genannten Dorfe, ließ ihn auf eine Leiter binden und unter gräßlichen Qualen tödten (22. September 652).

Auch der westliche Theil Bayerns mit der Hauptstadt Freising erhielt um den Ausgang des siebenten Jahrhunderts einen heiligen Bischof und Ordner des Kirchenwesens in Corbinian, welcher im Jahre 680 zu Chartres bei Orleans von christlichen Eltern geboren, von Jugend auf von einem unwiderstehlichen Zuge zur Einsamkeit ergriffen war, aber vom Papste, der ihn wiederholt auf das Feld apostolischer Wirksamkeit zu weisen suchte, zum Missionsbischof geweiht wurde. Vergebens drang Theodo II. in ihn, in seinem

Lande sich niederzulassen; auch Grimuald, der zu Freising residirte, erreichte Nichts von ihm, doch dieser dachte den heiligen Mann zu zwingen, denn er war um die Bekehrung seines Volkes äußerst bekümmert. Als er die Rückkehr Corbinians aus Rom vermuthete, legte er ihm einen Hinterhalt und ließ ihn zu Mais in Tirol festnehmen; gezwungen verfügte sich nun der Heilige nach Freising, betrat aber die Pfalz nicht eher, als bis Grimuald und Pilitrud, seine Gemahlin, welche aber die Wittwe seines Bruders und daher unerlaubter Weise mit ihm vermählt war, auseinanderzugehen und zu büßen versprochen hatten. Als Bischof suchte er durch bleibende Gründungen das Christenthum zu befestigen; einen schweren Stand hatte er gegen den im Volke viel verbreiteten Aberglauben, aber muthig griff er durch, und erschien er auch als ein lästiger Sittenprediger, welcher einmal nur durch Flucht sein Leben vor Meuchelmördern schützen konnte, so war doch im Jahre 730, wo am 3. September seine Todesstunde schlug, die Kirche von Freising für alle Jahrhunderte festgegründet.

Wenden wir uns am Augsburger Sprengel vorbei westwärts zu den Alamannen, so finden wir auch hier schon seit der Römerzeit einzelne Christen; allein erst von der Zülpicher Schlacht an (496) beginnt eine förmliche Ordnung des Kirchenwesens mehr und mehr sichtbar zu werden. Wenn auch Chlodwig keine directen Maßregeln versuchte, die eben unterworfenen Alamannen zu Christen zu machen, so lag doch in der ganzen Stellung, in welche er Alamannien zum fränkischen Reiche setzte, der Keim einer Entwickelung, die zum Christenthum führen mußte. Nachdem Chlotar I. zwischen 555 und 561 das uralte Bisthum von Windisch nach Constanz verlegte, konnte Dagobert I. schon zwischen 626 und 678 eine Diöcesaneintheilung vornehmen, welche aus einem Diplome Barbarossas vom 27. November 1155 uns bekannt ist und wonach die östliche Grenze des Constanzer Sprengels die Iller ist bis zu ihrem Einfluß in die Donau bei Ulm; die nördliche ging bis zur Grenzmark der Alamannen und Franken, westwärts trennte die Bleichach und das Kinzigthal im Schwarzwald Straßburg von Constanz; dieselbe Bleichach und die Aar schieden Constanz von Basel; diese Aar von ihrem Einfluß in den Rhein herauf bis zum Thunersee bildete die Grenze des Lausanner Bisthums, die Alpen und die Grenzen Rhätiens schieden endlich auch Chur ab. Wenn man nun an die Verpflichtung der Bischöfe denkt, ihre Sprengel zu bereisen, zu visitiren und zu firmen, so setzt diese Umgrenzung des Bisthums einerseits die Thatsache voraus, daß durch ganz Alamannien hin zahlreiche Gemeinden bestanden haben müssen, anderseits müssen die Bischöfe sich angewiesen und angeregt gefühlt haben, den Umkreis mit noch mehr Gemeinden zu füllen. Unter demselben Dagobert

erhielt das alamannische Gesetz um 630 eine Redaction, der man es ansieht, daß sie viele Christen voraussetzt. Insbesondere unter dem Adel zählte das Christenthum zahlreiche Bekenner, unter dem Volke dagegen war noch viel Heidenthum; und dieses auszurotten, im ganzen Volke die christliche Bildung zu verbreiten, alle seine Gebräuche und Handlungen, auch gerichtliche Acte christlich umzubilden: das war die Absicht eines Theiles des alamannischen Gesetzes; während der bürgerliche Theil sich damit begnügt, die alten Gewohnheiten einfach zusammenzustellen, tragen die kirchlichen Bestimmungen des alamannischen Gesetzes einen pädagogischen Character. Vor Allem (siehe Hefele: Geschichte der Einführung des Christenthums im südwestlichen Deutschland 1837) soll die hohe Achtung gegen die Kirche in den Gemüthern Aller gepflanzt werden, damit aus der Achtung Hinneigung, aus der Hinneigung völlige Hingabe an die Kirche und ihre Lehre hervorwachse. Darum legt der Gesetzgeber selbst überall die höchste Achtung und Ehrerbietung gegen die Kirche zu Tage. Die Kirche erscheint durchweg in diesen Gesetzen als hohes, ehrwürdiges Heiligthum, das Kirchengebäude als Tempel des Höchsten, das Kircheneigenthum als Eigenthum Gottes, der Diener der Kirche als Diener Gottes; wer zur Kirche flieht, ist gegen Verfolgung gesichert; wer der Kirche von seinem Eigenthum mittheilen will, darf daran von keinem Menschen gehindert werden; wer der Kirche sein Eigenthum zur Bewahrung vertraut, hat das sicherste Mittel gegen freyle Raubgier ergriffen; wer sich selber zum Dienste der Kirche weiht, wird vor Allen bevorzugt; wer immer im Verhältniß zur Kirche steht, hat Theil an dem ausgezeichneten Schutze, den das Heiligthum von der höchsten weltlichen Macht erhält.

Auch das weltliche Eigenthum und Besitzthum der Kirche ist heilig, unantastbares Gottesgut, und schwere Strafe harret dessen, der sich an der Kirche vergreift. Dreimal den neunfachen Werth muß er für das entwendete Eigenthum der Kirche erlegen, noch mehr, wenn er das wegnahm, was der Kirche von einem Dritten zur Bewahrung anvertraut war. Wer das Asylrecht der Kirche im Geringsten verletzt, hat im mindesten Falle die für jene silberarme Zeit so bedeutende Strafe von 78 Schillingen unnachsichtlich zu gewarten; hat er gar in der Kirche Jemand getödtet, so ward er außer dem gewöhnlichen Sühngeld mit weiteren 120 Schillingen gepönt, und dies Alles, sagt der Gesetzgeber, damit die Anderen einsehen, daß bei den Christen Gottesfurcht wohne, und damit auch Jene der Kirche fortan Hochachtung zollen. In diesen Worten hat der Gesetzgeber selber seinen Zweck klar ausgesprochen. Auch die Anderen, die noch außer der Kirche sind, auch die noch heidnischen Alamannen, sollen der christlichen Kirche Ehrfurcht erweisen lernen,

sollen wissen, daß ihr König die christliche Kirche achte, schätze, schütze und jede Geringachtung gegen sie mächtig zu strafen gedenke. Mit der Achtung gegen die Kirche zugleich sollte Achtung gegen ihre Vorsteher und Diener begründet, erzielt und befestigt werden. Darum verhieß der Gesetzgeber den Bischöfen, Priestern, Diakonen, Mönchen und Clerikern aller Art besonderen ausgezeichneten Schutz und setzte die schwersten Strafen auf jede Beleidigung und Verletzung derselben. Wie die höchsten Beamten des Staates sollten die Beamten der Kirche gesühnt werden; der Bischof ebenso, wie der mächtige Herzog von Alamannien. Jede Beleidigung eines Priesters ward dreifach gepönt, zweifach die am Diakon oder Mönche verübte, der Mord eines Priesters mit 600, der des Diakons mit 400 Schillingen gestraft, nach der Sitte der Zeit, die jedes Leben mit Silber aufwog, jeden Mord mit Geld sühnte. Ja selbst die Wohnung des Bischofs und Priesters ward vom Gesetze mit besonderer Achtung behandelt und als eine Wohnung des Friedens erklärt, der nicht einmal durch eigenmächtiges Tragen der Waffen gestört werden dürfe. Hatten früher die heidnischen Priester bei den alten Germanen, und so auch bei den Alamannen sich besonderer Verehrung und Hochachtung, besonderer Privilegien und Rechte erfreut, wie uns Tacitus in seiner Germania an vielen Stellen erzählt, so sollten jetzt die christlichen Bischöfe und Priester mit noch größeren Vorrechten ausgestattet und mit noch größeren Privilegien ausgezeichnet werden, damit auch die Achtung des noch heidnischen Theiles der Alamannen gegen sie wachse, und diese äußere und äußerliche Achtung die Grundlage der Beachtung ihrer Worte und Lehren werde. — Sollte ganz Alamannien sicher und in Bälde christianisirt werden, so war außer den genannten zwei Mitteln ein drittes Erforderniß die Einführung christlicher Elemente und Gebräuche in das ganze auch rein bürgerliche Leben. Was hatte der heidnische Alamanne mit dem christlichen Sonntag zu schaffen? Aber er mußte ihn wenigstens bürgerlich feiern, mußte Pflug und Ambos und jedes derartige Gewerbe ruhen lassen, und so mußte er sich allmälig daran gewöhnen, diesen Tag mit seinen christlichen Nachbarn als einen heiligen zu betrachten, wohl den Mangel an Arbeit durch Gespräche mit diesen zu ersetzen, wobei mancher Keim in die offenen Herzen fallen konnte. Die neue Generation gewöhnte sich sicher und leicht an die Feier des Sonntags in Gemeinschaft mit den Christen, und wer die Feste gemein hat, hat auch bald die Götter gemein. — Nach christlichem Eherechte wurden im alamannischen Gesetze die Ehen erlaubt oder verboten und die Fälle bestimmt, in denen solche Verbindung als incestuös betrachtet werden müsse, sowie dasselbe Gesetzeskapitel schwere Strafen über jene verhängt, die es wagen würden, dieses christliche Ehegesetz zu übertreten.

Auch der bei germanischen Völkern so äußerst häufige Fall, mittelst des Eides die Beweise vor Gericht zu führen, ward von dem Gesetzgeber dazu benützt, in das ganze Leben christliche Elemente einzuführen. Auf ein Reliquienkästchen mußten die Schwörenden ihre Hände legen, bei Gott und den Reliquien ihre Unschuld betheuern. Die Ertheilung der Freiheit an bisherige Leibeigene sollte in der Regel in der Kirche geschehen, und Freigelassene dieser Art hatten vor Andern Manches voraus; dadurch sollte auch dieser rein bürgerliche Act mit der Religion in Beziehung gesetzt und ein weiteres Verbindungsmittel der Alamannen mit der christlichen Kirche werden. — Und damit solche Verbindung sich noch leichter ergebe, nahm das Gesetz in keinem Punkte heidnische Gebräuche offen in Schutz, entzog vielmehr jeder heidnischen Sitte die gesetzliche Stütze und Grundlage. Nirgends mehr sollte ferner der Heide einen Haltpunkt für sein Heidenthum im Gesetzbuche finden, es sollte ihm scheinen, als sei er mit seiner Ansicht hinter den Entwickelungen der Zeit zurück geblieben, wo er hinschaute, sollte ihm nur Christliches entgegentreten, nur Christliches im Leben, nur Christliches in der Verfassung, nur Christliches in der Rechtspflege, nur Christliches im Gesetze. Wie konnte so das Christenthum leichter allgemein eingeführt werden, als dadurch, daß die Obrigkeit von dem Heidenthume und seiner Existenz gar keine Notiz mehr nahm und schlechthin Alle als Christen behandelte?

Sollten aber die Alamannen durch alle diese Mittel sich zum Christenthume führen lassen, so forderte schon die Klugheit, Alles das zu vermeiden, was den noch heidnischen Theil dieses Volkes hätte reizen und erbittern können. Deßhalb greift das Gesetz nirgends direct, ausdrücklich und geradezu das Heidenthum an, verbietet nirgends heidnischen, durch der Väter Andenken lieben Cult, verpönt nirgends eine als heidnisch bezeichnete Sitte. Ja diese Sorgfalt ging so weit, daß im Gesetzbuche ein Punkt aufgenommen ist, der vor dem christlichen Gesetze nicht besteht. Hier heißt es: „Wenn Einer gegen das Gesetz einem Andern seine Frau raubt, so soll er sie zurückgeben und dazu 80 Schillinge Sühngeld; will er sie aber nicht zurückgeben, so soll er sie mit 400 Schillingen ersetzen.“ Die bei den Heiden nicht gar seltene Sitte oder Unsitte, daß Einer die Frau des Andern für sich nahm, fand der Gesetzgeber auch bei den heidnischen Alamannen vor, fand aber zugleich, wohl um die Alamannen nicht zu erbittern, für gut, diese Unsitte nicht geradezu als Kapitalverbrechen zu verbieten, hielt vielmehr für gerathen, sie nur so zu erschweren, daß sie von selbst nach und nach aufhören mußte.

Nun aber führten heilige Männer eine Colonie irischer Mönche

ins Land; der erste war Fridolin, der im Anfange des sechsten Jahrhunderts unter Chlodwig d. Gr. ins Frankenland kam und ums Jahr 550 starb; Andere setzen seine Wirksamkeit ins siebente Jahrhundert. St. Fridolin war ein irischer Edelmann, frühe eingeweiht in die in irischen Klöstern in hoher Blüthe stehenden Wissenschaften; vom Geiste Gottes angeweht, zog er als Prediger in den Städten seiner Heimath umher, bis er bemerkte, daß, während er Andern predigte, seiner eigenen Seele Schaden drohte, denn die Ehrsucht wollte sich bei ihm einschleichen; deßhalb verließ er sein Vaterland und ging nach Gallien, wo er zu Poitiers sich niederließ, angezogen von den Erinnerungen an den heiligen Hilarius. Dessen Kloster lag damals in Trümmern, und unter diesen der Leib des Heiligen verschüttet. Um die Auffindung dieser Reliquien betete er lange, und als er Erhörung gefunden, unterstützte Chlodwig den neuen Aufbau der Kirche und des Klosters, zu dessen Abte der Bischof ihn einsetzte; er benützte seine Zeit zur Bekehrung vieler Heiden, die damals noch ziemlich zahlreich um den König waren, aber nach einiger Zeit gab ihm der heilige Hilarius in einem Traume die Weisung, daß er nach Alamannien wandern solle, dort sei auf einer vom Rheine umflossenen Insel der ihm von Gott angewiesene Schauplatz seiner Wirksamkeit. Der König gab ihm volle Gewalt, auf dieser Insel nach Gutdünken zu schalten. Fridolin wanderte von der Mosel durch die Vogesen nach Straßburg, durch Burgund zum Bischof von Chur, überall Kirchen in der Ehre des heiligen Hilarius bauend, bis er endlich die bezeichnete Insel fand. Diese wurde von den Bewohnern der dortigen Rheinufer als Weideplatz benützt, und als sie bemerkten, wie der fremde Mann forschend auf der Insel umherging, hielten sie ihn für einen Dieb und trieben ihn unter Schlägen weiter. Er ging wieder zum Könige, und nun schenkte ihm dieser die Insel, und bedrohte in einer Urkunde Jeden mit Todesstrafe, der ihn an der Besitzergreifung derselben hindern würde. Die Insel ist Säckingen zwischen Zurzach und Basel; er baute ein Frauen- und ein Mannskloster und eröffnete weitum in der Schweiz und nach Alamannien hinein eine segensreiche Wirksamkeit. Die Klosterfrauen nahmen sich um die Erziehung der weiblichen Jugend an, und die Mönche zogen predigend im Lande umher, andere blieben auf ständigen Posten in den Gemeinden. Glarus soll seinen Ursprung dem Heiligen verdanken; auch daß er das Schottenkloster in Constanz gestiftet habe und bis nach Augsburg predigend gekommen sei, wird erzählt. Die vielen Hilariuskirchen in der Nähe und weiteren Umgebung von Säckingen, und auch die später entstandenen, ebenso zahlreichen Fridolinskirchen, sowie die beständige Verehrung des Heiligen auf dem Schwarzwalde und in der ganzen südwestlichen Ecke Deutschlands, bekunden bis auf

den heutigen Tag, was der heilige Mann aus Irland für unser Vaterland gewirkt hat.

Noch berühmter ist der heilige Columban, ein Mann ganz eigenthümlicher Art, dessen Characterbild uns einen interessanten Einblick in die Art und Weise gestattet, wie die apostolische Auswanderung aus dem grünen Erie Europa überfluthete. Columban ist in demselben Jahre geboren, wo der große Ordensstifter Benedikt aus diesem Leben schied; er stammte aus der Provinz Leinster in Irland; seine wunderbare Schönheit veranlaßte dem Jünglinge Nachstellungen unreiner Frauen; ihnen zu entgehen, bewog ihn zur Flucht aus der Heimath, und wir finden ihn in dem hochberühmten Kloster von Bangor; hier erfaßte ihn der Wandertrieb seines Volkes, der unwiderstehliche Drang zur apostolischen Thätigkeit, und mit zwölf Mönchen zog er aus und erschien im Jahre 589 oder 590 in den Vogesen. Auf die Bitte des Königs Gunthram ließ er sich in einem verfallenen Römerschlosse Anegray (Anagrates) nieder; vergeblich hatte der König gesucht, ihn am Hofe festzuhalten. „Er habe, sagte der Heilige, sein Vaterland nicht verlassen, um dem Wohlleben zu fröhnen, sondern um Christi Kreuz tragend diesem nachzufolgen." In der ersten Zeit hatte er mit seinen Gefährten keine andere Nahrung als Waldkräuter, Baumrinde und Heidelbeeren, und was ihnen gutherzige Landleute brachten. Bald war der Zulauf von Jüngern so groß, daß er an eine zweite Klosterstiftung gehen mußte; er machte sie auf den Trümmern der Burg Luxovium (Luxeuil in der Freigrafschaft), und nicht lange darauf erfolgte eine dritte zu Fontaine (Fontanes). Im Gebet und der Arbeit fand er die das Menschenwesen überwältigenden und an Gott knüpfenden Mächte; er führte den ununterbrochenen Chordienst, laus perennis, ein, wie er in einigen andern Klöstern bereits bestand, wo Tag und Nacht die Stimmen der Mönche, ebenso unermüdlich wie die Stimmen der Engel, einander ablösten, um in einem Lobliede ohne Ende das Lob Gottes zu singen. Arbeiten auf dem Felde, in den Wäldern, mußte Jeder, ob reich oder arm, ob kräftig oder schwach; in seinem heißblutigen Ungestüm wollte er nicht einmal die Kranken geschont wissen; seine Forderung zur Anstrengung ging so weit, daß er wollte, der Mönch solle erst dann zu Bette gehen, wenn die Ermüdung so groß geworden, daß er bereits beim Hingehen zu seinem Lager schlafe, und aufstehen solle er schon wieder, bevor er genug geschlafen habe. Ueberhaupt erscheint uns seine Regel überaus hart; der Gehorsam wird unbedingt gefordert, keine Widerrede gestattet; nie soll der Mönch nach seinem eigenen Willen thun, willenlos unterwerfe er sich seinen Obern, für heilsam halte er, was immer sie befehlen mögen; das Stillschweigen sei beständig; als Nahrung wird Nichts erlaubt als Gemüse, in Wasser gekochtes

Mehl und ein kleines Brödchen, und es wird nur Abends gegessen; das Fasten ist wie das Gebet, die Lesung und die Arbeit immerwährend. Den größeren Theil der Regel füllt das Strafgesetzbuch, das eine verschwenderische Anwendung körperlicher Züchtigung, Stockstreiche zwischen 6 und 200 vorschreibt. Eine so ungewöhnliche Strenge zog die Herzen an, statt daß sie dieselben abschreckte; eine ganze Heerschaar von Jüngern, vom geringsten Manne bis zu den höchsten Ständen hinauf, sammelte sich um Columban; entflammt vom Hauche dieses großen Heiligen, durchdrungen von der gewaltigen Triebkraft, die in ihm überströmte, hartnäckig, unerschrocken, unermüdlich wie er, gaben sie dem Mönchthume den mächtigsten, den raschesten und thätigsten Impuls, den es bisher noch im Abendlande empfangen hatte. Doch bevor das siebente Jahrhundert noch zu Ende gegangen war, hatte die Regel des heiligen Benedikt angefangen, die Columbans zu verdrängen.

Aus den Vogesen vertrieb den Heiligen der Haß eines Weibes. Brunhilde wollte um jeden Preis herrschen und verirrte sich soweit, daß sie ihren Enkel Theoderich von einer christlichen Ehe abhielt und zu einem ausschweifenden Leben verführte. Das war dem heiligen Columban ein bitterer Schmerz, aber er hoffte, weil Theoderich religiösen Einsprechungen zugänglich war. Oft besuchte ihn der arme verführte König, und er versprach Besserung, aber Brunhilde sann auf eine Gelegenheit, den König und den Heiligen zu entzweien. Eines Tages stellte sie Columban die vier Söhne vor, welche dem Theoderich bereits geboren waren. „Was wollen diese Kinder von mir? fragte der Mönch. — Es sind die Söhne des Königs, sprach Brunhilde, ertheile ihnen den Segen. — Nein! entgegnete Columban, Das thue ich nicht; niemals werden sie zur Herrschaft gelangen; sie kommen aus unlauterem Orte.“ Von diesem Augenblicke an war das Schicksal Columbans beschlossen; da Theoderich in sein ärgerliches Leben zurückfiel, schrieb ihm Columban einen Brief voll heftiger Vorwürfe und drohte ihm mit der Excommunication. Nun war auch der König gegen ihn; er drang ins Innere des Klosters und verlangte, daß dieses Jedermann, auch den Frauen offen stehen solle. Aber Columban sprach: „Wenn du unsere geregelte Hausordnung verletzen willst, so brauchen wir deine Gaben nicht, und wenn du hierher kommst, um unser Kloster zu zerstören, so wisse, daß dein Reich und dein ganzer Stamm zu Grunde gehen wird.“ Von Schrecken ergriffen, wich der König einen Augenblick zurück; doch bald wieder sich fassend, rief er unter dem Beifalle seiner Umgebung, er werde Columban aus seinem Reiche schaffen. In Luxeuil wurden die Mönche eingesperrt, und Columban gewaltsam nach Besançon gebracht. Als er wieder in sein Kloster zurückkehrte, kam ein Graf mit einer Abtheilung Sol-

daten, ihn mit Gewalt aus dem Kloster und dem Lande zu führen. Auf dem ganzen Wege ward den Leuten verboten, ihn mit irgend etwas zu unterstützen, doch in Tours nahm der Bischof ihn gastlich auf. Da ereignete sich eine Scene, welche den irischen Mann characterisirt: es frug ihn Jemand bei Tische, warum er denn wieder in seine Heimath hinübergehe? Er erwiderte: „Der Hund Theoderich hat mich und meine Brüder aus meinem Hause vertrieben." Einer der Getreuen des Königs machte leise die Bemerkung: „Ist es nicht besser, den Leuten Milch statt Wermuth zu geben?" Ihm rief Columban zu: „Ich sehe, daß du dem König Theoderich die Treue halten wirst; wohlan denn, gehe hin zu deinem Freunde und Herrn, und sage ihm, daß binnen drei Jahren Gott ihn und seine Kinder vertilgen und sein ganzes Geschlecht ausrotten wird." Der Mann sprach: „Warum also reden, Diener Gottes!" — „Ich kann nicht verschweigen, was mir der Herr zu sagen gebietet," erwiderte Columban. In Nantes sollte er sich einschiffen, ein irisches Schiff lag segelfertig, das Gepäck Columbans und seiner Gefährten war schon eingepackt, sie selbst waren daran, auf einer Schaluppe nach dem Schiffe zu fahren, da wurde dieses auf den Strand geworfen; darin sah der irische Schiffsmann ein Zeichen; er ließ das Gepäck wieder ausladen und fuhr nach Irland ohne die Missionäre. Columban war nun frei, und es wurde ihm gestattet, einen beliebigen Weg zu wählen. Anfangs wollte er nach Italien, dann aber gab er seinem immer gehegten Lieblingswunsche nach, heidnischen Völkern den Glauben zu predigen; da der König von Austrasien Theodebert ihn beschützte, so suchte er den Schauplatz seiner apostolischen Thätigkeit am Oberrhein. Er gelangte an den Zürichersee und begann seine Predigt in dem Dorfe Tuggen (nicht Zug, wie früher vermuthet wurde); die Kühnheit, womit er und Gall gegen die Heiden vorging, kürzte seinen Aufenthalt in jenen Gegenden ab. Er traf nämlich einmal einen Haufen Heiden, um eine Bierkufe herumstehend; „zum Opfer für Wuotan sei das Bier bestimmt," sagten sie ihm; da bläst Columban, wie sein Biograph Jonas erzählt, an die Kufe, sie zerspringt krachend und das Bier fließt auf den Boden. Zwar führt der genannte Jonas hier an, daß Viele nun sich taufen ließen und Andere, die schon getauft waren, aber noch heidnische Irrthümer hegten, diesen jetzt völlig entsagten; allein als Gall vom Feuereifer hingerissen einen Tempel in Brand steckte und die Opfergaben in den See warf, schlugen die Leute aus Tuggen den Columban und stellten dem Leben Gall's nach. Die Missionäre zogen sich nun aus der Gegend und kamen nach Arbon am südlichen Ufer des Bodensees; hier trafen sie einen Priester Willimar, der sie mit dem Worte begrüßte: „Gesegnet, der da kommt im Namen des Herrn!" Columban erwiderte: „Von fernen

Gegenden her hat der Herr uns gesammelt." Willimar führte sie ins Bethaus und dann zur Herberge, wo er eine hohe Achtung vor den Fremdlingen gewann, da Gall über einen Abschnitt aus der heiligen Schrift so salbungsvoll sich verbreitete, daß der Pfarrherr bis zu Thränen gerührt wurde.

Da Columban ihn frug, ob nicht in der Gegend ein geeigneter Platz zu klösterlicher Niederlassung sich finden ließe, fuhr er mit ihnen nach Bregenz hinüber, und sie trafen gleich beim Aussteigen auf ein altes, der heiligen Aurelia geweihtes Kirchlein, das noch aus der Zeit der römischen Niederlassung stammte, aber jetzt Götzenbilder der Alamannen trug. Die Missionäre bauten sich gleich Hütten und beschlossen, hier zu bleiben. Bei einem heidnischen Feste predigte, während die Brüder beteten, Gall, der germanischen Sprache kundig, über den Einen Gott und den menschgewordenen ewigen Sohn; und um die Nichtigkeit der heidnischen Götter recht anschaulich zu zeigen, ergriff er die Bilder, zerschmetterte sie an den Steinen und warf die Stücke in den See. Die Menge war erschüttert, Viele ließen sich taufen, aber Andere gingen erbittert hinweg; Columban weihe das Kirchlein wieder zum christlichen Gottesdienst ein. Drei Jahre lang entfalteten die Missionäre ihre Wirksamkeit, bis sie bei dem Herzog Gunzo, der zu Ueberlingen saß, verklagt wurden, daß die Fremdlinge die Wälder ausreuten und das Wild verjagen. Der Herzog wies sie aus dem Lande; sie thaten nichts, den Befehl zurückzunehmen, denn in diesem Jahre 612 überwand Theoderich von Burgund seinen Bruder Theodebert von Austrasien, die Gegend von Bregenz kam als zu Austrasien gehörend unter die Herrschaft Theoderichs, und noch lebte Columbans alte Hasserin Brunhilde. So wäre seines Bleibens in Austrasien in keinem Falle gewesen; er ging über die Alpen ins Reich der Langobarden, wo wir seiner in der Geschichte Theodolindens und Agilulfs schon Erwähnung gethan haben. Dort starb er im Jahre 615 (20. November) und schickte an Gall seinen Abtstab als ein Zeichen seiner Lossprechung, denn zürnend war er von dem sonst so geliebten Schüler gegangen. Als nämlich der Tag seiner Abreise aus Bregenz gekommen, war Gall fieberkrank aufs Lager gesunken und hatte zu den Füßen des Meisters seine Unfähigkeit, die Reise anzutreten, ausgesprochen, worauf Columban sprach: „Ich weiß, Bruder, daß es dir lästig ist, solche Mühe auf dich zu nehmen, deßhalb bleibe hier; aber Das sage ich dir: so lange ich lebe, sollst du niemals eine Messe mehr feiern."

Auf der Höhe der Alpen sonderte sich von Columban sein Jünger Sigisbert ab und gelangte, über die Eisfelder und die Bergkämme des Crispalt wandernd, an die Quellen des Rheins, dann stieg er in eine weite Einöde hinab und baute sich eine Zelle

aus Baumzweigen. Die heidnischen Anwohner nähern sich ihm zutraulich und hören ihn staunend an, doch geht das Werk der Bekehrung nur langsam voran, aber aus der armen Zelle ersteht das Kloster Dissentis.

Gall schleppte sich nach Arbon zu Willimar und bat ihn um Pflege; nach wenigen Tagen schon genas er und frug nach einem einsamen Platz im Gebirge, wo er seine Zelle bauen könnte. Der Diakon Hiltibold, der als Jäger und Vogelsteller die Gegend weitum vielfach durchstreifte, wußte freilich einen einsamen, von hohen Bergen umschlossenen quellenreichen Platz, mußte aber auch bekennen, daß Bären und Wölfe zahlreich dort hausen; Gall jedoch kannte keine Gefahr, und nachdem er die ganze Nacht gebetet, Gott möge ihm den Ort seiner künftigen Wohnung zeigen, stieg er am andern Tage mit Hiltibold ins Gebirge hinauf. Lange wanderten sie, bis der Diakon sagte: „Es ist schon die neunte Stunde des Tages und Zeit, daß wir uns erholen und durch etwas Brod und einen Trunk frischen Wassers zur Weiterreise kräftigen.“ Gall erwiderte: „Mein Sohn! thue was dir gut dünkt, ich werde keinen Bissen genießen, bis mir Gott den Ort meiner Wohnung angezeigt hat.“ Und sie wanderten weiter und erreichten, als die Sonne den Bergen schon ganz nahe war, einen Ort, wo ein Flüßchen, die Steinach, über einen Felsen schäumend stürzte; hier warfen die Hungernden, da sie viele Fische gewahrten, ihre Netze aus, und während der Diakon ein Feuer anzündete und die Fische sich bereitete, ging Gall auf die Seite, um zu beten, blieb aber an einem Dorngestrüpp hängen und fiel zur Erde. Das sah er als ein Zeichen Gottes an; der Diakon eilte herbei, um ihn aufzuheben, aber Gall sprach: „Laß mich nur, hier ist meine Ruhe ewiglich, hier will ich wohnen am Orte meiner Wahl.“ Dann machte er aus einer Haselruthe ein Kreuz und hing die Reliquienkapsel daran, die er am Halse trug; nun genoß er sein Mahl, Hiltibold schlief ein, er aber wachte im Gebete. Am andern Tage wählten sie zum Bau einer Zelle einen geeigneten Ort, und dies, die St. Gallen-Zelle war der Anfang des nachmals so hoch berühmten Klosters St. Gallen, dem wir in unserer Geschichte noch oft begegnen werden. Mang und Theodor gesellten sich zu Gall, fällten die Bäume und reuteten die Gesträuche aus; noch jetzt steht St. Gall's Grabkapelle auf dem Orte, wo vor mehr als 1200 Jahren, im Jahre 613, das arme hölzerne Kreuz aufgepflanzt worden war.

Lange trug sich im Mittelalter das Volk mit bedeutungsvollen Legenden über die Anfänge der apostolischen Wirksamkeit der Missionäre am Bodensee; so mit dieser: Als einst Gall im Kahne auf dem Bodensee nächtlicherweile nach seinen Netzen sah, hörte er durch die Stille der Nacht den Dämon des Gebirges nach dem Dämon

des Sees rufen: „Mache dich auf und komm mir zu Hilfe, daß wir diese Fremdlinge, die mich aus meinem Tempel vertrieben haben, aus dem Lande jagen, es ist dazu nicht zu viel an uns beiden!“ — „Was soll es, antwortete der Seeteufel, Einer von ihnen ist auf dem See, und ich bin nicht im Stande, ihm zu schaden; ich wollte seine Netze zerreißen, aber ich konnte es nicht, er betet beständig und schläft nie, wir mögen machen, was wir wollen, wir werden seiner nicht Herr.“ Gall machte das Zeichen des heiligen Kreuzes und sprach: „Im Namen Jesu Christi befehle ich euch, aus dieser Gegend zu weichen, ohne daß ihr euch unterstehet, irgend Jemand hier zu schaden,“ dann eilte er ans Ufer und erzählte seinem Abte, was er gehört. Dieser rief die Brüder zum mitternächtlichen Gebete zusammen, und kaum hatte der Psalmengesang begonnen, so erscholl aus den Bergen ringsumher ein furchtbares Geheul der Dämonen, das sich nach und nach in der Ferne verlor, wie das verworrene Getöse eines Kriegsheeres auf der Flucht. — Als Hiltibold sein Netz im Wasserstrudel der Steinach auswarf, sah er zwei Dämonen in Gestalt von Weibern, welche baden wollten und mit Steinen nach ihm warfen, gegen ihn klagend, daß er auch in diese Wildniß den übermächtigen Mann geführt, der sie noch stets besiegt habe. Gall sprach die Beschwörung gegen sie, die Truggestalten entflohen, und aus den Bergen hörte man Weiberstimmen klagen: „Was thun und wohin gehen? Dieser Fremdling läßt uns weder unter den Menschen, noch in der Wildniß leben.“ In diesen und ähnlichen Sagen sprechen sich die Schauer aus, welche das Gemüth über die verwilderte Natur mit ihren Ahnungen und Schrecken und der Kampf mit dem Götzenthum brachten, aber auch den Dank der geretteten Bevölkerungen, daß die Mächte der Finsterniß vom strahlenden Lichte des heiligen Christ verscheucht wurden.

Gall hatte seine Wirksamkeit schon einige Jahre entfaltet, als Willimar vom alamannischen Herzog Gunzo, demselben, welcher den Ausweisungsbefehl an Columban und seine Genossen gegeben hatte, nach der Gallenzelle geschickt wurde, damit der Mann Gottes nach Ueberlingen komme, um seine Tochter Friedburga zu heilen, welche vom bösen Feinde hart geplagt ward, der unter den Exorcismen der Bischöfe gerufen hatte, er werde nur vor jenem Gall weichen, welcher ihn und seine Genossen bereits vom Züricher- und Bodensee vertrieben habe. Gall wollte nicht nach Ueberlingen und entfloh, wurde aber in einer Höhle des rhätischen Gebirges aufgefunden und zum Herzog gebracht. Friedburga lag todtesbleich mit starren Augen und offenem Munde in den Armen ihrer Mutter; er kniete neben ihr nieder und betete, dann befahl er dem bösen Feinde, von dieser Braut Christi zu weichen. Das Mägdlein schlug die Augen auf, und aus ihrem Munde sprach der Teufel: „Du

Undankbarer! um dich zu rächen, bin ich in die Tochter deines Verfolgers gefahren, wohin soll ich gehen, wenn du mich jetzt wieder vertreibst?" — „In den Abgrund, wohin Gott dich verstoßen hat," sprach der Mann Gottes, und der Teufel entwich. Der geheilten Jungfrau rieth Gall, sich ganz Gott zu weihen; sie aber war an König Siegebert, den Sohn Theodeberts II., bereits verlobt; dieser schenkte dankbar an Gall alles Land, von dem er zwischen den rhätischen Alpen und dem Bodensee Besitz ergreifen wolle. Als er aber daran ging, Hochzeit zu machen, flüchtete sich die Braut in klösterlicher Kleidung in die Kirche und umfaßte den Altar; Siegebert folgte ihr mit dem Hochzeitkleide und der Krone, doch als sie den schützenden Altar fester umklammerte, sprach er: „Fürchte dich nicht, dein Wille soll geschehen!" Er ließ ihr das hochzeitliche Gewand anlegen und setzte ihr die Krone auf den Schleier, und liebereich sie anschauend, sprach er: „Sowie du in diesem Brautschmucke mir bestimmt warst, so überlasse ich dich jetzt dem Bräutigam, den du mir vorgezogen, meinem Herrn Jesus Christus." Wir wissen wohl, daß die Kritik diese Erzählung vielfach angestritten hat, insbesondere auf Grund des jugendlichen Alters Siegeberts, allein da in jener Zeit Verlöbnisse oft in frühen Lebensjahren geschlossen wurden und da der Bericht die Sitten der Zeit characterisirt, so wollten wir ihn nicht übergehen.

Vergeblich wurde dem heiligen Gall der bischöfliche Stuhl von Constanz angeboten; auch nach Luxeuil, wo die Brüder ihn zu ihrem Abte gewünscht, wollte er nicht gehen, sondern seine Zelle fesselte ihn, und die reiche Wirksamkeit, welche er hier weithinein in die Schweiz, nach Schwaben und Alamannien entfaltete. Leider berichten seine mittelalterlichen Biographen nicht viel von Dem, was er gethan und erreicht, aber Das wissen wir doch, daß die Gallenzelle für Heiden und heidnisch lebende Christen durch Mission und in naher Zeit durch Gelehrsamkeit und Schule eine gar reiche Pflanzstätte des Segens geworden ist. Hochbetagt, nach den einen Berichten 70jährig, nach andern gar in einem Alter von 95 Jahren schied der Heilige aus der Zeitlichkeit im Jahre 627 oder 646 am 16. October.

Einige Jahrzehnte nach ihm erschien im Breisgau ein Pilger, welcher ein Schwarzwaldthal aufsuchte, um daselbst in einsamer Zelle seinen Todestag zu erwarten, der heilige Trudpert. Ein elsäßischer Edelmann, Othpert, welcher als der Stammvater des Hauses Habsburg genannt wird, soll ihm die von ihm gewünschte Gegend mit Weide, Wald und Wasser geschenkt und sechs Knechte beigegeben haben, daß sie ihm zum Baue eines Bethauses in der Ehre des Apostelfürsten Petrus und seiner Zelle beistünden. Zwei von den Knechten war die fromme Zucht Trudperts zuwider, und als er nach

drei Jahren in der Mittagsstunde auf einer hölzernen Bank eingeschlummert war, erschlug ihn Einer der Knechte mit einem Arbeitsbeile. Mit seinem Tode beginnt die Wirksamkeit von St. Trudpert, denn der elsässische Edelmann führte Benediktiner in die Zelle des Heiligen, welche dieselbe nach dem Ausdrucke des Abtes Gerbert von St. Blasien zu einem glänzenden Gestirn des westlichen Schwarzwaldes, zu einer Station christlicher Missionäre weitum machten. War auch lange schon im Breisgau Christus gepredigt, so ist doch der Glaube von St. Trudpert aus mit Erfolg gepflegt und in Thälern gepredigt worden, wohin ein Missionär seinen Fuß noch nicht gesetzt hatte.

Weiterhinab am Fuße des Schwarzwaldes, an dem Flüßchen Schuttern, erscheint in dem Anfange des siebenten Jahrhunderts eine Benediktinerniederlassung, und etwas südlich davon am Flüßchen Münster das Kloster Ettenheimmünster, wo in derselben Zeit der heilige Landolin aus Irland sich niederließ, und seit 736 wird auch Gengenbach in der Ortenau genannt.

Als das achte Jahrhundert kam, war die erste Blüthezeit des Christenthums in Alamannien bereits vorüber; wir erfahren dies hauptsächlich aus folgender Veranlassung: Am Bodensee saß ein frommer Edelmann, Sintlaz, der eifrig besorgt um sein und der Seinigen Heil in seinen geistlichen Uebungen auch die Pilgerfahrten nach heiligen Orten aufgenommen hatte. Auf einer dieser Wallfahrten kam er nach Meldis (wahrscheinlich Meaux, aber es werden auch Metz, Meldesheim bei Zweibrücken und Mels im Kanton St. Gallen südlich vom Wallenstädtersee genannt); dort befand sich der fromme Pirminius, der Abt und Bischof genannt wird und durch die Fülle seiner Weisheit, die Gluth seines Eifers und die Kraft der Beredtsamkeit Schaaren von Pilgern anzog; es war das unter der Regierung Theodorichs IV. (720—737). Als Sintlaz die Kraft und Salbung der Predigt Pirmins in sich selber wahrnahm und die treffliche Zucht und Ordnung unter der Geistlichkeit und dem Volke von Meldis betrachtete, faßte er sich ein Zutrauen, dem Manne Gottes vorzustellen, wie in seiner Heimath das christliche Leben erstarrt sei, die Geistlichkeit den Dienst des Herrn vernachlässige und das Kirchengut zu unheiligen Zwecken verwende, wie im Volke die Unordnung eingerissen habe und Gefahr drohe, daß seine Heimath ins Heidenthum zurücksinke, wenn nicht bald Hilfe gebracht werde. Pirmins Eifer flammte auf, stieß sich aber an dem Bedenken, daß die kirchlichen Canonen ihm versagten, ohne Ermächtigung in eine fremde Diöcese einzugreifen; doch der Papst könne zu solcher Mission Vollmacht geben; deßhalb schlug er vor, Sintlaz solle mit ihm zum heiligen Vater nach Rom gehen. Gregor II. ehrte in Sintlaz den edeln Eifer für Religion und Vaterland, in Pirmin die Glau-

benskraft und Treue des Missionärs; er ertheilte freudig seine Vollmacht zur Mission Pirmins und gab Sintlaz ein Schreiben an Theodorich IV., worin er diesen im Namen Gottes bat, dem Unternehmen seine hilfreiche Unterstützung zu gewähren, die Bischöfe seines Reiches zu berufen, ihnen ihre Schuld ins Gewissen zu rufen und die Weisung zu geben, daß sie nach seinem und des Papstes Willen Pirmin freundlich aufnehmen und mit ihm zur Förderung der Religion wirken sollten. Majordom war damals der kräftige Karl Martell; er führte aus, was der Papst verlangte, die Bischöfe versprachen, ihrer Hirtenpflicht besser zu gedenken, und Pirmin begann ein reiches Wirken in dem Gebiete des Sintlaz zu entfalten; dies geschah im Jahr 724. In kurzer Zeit erreichte er so viel, daß eines Tages Sintlaz zu ihm sprach: „Ehrwürdiger Priester! seit deiner Ankunft lebt das Todte wieder auf, das vorher Dürre grünt jetzt und blüht, und die ganze Gegend ist durch dich mit der Frucht des Lebens befruchtet, deßhalb bitte ich dich, dies Glück noch durch den frommen Rath zu erhöhen, an welchem Platze wir denn ein Haus der Andacht mit Segen gründen möchten, damit durch dasselbe deine Leistungen fortdauern können. Rings, vom (Zeller=) See umflossen, liegt eine Insel, auf ihr wollte Pirmin die klösterliche Niederlassung gründen; vergeblich machte Sintlaz ihn aufmerksam auf die wilden Thiere und Schlangen, welche die Insel unbewohnbar machten. Pirmin schiffte mit einigen Genossen hinüber, reutete die wildverschlungenen Gesträuche aus, machte den Boden urbar, baute ein Bethaus und eine Zelle, und wegen des reichen Segens, welcher von der Insel ausging, und einem Volke, das nahe daran war, in Sittenlosigkeit und Verfinsterung zu versinken, neue sittliche Kraft eingoß, ist sie die Reichenau genannt worden. Ueber elf Jahrhunderte ging das Wirken der Reichenau fort, bis die unheilvolle Säcularisation 1803 auch diese Pflanzstätte der Wissenschaft und Frömmigkeit zerstörte.

Schon im Jahre 727 sah sich Pirmin genöthigt, seine geliebte Stiftung zu verlassen. Theobald, der Sohn Gottfrieds, des Herzogs von Alamannien, lebte in harter Feindschaft mit Karl Martell, weil dieser kräftig auf die nach Unabhängigkeit strebenden Herzöge drückte, und übertrug seinen Haß auf Alles, was Karl liebte und ehrte. Er vertrieb auch Pirmin. Dieser zog nun um die Grenzen Alamanniens umher, gründete das Kloster Murbach im oberen Elsaß, Weißenburg, Mauersmünster und Neuweiler, ebenfalls im Elsaß; in der Ortenau, Schwarzach und Gengenbach und erneuerte hier Schuttern, weiter hinab Hornbach oder Gmünd bei Zweibrücken; dann wandte er sich nordöstlich und stiftete Amorbach im bayerischen Franken; in Bayern Ober= und Unteraltach, an der Donau Monsee und Pfaffenmünster, in Rhätien Pfäffers. Darauf starb er 754

den 3. November in Hornbach. Wie hoch seine Stiftungen stiegen, kann daraus ersehen werden, daß die bischöflichen Stühle von Constanz, Basel, Straßburg und Speier häufig mit Mönchen aus Reichenau und Weißenburg besetzt, daß Zöglinge seiner Schule in ferne Gegenden berufen wurden; aus Reichenau allein sind 13 Erzbischöfe und 34 Bischöfe hervorgegangen.

Aber hier müssen wir abbrechen, denn wir stehen vor der Zeit des heiligen Bonifacius.

Wenden wir uns von Alamannien aus nordwärts in die Maingegend, so kommen wir nach Ostfranken, das bis zur Mitte des achten Jahrhunderts hin Thüringen hieß und seit 724 den Sachsen unterworfen, aber von Karl Martel 742 wieder erobert worden war und nun den Namen Neufranken, Ostfranken, Frankonia erhielt. Als Kilian mit elf Jüngern, worunter Colonat und Totnan die bekanntesten sind, aus Irland sich aufmachte, um in Germanien einen Wirkungskreis zu suchen, und an den Main gelangte, war diese Gegend noch heidnisch; das war ums Jahr 680. Die Anmuth der Gegend und die Art der Leute zog die Missionäre an, und sie beschlossen, die Erlaubniß zur Mission daselbst zu erbitten. Mit Freuden wurde sie ihnen vom Papste Conon (685—686) ertheilt; sie eilten an den Main zurück und ließen sich an dem Orte nieder, wo das Schloß Würzburg lag. Daselbst wohnte der Herzog Gozbert, der von der christlichen Predigt gerührt mit vielem Volke sich taufen ließ. Aber Gozbert lebte in verbotener Ehe mit Geilane, der Frau seines Bruders. Als er im christlichen Glauben erstarkt schien, machte der heilige Kilian ihm Vorstellungen darüber, der Herzog war für sie empfänglich, aber ein Krieg rief ihn ins Feld, und diesen Umstand benutzte die arge Geilane, an den heiligen Männern sich zu rächen, daß diese ihr, wie sie meinte, Schmach angethan. In dunkler Nacht tödteten auf ihr Geheiß Meuchelmörder dieselben, und damit das Verbrechen verborgen bliebe, wurden die Leichname sammt ihrem Geräthe verscharrt. Als Gozbert heimkam und nach den Missionären frug, erhielt er zur Antwort, daß sie hinweggezogen seien; aber ein Mütterchen hatte in jener Nacht im Gebete gewacht, und durch sie ward das Verbrechen bekannt. Doch Gozbert erkaltete in seinem Eifer, und dann ward die junge Saat des Christenthums durch die Einfälle der Sachsen und andere Unglücksfälle wieder zertreten, und als der heilige Bonifacius kam, waren der christlichen Ueberreste nur mehr so wenige, daß Willibald in seiner Lebensbeschreibung des heiligen Bonifacius sagen konnte, daß durch diesen das Christenthum in dieser Gegend eingeführt worden sei.

Längst stand am Rhein und der Mosel die Organisation der Kirche wohlbefestigt da; aber die Stürme der Völkerwanderung

hatten so Manches niedergerissen und zerstört; und so sahen sich auch für diese Gegenden fremde Missionäre angezogen. Am Anfange des sechsten Jahrhunderts erschien in der Gegend von Boppard, Oberwesel, St. Goar, ein aquitanischer Mann, der sich eine Zelle an dem Orte baute, welche seinen Namen trägt, und Viel für die Erfrischung des christlichen Lebens in der Umgegend wirkte; bei Trier, dort wo die Glan mit der Nahe sich verbindet, siedelte auf dem Berge der irische Missionär Dissibodus sich an; das dankbare Volk gab dem Berge den Namen des Heiligen; Sanct Cunibert von Köln (623—663) und Nicetius von Trier (556) waren besonders tapfere Männer, welche, von den fränkischen Königen unterstützt, eine reiche Ernte sammelten; dasselbe thaten in Belgien die Bischöfe von Tongern-Maestricht, unter deren Namen besonders der des heiligen Amandus († 661) glänzt.

Den größten Schwierigkeiten begegneten die Missionäre unter den Friesen und Sachsen, welche mit der Anhörung und Annahme der christlichen Predigt die Unterwerfung unter die Franken befürchteten. Um das Jahr 678 wurde der aus seiner Heimat vertriebene Erzbischof Wilfried von York an die friesische Küste verschlagen; er blieb nur einige Monate unter dem wilden Volke, dann ging er nach Rom. Ein anderer Engländer, Egbert, wollte nach Friesland, ward aber durch einen Seesturm hinweggetrieben; dagegen gelang es seinem Gefährten Wictbert das ersehnte Land zu erreichen; doch auch seine mühevolle Arbeit war vergebens; nach zwei Jahren kehrte er traurig heim, behielt aber das Unternehmen fortwährend im Auge, und als die Kunde nach England kam, daß Pipin von Heristal einen Theil Frieslands erobert habe, da sandte Egbert (um 691) den heiligen Willebrord mit elf tüchtigen Männern herüber; mit Freuden gewährte ihnen Pipin allen Schutz, und der Papst Sergius I. die Bevollmächtigung. Willebrord entstammte (um 658) einer frommen angelsächsischen Familie aus Northumberland, — sein Vater Wilgis sammelte in seinem Alter an einem Bethaus an der Mündung des Humbers eine Congregation um sich, der später einmal Alkuin vorstand; — erzogen wurde Willebrord im Kloster Rippon; mit 20 Jahren ging er dann nach Irland hinüber, wo im Kloster Rathmelsing mehrere edle Angelsachsen der Pflege der Wissenschaften und der Frömmigkeit oblagen. Bis zu seinem 33. Lebensjahre blieb er hier, da schickte ihn Egbert zur Mission nach Friesland. Gleich anfänglich war der Erfolg ein glücklicher; Pipin ermunterte die Heiden durch Begünstigungen und Versprechungen, den Missionären sich anzuvertrauen; Viele ließen sich taufen, wenigstens in dem Gebiete der fränkischen Eroberung, ja wir begegnen schon den Anfängen des Bisthums Utrecht. Auf Veranlassung Pipins nämlich war Willebrord ein zweites Mal nach

Rom gegangen und war da zum Bischof geweiht worden, wobei er den Namen Clemens erhielt, und Pipin hatte ihm dann das Castell von Wiltenburg, das eben Utrecht ist, geschenkt, damit er sich da eine Kathedrale baue; und nun rühmt Beda der Ehrwürdige, der sein Zeitgenosse war, die reichen Erfolge des heiligen und muthigen Mannes, der mehr als einmal unerschrocken die Todesgefahr bestand; so auf der Insel Walcheren, wo er sich daran machte ein Idol, zu dem zahlreiche Wallfahrt der Heiden zu gewissen Zeiten stattfand, zu zerstören; der Wächter des Heiligthums schwang bereits das Schwert über seinem ehrwürdigen Haupte. Da sich die Verhältnisse zwischen Ratbod und Pipin friedlicher gestaltet hatten, drang er auch in den unabhängigen Theil Frieslands ein, und predigte selbst dem Herzoge, von dem erzählt wird, daß er eine Zeitlang der Taufe nicht abgeneigt, von ihr wieder zurückwich, da er auf seine Frage, ob er im Himmel Christi auch seine in Walhalla versammelten Altvordern treffen werde, eine Antwort erhielt, die ihm nicht gefiel. Bis zu dem wilden Volke der Dänen drang er vor, aber am Widerstande ihres Königs Ungend scheiterte alle seine Bemühung beim Volke; doch folgten ihm 30 Knaben, die er zu Missionären ihres Volkes heranzog. Auf der Insel Fositesland, wahrscheinlich Helgoland, taufte er mit dem Wasser einer dem Gotte Fosite geweihten Quelle drei Männer und tödtete im heiligen Haine zum Unterhalt seiner Begleiter einige Thiere. Darüber sollten sie als Opfer fallen; das Loos ward drei Tage hintereinander über sie geworfen, und da es jedesmal günstig für sie ausfiel, entgingen sie dem Tode mit Ausnahme eines Einzigen. Im fränkischen Friesland wurde die Ernte immer reicher, und sehr Viele, berichtet Alkuin, fingen an in ihrem Glaubenseifer dem apostolischen Manne ihre Güter anzubieten, daß er Kirchen bauen und für dieselben Priester bestellen konnte. Da wurde im Jahre 714 in der Lambertuskirche zu Lüttich Grimoald, Pipins Sohn, auf Anstiften Ratbods, wie man sagte, ermordet, und es brach Krieg zwischen den Franken und Friesen aus. Diese zerstörten Kirchen und Klöster zersprengten die Priester und Mönche; der heilige Willebrord scheint sich in diesem Sturme in sein Kloster Echternach zurückgezogen zu haben. Im Jahre 719 war er dann wieder in voller Thätigkeit in Friesland, wo jetzt ein neuer Name auftaucht, unser großer Apostel B o n i f a c i u s, der sich Willebrord als begeisterter Mitarbeiter anbot, und bald von ihm so hochverehrt wurde, daß er ihn gerne zu seinem Coadjutor und Nachfolger bestimmt hätte. Allein Bonifacius stellte ihm vor, daß der Papst Gregor ihn für andere Lande bestimmt habe, und so ließ Willebrord ihn im Jahre 722 nach Thüringen ziehen. — Einen anderen Mitarbeiter mit tüchtigen Genossen erhielt Willebrord im heiligen W u l f r a m, der ein Bischof von

Sens war. Auch aus den bekehrten friesischen Familien selbst gingen bald Männer hervor, welche die Kirche in diesem Lande rüstig ausbauten. In einem Alter von 81 Jahren, am 6. November 739, nach einer fast 50jährigen Wirksamkeit, starb der heilige Willebrord und fand in seinem Kloster Echternach seine Ruhestätte. Als Karl Martells Sohn, Pipin, getauft wurde, weissagte er, daß dieses Knäbchen größeren Ruhm erlangen werde, als alle seine Vorgänger.

Mit dem heiligen Willebrord war auch Suitbert nach Friesland gekommen; als der erstere auf seiner Romfahrt begriffen war, drangen die Brüder in Suitbert, daß er sich zum Bischofe weihen lasse; er ging daher nach York und empfing die Bischofsweihe von Wilfried; als er dann nach Friesland zurückgekehrt war, ging der eifrige Mann mit seinem Schüler Willeikus in das Land von Cleve und Berg, predigte am Rhein, an der Weser, Lippe und Ruhr; wir begegnen ihm in Münster (Mimigard), Bielefeld, Ratingen bei Düsseldorf; sogar bis nach Braunschweig drang er vor. Allein die Sachsen überzogen seinen Wirkungskreis, und er mußte an den Rhein zurück. Zu Köln wohnte bei Maria im Capitol die heilige Plektrudis, welche ihn gütig aufnahm und ihm die Rheininsel Werth (Kaiserswerth) schenkte. Hier baute er ein Kloster, in welchem er im Jahre 717 starb.

Zwei Brüder, der schwarze und weiße Ewald, suchten die Sachsen in Westfalen auf; in eines Bauern Hause eingekehrt, sangen sie die Psalmen und feierten das heilige Meßopfer auf dem Altare, den sie selbst mit sich trugen. Die heidnischen Bauern erstaunten und sagten: „Diese Männer wollen uns von unseren siegreichen Göttern abbringen,“ und sie erschlugen die Missionäre. Jetzt sind dieselben die Landespatrone von Westfalen.

Noch lag der Norden und das mittlere Land Deutschlands gebunden unter dem Froste; aber bald wird der große heilige Bonifacius kommen, und die Eisrinde wird aufthauen und ein fröhlicher Lebensfrühling auch die tüchtigen Menschen dieser Lande heimsuchen.

Die Literatur.

Was wird von der Literatur zu sagen sein in den Stürmen der Völkerwanderung? Wenig genug; wo das Leben jeden Augenblick gefährdet ist, fehlt die Ruhe des Geistes zur Beschäftigung mit der Wissenschaft. Aber auffallend dürfte Mancher es finden, daß auch die tiefsinnige Arbeit der Kirchenväter unterbrochen ist und über die Kirche die Dürre und Unfruchtbarkeit gekommen zu sein scheint. Dem ist aber nicht so, obgleich die gelehrten Meisterwerke der Vergangenheit in diesen Zeiten keine Nachfolger fanden; denn

dieses hat seinen Grund einerseits darin, daß die großen theologischen Kämpfe ausgestritten waren, anderseits aber die vom heiligen Geiste geleitete Kirche ihre Sorge in erster Reihe immer dem gerade Nothwendigen zuwendet; nothwendig aber war das praktische Eingreifen in die Geschicke der Zeit, vor Allem die Bekehrung der Barbaren und die Tröstung der Bedrückten. Hierzu aber eignet sich vorzugsweise die Sprache des Herzens, die einfache, nicht in gekünstelten Formen sich bewegende; daher sehen wir in den Jahrhunderten der Völkerwanderung die geistlichen Lehrer weniger als Schriftsteller thätig, und mehr als Prediger; es ist, daß ich so sage, die Zeit der Homilien gekommen. — Eine Stätte des Studiums finden wir auf der Insel Lerin, in der Nähe der Rhonemündung, in dieser von den Mönchen zu einem Garten umgewandelten Wildniß, welche nach den Worten des Zeitgenossen Eucher in ihren gastfreundlichen Armen Alle aufnimmt, die der Sturm des Lebens an die Küste geworfen hat, welche in ihren süßen Schattenhainen Alle erfrischt, welche die Sonne dieser Welt verbrannt hat, damit sie wieder aufathmen unter dem Schutzdache des Herrn. Reich an sprudelnden Quellen, geschmückt mit üppigem Grün, lieblich durch ihre Schönheit und ihre Düfte, erscheint sie ihren Bewohnern als ein Paradies. (Weis, II. 403.) — Auf Lerin wurde im Kloster die theologische Wissenschaft eifrig gepflegt und geahnt, was Noth thue, denn Vincenz von Lerin, († 450), von welchem jener herrliche Spruch stammt: „Was immer, überall und von Allen geglaubt worden ist, das ist katholisch," schrieb: „Es muß eine Entfaltung der Intelligenz, der Weisheit, der Wissenschaft sowohl für den Einzelnen, als für die gesammte Kirche mit der Zeit und mit dem fortschreitenden Jahrhundert stattfinden; aber es muß ein Fortschritt, und keine Veränderung sein." In Spanien glänzten noch als theologische Gelehrte Isidor von Sevilla und Ildefons von Toledo; Salvian aus Köln, oder in dessen Umgegend gegen Ende des vierten Jahrhunderts geboren, später Mönch in Lerin, schrieb ein erschütterndes Werk unter dem Titel: „Von Gottes Weltregierung," eine Art Philosophie der Geschichte mit ergreifenden Schilderungen der Greuel seiner Zeit. Sonst sind es noch Pönitentialbücher und Sammlungen patristischer Schriften, welche die Literatur der Zeit aufweist.

Die Werke des Alterthums, des classischen und christlichen, wurden in den Klöstern abgeschrieben und so vom Untergange errettet. Mit welchem Fleiße und in welcher Absicht die Mönche arbeiteten, kann man aus dem Beispiele Cassiodors ersehen, welcher unter den Gothenkönigen Theodorich, Amalasuntha, Theodahat und Vitiges 30 Jahre lang Staatsminister gewesen war und ein Siebenzigjähriger auf sein Landgut Squillace in Calabrien sich zurückzog und eine Schule gründete, in welcher nicht blos das Verständ-

niß der heiligen Schriften, sondern auch eine übersichtliche Kenntniß weltlicher Wissenschaften gepflegt werden sollte. Er schrieb über das Arbeiten der Mönche, nachdem er die Vortheile der Landwirthschaft und des Gartenbaues hervorgehoben: „Gleichwohl bekenne ich offen, daß mir unter allen körperlichen Arbeiten das Geschäft des Abschreibens von Büchern das verdienstlichste zu sein scheint. Wahrlich ein edler Beruf, ein lobenswerther Fleiß, mit der Hand den Menschen zu predigen, mit den Fingern Zungen zu öffnen, stillschweigend den Sterblichen Heil zu verkündigen und gegen die boshaften Nachstellungen des Teufels mit der Feder und Tinte zu kämpfen! So viele Worte der Abschreiber schreibt, so viele Streiche versetzt er dem Satan." Er selbst setzte aus den Kirchengeschichten des Sokrates, Sozomenos und Theodoret das Schulbuch zusammen, welches die dreitheilige Kirchengeschichte heißt, schrieb eine theologische Encyklopädie, eine Erklärung der Psalmen und eine Encyklopädie der Wissenschaften, welche er in das Trivium und Quadrivium eintheilt; ersteres umfaßte die Grammatik, Dialectik und Rhetorik, letzteres die Musik, Arithmetik, Geometrie und Astronomie.

Auch die Poesie war nicht völlig verstummt. Von dem Iren Sedulius ist ein Leben Jesu Christi in Versen hochberühmt geworden; in Venantius Fortunatus beginnt die Verschmelzung der alten Bildung mit dem germanischen Wesen hervorzutreten. Er war ein Italiener, in der ersten Hälfte des siebenten Jahrhunderts in einem Dorfe bei Treviso geboren und dann in Ravenna gebildet; aber in Folge eines in einem peinlichen Augenleiden dem heiligen Martin von Tours gemachten Gelübdes zu dessen berühmter Stätte nach Tours hingezogen, wo er sich an dem heiligen Gregor von Tours, dem Geschichtschreiber, einen Freund erwarb; dann siedelte er nach Poitiers über, denn die heilige Radegunde wünschte, daß er als ihr Secretär, und nachdem er Priester geworden, als ihr Kaplan und Almosenier an dem Kloster bleibe, das sie gestiftet und wohin sie sich vor ihrem wilden Gemahle geflüchtet hatte. Ihre Persönlichkeit war wohl geeignet, auf ein empfängliches Gemüth einen mächtigen Eindruck zu machen, und ihr Lebensgang ganz dazu angethan, ein dichterisches Gemüth in eine lyrische Stimmung zu versetzen. Eine Königstochter aus Thüringen, im ersten Jugendalter Zeuge des erschütternden Unterganges ihrer Familie und heimathlichen Reiches (a. 529), dann als Kriegsbeute von den beiden Brüdern Theodorich I. und Chlotar I. ins Frankenreich gebracht, war ihre Seele von hohem Ernste erfüllt, auf die ewigen Dinge hingerichtet. Nachdem um ihretwillen die königlichen Brüder fast in blutigen Streit geriethen, fiel sie Chlotar zu, dem Wüsten und Grausamen, der in der Absicht, sie seinen anderen Königinnen zuzugesellen, sie auf einer seiner Villen ausbilden ließ. Ihren Gespie-

linnen vertraute da die Traurige an, daß sie nach dem Martyrertode ein Verlangen trage. Als sie erfuhr, daß Chlotar Anstalt zu ihrer Vermählungsfeier treffe, entfloh sie, ward aber eingeholt und unter das Joch des ausschweifenden Mannes gebeugt. Eine Zeitlang liebte er sie leidenschaftlich, beklagte sich aber bald, daß er an ihr eine wahre Nonne und nicht eine Königin habe, denn die Uebungen der Frömmigkeit und die Werke der Barmherzigkeit gingen ihr über Alles; darüber brach der König erst in wilden Zorn aus; als er dann nach sechs Jahren (544) den jüngeren Bruder Radegundes, den sie zärtlich liebte, ohne alle Veranlassung tödten ließ, wurde der Bruch unheilbar, sie erlangte von Chlotar die Genehmigung ihrer Scheidung und nahm den Schleier. In ihrem Umgange erhob sich Fortunatus zu wahrer Dichterhöhe. Oft sind seine Gedichte phrasenreiche Verse und nichts weiter; in vielen aber pulsirt frisches, warmes Leben; wer kennt und bewundert nicht die in die Liturgie aufgenommenen Hymnen Pange lingua gloriosi lauream certaminis, und Vexilla Regis prodeunt, sodann Crux fidelis inter omnes? In seinem größeren Gedichte de excidio Thuringiae kommt eine Stelle vor, von welcher man vielfach glaubte, daß sie von Radegunde selbst dictirt worden sei, so lebendig versetzt sie sich in das Gefühl der trauernden Fürstentochter. Sie wendet sich an einen dem Blutbade entkommenen Verwandten und lautet: „Ich lausche im Säuseln des Windes, ob er mir Nachricht bringe von den Meinigen, aber kein Schatten von ihnen will mir erscheinen .... Und du, Amalfried, nagt denn nie eine Sorge um mich in deinem Herzen .... Hast du vergessen, was Radegunde dir war in deinen frühesten Tagen, wie sehr du mich liebtest, und wie du mir den Vater ersetztest, und die Mutter und den Bruder, und die Schwester, die ich verloren? Damals erschien mir eine Stunde, dir ferne verlebt, eine Ewigkeit, und jetzt gehen Jahre hin und werden Jahrhunderte, und nie mehr berührt deine Stimme mein Ohr; eine Welt liegt jetzt zwischen Denen, die sich liebten und die vordem beständig beisammen waren. Wenn Andere, rein aus Mitleid, über Berge und Länder ziehen, um einen geraubten Sclaven zu suchen, warum denn bin ich vergessen, die ich dir blutsverwandt bin? Wo bist du? Ich frage nach dir beim heulenden Winde, ich frage die ziehenden Wolken; daß mir doch ein Vogel Botschaft brächte von dir! Hielte nicht dieses Klosters geheiligter Raum mich zurück, du sähest mich plötzlich vor dir erscheinen; ich durchschiffte das Meer im vollen Sturme, mitten im Winter, wenn es Noth thäte. Was die Matrosen mit Bangigkeit erfüllte, würde mich nicht schrecken, mich, die ich dich liebe. Und zerschellte im Sturme mein Schiff, so ergriffe ich ein Brett und zöge weiter zu dir; und fände ich keines, um mich weiter zu tragen, so würde ich schwimmen bis zur Erschöpfung!

Bei deinem Wiedersehen vergässe ich alle Gefahren der Ueberfahrt, und ertränke ich unterwegs, so würdest du mir im Ufersande ein Grab bereiten; du würdest doch als Todte Die beweinen, für welche du in ihrem Leben keine Thränen hast." — Auf seiner Wanderung aus Italien nach dem Frankenreiche über die Alpen an die Donau, durch Bayern und Alamannien, hatte er bei den Gelagen der Barbaren die Töne wilder Harfen und barbarischer Gesänge beim Zusammenschlagen der Trinkbecher aus Ahorn vernommen; bald wird die Zeit kommen, und er hat an der Vorbereitung zu ihrem Nahen mitgewirkt, wo die edelste Poesie aus diesen Völkerschaften hervorgehen wird; vorderhand muß gerettet und gesammelt werden; dann werden die großen Ideen der neuen Zeit eine neue Literatur schaffen, und Himmel und Erde zu herrlicher Harmonie in ihrer Poesie zusammenfließen.

XIII.

Die Dinge im Osten.

Als Justinian im Jahre 565 starb, hinterließ er das oströmische Reich in großem Elende. Weder sein geistloser Nachfolger Justin II. (565—578), noch der tüchtige Tiberius Constantin (578—582) vermochten etwas zu bessern. Zu den alten Feinden: der kirchlichen Fäulniß, dem Sectenwesen, den Persern, waren neue gekommen, die Avaren, eine Volkschaft aus dem östlichen Zweige der Hunnen; sie lagen an der Donau und hatten Streifzüge bis nach Thüringen hin gemacht und strebten jetzt wieder ostwärts. Es war ein Reitervolk, treulos, unersättlich; zu einer staatlichen Organisation kam es nie, nur eiserner Zwang vermochte die Räuber zusammenzuhalten, welche es nicht einmal zum geregelten Ackerbau brachten. Ihr Führer hieß Chakan (Khan). Ueber die Vertheidigung ihres Vaterlandes schreibt der Mönch von St. Gallen: „Sie brachen mit gesammter Macht hervor, Alles verwüstend wie eine weit sich verbreitende Feuersbrunst, und was übrig blieb, schleppten sie in die gesichertsten Schlupfwinkel zusammen; diese waren so beschaffen, wie mir Adalbert, der mit seinem Herrn den Hunnischen, den Sächsischen und Slavischen Krieg mitgemacht, erzählte: das Land der Hunnen, sagte er, war mit neun Reifen umgürtet; da ich mir keine anderen Reife zu denken wußte als von Weiden geflochten und fragte, was war daran wunderbar, Meister? so antwortete er: mit neun Hecken war es befestigt; auch die kannte ich nur von solcher Art, wie man sie um die Saatfelder zu pflanzen pflegt; fragte ich aber auch darnach, so sagte er: so weit war ein Ring, d. h. so viel Raum umfaßte er, wie von Zürich bis Constanz

ist, so von Eichen, Buchen und Fichtenstämmen aufgebaut, daß er von einem Rande zum andern zwanzig Fuß breit sich erstreckte, und ebensoviele in die Höhe maß; die ganze innere Höhlung aber wurde mit Steinen oder festem Lehm ausgefüllt und die Oberfläche der Wälle mit dichtem Rasen bedeckt. An den Rändern aber wurden kleine Bäume gepflanzt, die, wie man es ja oft sieht, abgehauen und in den Boden gesenkt doch Blätter und Zweige treiben; zwischen diesen Dämmen also waren die Ortschaften und Dörfer so gelegen, daß man von einem zum andern eines Mannes Ruf vernehmen konnte. Diesen Ortschaften gegenüber waren zwischen jenen unüberwindlichen Mauern nicht gar breite Thore angebracht, durch welche zu ihren Raubzügen nicht nur die äußern, sondern auch die nach innen Wohnenden auszurücken pflegten. Ferner von dem zweiten Ringe, der ähnlich wie der erste aufgebaut war, erstreckten sich zehn deutsche Meilen bis zum dritten, und sofort bis zum neunten, obgleich jeder folgende viel enger wie der vorige war; auch waren von Ring zu Ring die Besitzungen und Wohnungen überall so eingerichtet, daß man auf jeder die Hornsignale vernehmen konnte. Zu diesen Befestigungen also schleppten sie alle Reichthümer des Abendlandes zusammen."

Zu dieser Zeit stand an ihrer Spitze Bajan, dessen Launen mit dem griechischen Kaiser spielten; das eine Mal verlangte er einen Elephanten, das andere Mal eine goldene Bettstelle, den Tribut steigerte er von 80,000 auf 120,000 Goldstücke, so daß Mauritius (582—602), ein tüchtiger Soldat, endlich sich entschloß, der unwürdigen Bedingniß ein Ende zu machen, besonders nachdem er erfuhr, daß Bajan den Frieden sich bezahlen und doch durch abhängige Völker das Reich bekriegen und zu seinen Gunsten ausrauben lasse. Im Jahre 587 schlug Mauritius ihn bei Adrianopel, und die Pest raffte den Gefürchteten im Jahre 601 dahin. Schon im folgenden Jahre wurde Mauritius getödtet; die Soldaten waren unzufrieden, sie wollten sich Soldabzüge nicht gefallen lassen, und es empörte sie, daß der Kaiser 10,000 Gefangene nicht gelöst habe, worauf sie von Bajan hingeschlachtet worden seien. Bei einer Procession am Weihnachtsfeste 601 wurde er mit Steinen geworfen; die Soldaten an der Donau riefen den Centurio Phokas aus und rückten gegen Constantinopel. Mauritius flüchtete mit seiner Familie, wurde eingeholt und mußte mit ansehen, wie fünf seiner Söhne vor seinen eigenen Augen geschlachtet wurden; bei jedem Todesstreiche rief er aus: „Du bist gerecht, o Herr, und gerecht sind deine Urtheile!" Zuletzt ward er selbst enthauptet am 27. November 602.

Phokas, der rohe, ungebildete Soldat, die kleine rothhaarige Carricatur eines Menschen, deren Häßlichkeit noch durch eine

Narbe über dem Gesichte erhöht wurde, brachte es durch Grausamkeit, Völlerei und andere Entwürdigungen in acht Jahren dahin, daß jede Provinz jeden Augenblick zum Aufruhr bereit war. Der Senat von Constantinopel schickte nach dem Präfecten von Afrika, Heraclius, der aber wegen seines hohen Alters seinen gleichnamigen Sohn zur leichten Gewinnung des Kaiserthrones nach Constantinopel sandte. Heraclius (610—641), so tüchtig er war und so voll des guten Willens, vermochte den hellen Jubel, der ihn empfing, nicht festzuhalten; das Reich war zu krank dazu. Phokas hatte ihm einen Krieg mit dem Perserkönig Khosroës II. hinterlassen, dazu diesem furchtbare Bundesgenossen in die Arme geführt, die Juden. Der Thörichte hatte geglaubt, sein Verbrechen durch den Befehl sühnen zu können, alle Juden im ganzen Reiche zur Taufe zu zwingen; der Ausbruch des wildesten Hasses war die Antwort der Juden darauf; sie gingen zu den Persern über und bahnten diesen den Weg, daß Edessa, Antiochien fielen, 614 selbst Jerusalem genommen wurde; 90,000 Christen sollen unter den Händen der Juden verblutet sein; das heilige Kreuz wurde von den Persern geraubt; bis ins Angesicht von Constantinopel strömten die Perserschaaren und bedrohten die Stadt zehn Jahre lang; Hunger und Pest entvölkerten diese. Heraclius bat um Frieden, erhielt aber nur die stolze Antwort des Persers: Kein Vergleich zwischen mir und dem römischen Kaiser, bevor er nicht mit den Seinen von dem gekreuzigten Gotte läßt und vor der Sonne niederfällt, der großen Gottheit Persiens. Heraclius wurde so trostlos, daß er daran dachte, Alles zu verlassen und nach Carthago zu fliehen; aber der Patriarch vermochte ihn am Altare der Sophienkirche zum Eidschwure, das von Gott ihm anvertraute Volk nimmer zu verlassen, sondern mit ihm zu leben und zu sterben.

Der Krieg nahm den Character eines Religionskrieges an. Die religiöse Begeisterung flammte einmal wieder im Reiche auf, Freiwillige strömten unter die Fahnen, Kirchengüter wurden auf Rüstungen verwendet; vom Altare weg, wo er communicirt hatte, zog der Kaiser, ein Christusbild in den Armen, zum Schiffe, das ihn nach Asien bringen sollte. In beiden Feldzügen (622 und 623) war der Plan genial entworfen, die Perser umgangen; auch die Truppen, die zur Kriegtüchtigkeit erst erzogen werden mußten, hielten sich vortrefflich, so daß ein Sieg um den andern erfochten wurde. Nicht minder begeistert und tapfer wehrte sich Constantinopel, zu dessen Bezwingung der Chakan gegen seinen Schwur 30,000 Avaren den Persern zugeführt hatte. Im Feldzuge von 627 eroberte Heraclius die Städte Syriens, Armeniens und Mesopotamiens; dann wurde am 1. Dezember die entscheidende Schlacht bei Ninive geschlagen; aber trotzdem die Griechen den Khosroës

bis Ktesiphon verfolgten, wies dieser jedes Friedensanerbieten zurück. Da empörte sich sein Sohn Schirujeh; Khosroës erlag bald dem Elende des Kerkers; sein Sohn schloß Frieden mit Heraclius und gab alle Eroberungen zurück, auch das heilige Kreuz, das der überglückliche Heraclius am 14. September 629 festlich nach Jerusalem brachte. Der greise Patriarch Zacharias, der 14 Jahre lang in der persischen Gefangenschaft geschmachtet, gab dem Kaiser, da dieser mit dem Kreuze nicht von der Stelle zu kommen vermochte, den Rath: Bedenke, o Kaiser, ob du im Schmucke eines Triumphzuges Aehnlichkeit hast mit dem Herrn Jesus, der das Kreuz auf eben diesem Wege als der Aermste und Demüthigste getragen. Sogleich legte Heraclius den kaiserlichen Schmuck ab und barfuß und in einen geringen Mantel gehüllt, trug er nun das Kreuz ohne Anstand zur Kirche des heiligen Grabes.

Dies war nun über den verrotteten Zuständen des oströmischen Reiches ein Lichtblick, aber schon erhebt sich von Arabien her der Gluthwind; die Mächte der Finsterniß entsenden ihren Propheten; die Christen Asiens sind in die Stunde ihrer Züchtigung eingetreten. Die allgemeine Fäulniß war nicht mehr erträglich; die Bischöfe gingen in der Hofluft zu Grunde, die Weltpriester am Mangel der Bildung, die Mönche an der Streitsucht, das Volk an der Ueberfülle des Mechanismus und dem Mangel der Predigt, Alle an der Disputirsucht, dem Sectengeist, der Häresie, denn daß die Häresie und der Sensualismus in Wechselwirkung stehen, ist die Erfahrung aller Zeiten.

Achtes Kapitel.

Der Islam.

(609—circa 730.)

I.

Mohammed.

Aus Arabien trat der Islam hervor, d. i. die volle Hingebung an Gott. Wie ist es möglich, aus diesem Arabien, das wie ein Mikrokosmos das ganze, wirre Chaos in der Religion und Gesellschaft der asiatischen Welt in sich birgt! Ja, einst hat Ismaël den Gott Abrahams hierher gebracht, aber vor dem wunderbar leuchtenden Sternenscheine, der zauberhaft das Gemüth des Arabers fesselt, ist er hinter die Gestirngötter zurückgetreten; dann hat Persien

seine Magier gesandt und dem träumerischen Volke seine Irrthümer eingepflanzt; auch der Jude ist gekommen, flüchtig vor dem römischen Schwerte, und wenn auch der heilige Paulus nach Arabien kam und Bartholomäus und Pantäus dort predigten und es eine Zeit lang den Anschein hatte, daß auch in diesem Lande die Kirche heranblühen werde, so ist sie doch bald wieder verfallen, und das Treiben der Nestorianer und verschiedener anderer Sectirer hat sie in den Augen der Araber nur geschändet. Es ist nicht möglich, die weiteren Spaltungen und die ganze Zerrissenheit der religiösen Anschauungen Arabiens aufzuzählen; bis zum Fetischdienst sind sogar Viele gefallen. Das gleiche Schauspiel bietet die Gesellschaft, und wenn wir von einem Staate reden könnten, so böte sich dieser dar. Ueber den Scheiks, den Stammfürsten, waltete kein gemeinsames Haupt der Nation; der eine Stamm bekriegte den andern. Insbesondere der Beduine, das Kind der Wüste, ist der Feind des ganzen Menschengeschlechtes, er erhebt seine Hand gegen Alle, und wenn er mit seiner Beute heimkehrt, spricht er: „Siehe, was ich wieder gefunden habe!“ Es ist ein hochbegabtes Volk, seine Sprache z. B. so ausgebildet, daß man Tagelang sprechen kann, ohne das nämliche Wort wiederholen zu müssen; für den Löwen hat sie 500 Namen, für das Schwert 1000. Der Araber faßt schnell, ist ernst, großmüthig, gastfreundlich, aber er kann auch ein Panther sein; hoch schaut er auf die Welt herab, sein Turban gilt ihm für ein Diadem, sein Zelt für einen Palast; die Poesie ist ihm eine Lust, und die scharfe Klinge und das feine Roß sein Alles.

Mohammed ist so sehr Lügenprophet, daß auch sein ganzes Leben mit der Schlingpflanze der Lüge derartig umwachsen ist, daß es unmöglich wird, sein Leben wahrheitsgetreu zu schildern. Merkwürdig, der aus den verschiedenen Religionen Etwas herausnahm und die Bruchstücke zusammenkittete, hatte zum Vater einen Götzendiener, zur Mutter eine Jüdin; sein Geschlecht, das der Haschem, war ein priesterliches und leitete sich direct von Ismaël ab. Er wurde 571 geboren; noch vor seiner Geburt verlor er den Vater, die arme Mutter, welche ihm nur ein Haus, fünf Kameele und einige Schafe hinterließ, in seinem sechsten Jahre; Mutterstelle vertrat an ihm eine abessinische Sclavin; so hatte er eine harte Jugend. Bald finden wir ihn als Pfeilaufleser in den kämpfenden Reihen der Männer seines Stammes, dann ist er Handelsagent einer reichen Wittwe, die ihn, nachdem er 25 Jahre alt geworden, zum Manne nimmt. Viel auf Reisen kam er mit Leuten aller Art zusammen, mit Christen und Juden, und lernte die verschiedenen religiösen Anschauungen kennen und würdigen; gerne war er dann wieder einsam, und hing in einem Nestorianerkloster in einer Höhle des Berges Hara, nahe bei Mekka, seiner religiösen Schwärmerei

nach; er hatte epileptische Zufälle, erzitterte, fiel hin, der Schaum stand ihm auf den Lippen.

Offenbar war Mohammed zuerst ein Betrogener, bevor er als Betrüger auftrat. 40 Jahre war er alt geworden; mit kühler Ueberlegung hatte er sich vorbereitet; der Reichthum, in dessen Genuß sein Weib ihn setzte, steigerte seinen Ehrgeiz, er wollte mehr als nur ein berühmter Krieger seines Stammes oder ein reicher Handelsherr sein; in einer Nacht nahm er einige Angehörige und Diener mit sich auf den Berg Hara und hatte seine erste Vision: Gabriel erschien in der Hand den Koran, das Buch, „welches im siebenten Himmel auf dem Tische des Allmächtigen aufbewahrt wird," und das bei seinem Herabsteigen vom Himmel zur Erde von Gabriel aufgefangen ward. Lies! sprach der Engel. Ich kann nicht lesen, log Mohammed, denn es ist undenkbar, daß er als Geschäftsmann nicht lesen und schreiben gekonnt haben sollte; aber die Lüge war ihm nöthig; der Engel ergriff ihn bei den Haaren und stieß sein Angesicht dreimal gegen die Erde, da konnte er lesen und dabei hörte er eine Stimme: „Mohammed, du bist der Apostel Gottes und ich bin Gabriel." Diese Vision wird in das Jahr 609 gesetzt; sie fand gläubige Gemüther, und desto mehr, je öfter sie oder ähnliche sich wiederholten. Blattweise streute Mohammed die Suren oder Kapitel des Korans aus. Viele wurden zum höchsten Enthusiasmus entflammt, Andern war es unerträglich, daß Mohammed die Propheten der Vorzeit übertreffen wolle. Die Bevölkerung spaltete sich in zwei Lager, der Prophet hatte viele Anfechtungen zu erdulden, und jetzt, ums Jahr 621, fängt er an, den Lügenpropheten, den Betrüger ungescheut hervorzukehren; jetzt lügt er Visionen und verkündet sie in flammender Sprache, welcher die grasse Phantasie der Araber nicht widersteht. Gabriel genügt nun nicht mehr, Gott selber wird seinem Auserwählten sichtbar und ertheilt ihm seine Aufträge. In einer Nacht weckte Gabriel den Propheten und führte ihm das Himmelspferd Elworak vor; Mohammed bestieg es und im Flug war er an der Pforte der heiligen Grabkirche zu Jerusalem; von da ging es aufwärts durch die sieben Himmel, und bis auf zwei Bogenschußweiten nahte er sich dem Throne Gottes. Das Antlitz des Herrn ist mit 20,000 Schleiern bedeckt; dennoch erhielt Mohammed die geheimsten Offenbarungen, die ein Menschenmund nicht aussprechen kann. Am Fuße des göttlichen Thrones las er die Worte: „Es ist kein Gott außer Gott, und Mohammed ist sein Prophet." Von 50 Gebeten, die Gott für die Gläubigen verlangte, ließ er sich bis auf fünf herabmarkten. Mohammed grüßte die Propheten und die Heiligen der sieben Himmel; auf dem Angesichte des Moses sah er die Thränen, welche dieser weinte, weil Mohammed viel mehr Menschen zu Gott bringen

werde, als er es vermocht. Dieser Himmelsritt war so rasch vollbracht worden, daß der Prophet zurückgekehrt war, bevor der Wasserkrug, den ein Flügel Gabriels umgestoßen hatte, ganz auslaufen konnte.

Mit Gelächter wurde diese Erzählung beantwortet, als Mohammed sie an der Pforte der Kaaba den Koreïschiten machte. Der Haß dieser trat immer schärfer hervor, und nun flüchtete sich Mohammed nach Medina, am 16. Juli 622, welches Datum, die Hedschra, den Mohammedanern als Beginn ihrer Aera dient.

In Medina saß er als Parteihaupt sicher unter seinen bewaffneten Anhängern, und mehr als bisher traten bei ihm die Wollust, der Blutdurst und die Herrschsucht hervor. Die Koreïschiten sollten ausgerottet werden; aber auch die Götzenbilder zerschlug er, und bevor er noch der ganzen Halbinsel Arabiens sicher war, erließ er hochmüthige Schreiben an die auswärtigen Fürsten, Anerkennung seines Prophetenamtes fordernd, so an Heraclius, der die Schwäche hatte, den Gesandten nicht die Thüre zu weisen; auch der Statthalter von Aegypten erhielt die Einladung und anerkannte Mohammed, das Gleiche that der König von Aethiopien, und in kurzer Zeit hatte Mohammed alle Stammfürsten Arabiens unter seiner grünen Fahne versammelt, denn wer nicht freiwillig glauben wollte, wurde durch das Schwert bekehrt. Anfangs hatte er eine viermonatliche Frist zur Bekehrung gelassen; „wenn die heiligen Monate vorüber sind,“ heißt es in der neunten Sure, „dann bringt die Götzenknechte überall um, wo ihr sie findet, oder nehmt sie gefangen oder belagert sie und stellt ihnen nach auf alle Art; Die aber, welche sich bekehren, das bestimmte Gebet verrichten und das gesetzliche Almosen (d. i. den Tribut zum heiligen Krieg) geben, betrachtet als Brüder der Religion wegen.“ Als er dann zum letzten Male nach Mekka gepilgert war (631 und 632), von seiner Familie und an die Hunderttausende von Gläubigen umgeben, ließ er vom Himmel die Worte fallen: „Heute habe ich euere Religion für euch vollendet und meine Barmherzigkeit an euch erfüllt, und ich habe euch die Religion des Islam gegeben.“ Jetzt schaffte er die vier heiligen Monate ab und erklärte, jeder Monat sei gut, die Feinde Gottes zu bekämpfen.

Bald darauf starb er, am 8. oder 17. Juni, oder auch schon im Mai 632; „er starb, weil er es wollte,“ wurde unter den Gläubigen gesagt; aber eine Jüdin hatte ihm Gift gegeben, weil sie, wie sie sagte, seine Prophetengabe prüfen wollte.

II.

Sein Religionssystem.

Nicht System sollte ich sagen, sondern Gemisch von Wahrheiten und Meinungen, die sich vielfach widersprechen, so sehr, daß die Gelehrten in den Versuchen, die Widersprüche des Korans auszugleichen, Jahrhunderte lang sich abmühten. Schlau hat der Lügenprophet die Spitze in die Lehre von den letzten Dingen gelegt; durch ihre Darstellung reißt er die glühende Phantasie auf die Bahn, auf welcher er als Eroberer und Prophet zur Herrschaft gelangen will; denn um diese allein war ihm zu thun; die Schwärmerei bildete nur anfangs den Untergrund, später die Maske zum Betrug. Vor den grausig ausgemalten Qualen der Hölle entsetzte sich der Araber; ihnen verfielen Alle, welche dem Islam, d. i. der Unterwerfung, nicht huldigten; auf einer Brücke, die nur die Breite einer Messerschneide hat, müssen sie aus der Zeit in die Ewigkeit und stürzen unfehlbar hinab in den Pfuhl. Wer dagegen Moslem ist, d. h. dem Propheten sich unterwirft, insbesondere in den heiligen Krieg zieht, der mag gelebt haben wie immer er will, so warten seiner die berauschenden Genüsse des Paradieses, welche der Prophet der grobsinnlichen Art seines Volkes angemessen in einer Weise ausgedacht hat, daß seine Anhänger in ihrer Erinnerung daran in Flammen geriethen, wir aber diesen Abgrund der Greuel nicht berühren dürfen.

Die Vielgötterei der asiatischen Welt erhielt durch den Islam, welcher mit Feuer und Schwert die Einheit Gottes lehrte, die geistliche und sittliche Verkommenheit der orientalischen Christen in der Entwürdigung des Menschen durch den Lügenpropheten ein furchtbares Strafgericht. Der Mensch hat keinen freien Willen; Alles, was er thut und was ihm widerfährt, ist vorherbestimmt; nicht ein Kind Gottes ist der Mensch, sondern sein Sclave. Die Sittenvorschriften bilden den Menschen nicht innerlich um, sondern ertödten in ihren Aeußerlichkeiten das Seelenleben, wenn sie auch zum Theile schöne Namen tragen; wie das fünfmalige, tägliche Gebet, welches der Weg zu Gott heißt, das Fasten, das zur Wohnung Gottes geleitet, das Almosengeben, welches die Thüre zu Gott aufschließt; außerdem sind vorgeschrieben, die Wallfahrt nach Mekka, im Leben wenigstens Einmal, häufige Waschungen, die Enthaltung vom Genusse des Weines, die Feier des Freitags, insbesondere aber die Theilnahme am heiligen Kriege gegen die Ungläubigen. Wenn in dem Gebote der Gastfreundschaft, des Almosengebens und der milden Behandlung der Sclaven schöne Züge am Islam gefunden werden wollen, so hat er sie nicht geschaffen, sondern sie

liegen im Volscharacter der Araber und werden wieder aufgehoben durch das Gebot, Jeden zu hassen, der nicht dem Islam huldigt. Die Frau wurde vollständig entwürdigt, die Vielweiberei gestattet; Wollust und Grausamkeit, die Grundzüge im Character des Lügenpropheten drücken seiner Religion das Siegel der Infamie auf; diese Religion erfand er, weil er ein weltgebietender Herrscher sein wollte; daher ist sie auch ganz in die Hände des Herrschers gelegt, der Chalife ist Herrscher der Welt und der Religion, und nur die Nothwendigkeit rief die Bestellung eines Stellvertreters für das Gebiet der Religion hervor; ein Priesterthum hat der Islam niemals gehabt.

Das Religionsbuch ist der Koran, welcher auf einzelnen Blättern bei verschiedenen Gelegenheiten geschrieben und erst nach Mohammeds Tode gesammelt wurde und seinen Namen erhielt; er wird in 114 Kapitel (Suren) getheilt, und jede Sure in Versen (Ajat). Die Suren galten immer als eine Offenbarung Gottes; bei Manchen als unerschaffen; Andere sagen vom Koran, er sei von Anbeginn im siebenten Himmel auf einer von Engeln bewachten, blendend weißen steinernen Tafel vorhanden gewesen, die so lang wie der Raum zwischen Himmel und Erde und so breit wie die Entfernung von Ost und West; von ihr habe auf Gottes Befehl Gabriel zu verschiedenen Malen dem Propheten ein Stück vorgesungen.

Es ist erstaunlich, wie rasch und mächtig der Islam sich ausbreitete; noch kein Menschenalter war seit dem Tage, da der Prophet die grüne Fahne des Halbmondes entfaltete, vorüber, und der Islam herrschte über einem Gebiete, das größer war als einst die römische Herrschaft. Das Ostreich und das persische waren durch die Kriege erschöpft, die Völker durch die übermäßigen Steuerforderungen erschöpft und erbittert; die siegenden Araber gaben sich mit geringem Tribute zufrieden; sie beschränkten die Leidenschaften nicht, und Gott gab die durch die Häresie zerklüfteten und entarteten Christen in die Hand der grausamen Sieger. Der Araber kämpfte für Alles, was ihm theuer war, für Ruhm und Beute; die Abenteuer waren seine Lust; und die Führer lockte die Aussicht, die eroberten Provinzen als Statthalterschaften zu erhalten. Von der Lehre der unbedingten Vorherbestimmung beherrscht, ging der Moslem ohne Schrecken in die Schlacht, denn „ohne den Willen Gottes, hieß es, kann kein Mensch sterben," und der Tod auf dem Schlachtfelde, mit welchen Lockungen trat er den Menschen an. „Das Schwert ist der Schlüssel zum Himmel. Ein Tropfen Blut auf dem Schlachtfelde Gottes vergossen, eine Nacht unter den Waffen zugebracht, werden höher angerechnet, als zwei Monate in Fasten oder Gebet Wer in der Schlacht stirbt, erhält Vergebung seiner

Sünden.“ „Du sollst Jene, welche für die Sache Gottes ermordet worden, nicht für todt halten, sondern für lebendige, die von Gott versorgt worden sind. Entzückt sind sie über die Geschenke Gottes und freuen sich über Die, welche ihnen zur Seligkeit folgen werden.“ Dieser Fanatismus redete ein, daß 20 Moslimen 200 Ungläubige überwinden werden; folgen wir ihnen zur gedrängten Darstellung ihrer Eroberungen.

III.

Die ersten Chalifen.

Schon Abu-Bekr, der erste Nachfolger des Lügenpropheten (632—634), brach aus den Grenzen Arabiens heraus und kämpfte und errang Siege über die Perser und die Griechen in Syrien, und Dies trotzdem in Arabien der Aufstand loderte und dieser bezwungen werden mußte, wenn nicht die ganze Operationsbasis verloren gehen sollte. Aber der Fanatismus stand in der ersten Gluthhitze. „Bekehre dich, wurde dem Gegner zugerufen, so bist du gerettet; sichere dir unseren Schutz und bewillige einen Tribut, denn ich ziehe mit einer Schaar heran, die den Tod ebenso sehr liebt, als das Leben.“ Es ist unglaublich, welche schreckliche Niederlagen die Araber anrichteten; man kann ihre Blutarbeit auf den Schlachtfeldern nur mit dem Mähen des Schnitters vergleichen. Nicht selten floß das Blut nach dem Siege in gleichen Strömen, wie in der Schlacht; so nach der Niederlage der Perser bei Lis am Euphrat; in der Noth hatte der arabische Feldherr gelobt, wenn ihm Sieg verliehen werde, wolle er nicht eines einzigen Mannes schonen und mit dem Blute der Ungläubigen den Strom roth färben; er erfocht den Sieg und nun schlachtete der Blutmensch alle Gefangenen am Ufer des Stromes. Schon regte sich zugleich die Beutegier, in welche der Glaubensfanatismus bald ganz umschlagen sollte. Beim Anblicke des schönen Euphratlandes rief ein Feldherr aus: „Bei Gott! wenn wir auch nicht für den Glauben kämpften, so sollten wir schon des gesegneten Lebens willen dieses Land unter uns vertheilen.“

Zu gleicher Zeit rangen die arabischen Schaaren mit einem mächtigen Heere der Griechen in Syrien; am 23. August 634 wurde am Flusse Jarmuk die erste Schlacht geschlagen, welche, wie der arabische Feldherr Chalid voraussagte, entscheidend für alle folgenden Kämpfe in diesem Lande war. „Es naht ein Schlachttag, rief er den Seinen zu, an dem Prahlerei und Lüge nichts nützen. Kämpfet mit reinem Sinn und strebet nur nach dem Wohlgefallen Gottes! Dieser Tag entscheidet über alle folgenden!“ Chalid war vom

Streite erschöpft, dennoch antwortete er einem Araber, welcher sich rühmte, 17 Griechen eigenhändig getödtet zu haben, auf seine Mahnung, etwas auszuruhen: „Wir werden in einer anderen Welt ruhen; wer heute arbeitet, wird morgen dafür rasten.“ Im folgenden Jahre 635 fiel Damaskus.

Unterdessen aber war Abu-Bekr gestorben; man rühmte von ihm, daß er die Vorschriften des Korans, dessen zerstreute Blätter er sammeln ließ, getreu befolgt habe und ein einfacher Mann geblieben sei; die ungeheueren Schätze der Beute tastete er nicht an, trieb seinen Handel fort und weidete seine Heerde; erst auf vielfache Bitten nahm er einige tausend Drachmen und zwei Kleider an, die er aber sterbend zurückstellte. Er sei stark gewesen, heißt es, wenn Andere zagten, den Gläubigen ein Vater und gegen die Ungläubigen hart wie der Zorn Gottes.

Omar (634—644) war sein Nachfolger, von ihm selbst dazu bestimmt und durchgesetzt. Auch dieser Omar war ein einfacher Mann; er schlief auf einer Palmenmatte, hatte nur zwei Kleider, eines für den Sommer und ein anderes für den Winter; mit Gerstenbrod und Früchten begnügte er sich zur Nahrung; als er gegen Jerusalem zog, trug er wie jeder Andere seinen Wasserschlauch und in einer Tasche den Mundvorrath. Einer seiner Gesandten konnte vor Kaiser Heraklius sagen: „Der Palast unseres Chalifen ist eine Hütte aus Lehm, sein Gefolge bilden Bettler und Arme, sein Schatz ist Vertrauen auf Gott, sein Teppich Enthaltsamkeit und Wahrheit, und seine Leibwachen sind die tapfersten Anbeter des Einen Gottes.“

Strenge hielt er darauf, daß die Araber dieselbe Einfachheit befolgten. „Die Araber sind nur für Armuth und einfache Kost geeignet,“ war sein Wahlspruch. Jedem Weintrinker ließ er 20 Streiche auf die Fußsohlen (Bastonade) geben; seinen eigenen Sohn Abdallah verschonte er nicht damit. Als er einige Araber in syrischen Seidengewändern erblickte, ließ er sie ihnen vom Leibe reißen, und sie selbst durch den Koth schleifen. Weil Chalid, der Sieger am Euphrat und in Syrien, einem Dichter, der seinen Ruhm besang, 30,000 Silberstücke schenkte, ließ er ihn der Unterschlagung öffentlicher Gelder anklagen und entkleidete ihn seiner Befehlshaberwürde; als ein anderer General sich einen prächtigen Palast bauen ließ, befahl er denselben niederzubrennen und schrieb: „Du hast dich auf die Wege der persischen Monarchen verirrt; wisse, daß die Kosru aus ihren Palästen in das Grab gesunken sind, während der Prophet aus seiner niedrigen Hütte in das Paradies emporgestiegen ist.“

Ueberhaupt trat Omar gegen seine siegreichen Feldherrn mit durchgreifender Strenge auf; sie mußten sich beugen, denn er allein wollte der Herr sein, „der Kaiser der Gläubigen,“ wie er sich nannte,

und das ungeheuere Reich, das sie ihm von Tripolis bis zum Indus, und vom kaspischen Meere bis zu den Katarakten des Nil zusammeneroberten, glaubte er nur auf solche Weise zusammenhalten zu können. Amru, der Eroberer Aegyptens, beklagte sich über seinen rauhen Ton: „Du hättest ja einem Juden nicht mehr sagen können; Gott verzeihe dir und mir!"

Aus Arabien vertrieb Omar alle Christen und Juden, denn im Lande des Propheten, sagte er, dürfe nur eine einzige Religion sein.

Unter ihm tritt die Tendenz der Eroberung über die Verbreitung des Islam hervor, wenn auch noch seine Aufforderung zum Kriege gegen die Perser in das Gewand heiliger Religionspflicht gekleidet war. Bei den Ruinen von Babylon erlitten die Araber eine vernichtende Niederlage; aber in Persien entstand Aufruhr, und bis dieser gedämpft war, wälzten sich neue Heerhaufen aus Arabien her, und der Untergang des Sassaniden-Reiches war besiegelt, wenn jetzt auch ein unerschrockener und thatkräftiger Held, der 21jährige Jezdedscherd III. an seine Spitze gestellt wurde. Würdig kämpfte dieser den Todeskampf, von beständigem Unglücke verfolgt. Omar verlangte Annahme des Islam und Tribut. Jezdedscherd erwiderte den Gesandten: „Bisher kamt ihr zu uns als Kaufleute und Bettler. Grüne Eidechsen war euere Speise, Salzwasser euer Trank, und grobes Haar euere Kleidung; jetzt wollt ihr uns euere verhaßte Religion aufzwingen. Armuth treibt euch, daher verzeihe ich. Kehret heim; ich will euere Kameele mit Waizen und Datteln beladen; verschmähet ihr meine Großmuth, so soll euch Strafe in Persien treffen." Unerschrocken erwiderte Einer der Gesandten, ein greiser Mann: „Was du von unserem Elende sagst, ist wahr. Unsere Armuth war so groß, daß Würmer, Schlangen und Scorpionen unsere Nahrung bildeten; die Erde war unser Lager, die Haare unserer Kameele und Ziegen mußten wir zu unserer Kleidung verwenden. Unser Glaube bestand in ewigen Kriegen und Raubzügen; wir tödteten sogar unsere Töchter, um sie nicht ernähren zu müssen. Da erbarmte sich Gott unseres elenden Zustandes und sandte uns durch seinen heiligen Propheten das Buch des wahren Glaubens. Dieser gebietet Krieg wider die Heiden zu führen, unsere Armuth gegen Reichthum und Macht zu vertauschen. Nimm unsere Religion an; sie verpflichtet dich zu keinen andern Steuern, als alle anderen Gläubigen auch sie leisten müssen, oder zahle den Zins der Heiden. Willst du aber keines von beiden, so rüste dich zum Krieg!"

Nun folgte Schlacht auf Schlacht, und eine Provinz um die andere wurde vom Perserreiche abgerissen; Omars Sohn, Abdallah, drang im Osten bis Gedrosien vor, und bis an den Kaukasus wurde Jezdedscherd verfolgt. Einmal gelang es ihm hier, mit Hilfe der

Türken die Araber zurückzuwerfen; aber wieder kam das Unglück, er mußte über den Oxus flüchten; abermals sammelte er eine Kriegsmacht und fiel in Chorasan ein; aber wieder geschlagen, wurde er im Jahre 651 auf der Flucht getödtet, der letzte Herrscher aus dem Geschlechte der Sassaniden. Seine Generale waren des Widerstandes längst müde. „Unsere Religion ist veraltet, sagte Einer derselben zu seinen Offizieren, die neue Religion wirft Alles vor sich nieder; wir wollen also Frieden schließen und Tribut bezahlen!“ —

Omar hatte Krieger genug, um in der gleichen Zeit auch in Syrien die Eroberungskämpfe seines Vorgängers fortzusetzen. Es war kein Zusammenhalt zwischen den Städten und dem griechischen Heere; deßhalb fielen die ersteren trotz tapferen Widerstandes; Tiberias, Antiochia, Cäsarea wurden erobert, im Jahre 638 Jerusalem übergeben. Wie büßten die Patriarchen-Stühle des Morgenlandes ihre Untreue und ihr häretisches Treiben! Zwar wurde den Christen in Jerusalem Leben, Eigenthum und der Besitz der Kirchen zugesichert; aber der Eintritt in diese durfte keinem Muselmann verwehrt werden, und wie in jeder anderen eroberten Stadt, wurde verboten, ein neues Gotteshaus zu bauen, ein Kreuz aufzurichten, eine Glocke zu läuten; jeder Christ mußte eine ihn vom Muselmann unterscheidende Auszeichnung tragen, anders als bei diesen sollte die Farbe des Oberkleides und der Kopfbinde sein. —

Die Eroberung Aegyptens wurde wesentlich durch die Glaubensspaltung zwischen den Griechen und Kopten herbeigeführt. Amru hatte auf seinen Handelsreisen die Stimmung in Aegypten kennen gelernt; die Griechen huldigten damals der rechtgläubigen Lehre von den zwei Naturen in Christus, die Kopten dagegen waren Monophysiten und, wie Das bei den theologischen Streiten im Oriente immer vorkam, mit Haß wider ihre Gegner erfüllt. Hierauf baute der schlaue Amru, den die Siege der Generale in Persien und Syrien nicht schlafen ließen, seinen Plan. Omar konnte, so kühn er sonst überall durchgriff, in seinem Rathe zu keinem entscheidenden Schluß kommen; er schrieb daher an Amru: „Gelangt dieser Brief zu dir, ehe du das ägyptische Gebiet betreten hast, so kehre wieder um; wenn du aber die Grenze schon überschritten hast, so rücke vorwärts.“ Amru kannte den Inhalt des Schreibens und erbrach deßhalb dasselbe erst auf ägyptischem Boden. Die Kopten verbündeten sich mit ihm und versprachen Tribut; an diesem Verrathe gingen die Griechen zu Grunde, Alexandrien wurde trotz kräftiger Gegenwehr gestürmt, die überaus reiche Stadt; es war im Dezember 641. Die Kopten rissen nun die meisten Kirchen Aegyptens an sich, die Muselmänner herrschten, beuteten das Land aus und unternahmen Eroberungszüge an der Nordküste Afrikas hin;

die Berbern wurden geschlagen, Barka zum Tribut gezwungen, selbst Tripolis eingenommen.

Seit Jahrhunderten ist erzählt worden, daß Omar den Brand der berühmten Bibliothek von Alexandrien befohlen habe; auf die eingelegte Bitte um Erhaltung der unermeßlichen Schätze soll er erwidert haben: „Entweder stimmen die Bücher mit dem Koran überein, und dann sind sie überflüssig; oder sie stimmen nicht mit ihm überein, und dann sind sie schädlich.“ Darauf seien, heißt es, die 4000 Bäder der Stadt sechs Monate lang mit den Manuscripten geheizt worden. Einem stupiden Muselmann sieht das Wort wohl ähnlich; auch stammt die Nachricht nicht erst von Abulfaradsch, der 1286 schrieb, sondern sie ist viel älter, und überdies hat Omar die Bibliothek in Ktesiphon in gleicher Weise zerstört; wenn nun aber auch ein Theil der Bibliothek, der im Brucheion bereits unter Cäsar zerstört, und ein anderer im Serapeion in der Zeit des großen Theodosius so zerstreut worden war, daß Orosius nur noch leere Bücherschränke sah, so ist doch gar nicht unwahrscheinlich, daß bei der Schreibseligkeit der Griechen und da Alexandrien der bedeutendste Sitz der Gelehrsamkeit war, bereits wieder eine reiche Literatur gesammelt worden sein wird, und die Gründe zur Verwerfung der Nachricht von Omars stupider Antwort mögen wohl für seine Verehrer hinreichend sein; wir halten uns einstweilen noch berechtigt, sie unberücksichtigt zu lassen.

Omar galt seinen Gläubigen als ihr Vater, und gedankenlos sprachen christliche Geschichtschreiber es nach, nicht dessen gedenkend, daß man ausgerechnet hat, daß in der Zeit seiner Herrschaft an die 30,000 Städte, Dörfer und Schlösser zerstört und verwüstet und 14,000 christliche Kirchen verbrannt oder in Moscheen umgewandelt worden seien. Der Haß seiner Ueberwundenen zuckte den Mordstahl wider ihn, dem er, 63 Jahre alt, im Jahre 643 oder 44 erlag; oder im Jahre 22 nach seiner Zeitrechnung, denn er befahl, daß auf den Documenten nach der Hedschra (16. Juli 622) gerechnet werde.

Nach Omars Tode wurde das Reich durch Thronstreitigkeiten erschüttert; die sechs ältesten Gefährten des Lügenpropheten sollten einen Nachfolger aufstellen und schwankten zwischen Ali und Othman; der erstere, viel verhaßt, wurde übergangen, Othman aber auch schon 656 ermordet, worauf es Ali endlich gelang, die Herrschaft zu ergreifen, die schon 661 seinen Händen entsank, denn er wurde ermordet. Die Parteien traten so heftig gegeneinander auf, daß unter den gegenseitig sich Verfluchenden das Reich auseinander zu brechen drohte. Jetzt aber erstand ein gewaltiger Herrscher in Moawijah I. (661—680), welcher mit despotischer Willkühr das Reich zusammenhielt, die Wahl des Chalifen abschaffte und die Dynastie der Ommajaden mit dem Sitze in Damas-

kus gründete, welche sich 89 Jahre (661—750) auf dem Throne behauptete.

Trotz der inneren Wirren waren die kriegerischen Unternehmungen fortgegangen, unter Othman gelangten sie bis nach Carthago, wurde ein Feldzug nach Nubien unternommen, Cypern und Rhodus angefallen. Freilich konnten diese Eroberungen, weil die inneren Streitigkeiten lähmten, noch nicht dauernd behauptet werden; dennoch kam das griechische Reich in schwere Bedrängniß. Bis unter die Mauern von Constantinopel wagten sich die Schiffe der Araber sieben Jahre lang (669—676) die Hauptstadt bedrohend. Allzulockend war das Wort des Propheten: „Die Sünden des Heeres, welches die Stadt des Kaisers einnimmt, sind vergeben." Das sogenannte griechische Feuer, von dem Syrer Kallineikos erfunden, zerstörte unrettbar jedes Schiff, das es erreichen konnte; Wasser löschte es nicht aus, sondern entflammte es nur noch mehr. Das Geheimniß ist verloren gegangen; aber die Congrevischen Raketen sollen eine große Aehnlichkeit mit ihm haben. Was von den arabischen Schiffen vom Feuer nicht zerstört wurde, das thaten die Stürme; dazu kam, daß die Chalifen gezwungen wurden, mit den Gegnern ihrer Herrschaft im Innern aufzuräumen und Sectirer zu bekämpfen; so erhielten die bedrängten Reiche und Völker auf einige Zeit ziemlich Ruhe in den Jahren 680—690. Das Jahr 694 dagegen wird „das Jahr des Brandes" genannt, so viele Kirchen wurden allein in Armenien zerstört. Unter der Regierung Welids I. (705—715) erhielt dann das Reich der Moslimen seine größte Ausdehnung. Die Kämpfe mit den Griechen waren besonders heftig in Armenien und Kleinasien; der Oxus wurde überschritten und bis Sina vorgedrungen; auch der Indus setzte den arabischen Horden keine Grenze mehr; die Provinz Sind fiel ihnen zu. Im Westen aber eroberte Musa Fez und Marokko; und bald werden wir vom Einfalle der Mauren in Spanien hören.

Gefallen waren die drei Patriarchate von Alexandrien, Antiochien und Jerusalem; und wo einst auf dem Boden Afrikas ein heiliger Augustinus gelehrt und die Martyrer mit ihrem Blute den heiligen Glauben besiegelt, in herrlicher Blüthe die Kirchen gestanden, da wehte jetzt mit ihrem Halbmonde die Fahne des Lügenpropheten.

IV.

Das Westgothenreich in Spanien und sein Untergang.

Von den Schlägen, welche das Reich der Westgothen in den Tagen Chlodwigs so schwer getroffen, vermochte es nur lang-

sam sich zu erholen, denn nicht nur gebrach es ihm an einem hervorragenden Herrscher, welcher mit Festigkeit eine klar durchdachte Politik verfolgt hätte, sondern auch die Umtriebe der Parteien ließen das Reich nicht zu der so nöthigen Ruhe gelangen; dazu kam, daß die fanatischen Arianer heute die Katholiken mit allem Hasse der Secte verfolgten, morgen wieder das Schwert in die Scheide steckten, und dann wieder zwischen Duldung und Verfolgung hin- und herschwankten, so daß eine rechte Freudigkeit für das gothische Staatswesen weder bei den Katholiken, noch bei den Arianern aufkommen konnte. Die Verwirrung war zu Zeiten so groß, daß Gregor von Tours (3, 30) berichten konnte: „Die Gothen hatten die abscheuliche Gewohnheit angenommen, daß wenn Einer von ihren Königen ihnen nicht gefiel, sie ihn mit dem Schwerte niederstießen und Den zu ihrem Könige einsetzten, der ihnen recht war.“ Erst im Jahre 573 trat ein König auf, welcher, freilich mit blutiger Hand, Ordnung schuf.

Es war Dies der kräftige, kein göttliches und menschliches Recht achtende Leuvigild (573—586). Er brach den Uebermuth der Großen durch Beraubung ihrer Güter, Verbannungen und Hinrichtungen; der heilige Leander sagt, daß nicht ein einziger freier Mann mehr in ganz Spanien gefunden worden sei, und daß damals durch ein gerechtes Strafgericht Gottes sogar der seiner legitimen Herrn beraubte Boden des Landes seine frühere Fruchtbarkeit verlor; als Augenzeuge, bemerkt Leander, schreibe er Dieses.

Leuvigild war Eroberer; fast alle Theile Spaniens unterwarf er seiner Herrschaft; im Jahre 585 machte er dem Reiche der Sueven ein Ende.

Leuvigild war auch Verfolger, ein bitterer, überaus gewaltthätiger, der vor keinem Mittel zurückschreckte, um im ganzen Lande die Irrlehre zur Herrschaft zu bringen. Leider brachte er auch Bischöfe zum Abfalle; die muthigen, welche seinen Schmeicheleien kein Gehör gaben und thatkräftig seinen Drohungen widerstanden, sperrte er ein oder wies sie aus dem Lande. Auch in seiner eigenen Familie wüthete der grausame König. Er hatte zwei Söhne, Hermenegild und Reccared, die vom heiligen Leander, einem Verwandten des königlichen Hauses, erzogen worden waren. Im Jahre 579 Erzbischof von Toledo geworden, hatte Leander an seiner Kathedrale eine Schule eingerichtet; er selbst leitete sie und überwachte die Lehrer und die zahlreichen Zöglinge. So gewann er auch die Söhne des Königs für den katholischen Glauben. Dieser wurde in Hermenegild noch befestigt durch seine Gemahlin Ingonde, welche eine Tochter des Frankenkönigs Sigebert und der Brunhilde war. Mit großem Gefolge kam sie nach Spanien und wurde mit Jubel als ein Engel des Friedens begrüßt. Aber ihre Großmutter Guns-

vintha, welche in zweiter Ehe mit Leuviglid sich vermählt hatte und eine wüthende Arianerin geworden war, ließ sie nicht lange im wahren Glauben ungestört verharren, sondern fing an, sie mit schmeichlerischen Reden zu verlocken, daß sie sich nach der arianischen Ketzerei abermals taufen lassen solle. Ingonde jedoch widerstand tapfer und sprach: „Es ist genug, daß ich von der Erbsünde einmal durch die Taufe rein gewaschen bin und die heiligste Dreifaltigkeit als Eines und gleichen Wesens bekannt habe. Dies glaube ich, so bekenne ich von ganzem Herzen, und niemals werde ich von diesem Glauben abweichen.“ Da jene Solches hörte, wurde sie von der Hitze des Jähzornes hingerissen; sie ergriff das Mädchen bei den Haaren, riß sie zu Boden und trat sie so lange, bis Blut floß, mit Füßen; dann ließ sie dieselbe entkleiden und in einen Fischteich tauchen (Greg. v. Tours, V, 38), um ihr so die arianische Taufe aufzuzwingen. Ingonde verläugnete niemals den katholischen Glauben und gab ihrem Gemahle das Beispiel der Standhaftigkeit, in welcher er ihr bald nachfolgen sollte.

Leuvigild hatte, als er seine Residenz von Sevilla nach Toledo verlegte, ihn als Mitregenten in Sevilla eingesetzt. Aber die Verfolgung entzweite Vater und Sohn. Um diesen schaarten sich die Katholiken; er begehrte Hilfe von den Franken und verbündete sich mit dem Statthalter des Kaisers, als sein Vater mit Heeresmacht gegen ihn zog. Allein Hermenegild mußte sich in eine Kirche flüchten und klagte: „O, daß doch mein Vater nicht über mich käme, denn es ist nicht recht, daß der Vater vom Sohne oder der Sohn vom Vater getödtet werde.“ Als Leuvigild Solches hörte, schickte er seinen Bruder Reccared zu ihm, daß er ihm einen Eid schwor, daß ihm nichts Schimpfliches widerfahren werde. Als Hermenegild sich seinem Vater zu Füßen warf, nahm ihn dieser auf, küßte ihn und redete ihm mit freundlichen Worten zu. Doch als ihm der Sohn ins Lager gefolgt war, achtete er seines Eides nicht, ließ ihn ergreifen, seiner Kleidung berauben; man legte ihm ein schlechtes Gewand an und führte ihn ins Gefängniß. Dahin schickte in der Osterzeit Leuvigild einen arianischen Bischof, daß er seinem Sohne das Abendmahl reiche; dieser wies den Mann ab und wurde nun am Charsamstage 586 getödtet. Das Blut des Martyrers war nicht vergeblich verspritzt worden; denn Leuvigild kurz darauf in seine Todeskrankheit gefallen, empfand so schwere Gewissensbisse, daß er den verbannten heiligen Leander zurückberief, ihn bat, an seinem Sohne Reccared zu handeln, wie er an Hermenegild gehandelt und ihm ein treuer Rathgeber und Beistand zu sein. Den Reccared selbst forderte er auf, die Häresie aufzugeben und katholisch zu werden.

Reccared (586—601) war seinem Vater zu Willen, der

Vortreffliche hatte sich nur mit Widerstreben unter das Joch der Ketzerei gebeugt; auf der Stelle legte er das katholische Glaubensbekenntniß ab und begann die Arbeit um die Bekehrung der Nation. Nicht durch Zwang, heißt es, sei diese vollzogen worden, aus Ueberzeugung habe die gothische Nation dem Irrthume abgeschworen, denn der König habe Religionsgespräche veranstaltet und in diesen seien die arianischen Bischöfe eines Bessern überzeugt worden. Vier Jahre nach seiner Thronbesteigung versammelte Reccared, sollen wir sagen ein Concil oder eine Reichsversammlung zu Toledo; die Synode war beides zugleich. Hier erklärte er, daß die erlauchte Nation der Gothen, bis dahin durch die Bosheit ihrer Hirten und Lehrer von der allgemeinen Kirche getrennt, sich jetzt zur Einheit zurückwende und darum bitte, im rechten und wahren Glauben der katholischen Lehre dem ganzen Umfange derselben nach unterrichtet zu werden. Eigenhändig schrieb der König das katholische Glaubensbekenntniß und übergab es sammt dem von acht arianischen Bischöfen, des Adels und Volkes, in die Hände der Bischöfe. Er trat in die innigste Verbindung mit dem heiligen Stuhle; kindlich ergoß er sein Herz in das große Herz des heiligen Gregor. „Diejenigen, schrieb er einmal, welche durch Länder und Meere getrennt sind, scheinen manchmal durch Christi Gnade aufs Festeste Einer mit dem Andern verbunden. Solche, die Euere Heiligkeit nie gesehen haben, fühlen sich glücklich in der Betrachtung des hohen Rufes derselben. Vergesset nie, Gott für uns zu bitten, für mich und mein Volk, das Ihr in Eueren Tagen für Christus habt erwerben gesehen; wir sind geschieden durch die ganze Breite der Welt, aber die Liebe verbindet uns.“ Der heilige Gregor nahm sich liebreich seiner an; er ermahnte ihn zur Wachsamkeit gegen die Versuchungen des Hochmuths und der Zornmüthigkeit und zeigte, die beste Bürgschaft für die Bekehrung seines Volkes sei seine, des Königs, Demuth und die Reinheit seines Herzens und Leibes.

Mit Erfolg arbeitete Reccared auf die Verschmelzung der Romanen und Gothen hin; die Gesetze wurden für beide Theile gleichartig erlassen und das Verbot der Ehen zwischen Gothen und Romanen aufgehoben.

Nach 15jähriger Regierung starb Reccared, der erste König der Westgothen, welcher feierlich gekrönt und gesalbt worden, nachdem sein Vater Leuvigild zum erstenmale den königlichen Schmuck angelegt hatte.

Wir unterlassen es, die nun folgenden Königsnamen aufzuführen und wenden unsere Aufmerksamkeit den heiligen Männern und den Concilien zu, durch welche Spanien eine Lebenskraft und Wärme eingeflößt wurde, die, wenn sie die Unordnungen

und den Einbruch der Mauren auch nicht abzuwehren vermochte, doch für immer den ritterlichen Character der spanischen Nation bestimmten und ihre hervorragende Bedeutung für das ganze Mittelalter vorbereiteten.

Die Familie Leanders war eine Familie von Heiligen. Sein Vater und seine Mutter waren um des katholischen Glaubens willen verbannt worden und in der Verbannung gestorben. Seine Schwester Florentia weihte sich dem Klosterberufe und wurde Vorsteherin von 40 Klöstern, in welchen 1000 Nonnen lebten. Der Bruder schrieb für die Schwester eine Regel. Fulgentius sein Bruder wurde Bischof und theilte seine apostolischen Arbeiten. Der jüngste Sohn der Familie war Isidor, welchen die spanische Nation als ihren Kirchenlehrer und Apostel verehrt. „Ehe er seinem Bruder auf dem Metropolitanstuhle von Sevilla folgte, war er der Zögling dieses seines älteren Bruders, der ihn wie einen Sohn liebte, aber so strenge hielt, daß der junge Isidor aus Furcht vor den Züchtigungen, die sein Bruder mit einer allzu häufigen Strenge anwandte, eines Tages aus der Schule von Sevilla entfloh. Nachdem der Knabe eine Zeitlang von Durst und Anstrengung erschöpft, in den Feldern umhergeirrt war, setzte er sich an einem Ziehbrunnen nieder; hier betrachtete er neugierig die tiefen Einschnitte im Steine des Brunnenrandes und fragte sich, woher dieselben wohl kommen möchten, als eine Frau, die Wasser holen wollte und von der Schönheit und demüthigen Offenheit und Unschuld des Schülers für ihn eingenommen ward, ihm erklärte, daß die Wassertropfen, indem sie beständig auf die gleichen Stellen niederfielen, am Ende diese Höhlungen im Steine verursacht hätten. Das Kind ging nun in sich und machte sich selbst die Bemerkung, daß, wenn dieser harte Stein sich so nach und nach von den Wassertropfen habe aushöhlen lassen, gewiß auch sein Geist am Ende die Eindrücke des Unterrichtes aufnehmen werde. So kehrte er denn zu seinem Bruder zurück und vollendete seine Studien, so daß er in Kurzem lateinisch, griechisch und hebräisch lernte und ein thätiger Mitarbeiter Leanders im Werke der Bekehrung der Arianer wurde.“ (Montalembert, Mönche II, 212.)

Vierzig Jahre saß er auf dem Stuhle von Sevilla; vor ihm verschwanden die letzten Spuren des Arianismus; er wirkte dahin, daß das Erziehungssystem seines Bruders an allen bischöflichen Kirchen Spaniens eingeführt wurde; er ist der Urheber der majestätischen Mozarabischen Liturgie und war ein sehr fruchtbarer Schriftsteller. Sein Buch über die Etymologien oder über den Ursprung der Dinge, eine Art Encyklopädie, worin er die Kenntnisse des Alterthums und seiner Zeit von den verschiedenartigsten Gegenständen der Philologie, Rechtskunde, Medicin, Geographie, Mechanik ꝛc. zusammentrug, ist neben dem ähnlichen, früher schon ge-

nannten Werke des Cassiodor, ein Handbuch in den Schulen des Mittelalters geworden.

Der heilige Isidor starb im Jahre 636. Unter seinen zahlreichen Schülern ragen der Bischof Braulio von Saragossa, der beredteste Gothe, der heilige Ildefons und der gelehrte König Sisebut hervor.

Der populärste Heilige Spaniens und der thätige Mitarbeiter Leanders und Isidors zur Regeneration seines Vaterlandes im siebenten Jahrhundert ist der heilige Ildefons (Alonzo), geboren aus vornehmer Familie in Toledo, gebildet in Isidors Schule von Sevilla, Geschichtschreiber, Dichter und ascetischer Schriftsteller; als Erzbischof von Toledo, Pfleger des religiösen und wissenschaftlichen Lebens und Strebens im Kloster Agali, das eine Pflanzschule von Heiligen und Kirchenlehrern wurde. Was den Heiligen aber dem spanischen Volke so überaus theuer machte, das ist seine zarte Liebe und glühende Verehrung der heiligsten Jungfrau.

Diese drei Männer waren die Säulen der spanischen Kirche im siebenten Jahrhundert; durch sie ist sie und ist Spanien zu einem wahren Lichtheerde geworden, während anderwärts die Keime der neuen Bildung aus den Ruinen, die der Sturm der Völkerwanderung geschaffen, kaum erst schüchtern aufsproßten.

Diese und andere Männer ihres Schlages, Bischöfe und Mönche, haben auf den 18 (resp. 20) in der Zeit der Bekehrung der Westgothen bis zum Untergange des Reiches in Toledo gehaltenen Concilien die kirchlichen Dinge nach allen Seiten hin geordnet, und dabei, im Vereine mit den weltlichen Großen, eine Gesetzgebung für das staatliche Leben festgestellt, welche mit Recht noch bewundert wird. Ueber den Geschäftsgang und die Bedeutung dieser Versammlungen äußert sich Montalembert: „Ohne Zweifel hatten die Bischöfe auf denselben durch Zahl und Autorität das Uebergewicht. Aber die weltlichen Großen und Würdenträger erschienen auf denselben gleichfalls; gleich zur Eröffnung traten diese Laien ein mit dem Könige, der fast immer über die zu behandelnden Fragen die Initiative ergriff, und verließen mit ihm die Versammlung; wenn aber den Bischöfen drei Tage lang Zeit gelassen war, um unter sich allein die geistlichen Angelegenheiten zu berathen, so traten der König und die Großen wieder ein, um an den Schlußverhandlungen wieder Theil zu nehmen. Sie wohnten diesen Versammlungen kraft eines anerkannten Rechtes bei und unterzeichneten die Decrete gleich den Bischöfen. Zu dem scheint manchmal auch die Zustimmung des Volkes, das heißt für die damalige Zeit, des Kriegsadels der gothischen Nation erfordert und ausgedrückt worden zu sein, um die vom König, von den Bischöfen und Proceres erlassenen Decrete gesetzkräftig zu machen.“ „Bei diesen also zusam-

mengesetzten Versammlungen stand die geistliche und weltliche, die politische und bürgerliche, die gesetzgebende und richterliche Gewaltfülle; alle bedeutenden Reichsangelegenheiten wurden daselbst verhandelt ... Diese Versammlungen gaben der Nation der Westgothen ihre Gesetze und ihre Könige ..."

Auf dem vierten Concil von Toledo im Jahre 636 wurde bestimmt: Niemand darf selbst nach dem Throne streben, sondern wenn der Fürst gestorben, sollen die Häupter des Volkes in Gemeinschaft mit den Bischöfen einen Nachfolger in der Herrschaft bestellen. — Dieser Grundsatz wurde auf dem fünften Concil im Jahre 636 in die Worte gefaßt: „Wer ohne allgemein erwählt und von dem Adel des gothischen Volkes erhoben zu sein, nach dem Throne strebt, soll mit dem Anathem und mit Ausschließung aus aller Gemeinschaft der Katholiken bestraft werden." — Weiterhin galt, wie das 16. Concil im Jahre 693 sich aussprach, daß Jeder vom Throne ausgeschlossen sein solle, welcher sein Anrecht außer auf die Wahl, nicht auch auf echt gothische Abstammung, auf Redlichkeit und gute Sitten gründen kann; denn Dies war der Grundsatz des spanischen Staatsrechtes: „Rex eris, si recte facis; si autem non facis, rex non eris! König sollst du sein, wenn du recht handelst; thuest du nicht recht, so sollst du auch nicht König sein!"

Das Wahlrecht brachte die Folge, daß die Parteien fast nie zur Ruhe kamen, und daß die Familien gestorbener Könige manche Bedrängnisse zu erdulden hatten. Wie oft erscheinen daher Könige als Schutzflehende vor den Synoden, und wie müssen diese gegen die Parteimänner der Kronprätendenten mit Energie einschreiten und die hinterbliebenen Familien der Könige in den Schutz der Nation und der Kirche nehmen! Gleich die vierte Synode mahnt, den dem Könige geschworenen Eid unverletzt zu bewahren, warnt mit Nachdruck vor Aufständen, Verschwörungen und Mordanschlägen, und bedroht dergleichen mit gänzlicher Ausschließung aus der christlichen Gemeinschaft. Als nach dem Tode des Königs Chintila im Jahre 640 sein jugendlicher Sohn Tulga erhoben, aber schon nach zwei Jahren von Chindasuinth verdrängt wurde, ein Theil der Nation aber gegen diesen war, brach Bürgerkrieg aus, und nach dessen Beendigung mußte die Synode (646) gegen beide Parteien, die unterlegene und die siegreiche, einschreiten; sie sprach sich dahin aus: Weil nicht nur viele Laien, sondern auch viele Geistliche bei den jüngsten Bürgerkriegen sich betheiligt und in fremde Länder begeben haben, um dem gothischen Reiche und Könige zu schaden, so wird verordnet, daß derartige Landesverräther und ihre Helfer des geistlichen Amtes entsetzt und mit lebenslänglicher Buße belegt werden sollen. Erst beim Tode können sie, wenn reuig, der Communion theilhaftig werden. Der König darf diese Excommuni-

cation nicht hindern, und wenn ein Bischof auf seinen Befehl einem derartigen Excommunicirten die Communion (vor dem Tode) gibt, so wird er selbst bis zu seinem Ende excommunicirt. Auch darf der König nach altem Gesetze die auf dem Landesverrathe stehende Güterconfiscation nur dahin mildern, daß er dem Betreffenden den zwanzigsten Theil seines früheren Eigenthums zurückgibt. — Von da an wendet sich die Synode gegen die Anhänger Chindasuinths. Wenn aber ein Cleriker bei Lebzeiten des Königs für einen Andern, der nach dem Throne strebt, Partei nimmt, seines Standes uneingedenk, und dieser Prätendent siegt, so wird auch solcher Cleriker, ob er Bischof oder etwas Anderes sei, bis an den Tod excommunicirt. Hindert der König die Excommunication seines Anhängers, so tritt sie nach des Königs Tode sogleich wieder in Kraft. Auch der Laie, welcher ins Ausland geht, um von da gegen König und Vaterland zu agitiren, soll mit Güterverlust und Excommunication bis zu seinem Tode bestraft werden, außer er ergreife das Mittel (vor ausgesprochener Sentenz), durch Fürbitte der Bischöfe beim Könige, der Communion theilhaftig zu werden. Bei sonstigen Schmähungen oder Verschwörungen gegen den König kann dieser selbst entscheiden, ob der Verbrecher wieder zur Communion zugelassen werden soll oder nicht; aber in Betreff der in fremde Länder gegangenen treulosen Cleriker und Laien beschwören wir den König, ohne Fürbitte der Bischöfe die Excommunicationssentenz nicht aufzuhalten.“ Auf dem achten Concil im Jahre 654 wurden diese Bestimmungen gemildert, weil allzuviele Leute unglücklich geworden wären. Der Einfluß, welcher hier dem Könige auf die Excommunication eingeräumt wird, findet sich anderwärts wieder dahin ausgesprochen, daß sie über Solche nicht verhängt werden oder die verhängte wieder aufgehoben werden solle, welche der König wegen eines Staatsverbrechens begnadigt hat, denn ihm allein stehe nach altem Gesetze die Begnadigung der Staatsverbrecher zu.

Sehr schön sind die Ermahnungen, welche die Synode dem Könige für die Ausübung seiner Gewalt ertheilen. So redet die vierte den König Sisenand so an: „Dich, den gegenwärtigen König, und euch, ihr Fürsten alle, die ihr in der Folge herrschen werdet, wir beschwören euch in Demuth, daß ihr milde und gemäßigt seiet gegen euere Unterthanen, daß ihr die Völker, die Gott euch anvertraut, mit Gerechtigkeit und Frömmigkeit regieret und dadurch Christo, der euch zu Königen gemacht hat, euere Schuld abtraget. Daß Niemand von euch in Sachen, die Gut und Leben betreffen, allein entscheide, sondern daß das Verbrechen des Angeklagten immer in öffentlicher Versammlung der Häupter des Volkes erhärtet und durch ein öffentliches Urtheil bekannt gemacht werde. Zeigt euch milde selbst in euerer Strenge; bei einer solchen Mäßi-

gung werden die Könige zufrieden sein mit den Völkern, die Völker mit den Königen, und Gott mit beiden. In Betreff der Könige, welche künftig regieren werden, fällen wir hiermit das Urtheil: Wenn Einer von ihnen in hochmüthiger Herrschsucht oder aus königlichem Stolze, oder aus Habsucht sein Volk bedrückt und drängt, der sei verflucht von unserem Herrn Christo und auf immer von Gott getrennt!"

Der Kampf mit der Leidenschaft war ein beständiger; und nicht selten sah die Synode sich genöthigt, ihre warnende und strafende Stimme gegen die Könige zu erheben. So die achte im Jahre 653: „Da es in der Vergangenheit vorgekommen, daß die zügellose Habsucht der Fürsten sich räuberisch des Eigenthums der Völker bemächtigt, und diese ihren Schatz auf Kosten der Thränen ihrer Unterthanen bereichert haben, müssen wir jetzt kraft göttlicher Eingebung, nachdem wir für die Unterthanen die Gesetze der Ehrfurcht erlassen haben, auch den Ausschreitungen der Fürsten einen Zügel anlegen."

Das gelang nun freilich nur in einzelnen Fällen, wo aber ein König nicht gutwillig war, verhallte die Stimme der Synode. Die Gewaltthätigkeiten der Könige und die Unbotmäßigkeit der Großen trieben das Staatsschiff ins Verderben. Dazu gesellte sich ein drittes Element, das für Spanien immer unglückselig war, die zahlreiche Judenschaft im Lande.

Man sagt, daß Kaiser Hadrian 50,000 Judenfamilien nach Spanien verpflanzt habe; sie müssen in die 100,000 angewachsen sein und hefteten sich als ein Krebsschaden an das Land, dessen Ausschnitt nicht gelingen wollte.

Man hat oft über die Härte der Spanier gegen die Juden geklagt; es ist wahr, sie wurden als Feinde des Landes angesehen und als solche behandelt, weil das Reich von ihnen dazu gezwungen war. Dennoch galt der Grundsatz, welchen das Concil von 633 aussprach: „Selig werden können nur Diejenigen, welche es selbst auch wollen. Gleichwie der Mensch den Tod in sich aufgenommen, indem er freiwillig der Schlange Gehör geschenkt hat, so kann er auch, nachdem der Ruf der göttlichen Gnade an ihn ergangen, nur gerettet werden und glauben durch eine freiwillige Bekehrung seiner Seele. Deßhalb muß man die Menschen nicht mit Gewalt nöthigen, sondern muß sie durch ihren freien Willen zu bewegen suchen, daß sie sich bekehren." Diese Aufstellung schützte aber die Juden nicht vor gewaltsamen Bekehrungsversuchen, welche schon Reccared unternahm und Sisebut fortsetzte. Das erschien dann auch den Synoden unerträglich, daß die, wenn auch durch Gewaltmittel zur Taufe Gezwungenen ihre jüdischen Gebräuche beibehielten oder das Christenthum nur heuchlerisch bekannten, und so erschienen denn auch ihrerseits harte Bestimmungen gegen dieselben. Nachdem die

vierte Synode von Toledo in ihrem 57. Canon aufgestellt: „Künftig darf kein Jude mehr zur Annahme des Christenthums gezwungen werden," und bestimmt hatte: „Diejenigen, die unter König Sisebut gezwungen wurden und die Sacramente empfingen, müssen Christen bleiben," erfolgte eine Reihe von Canones, welche gegen den Rückfall strenge Vorschriften gaben; 59. in Betreff der Juden, welche den christlichen Glauben angenommen haben, aber später wieder jüdische Gebräuche begehen und sogar an Andern die Beschneidung vollziehen, beschließt die heilige Synode unter Zustimmung des Königs Sisenand, daß solche Verbrecher durch den Bischof zur Rückkehr zum Glauben gezwungen werden sollen; 60. die Söhne und Töchter (die getauften) der Juden sollen von den Eltern getrennt, entweder in Klöstern oder von christlichen Frauen oder Männern erzogen werden; 61. Obgleich die wieder apostasirten getauften Juden Güterconfiscation verdient haben, so sollen doch ihre Kinder, wenn sie gläubig sind, das elterliche Vermögen erben; 62. getaufte Juden dürfen mit den ungetauften keinen Verkehr haben; 63. wenn ein Jude eine Christin zum Weibe hat, so muß er, wenn er mit ihr fortleben will, Christ werden. Thut er es nicht, so werden sie getrennt, und die Kinder folgen der Mutter. Ebenso müssen die Kinder ungläubiger Mütter und christlicher Väter Christen werden; 65. getaufte Juden, welche sich wider den Glauben verfehlen, dürfen nicht Zeugen sein, auch wenn sie behaupten Christen zu sein; 65. auf Befehl des Königs befiehlt die Synode, daß Juden und Judensöhne keine öffentlichen Aemter verwalten dürfen; 66. Juden dürfen keine christlichen Sclaven kaufen oder besitzen. Haben sie solche, so werden sie frei. — Die immer weiter greifenden Umtriebe der Juden gegen die Ruhe des Reiches veranlaßte die sechste Synode zum Aussprechen des Dankes gegen Gott, daß König Chintila vor Kurzem durch ein Edict verordnete, daß alle Juden Spanien verlassen müßten, und nur Katholiken im Lande wohnen dürften. In Uebereinstimmung mit dem Könige und den Großen wird zugleich beschlossen, daß jeder künftige König vor seiner Thronbesteigung neben den andern Eiden auch den leisten müsse, er wolle den jüdischen Unglauben nicht dulden und die gegenwärtigen Gesetze aufrecht erhalten. Verletzt er diesen Eid, sei er Anathema und Maranatha vor Gott und eine Nahrung des ewigen Feuers. — Nachdem die zwölfte Synode im Jahre 681 zwanzig Gesetze des Königs Erwig, niedergelegt in den leges Wisigothorum, gebilligt hatte, mußte die 17. im Jahre 694 klagen, daß die Juden zu ihren vielen andern Verbrechen noch Das hinzugefügt haben, daß sie Vaterland und Volk zu Grunde richten wollten. Wir stehen, in das achte Jahrhundert übertretend, vor der Zeit, wo die Mauren ins Land gerufen und insbesondere

von den vaterlandslosen Juden in ihrem Zerstörungskampfe des westgothischen Reiches unterstützt wurden.

König war Witiza. Seine Anfänge waren gut gewesen; aber er verfiel in greuliche Sittenlosigkeit, und nicht blos für seine Person, sondern er gestattete auch in einem besonderen Gesetze den Ehemännern, so viele Nebenfrauen zu nehmen, als ihnen beliebe, und den Priestern erklärte er das Cölibatsgesetz für aufgehoben. Der Erzbischof Gunderich machte ihm Vorstellungen; dafür wurde er abgesetzt und Simdered, ein Mann, welcher dem gottlosen Könige in allen Dingen zu Willen war, bestieg den Metropolitanstuhl und verfolgte die kirchentreue Geistlichkeit.

Das ertrug die Nation nicht, ein Theil erhob den Prinzen Rodrigo auf den Königsthron; Bürgerkrieg brach aus, der freilich mit Witizas Tode im Jahre 710 sein Ende erreichte, aber das gespaltene und geschwächte Reich in den Rachen des Feindes führte.

In Afrika war Statthalter des Chalifen Welid ein unternehmender Mann, Musa. Daß er Fez und Marokko erobert, haben wir bereits früher angemerkt; weiter als je ein Araber vor ihm, drang er nach Westen vor, und Tanger fiel in seine Hand. Bei Ceuta stritten die Spanier wider ihn; ihr General war der Gothe Julian. Dieser aber gehörte zur Partei der Söhne des entthronten Königs Witiza. Siegreich war er über den Araber gewesen; dann aber schloß er einen Bund mit ihm, einen vaterlandsverrätherischen; denn er erbot sich, den Feind der Christenheit in sein Vaterland zu führen.

Musa eilte nach Damaskus zum Chalifen Welid, der seinen Feldzugsplan wohlgefällig aufnahm und billigte. Bis er aber wieder in Afrika eintraf, war sein Freigelassener Tarik über die Meerenge gegangen und hatte sich auf dem Berge festgesetzt, der heutzutage Gibraltar heißt, am 1. Mai 711. Theodemir, der westgothische General, wurde geschlagen und rief den König Roderich herbei, der im fernen Navarra und Biskaia einen Aufstand niederschlug. In Eilmärschen kam Roderich, und am 19. Juli hub die schreckliche Schlacht von Xeres de la Frontera an. In zwei Kampfestagen wogte der Ausgang hin und her; am dritten begannen die Mauren zu wanken und zu weichen. Tarik rief sie an: „Wohin wollt ihr fliehen? Hinter euch ist das Meer, vor euch der Feind! Nur in Muth und Ausdauer findet ihr das Heil!“ Und die Araber sammelten sich wieder, und es wurde weiter gestritten, von Tag zu Tag mit erneuerter Bitterkeit bis zum 26. Juli, wo der Vaterlandsverrath den Sieg in die Schlachtreihen der Muselmänner hinüberspielte. Witizas Söhne nämlich, Eva und Sisebut, waren scheinbar mit Roderich ausgesöhnt, und edelmüthig hatte

er ihnen die Führung der Flügel anvertraut. Zu ihnen sandte in der Nacht der Verräther Julian; glaubten sie, daß Tarik sich mit der Beute begnügen und sie als Könige werde herrschen lassen? Als Roderich am andern Morgen wieder in die Schlacht ritt, war das Centrum entblößt, die Flügel zum Feinde übergegangen; der Entscheidungsstreit war schrecklich; aber der König sank vom Pferde, und als die Gothen ihn nicht mehr erschauten, löste das Heer sich in wilde Flucht auf. Das Reich der Westgothen war gefallen.

In kurzer Zeit nahmen die Araber ganz Spanien; die Reste der gothischen Nation retteten sich in die nördlichen Gebirge; und von hier aus begannen sie, geläutert durch das Unglück, geführt von Pelayo (Pelagius), den Heldenkampf, der nach sieben Jahrhunderten das Kreuz wieder hinabtrug bis zum Meere und der ritterlichen Nation der Spanier ihre weltgeschichtliche Bedeutung schuf.

Neuntes Kapitel.

Der Vorabend von Weihnachten des Jahres 800.

(716—755.)

I.

Die Byzantiner und Langobarden bedrängen den hl. Stuhl.

So umspannte der Halbmond die ganze Christenheit, und versuchte vom Osten und Westen her seine Sichel zusammenzuschließen. Was ihm dabei zur Aufmunterung und Unterstützung diente, das war die fast verzweifelte Lage, in welche das Centrum gebracht war. Byzanz bedrängte ohne Unterlaß den heiligen Stuhl und erdrückte das von ihm ohne Schutz gelassene Italien mit Steuerlast und Erpressungen; der Langobarde aber lag auf der Lauer, die Stimmung Italiens zu einem entscheidenden Anfalle gegen die Oberherrlichkeit des oströmischen Reiches über Italien zu benützen und die Langobardenherrschaft über das ganze Territorium desselben auszubreiten. Sollte der heilige Stuhl aus der Knechtschaft des Griechen in die des Langobarden fallen? Konnten die bisherigen unhaltbar gewordenen Verhältnisse fortdauern? Oder lag es im Gange der Weltgeschichte, daß über sie hinaus eine neue Ordnung sich bildete, das byzantinische Kaiserthum aus Italien entwich, auch der Langobarde seinen Unternehmungen entsagen mußte, der heilige Stuhl frei und unter den Schutz einer Macht gestellt wurde, welche

in der Fülle jugendlicher Kraft den Traum nicht träumte, der Kirche Gottes die Fesseln der Gewalt anzulegen?

Wir stehen am Vorabende jenes Weihnachtsmorgens, welcher als Schutzherrn der Christenheit den erstgeborenen Kaiser aus den germanischen Völkern neben den freien Papst stellte.

Der Langobarde lauerte nicht vergebens auf das Verderben, das der Byzantiner sich selber schuf.

Im Jahre 716 bestieg den Kaiserthron von Byzanz Leo, genannt der Isaurier, weil vielfach berichtet wird, daß Isaurien seine Heimath gewesen. Den gleichen Nachrichten zufolge wäre er ein armer Handelsmann gewesen, der mit einem Esel umherzog, dann als gemeiner Soldat ins kaiserliche Heer trat und durch körperliche Kraft und Gewandtheit so viel Ansehen sich verschaffte, daß es ihm gelingen konnte, nach der Abdankung des Kaisers Anastasius den schwachen Theodosius zu verdrängen und selbst den Thron zu besteigen. Ungebildet, roh, ein brutaler Emporkömmling, ohne Verständniß der Freiheit des Gewissens, nur gewohnt, in allen Dingen seinen eigenen Willen durchzusetzen und rasch eingelebt in den Byzantinismus, der auch das Heiligthum für seine Domäne hielt, erregte Leo den Bildersturm, ausgebend, daß in dem Gebrauche der heiligen Bilder das alte Heidenthum die Kirche wieder überfluthet habe.

Bekanntlich hat die Gesetzgebung des alten Bundes den Gebrauch heiliger Bilder verboten, weil diese bei der großen Geneigtheit des jüdischen Volkes in die Fußtapfen der Heiden zu treten, der Anbetung des Einen Gottes Gefahr gedroht hätten. Diese Disciplinarvorschrift verlor mit dem Aufhören des jüdischen Gesetzes ihre Geltung, und wenn die älteste Kirche nicht mit Bildern prangt, so hat das einfach seinen Grund darin, daß sie bei den aus dem Judenthum Bekehrten die mitgebrachten Gefühle schonen und den kaum erst in ihren Schooß aufgenommenen Heiden die Erinnerung an ihre Götterbilder entrücken wollte. Aber symbolischer Bilder, wie der Taube, des Schiffes, der Lyra, des Ankers, des guten Hirten, hat sich die Kirche immer bedient, wie die Katakomben ausweisen, und die Heiden wären nicht darauf gekommen, die Christen Kreuzanbeter zu schelten, wenn sie bei ihnen nicht Bilder entdeckt hätten. Sobald die Kirche aus den Katakomben trat, erscheinen in den Gotteshäusern und in den Wohnungen der Familien Bilder Christi und Mariä, der Apostel und Martyrer; als der heilige Basilius seine Lobrede auf den Martyrer Barlaam hielt, forderte er die christlichen Maler auf, den Glanz dieses großen Heiligen darzustellen, da sie Dies besser in Farben, als er in Worten vermöchte; er werde sich freuen, wenn er von ihnen übertroffen werde, und wenn die Malerei hierin über die Beredtsamkeit siege. Als ein Bischof von Marseille im Unverstande die Bilder aus seiner Kirche

entfernte, schrieb ihm der Papst Gregor der Große: „Du hättest nicht zerbrechen sollen, was nicht zur Anbetung, sondern blos zur Verehrung in den Kirchen aufgestellt wurde. Ein Anderes ist es, ein Bild anbeten, und ein Anderes, aus der im Bilde dargestellten Geschichte erlernen, was man anzubeten habe. Denn was für Die, welche lesen können, die Schrift ist, das ist für Die des Lesens Unkundigen ein Bild, indem an diesem auch die Ungebildeten schauen, welche Wege sie zu wandeln haben. In ihm lesen Die, welche der Schrift nicht kundig sind."

Zu diesem Standpunkte vermochte sich der rohe Isaurier nicht zu erheben; wie er aber zu seiner Auffassung kam, Das muß bei dem theilweisen Mangel an Nachrichten und bei den vielfach vorgebrachten Unwahrscheinlichkeiten dahingestellt bleiben. Man hat auf mohammedanische und auf jüdische Einflüsse gedeutet. Es ist richtig, daß drei Jahre bevor Leo den Bildersturm aufregte, der Chalife Jezid II. in den von ihm eroberten Ländern die Bilder zerstörte und daß der Renegat Beser in hoher Gunst bei Leo stand; diesem und einem Bischof Constantin von Nakolia, der als ein unwissender Mann, aller Unreinigkeit voll, und als in besonderen Beziehungen zu Jezid stehend, geschildert wird, hat man die Urheberschaft des unglückseligen Gedankens bei Leo zugeschrieben; aber auch den Juden, indem man die Sage umtrug, daß dieselben Juden, welche den Chalifen Jezid zur Bilderzerstörung verführt, auf ihrer Flucht nach dessen Tode, den Leo, als er noch wandernder Krämer war, getroffen, ihm den Kaiserthron vorausgesagt, aber auch das eidliche Versprechen abgenommen hätten, nach seiner Erhebung überall die Bilder Christi und Mariä zu zerstören; als er dann wirklich Kaiser geworden, seien sie gekommen und hätten ihn an seinen Eid gemahnt, und so sei er im zehnten Jahre seiner Regierung zur Bilderstürmerei gekommen. Eine Kritik dieses Märchens ist nicht nöthig; aber glaublich erscheint, daß Leo in seiner Beschränktheit auf den Gedanken kommen konnte, durch die Zerstörung der heiligen Bilder dem Abscheu der Mohammedaner und Juden gegen dieselben sich deßhalb beizugesellen, um diese zur Annahme des Christenthums günstiger zu stellen, besonders nachdem er mit der Nöthigung der Juden zur Taufe keine Erfolge errungen hatte. Bestärkt wurde Leo in seiner Absicht gegen die Bilder durch das erschreckende Naturereigniß, das im Jahre 726 stattfand. Plötzlich nämlich stieg zwischen den Inseln Thera und Theresia (nordöstlich von Creta) aus dem Meeresboden ein Vulkan auf, der mehrere Tage lang Feuer und Steine mit solcher Gewalt ausstieß, daß die Küsten von Kleinasien, ja selbst die von Lesbos, Abydos und Macedonien vielfach damit überschüttet wurden; zugleich entstieg dem Meere eine neue Insel, die sich mit der Insel Hiera vereinigte. Der eingeschüch-

terte Isaurier und sein Günstling, der Renegat Beser, sahen darin ein Strafgericht wegen der Bilderverehrung, und alle alten Geschichtschreiber des Bildersturmes sind einstimmig in der Bemerkung, daß dieses Ereigniß den Kaiser Leo veranlaßt habe, zum Werk zu greifen.

Im Jahre 726 erschien in der That das erste Edict gegen die Bilder; in Constantinopel entstand eine bedenkliche Aufregung; das Volk fiel über die Beamten her, welche das Edict zur Ausführung brachten; in dem Viertel Chalkopatreia (hier waren die Läden für Metallwaaren) befand sich ein hochverehrtes Christusbild; als der kaiserliche Beamte eine Leiter anlegte, baten Frauen ihn, er möge es doch nicht zerstören, da er nicht darauf hörte und dreimal mit der Axt auf das Angesicht des Bildes schlug, warfen sie die Leiter um und tödteten ihn. Griechenland und die cykladischen Inseln empörten sich, rüsteten eine Flotte und riefen einen Gegenkaiser aus. Um so hartnäckiger bestand Leo auf der Ausführung seiner Befehle, und damit diesen auch eine kirchliche Sanction würde, forderte er von Germanus, dem Patriarchen von Constantinopel, die Beisetzung seiner Unterschrift auf dem kaiserlichen Edicte. Der Patriarch widersagte ihm; der Kaiser suchte nach Material zu einer Anklage auf Majestätsbeleidigung; in einer Rathsversammlung dann im Jahre 720 machte er den letzten Versuch, den Patriarchen zu gewinnen; dieser sprach standhaft und sieghaft wider ihn, und als er nichts ausrichtete, zog der neunzigjährige das Pallium aus und zog sich zurück, geschlagen und des Landes verwiesen, wie Johannes Damascenus berichtet. Anastasius, ein unwürdiger Schüler des Germanus, welchen er längst zu verdrängen gesucht, wurde Patriarch und der Mithelfer zur kaiserlichen Bilderstürmerei, welche bei der Feigheit und Servilität der orientalischen Bischöfe von nun an reißende Fortschritte machte.

Noch bevor das Edict Leos nach Italien kam — es geschah übrigens vor dem Jahre 728 — hatten Abendländer, Männer aus Italien, Frankreich, Mauretanien, Vandalen, Gothen, welche Augenzeugen der Greuel in Constantinopel gewesen waren, die Kunde davon verbreitet, und allgemeine Entrüstung war der Widerhall davon. Der Langobarde Liutprand fiel in das kaiserliche Gebiet ein und eroberte Narnia und Ravenna; in vielen Städten kam es zum Aufruhr, der Gedanke völliger Unabhängigkeit wurde ausgesprochen, eine Verbindung der Partei mit Liutprand angestrebt und eine Kaiserwahl geplant. Der Bildersturm gab zu all Dem die Veranlassung. Viele mögen ehrlich davon ergriffen gewesen sein; bei den Meisten aber wirkten andere Ursachen, insbesondere politische Unzufriedenheit und die Leiden des Steuerdruckes; bei dem Langobarden die Begierde der Eroberung.

Zwar gibt es Geschichtschreiber, welche Liutprand (713—744) außerordentlich rühmen zu müssen meinen, so z. B. Damberger, welcher ihn, ob in Folge seines Widerspruchgeistes oder völlig abhängig von Paul Warnefried bleibe dahingestellt, den König „fest und zugleich edelmüthig in seinem Verfahren“ nennt und sagt: er sei „überhaupt ein ausgezeichnet umsichtiger, thätiger, muthiger, und dabei religiöser Fürst, obwohl sonst ganz ungebildeter Kriegsmann, der mit dem Schlachtschwert zu schreiben verstand.“ Paul Warnefried hatte von ihm geschrieben: „er war aber ein Mann von großer Weisheit, klug im Rath, sehr gottesfürchtig und ein Mann des Friedens, im Streite gewaltig, gegen Fehlende mild, keusch und züchtig, wachsam im Gebet, freigebig gegen die Armen, mit den Wissenschaften zwar unbekannt, aber den Philosophen gleich zu achten, ein Vater seines Volkes und ein Verbesserer der Gesetze.“ Es ist wahr, Liutprand verstand es, bei seinem Volke das königliche Ansehen festzustellen, die Eigenmächtigkeiten der Großen zu brechen, alles Volk an gesetzlichen Gehorsam zu gewöhnen. 142 Verordnungen sind von ihm bekannt, seine Thätigkeit als Gesetzgeber war also nicht gering, und viel Heilsames hat er eingeführt, aber was wir eben weiter des Rühmens Werthes vernommen haben, wird doch zum großen Theile durch den Gang der Geschichte widerlegt, so seine Friedensliebe und seine Religiosität. Nicht diese hat den Gang seiner Politik dictirt, sondern je nachdem ihm Vortheile in Aussicht standen, schlug er sich auf die Seite des heiligen Stuhles gegen den Kaiser, und dann trat er wieder mit diesem in Bündniß gegen den heiligen Stuhl.

Wie rein und groß steht gegen ihn der Papst Gregor II. (715—731) da! Geisteskräftig, nachdem er auf einer Synode in Rom sich berathen, trat er voll apostolischer Würde dem Bilderstürmer gegenüber; wir besitzen zwei Schreiben von ihm an denselben, welche in die Jahre 728 bis 730 fallen, und worin er unter Anderem sagt: die Dogmen der Kirche sind nicht Sache des Kaisers, sondern der Bischöfe .... Wie der Bischof kein Recht hat, sich in die Angelegenheiten des Palastes zu mischen, so steht es dem Kaiser nicht zu, sich in das Innere der Kirche zu mischen, Cleriker zu wählen, die Sacramente zu spenden ꝛc.... Wir wollten gemäß der von Petrus auf uns gekommenen Gewalt dich bestrafen; aber du hast selbst den Fluch über dich ausgesprochen, und magst ihn nun sammt deinen Rathgebern haben .... Ich beschwöre dich, laß ab von den schlimmen Gedanken und rette deine Seele vor den Aergernissen und Verwünschungen, welche die ganze Welt dir entgegensendet ....“ Nichts änderte den Sinn des Isauriers, er blieb bei seinem Worte: „Ich bin Kaiser und Priester zugleich.“

Dem Papste aber wäre es ein Leichtes gewesen, ihn der Herrschaft über Italien völlig zu entsetzen; aber er kündigte seinem rechtmäßigen Kaiser den Gehorsam nicht auf, auch dann nicht, nachdem dieser einen Verhaftbefehl gegen ihn ergehen ließ, und wenn das Gerücht nicht übertrieb, Meuchelmörder nach Rom schickte. Fast spöttisch klingt, was der heilige Gregor über die Absicht einer Verhaftung sagt, und so wenig Grund hatte er zur Furcht, daß er dem Kaiser mit dem Abendlande drohen konnte: „Du willst mich schrecken und sagst: ich will nach Rom senden und das Bild des heiligen Petrus zerstören und den Papst Gregor gefangen wegführen, wie Constans II. es mit Martinus gemacht hat. Du sollst wissen, daß die Bischöfe von Rom um des Friedens willen dasitzen als Zwischenmauer zwischen dem Morgenland und Abendland, und Friedensstifter sind. Wenn du mir nachstellen willst, wie du sagst, so habe ich nicht nöthig, mit dir zu kämpfen. Der römische Bischof wird sich blos 24 Stadien (etwa eine Stunde) weit in die Campagna entfernen, und dann komm und verfolge die Winde. Unseren Vorfahren Martin I. hat Kaiser Constans mißhandelt und verbannt. Aber der Kaiser wurde in seinen Sünden ermordet, während Martin als Heiliger verehrt wird. Gerne möchte ich das gleiche Schicksal haben wie Martin, aber zum Nutzen des Volkes will ich am Leben bleiben, denn der ganze Occident richtet seine Augen auf mich und den heiligen Petrus, dessen Bild du zerstören zu wollen drohest. Wirst du es wagen, so sind die Abendländer bereit, zugleich auch für die von dir beleidigten Orientalen Rache zu nehmen. Aber ich beschwöre dich bei dem Herrn, laß ab von so thörichten Dingen. Du weißt, daß dein Thron Rom nicht vertheidigen kann . . .“ Und dieser Papst ist dahin verläumdet worden, daß er mit den Langobarden und Aufrührern gemeinschaftliche Sache gegen den Kaiser gemacht habe! Im Gegentheile hat er nicht nur die Römer ermahnt, daß sie vom Kaiser nicht abfallen möchten, sondern er nahm sich des von Liutprand so hart bedrängten Exarchates an, mahnte den Herzog von Venedig, er möge doch dem Kaiser treu bleiben und mit dem geflüchteten Exarchen dahin wirken, daß Ravenna dem Kaiser wieder zurückgestellt werde.

Plötzlich erblicken wir Liutprand im Bunde mit dem Exarchen gegen den Papst; sie wollen in Spoleto und Benevent, wornach der Langobarde stets die Hand ausgestreckt hielt, aber auch in Rom den Geist der Widerspenstigkeit erdrücken. Mir scheint, Dies sei ein unedler Rachezug Liutprands gewesen, weil der heilige Vater seinen Eroberungsgelüsten zulieb bei den Kämpfen gegen den bilderstürmenden Kaiser nicht mitgemacht und ihm die Eroberung Ravennas wieder aus den Händen gespielt hatte. Hart war das Joch von Byzanz, aber größere Scheu mußte der Papst haben, es mit

dem langobardischen zu vertauschen; deshalb war die dem heiligen Stuhle von der Natur der Sache vorgeschriebene Politik, Byzanz und die Langobarden gegenseitig im Gleichgewichte zu erhalten; Dies brachte viele Schmerzen, entsprach aber der Gerechtigkeit.

Schon standen die Verbündeten vor Rom; aber Gregor zog hinaus ins Lager, und dem Anblicke des greisen heiligen Mannes und seiner Rede widerstand er nicht; schämte er sich seiner verlogenen Stellung; war er durch religiöse Vorstellungen erschüttert? Er fiel dem heiligen Vater zu Füßen, wallfahrtete zu St. Peter und legte daselbst seine Waffen und eine Krone als Opfergabe nieder. Freilich ist er bald darauf wieder als Feind vor St. Peter erschienen.

Kaiser Leo gab die Bedrängung des heiligen Stuhles nicht auf, auch nachdem der heilige Gregor II. im Jahre 731 vom Schauplatze der Geschichte geschieden war. Allerdings ist Gregor III. (731—741), alsobald nachdem er den heiligen Stuhl bestiegen, tapfer auf den Plan getreten. Noch im Jahre 731 versammelte er eine Synode; 93 abendländische Bischöfe erschienen und sprachen aus: „Wer fortan die Bilder des Herrn, oder seiner Mutter, der unbefleckten und glorreichen Jungfrau oder der Apostel ꝛc. wegnimmt, vernichtet, verunehrt oder schmäht, der soll ausgeschlossen werden vom Leibe und Blute des Herrn und von der Gemeinschaft der Kirche." Leo, der keinen Boten, weder des Papstes, noch der italienischen Städte an sich kommen ließ, antwortete mit der Sendung einer starken Flotte, welche im Jahre 732 auslief, aber im adriatischen Meere zerschellte. Nun raubte der grollende Kaiser die Kirchengüter in Calabrien und Sizilien, riß diese Provinzen, sowie die illyricianischen, Alt- und Neuepirus, Illyricum, Macedonien u. s. w. vom römischen Patriarchate los und unterstellte sie dem von Constantinopel, zog die 3½ Talente Goldes, welche jährlich an die Apostelfürsten bezahlt wurden, für den Fiscus ein und erhöhte die Steuern.

In dieser schweren Bedrängniß fehlte selbstverständlich auch der Langobarde nicht. Weil die Herzoge von Spoleto und Benevent, die sich aus ihrer an Selbständigkeit grenzenden Stellung nicht verdrängen lassen wollten, zum heiligen Stuhle standen und Liutprand zur Vergewaltigung desselben ihren Beistand versagten, zog er im Jahre 739 gegen Rom. Gregor III. war in peinlicher Verlegenheit; wohin sollte er um Hilfe sich wenden? Die einzige Macht, welche einschreiten konnte, war die fränkische; aber Karl der Hammer stand im innigsten Bunde mit Liutprand, hatte er doch seinen eigenen Sohn an diesen geschickt, daß er ihn durch Abnahme einer Haarlocke gewissermaßen an Sohnes Statt annehme. Dennoch entsandte der Papst 740 zwei vertraute Männer, den Bi-

schof Anastasius und den Priester Sergius, an Karl mit dem Schreiben: „Wir schweben in der äußersten Noth, und Tag und Nacht rinnen die Thränen aus unseren Augen, da wir täglich sehen müssen, wie die heilige Kirche Gottes verlassen ist von Denen, auf die sie ihre Hoffnung gesetzt hatte, und wie nun, was im verflossenen Jahre unversehrt geblieben war im Gebiete von Ravenna, jetzt von Liutprand und Hiltprand, den Königen der Langobarden mit Feuer und Schwert vernichtet wird. Und auch hierher in das Gebiet von Rom haben sie ihre Heere geschickt und uns ähnlichen Schaden gethan und thun es noch; sie haben die ganze Treppe vom St. Peter zerstört, und was sie fanden, mit fortgenommen. Und von dir, erlauchter Sohn, zu dem wir unsere Hilfe genommen haben, ist uns bis jetzt keine Hilfe gekommen. Vielmehr laßt Ihr jene Könige ohne Einspruch ihre Heereszüge ausführen, indem ihre falsche Darstellung mehr bei Euch gilt, als unsere Wahrheit. Und nun verhöhnen sie uns und sprechen: er möge doch kommen, der Karl, den Ihr angerufen habt, sammt dem Heere der Franken, und sie uns helfen, wenn sie es können, und euch aus unserer Hand reißen.

Glaube doch, mein Sohn, nicht den falschen Berichten und Rathschlägen dieser Könige, denn es sind lauter Lügen, wenn sie dir schreiben, daß sich die Herzoge von Spoleto und Benevent gegen sie vergangen hätten; vielmehr verfolgen sie diese Herzöge blos deßhalb, weil sie im verflossenen Jahre nicht, wie es Jene gethan haben, über uns herfallen und das römische Volk berauben wollten, sondern im Gegentheil erklärten, gegen die heilige Kirche Gottes und deren Volk nicht zu streiten. Die beiden Herzöge waren und sind bereit, den Königen nach altem Brauch Gehorsam zu leisten. Aber diese wollen einen Vorwand haben, sie und uns zu verderben, und berichten Euch Falsches, um die erlauchten Herzöge zu verjagen und ihre eigenen schlechten Leute an ihre Stelle zu setzen, um die Kirche Gottes in noch größere Bedrängniß zu bringen und das Gut des heiligen Petrus an sich zu reißen, und sein Volk in die Gefangenschaft abzuführen.

Ich beschwöre dich bei dem lebendigen und wahrhaftigen Gott und bei den heiligen Schlüsseln vom Grabe des heiligen Petrus, die wir dir hierbei schicken, die Freundschaft der Langobardenkönige nicht über die Liebe zum Fürsten der Apostel zu setzen, sondern uns schleunigst zu erkennen zu geben, wie unsere Hilfe nächst Gott auf dir beruht, auf daß allen Völkern Euer Glaube und guter Name offenbar werde, und wir mit dem Propheten sprechen können: „Der Herr erhöre dich in der Noth, der Name des Gottes Jakobs schütze dich!"

Liutprand stand bereits zwischen dem Tiber und St. Peter, als die Gesandten Karls, der Abt Grimo von Corvei und der

Mönch Sygobert von St. Denys zur Friedensvermittelung eintrafen. Liutprand zog ab, doch nicht ohne die Umgegend gründlich verwüstet und einige Stücke vom Gebiete des heiligen Stuhles abgerissen zu haben.

Bevor wir diese Bedrängnisse des heiligen Stuhles durch die Langobarden und Byzantiner weiter verfolgen, müssen wir zuerst zu den Franken und ihren kraftvollen Hausmeiern aus dem Geschlechte der Karolinger zurückkehren, weil diese bald entscheidend in die Verhältnisse Italiens und der ganzen Christenheit eingreifen werden.

II.

Pipin von Heristal.

(Kurz vor 650—714, 17. Dezember.)

Die Schlacht von Testri, im Jahre 687 geschlagen, war das letzte Wort, das wir oben (S. 420) aus der Geschichte des Frankenreiches gesprochen haben.

Ist dort von Ebruins Schaaren die Rede gewesen, so hat doch dieser Majordom nicht selbst sie geführt, da er schon 681 ermordet wurde, sondern es wollte damit nur bezeichnet werden, daß seine Politik im Majordom Berthar fortlebte, welcher seinen König Theodorich III. mit in die Schlacht nahm. Sein Auftreten sprach Pipin in der Anrede aus, die er vor der Schlacht an seine Mannen richtete: „Keiner von Euch, tapferste Männer und Getreue unseres Gottes, sprach er, möge glauben, daß ich aus Herrschsucht oder Lust an Grausamkeit diesen Krieg unternommen habe. Die wichtigsten Aufforderungen rufen mich zu den Waffen, vor Allem die Klagen der Bischöfe und Diener Gottes, welche mich bei der Liebe des Herrn beschwören, das geraubte Eigenthum der Kirche mit Gewalt wieder einzunehmen. Auf meine wiederholte demüthige Bitten meiner Gesandten an König Theodorich, erhielt ich nichts als stolze, übermüthige Antworten. Ferner bewogen mich Thränen und Seufzer so vieler edlen Franken, welche vor stetem Unglück und Verfolgung zu uns flohen, in der Hoffnung, Gottes Wille habe vielleicht unseren Arm zu ihrer Rettung berufen. Dann aber ist es auch rathsam, dem Angriffe des stolzesten Königs und der Verwüstung unseres Landes zuvorzukommen und das Unglück auf sein eigenes Haupt zurückzuwälzen. Laßt uns daher in des Feindes Lande das Urtheil des Herrn erwarten; aus Liebe für ihn und seine Heiligen erdulden wir diesen Kampf!“ Freudiger Zuruf und das Getöse der aneinandergeschlagenen Waffen bestätigte die Zustimmung des

Heeres. Dennoch versuchte Pipin noch einmal einen Ausgleich durch Verhandlung; nachdem aber diese gescheitert, ward an einem Juni-Morgen die Schlacht eröffnet, das königliche Heer geschlagen und zersprengt, Theodorich, ein Gefangener Pipins, der ihn nach Paris bringt und den Namen eines Königs ihm läßt.

Der Erfolg dieser Schlacht war, daß in Austrasien nun kein König mehr auftritt. In Neustrien folgen dem Schatten Theodorich III., der 691 mit Tod abging, noch einige andere Schatten, Chlodwig III., der schon 695 seinem Bruder Childebert III. Platz machte, bis 711 auch dieser vom Schauplatze abtrat. Diese Könige erscheinen nur noch auf Urkunden von geringerem Wichtigen; auch zu Gerichte sassen sie noch, aber nur unwichtigere Privatprozesse und Klostersachen geben davon Zeugniß. Pipin war in der That der König, wenn er auch nur den Namen eines Fürsten der Franken trug.

Er führte das Heer, denn dieses war sein Gefolge; das königliche löste er auf, zog die Lehen Jener, die gegen ihn gestritten hatten, ein und begabte damit seine eigenen Leute. An ihn, der allein Ehre und Habe zu vergeben hatte, schlossen sich die großen Leute an, und sie zogen die kleinen nach sich. Die Vergebung der Beamtungen, selbst der Bischofsstühle, lag in seiner Hand; zur Bestrafung war er stark genug, zur Belohnung hinlänglich reich, denn zu seinen umfassenden Erbgütern waren viele eingezogene Lehen gekommen. Pipin ordnete auch die auswärtigen Angelegenheiten, da der König nur sprach, wie er dictirte. So war er in Wahrheit der Fürst der Franken.

Allein nun war das Gefolge, diese Grundlage der Macht auch in Gehorsam und Anhänglichkeit zu erhalten. Doch auch diese Aufgabe löste Pipin. Solange seine gewaltige Kraft nicht gebrochen war, durfte nicht leicht Einer es wagen, wider seines Schwertes Spitze sich zu stellen; und auf der anderen Seite wußten alle Diejenigen, welche die Schutzbedürftigkeit, die Sehnsucht nach Frieden und das Verlangen nach Gerechtigkeit zu ihm geführt, daß sie diese Güter nur, oder am sichersten bei ihm finden würden. Dann aber imponirte nicht blos sein kampfgewaltiges Auftreten, sondern die innigeren Gemüther wurden wohl noch mehr durch die ungeheuchelte Frömmigkeit des Mannes gefesselt.

Alljährlich, wenn die vierzigtägige Fastenzeit gekommen war, wallfahrtete Pipin barfuß zum Mons Peträus, wo der heilige Wiro seinen stillen Sitz hatte, und da beichtete der Frankenfürst und erfrischte seine Seele in Bußübungen und Gebet und berieth mit dem heiligen Manne die Angelegenheiten des Reiches. Was er dann in den Tagen der Einsamkeit festgestellt, das führte er mit Energie aus, und zu welchem Segen, das zeigte sich darin, daß die Ach-

tung vor dem Gesetze, wornach sich nach den verwüstenden Unruhen so Viele gesehnt, in den Gemüthern wieder aufwachte und befestigt wurde. Pipin wachte über das Walten der Gerichtshöfe mit großer Sorgsamkeit und verbot alle Selbsthilfe. Aber er selbst durfte kaum je das Schwert in der Scheide ruhen lassen, denn sobald er sein Amt antrat, mußte es auch schon im Auslande bekannt werden, daß Theodorich III. eigentlich nur ein Werkzeug in Pipins Händen sei. Die Herrschaft aber eines Dienstmannes wollten sich die Aquitanier, Britonen, Burgunder, theilweise auch die Alamannen und Thüringer nicht gefallen lassen, und sie standen auf. Ihre Bekämpfung forderte seine ganze Kraft heraus; an Eroberungen und weitaussehende Dinge konnte er daher nicht denken. Den mächtigsten Gegner, den Alamannenherzog Gothefried, machte Pipin dadurch unschädlich, daß er sich mit den Bayern derart befreundet, daß er die Tochter des Agilolfingers Hugobert, Plectrude zur Gemahlin nimmt. Die Freundschaftsbande wurden auch in der Folgezeit erhalten und enger geschlossen, da Theobald, des Bayernherzogs Theodor II. Sohn die Pilitrude, Pipins Tochter, heirathete. Durch dieses Bündniß wurden die Avaren vom Reiche abgehalten und entstand dem Alamannen ein Feind im Rücken, und er konnte daher das Frankenreich nicht sehr beunruhigen. Auch die Friesen nicht, die Pipin im Jahre 689 so besiegte, daß ihr Herzog Ratbod versprechen mußte, christliche Missionäre unter seinem Volke frei walten und predigen zu lassen. Pipin erbat sich Missionäre vom frommen Könige Ina von England, und im Jahre 690 oder 691 kamen zwölf, unter denen die heiligen Willibrord und Suitbert die Bekanntesten, herüber und begannen ihre segensreiche Thätigkeit. Als Willibrord im Jahre 696 zum zweiten Male nach Rom kam, konnte er dem heiligen Vater Sergius bereits von so großen Erfolgen seiner Mission in Friesland berichten, daß der Papst ihm vor Freuden eigenhändig die bischöfliche Weihe ertheilte und das Pallium reichte. Ihn und die meisten der übrigen Glaubensboten haben wir schon bei einer früheren Gelegenheit genannt und tragen hier noch nach, daß die Gemahlin Plektrude die Missionäre in ihrem bayerischen Heimathlande kräftig unterstützte, wie Pipin selbst es aller Orten that. Es liegt auf der Missionsthätigkeit dieser Zeit viel Poesie, mit der sie von der Legende umkleidet worden ist, ein deutliches Zeichen, daß die Menschen damaliger Zeit und die ihnen unmittelbar folgenden Geschlechter ihre herzliche Freude an den ehrwürdigen Gestalten der Glaubensboten gehabt haben, sonst würden sie dieselben anders als blos im Zauber der dichtenden Legende geschaut haben.

Vom Bayerlande wird berichtet, daß es damals schon in nicht geringer Blüthe gewesen. Sein Reichthum an Salz suchte und

fand Abfluß in die benachbarten Länder, man kennt neben der Wasserstraße auch den Landweg, auf dem die Kaufmannsgüter befördert wurden, und da Kiesgeld und der Räderzoll bezahlt werden mußten, so deutet das auf einen bereits ziemlich vorgeschrittenen Betrieb des Handels und auf Unterhaltung der Wege. Augsburg aber war der bedeutendste Handelsplatz, von dem die Straße über Kempten, Lindau oder Bregenz nach Chur über den Splügenbaß nach Italien führte.

Diese und ähnliche Entwickelungen des im gesicherten Frieden aufstrebenden Lebens hatte Pipin noch geschaut, als er im Jahre 714, ein siebzigjähriger Held, mit Tod abging. Es waren diesem starken Manne seine letzten Tage mit tiefem Gram erfüllt worden, da sein Sohn Grimoald wohl von Gegnern der Familie, oder auf Anstiften Ratbods, in der Lambertuskirche zu Lüttich ermordet worden war. Als sich Pipin sterbend nach dem Arme umschaute, der nach ihm für das Reich und der Familie Machtstellung das Schwert führen und den König vertreten könnte, da sah er nur schwache Enkel und seinen Stiefsohn Karl Martel, und dieser war es nun auch, der sein Werk mit gewaltiger Kraft fortsetzte. Von ihm selbst aber spricht Luden das ebenso wahre als schöne Wort: „Unverkennbar ein Held in Weisheit und Tugend. Fast ein ganzes Menschenalter hindurch erhielt er sich auf der errungenen Höhe, und unter welch' schwierigen Umständen! Mehrere Könige, von ihm auf den Thron gesetzt, sanken vor ihm ins Grab; er stand, wenn nicht unerschüttert, so doch unüberwunden im Wechsel der Dinge. Er schien wie ein Diener vor dem königlichen Throne zu stehen, und machte denselben nur zum dunkeln Hintergrunde, auf dem seine eigene Lichtgestalt desto glänzender sich ausnahm."

III.

Karl Martel.

(713—741.)

Außerordentlich schwierig waren die Anfänge Karls, des Stiefsohnes der Plektrude, welchem die Dankbarkeit der Völker aus seinem herrlichen Siege über die Mohammedaner den Beinamen Martel, der Hammer, geschöpft hat.

Nach Pipins Ableben erhob die Zwietracht ihr Haupt im Reiche. Neustrien suchte sich von Austrasien zu trennen; hier trat an die Spitze der Hausmeier Raginfred; auf den Königsstuhl wurde nach Dagoberts III. Tode, der kaum 15 Jahre alt geworden und nur vier Jahre den Königsmantel getragen (711—715)

eine zweifelhafte Persönlichkeit, unter dem Namen Chilperich III. erhoben; die Neustrier gaben vor, daß er ein Sohn Childerichs II. und aus dem Blutbade, in welchem seine Familie ums Jahr 673 untergegangen, gerettet, 42 Jahre in einem Kloster sich verborgen gehalten habe; der Anhang der Karolinger dagegen hat ihn niemals als einen echten Meruvinger anerkennen wollen. Dieser nun mehr als 50 Jahre alte Mann war nichts weiter als ein gefügiges Werkzeug der neustrischen Partei, so daß im Grunde der ehrgeizige, den Karolingern neidische Raginfred der eigentliche Herrscher war. Dieser verband sich mit den Friesen, und so kam nicht blos Pipins verlassene Familie, sondern das ganze Reich in schwere Bedrängniß.

Da aber trat Karl hervor. Man sagt, daß er von seiner Stiefmutter Plektrude, welche den kräftigen Mann wegen ihrer eigenen Enkeln scheute, in Haft gehalten worden sei; in seinem dreißigsten Jahre trat er hervor, und die Austrasier begannen wieder zu hoffen. Zwar zwangen die Friesen ihn im Jahre 716, vor ihnen das Feld zu räumen; sie vollbrachten ihre Vereinigung mit den Neustriern; dann zogen beide Heere verwüstend durch das Land und kamen bis Köln, das sie mit harter Belagerung bedrängten. Doch, entweder waren sie unmächtig, die Mauern zu stürmen, oder erkaufte Plektrude, welche in Köln ihren Wittwensitz genommen, mit reichen Geschenken, ihren Abzug. Und nun lauerte Karl ihnen auf und überfiel sie keck bei Amblef, das in der Nähe von Stablo zu suchen, und er schlug sie so gewaltig, daß Karls Ruhm ungemein stieg und ihm aus allen Gauen des Reiches herzhafte Männer zuführte. Noch in diesem Jahre 717, oder doch im folgenden 718, erfocht er einen zweiten Sieg bei Vincy zwischen Arras und Cambray, abermals so durchschlagend, daß ihm nun kaum mehr Einer der Mannen aus Pipins ehemaligen Gefolge ausblieb. Bevor er noch Weiteres für seine Befestigung im Reiche thun konnte, mußte er die wilden Sachsen schlagen, welche über Thüringen bis zum Main herausgebrochen waren und alle christlichen Pflanzungen fast bis zur Wurzel ausrotteten. Nachdem er sie zurückgetrieben und ihr Land bis zur Weser verwüstet hatte, rief ihn sein Interesse nach Aquitanien. Hier hatte der Herzog Eudo, der sich einen Meruvinger nannte, niemals unter die mächtige Hand Pipins gefügt, um so weniger wollte er sich unter dessen unechten Sohn Karl beugen. Diesen Widerwillen ersah Raginfred zu einem Bündnisse; er gestand dem Herzog den Königstitel und die Provence zu; doch bei Soissons schlug Karl den König und seinen Vasallen (719) und machte Jagd auf sie bis Orleans. Doch wurde jetzt ein Vergleich geschlossen; Eudo sah sich durch die Mohammedaner von Spanien her bedroht; gegen die fernere Belassung Aquitaniens führte

er Chilperich dem Sieger zu, und dieser mit den Neustriern anerkannten nun Karl als alleinigen Hausmaier. Nachdem Chilperich schon 720 kinderlos starb, wurde das sechsjährige Kind Theodorich IV., ein Sohn Dagoberts, der Franken König. Vom Jahre 720 an also war die Herrschaft Karls im Reiche befestigt.

Nun dachte der Kriegsheld darauf, die alten Grenzen des Frankenreiches zu befestigen und darüber noch erobernd hinauszugreifen. Von den Jahren 722 an finden wir ihn mehrfach in Sachsen, Alamannien, Bayern, 733 erobert er Burgund, im gleichen Jahre schlägt er den Friesen Poppo, gegen welchen er im folgenden Jahre eine Flotte aussendet, mit welcher er abermals siegt; der eidbrüchige Heide Poppo wurde getödtet, und die Friesen mußten sich gefallen lassen, daß ihre Götzentempel zerstört wurden.

Seine größte und die gesegnetste That vollbrachte Karl in der Schlacht von Poitiers an einem Samstag des Octobers 732 (am 4., 11., 18. oder 25.)

Im Jahre 725 hatten die Mauren das erste Mal die Pyrenäen überstiegen und waren ins Frankenreich eingefallen. Sie strebten unaufhaltsam ostwärts, und als Abderrahman im Jahre 732 mit einer Volksmenge von 400,000 Köpfen, Weiber und Kinder, mit den streitbaren Männern nach Pampeluna und über die Gebirge der Waskonen (Gaskogner) führte, nannte man dies den vierten Feldzug der Mohammedaner gegen die Franken. Der Herzog Eudo von Aquitanien, der an den Mauren einen Rückhalt gegen Karl gesucht, wurde von ihnen angefallen und geschlagen und flüchtete in Karls Arme, der ihn nicht abwies, weil es sich um mehr als den Herzog, um das Frankenreich, ja um die abendländische Christenheit handelte. Der Held, fest wie Stahl und rasch wie der Pfeil, stand mit Heeresmacht in den Gegenden der Loire; er bot alle Kräfte des Frankenreiches auf; aus Deutschland rückten mächtige Heerhaufen zu ihm; die widerspenstigen Neustrier fügten sich, weil sie die zuerst und am meisten Bedrohten waren. Unermeßlich war der Jammer. Schon war Arles im Sturme genommen, Avignon, Viviers, Valence, Vienne, Macon, Chalons, Besançon, Dijon, alle Ortschaften links und rechts des Rhone und der Saone, mit Greueln erfüllt; erst bei Sens kam der verheerende Zug zum Stehen. Die einzelnen Heerhaufen der neustrischen Großen wurden zermalmt, unaufhaltsam wälzte sich der Strom des Verderbens vorwärts, Saintonge, Poitou, die Touraine wurden überschwemmt, in einer Vorstadt von Poitiers brannte die Hilariuskirche nieder, in Tours wurde St. Martin bedrängt. Jetzt aber trat Karl gegen die Mordbrenner in den Fluren von Poitiers; es war im September 732. Abderrahman wich zurück, um in der Ebene das für seine Reiterei geeignete Schlachtfeld zu besetzen. In eisiger Ruhe standen Karls Heer-

haufen, die mit Panzer, Helm und mächtigen Schilden bewehrten, den beweglichen und unter wildem Geheul in ihren weißen flatternden Mänteln anstürmenden und davonjagenden Mauren gegenüber. Karl berechnete Alles, der kühne Mann beherrschte sein Ungestüm, er wollte nichts aufs Spiel setzen; wurde er geschlagen, so war das Frankenreich zerbrochen; die Bayern und Langobarden vermochten dann auch keinen Widerstand; dann war die Christenheit von West und Ost her überfluthet, und verloren war Alles, was seit der Völkerwanderung geschaffen worden, zertreten unter den Hufen der Barbarenrosse, was die apostolische Thätigkeit gepflanzt. Nein, Christus durfte nicht dem Lügenpropheten erliegen! Ueber eine Woche lang rührte sich Karl nicht; er ließ nur blänkeln; er gewöhnte seine eisernen Reihen festzustehen im sausenden Pfeilregen, sich nicht zu rühren, wenn auch nach dem Ausdrucke eines arabischen Geschichtschreibers die Wuth der Stürmenden grenzenlos war gleich der von wilden Thieren.

Als dann der Tag anbrach, wo die Schlacht geschlagen wurde, standen die Eisenmänner Karls regungslos mit vorgehaltenem Spieß und Schild; zwanzigmal stürmten die arabischen Reiter, ihre Geschwader brachen sich wie die Meereswogen am Steindamm, ein Angriff folgte dem anderen vom frühen Morgen bis zur vierten Stunde des Nachmittags. Abderrahman war überall dabei, anfeuernd, strafend, hetzend. Da erscholl Nothgeschrei aus dem Lager; Eudo mit den Aquitanern war dort eingebrochen; die hintersten Schaaren der Araber eilten vom Schlachtfeld weg gegen ihn; dadurch entstand eine Verwirrung; und nun erscholl das Kommando Karls zum Vorrücken; ohne sich aufzulösen, bewegten sich die eisernen Reihen und warfen Alles vor sich nieder und zertraten die Mohammedaner. Jetzt wandten sich diese alle zur Flucht nach dem Lager; unter den 375,000 Gefallenen, wie Paul Warnefried sicher übertreibend rechnet, befand sich Abderrahman. Die Nacht nöthigte zum Stillstande. Karl ließ seine Heerhaufen in Reih und Glied auf dem Schlachtfelde übernachten; aber als der Tag anbrach, standen die Zelte der Mauren leer, das Lager war verlassen, die Horden zerstreut.

Ob Karl wohl den Namen Martel, der Hammer, verdiente? Der Halbmond war von ihm zerhämmert, die Christenheit gerettet; hochgemuth zogen seine Krieger in die Heimath, der heilige Christ stand für immer im Bewußtsein des Abendlandes als der Sieger und Ueberwinder.

Kampf und Gewaltthat ist das characteristische Merkmal der Herrschaft Karls. Durch eigene Kraft hatte er sich an die Spitze des Frankenreiches geschwungen; durch eigene Kraft mußte er sich behaupten. Die nothwendige Folge war eine Soldatenherrschaft. Karl sah sich genöthigt, zur Vermehrung seines Gefolges die Kriegs-

männer an sich zu ziehen; der Ruhm seiner Waffenthaten, die freigebige Belohnung derselben, die Besetzung der wichtigsten Posten mit ihnen, zog aus allen Ländern kühne Männer zu ihm. Und da geschah es, daß er die Stifter hart bedrängte, aus Noth, wie wir annehmen, und nicht aus persönlich bösem Willen, entschuldigt selbst vom heiligen Stuhle, da Gregor III. ihn, weil er der Retter Europas war, als einen Mann von Gott gesandt pries. Aber die Folgen seiner Soldatenherrschaft waren für die Kirche des Frankenreiches überaus traurig. Pertz sagt in seiner Geschichte der Meruvingischen Hausmaier (S. 82): Den Kern der Heere Karls bildete Pipins, seines Vaters Gefolge, und weil dieses nicht ausreichte, Miethstruppen und Söldner; diesen mußte er großen Lohn, große Ungebundenheit gewähren. Da die unermeßliche Beute, welche in seinen Feldzügen aus Freundes- und Feindesland gewonnen wurde, die Verleihung der meisten Güter seiner Familie und der Meruringischen Könige und alle Grafen- und Herzogsstellen nicht ausreichten, die Menge der Tapfern zu lohnen, welche ihm seine Siege erkämpften; so griff er nach den Gütern und Aemtern der Kirche. Mit seinen Kriegsgesellen theilte er die Schätze der geplünderten Kirchen und das Vermögen der verjagten Geistlichen, und ließ es geschehen, daß auch die liegenden Güter der Kirche größtentheils unter ihren Händen verschleudert wurden. Die Kirchen, deren Vorsteher es mit ihm hielten, schützte er, so lange sie lebten; bei ihrem Tode wurde hier wie anderwärts zugegriffen, und alle hatten dasselbe Schicksal . . . Viele Bisthümer wurden gar nicht wieder besetzt, jede geistliche Macht vernichtet, das durch stete Kriege, durch erlittene oder verübte Plünderung ganz verwilderte Volk verlor alle Scheu vor der Kirche und überließ sich gleichfalls seiner natürlichen Raubsucht.

Wie war bisheran die Kirche des Frankenreiches an heiligen Bischöfen und Aebten so reich gewesen; nun ist der glänzende Sternenhimmel erloschen; nur da und dort leuchtet ein einsamer Stern über der verwüsteten Brandstätte.

Doch schon war der Helfer da; noch wanderte er durch die Gauen Deutschlands, der heilige Bonifacius; aber bald wird ihm gegeben sein, in die kirchlichen Verhältnisse des Frankenreiches einzugreifen und zu ihrer Ordnung, zur Wegräumung des Schuttes und Neubepflanzung des verwüsteten Gartens das Seinige beizutragen.

Ein einziges Friedensjahr durchlebte Karl, sein letztes Lebensjahr von 740 auf 741. Kaum erst 50 Jahre alt, erkrankte er, und sein durch die beständigen Kriegsstrapazen zerrütteter Körper vermochte die Krankheit nicht zu überwinden. Der Schattenkönig Theodorich war schon im Jahre 737 ins Grab gesunken, und Karl

hatte seit der Zeit den Thron leer gelassen, und als eigentlicher Herrscher gewaltet. Dem Tode nahe, traf er die Anordnung für seine Söhne Karlmann und Pipin; jenem übergab er Austrasien nebst Thüringen und Alamannien; diesem Neustrien, Burgund und die Provence; zum Unglücke ließ er sich noch von seiner zweiten Gemahlin, der bayerischen Fürstentochter Sunehild bereden, ihrem Sohne Grifo einen Landstrich zwischen Neustrien, Austrasien und Burgund zu vergaben.

Am 22. August 741 starb Karl und wurde in der Abtei von St. Denys beigesetzt, der harte, aber nicht grausame Kriegsmann.

IV.

Der heilige Bonifacius.

Es wird zwischen den Jahren 680 und 690 gewesen sein, daß auf einem Edelhofe zu Kirton im Königreiche Wessex eines Tages einige Priester, welche als Prediger im Lande umherzogen, Einkehr nahmen. Daselbst war ein kleiner Knabe, der Auge und Ohr nicht von ihnen wandte und vertraulich zu reden begann. Seit seinen frühesten Jahren war dieser Knabe, Winfrid in der heiligen Taufe geheißen, von einer unstillbaren Sehnsucht für das geistliche Leben eingenommen gewesen, und als er jetzt die priesterlichen Männer so lieblich von der freudigen Hingabe des Herzens an Gott und seinen heiligen Dienst sprechen hörte, da ward er in der innersten Seele ergriffen, und dreist und ernst sagte er zu seinem Vater, daß er auch so ein Klostermann und Heiliger werden wolle. Der Vater hielt es für einen kindischen Einfall und dachte, mit der Zeit werden solche Gedanken schon wieder verwischt werden; doch Das war nicht der Fall; der Knabe wiederholte seine Bitten immer wieder. Der Vater schmeichelte ihm und sagte, daß er doch bei seinem Vater bleiben solle, er werde dereinst sein ganzes Erbgut erhalten; und da Dies keinen Eindruck auf das jugendliche Gemüth machte, so ward er zornig und drohte ihm; aber standhaft verharrte Winfrid auf seinem ernsten Verlangen. Nun fiel der Vater in eine schwere Krankheit, und in der Nähe des bittern Todes wandelte ihn die Furcht an und der Gedanke kam ihm, daß er nicht Gottes Willen widerstreben und dem Berufe seines Kindes keinen Zwang anlegen dürfe. Und er schickte mit einem treuen Boten dasselbe in das benachbarte Kloster von Exeter. Da erwuchs er bald in heiliger Zucht zum frommen, liebenswürdigen Jüngling. Da aber in diesem Kloster die Gelegenheit zur weiteren wissenschaftlichen Bildung nicht gegeben war, wurde Umschau gehalten in den übrigen Klöstern des Landes, und der Jüngling kam nach

Nhutescelle zum Abte Wynberthes, und hier machte Winfrid in der Grammatik, im prosaischen und poetischen Styl, wie in dem Studium der heiligen Schriften, so große Fortschritte, daß er seinen Mitschülern zum Lehrer gegeben wurde, während er zugleich zu den Füßen der Meister immer weiter lernte. Mit dem 30. Jahre wurde er Priester und nun ein eifriger Seelsorger. Ruhe des Geistes, bei allem glühenden Eifer, ein practischer Sinn und Umsicht zeichneten ihn aus; er wurde viel berathen und verehrt, und selbst die Bischöfe sahen mit Bewunderung auf den jungen Priester, der bei aller Strenge seiner Grundsätze so milde war. „Er vereinigte, sagt Willibald, der im Auftrage der Bischöfe Lullus von Mainz und Megingoz von Würzburg sein Leben beschrieben, Ernst und Milde so schön, daß sein ernstes Wort nie ohne Milde war, und daß es seiner Milde nie an Ernst und Nachdruck gebrach; wenn er von Eifer und Strenge entbraunte, dann milderte doch immer Liebe und Freundlichkeit die heilige Gluth. Gegen Reiche und Mächtige, gegen Freie und Sclaven, war er gleich strenge und sanft, so daß er weder Reiche durch Schmeichelworte zu gewinnen suchte, noch die Sclaven und Gemeinfreien abschreckte, sondern wie der Apostel lehrt, Allen Alles wurde und Alle gewann."

Aber seiner großen Seele genügten die Arbeiten in der Heimath nicht, es verlangte ihn, für den Herrn Viel zu arbeiten und Viel zu leiden. Und von diesem heiligen Eifer entflammt, wandte er sich im Jahre 716 an seinen Abt mit der Bitte, ihn als Missionär in fremde Lande ziehen zu lassen. Der Abt widerstrebte, seine Standhaftigkeit prüfend. Doch endlich, da er einsehen zu müssen glaubte, daß der Gedanke von Gott kam, gab er nach und ließ den tapferen Mann mit einigen Gefährten ziehen. Zu London ging Winfrid zu Schiffe und landete wohlbehalten bei Wyk-te-Duerstade.

Aber er war zur unrechten Zeit nach Friesland gekommen, die Friesen und die Franken lagen mit einander in blutigem Krieg; ein großer Theil der Kirchen lag verwüstet, die Priester vertrieben, das Heidenthum wieder schreckbar erneuert; es war nicht möglich, einen Ort zur Aufpflanzung des Kreuzes zu finden. So mußte sich Winfrid, nachdem er den Sommer über bis in den Herbst auf dem friesischen Boden verweilt hatte, wieder zur Heimkehr entschließen. Doch der Gedanke zur Wiederkehr ging mit ihm.

Bald nach seinem Wiedereintreffen im Kloster starb sein Abt, und alle Brüder wandten ihre Augen auf ihn mit dem herzlichen Verlangen, daß Winfrid um sie, die Verwaisten, sich annehmen möchte. Das brachte ihm nicht wenig Bekümmerniß, denn er war sich nicht klar, auf welcher Seite die höhere Pflicht für ihn liege, ob er zur Gründung neuer Kirchen ausziehen oder bei der Pflege

der schon bestehenden verharren solle. Daniel von Winchester, sein Bischof, löste seine Zweifel; er besorgte für das Kloster einen trefflichen Abt und Winfrid übergab er ein Empfehlungsschreiben an den heiligen Stuhl. Als Winfrid beim heiligen Papst Gregor II. eingetroffen war und sein Anliegen vorgebracht hatte, schaute dieser „plötzlich heiteren Gesichtes und voll Beifall mit lächelndem Auge auf ihn nieder und erforschte, ob er einen Empfehlungsbrief von seinem Bischof mitgebracht hätte. Winfrid aber schlug freudig erregt den Mantel zurück und brachte aus ihm die der Sitte gemäß eingeschlagene Carta und den Brief hervor“ (Willebald); darauf hielt der heilige Vater eifrige und tägliche Unterredungen mit ihm, und gab ihm mit seinem Segen den Auftrag: die wilden Völker Germaniens zu besuchen, und zu erforschen, ob die unbebauten Gefilde ihrer Herzen von der Pflugschaar des Evangeliums zu beackern seien und den Samen der Predigt aufnehmen wollten ... Der heilige Mann redete also nach dem ihm gewordenen Befehl des apostolischen Priesters die Führer der Stämme (in Thüringen) und des ganzen Volkes Fürsten mit geistlichen Worten an und rief sie zurück auf den Weg der wahren Erkenntniß und zum Lichte der Einsicht, das sie schon lange und zum größten Theile von schlechten Lehrern verführt, verloren hatten. Aber auch die Geistlichen und Priester, von denen zwar einige den Dienst des allmächtigen Gottes versahen, andere jedoch beschmutzt und verunreinigt die keusche Enthaltsamkeit, die sie als Diener der heiligen Altäre bewahren sollten, eingebüßt hatten, wandte er, soweit es in seinen Kräften lag, wieder dem richtigen Wege der kirchlichen Satzungen zu, ermahnte und belehrte sie“ (Willibald).

Als er jedoch hörte, daß der Friesenkönig Ratbod (719) gestorben sei, eilte er, der Liebe seiner Jugend folgend, den Rhein hinab zum heiligen Bischof Willebrord und stand diesem drei Jahre lang in seiner apostolischen Arbeit unter den Friesen bei, bis dieser Greis ihm die Absicht kund gab, daß er im bischöflichen Amte sein Nachfolger werden solle. Und er wandte sich wieder nach Thüringen (722). Daselbst hatte Karl Martel die Sachsen zurückgeschlagen; aber das Land war sehr mitgenommen, die Armuth groß, und Winfrid oft recht niedergeschlagen. Dennoch hatte seine Arbeit, nicht nur in Thüringen, sondern auch in Hessen, Erfolg, er konnte die erste Kirche zu A m ö n a b u r g bauen, und da sich viele Heiden taufen ließen, stieg die Zahl der Kirchen bald auf 30. Als er durch seinen Mitarbeiter B i n n a hierüber dem heiligen Stuhle Bericht erstattete, lud Gregor II. hocherfreut ihn nach Rom und weihte ihn zum Bischof (ohne festen Sitz, Regionarbischof), wobei er ihm den Namen B o n i f a c i u s gab. Den Heimkehrenden versah er mit practischen Rathschlägen, z. B., daß er sich nicht scheuen solle, an

den Mahlzeiten der germanischen Häuptlinge Theil zu nehmen, da Diejenigen, welche die Strenge der Disciplin vom Lichte der Wahrheit zurückschreckt, oft bei dem herzeröffnenden Mahle durch freundlichen Zuspruch auf den rechten Weg sich leiten lassen. Bonifacius wurde Träger von sechs Empfehlungsschreiben des Papstes; an Karl Martel, an die Bischöfe, Priester und Diakonen, die Heerführer, Burggrafen und Grafen, und an alle Christen, welche Gott fürchten; an vornehme Thüringer, an das Volk der Thüringer und die Sachsen.

Karl nahm ihn gut auf und stellte ihm den Schutzbrief aus: „Den heiligen und apostolischen Herrn, den Vätern in Christo und Bischöfen, den Herzogen, Grafen und Statthaltern, unseren Hausverwaltern und allen Beamten und Unterthanen, unseren Sendboten und Freunden der erlauchte Mann Karl, der Hausmeier, welcher euch in Gnaden zugethan ist, kund und zu wissen, wie der apostolische Mann und Vater in Christo, der Bischof Bonifacius zu uns gekommen ist und uns angegangen hat, daß wir ihn unter unseren Schutz und Schirm nehmen möchten, was wir denn auch mit bereitwilligem Herzen gethan haben. Da wir nun solchermaßen darum angegangen sind, haben wir beschlossen, demselben unsere bewaffnete Hand zu leihen, damit er überall, wohin immer zu gehen ihm gefallen mag, mit unserer Huld, mit unserem Schutz und unserer Wehr ruhig und ohne Gefährde sein solle, solchergestalt, daß er Gerechtigkeit übe und nicht minder Gerechtigkeit finde. Und wenn irgendwie Klage oder Beschwerde wider ihn erhoben werden sollte, welche durch das Gesetz nicht entschieden werden kann, so soll er ruhig und ohne Gefahr zu uns gelangen, sowohl er selbst, als Diejenigen, welche zu seinem Anhang gehören, so daß Niemand irgend eine Widerwärtigkeit gegen ihn ausüben oder eine Strafe verhängen solle, sondern daß er allezeit unter unserem Schutze und unserer Wehre ruhig und ohne Gefahr bleiben solle. Zu dessen Urkunde haben wir Dieses mit eigener Hand unterzeichnet und mit unserem Ringe besiegelt." Dieser Schutzbrief war dem heiligen Apostel von großem Nutzen, „ja fast unentbehrlich," wie er selbst an den Bischof Daniel von Winchester berichtet, „und daß er selbst noch in späterer Zeit ohne den Schutz des Fürsten der Franken weder das christliche Volk, noch seine Priester, Diakonen, Mönche und Nonnen gegen Gewaltthätigkeit schirmen und die heidnischen Gebräuche abschaffen konnte."

Er begab sich ins Land der Hessen. Welche Zustände da geherrscht, berichtet uns sein Biograph Willibald dahin: „Damals aber empfingen viele Hessen, die den katholischen Glauben angenommen und durch die Gnade des siebenfältigen Geistes gestärkt waren, die Handauflegung; Andere aber, deren Geist noch nicht erstarkt,

verweigerten, des reinen Glaubens unverletzbare Wahrheiten zu empfangen; Einige auch opferten heimlich Bäumen und Quellen; Andere thaten Dies ganz öffentlich; Einige wiederum betrieben theils offen, theils im Geheimen, Seherei und Weissagungen, Wunder und Zauberformeln; Andere dagegen beobachteten Zeichen und Vogelflug und pflegten die verschiedensten Opfergebräuche; Andere dagegen, die schon gesunderen Sinnes und allem heidnischen Götzendienste entsagt hatten, thaten nichts von alle Dem. Mit dieser Noth und Hilfe unternahm er es, eine ungeheuere Eiche, die mit ihrem alten heiligen Namen die Donars-Eiche genannt wurde, in einem Orte, der Geismar hieß, im Beisein der ihn umgebenden Knechte Gottes zu fällen. Als er nun in seinem Geiste kühn entschlossen den Baum zu fällen begonnen hatte, verwünschte ihn die große Menge der herbeigeeilten Heiden als einen Feind ihrer Götter lebhaft in ihrem Innern; als er jedoch nur ein wenig den Baum angefangen, wurde sofort die gewaltige Masse der Eiche von höherem göttlichen Wehen bewegt und stürzte, nachdem der Aeste Gipfel gebrochen, zur Erde, und wie durch höheren Winkes Kraft borst sie sofort in vier Theile, und vier ungeheuer große Splitterstücke von gleicher Länge stellten sich, ohne daß die umstehenden Brüder etwas dazu gethan, dem Auge dar. Als die vorher fluchenden Heiden Das gesehen, wurden sie umgewandelt, legten die frühere Bosheit ab, priesen Gott und glaubten. Da aber erbaute der Heilige, nachdem er sich mit den Brüdern berathen, aus dem Holze dieses Baumes ein Bethaus und weihte es zu Ehren des heiligen Apostels Petrus."

Nachdem Bonifacius so im Lande der Hessen Ernte gehalten, ging er wieder hinüber in das der Thüringer. Hier traten schlechte Priester, Verführer des Volkes, gegen ihn auf; sie mußten entweichen, er aber baute eine Kirche und ein Kloster zu Ohrdruf, letzteres freilich in großer Armuth; die Brüder mußten mit dem Ertrage ihrer Handarbeit das Leben fristen, und auch er selbst, der heilige Apostel, „anfangs den Mangel und die Noth dieser Welt in großem Maße ertragen; doch er pflanzte, zwar durch mannigfache Trübsal und Angst gehemmt, des göttlichen Wortes Samen weiter aus," sagt Willibald, sein Biograph.

Als er das Hinscheiden des heiligen Vaters Gregor II. vernahm, entsandte er sogleich seine Boten an dessen Nachfolger, den dritten Gregor, und erstattete Bericht über den Stand der Dinge in Deutschland und bat, es möge ihm vergönnt sein, fernerhin der Freundschaft und Gemeinschaft des heiligen Bischofs und des ganzen apostolischen Stuhles in frommer Unterwürfigkeit theilhaftig zu bleiben. Darauf ertheilte sofort der heilige Bischof des apostolischen Stuhles eine gnädige Antwort und beschenkte den hei-

ligen Bonifacius sowohl wie auch seine Untergebenen mit des apostolischen Stuhles Gemeinschaft und Freundschaft; ja er nahm sogar das erzbischöfliche Pallium und schickte die Gesandten damit, mit Geschenken und verschiedenen Reliquien der Heiligen ehrenvoll zu ihrem Vaterlande heim. Die Liste der Anfragen des heiligen Bonifacius, deren Beantwortung nicht unverfälscht auf uns gekommen ist, schloß Gregor mit dem schönen Worte: „Uebrigens flehen wir die Barmherzigkeit Gottes an, damit der Herr, welcher dich als unseren Stellvertreter und mit apostolischem Auftrage in jene Länder zu gehen erweckt und vorherbestimmt hat, daß durch deinen Mund das Licht der Wahrheit in jenen dunkeln Wäldern entzündet werde, dir nach seiner Gnade und unermeßlichen Barmherzigkeit Segen und Gedeihen verleihen wolle, damit du dereinst den Lohn deiner Mühen ernten und Verzeihung der Sünden finden mögest. Gott erhalte und bewahre dich, ehrwürdiger Bruder!"

Die immer umfangreicher werdende Arbeitslast machte die Berufung von Mitarbeitern nöthig. Bonifacius war mit seinem Vaterlande immer in Verkehr geblieben; er hatte zur Unterstützung seiner Mission Geschenke an Geld, Kleidungsstücken, Kirchenparamenten, Büchern dorther erbeten und erhalten, — wie sehr Bücher ihm ein Bedürfniß waren, darüber schreibt er einmal: „Wer die dunkeln Wälder der germanischen Nation zu durchwandern hat, müßte in die Schlinge des Todes fallen, wenn er nicht das Wort Gottes hätte als eine Leuchte für den Tritt seiner Füße und als ein Licht für seine Pfade;" die Klosterfrau Eadburga bat er: so oft schon hat deine fromme Güte mich mit dem Troste von Büchern oder mit der Hilfe durch Kleidungsstücke erfreut. Ich bitte dich, daß du dein bisheriges gutes Werk auch noch ferner fortsetzest, nämlich daß du mir mit Goldschrift die Briefe meines Herrn, des heiligen Petrus, schreiben lassen mögest, damit ich sie in diesem Schmucke zur Ehre und ehrerbietigen Verehrung der heiligen Schriften bei dem Predigen vor mir habe, und weil ich die Worte Dessen, welcher mich zu dieser Wanderung führte, immer vor mir zu haben wünsche. Zur Fertigung der von mir gewünschten Handschrift bestimme ich den Priester Eoban." — Diese Verbindung mit seiner Heimath und die Fülle an arbeitseifrigen Kräften, woran die angelsächsischen Klöster so reich waren, gab ihm den Gedanken ein, aus ihnen sich Mitarbeiter zu berufen. Sein Wort fand freudige Aufnahme, und wahrscheinlich in zwei Zügen, der erste im Jahre 726 und der zweite zwischen 744 und 748, sind die Männer und Frauen herübergekommen, unter welchen insbesondere die Männer Burkard, Lullus, Witta, Willibald und Wunibald, und die Frauen Chunihilt mit ihrer Nichte Berahtgit, Chunitrut, Thekla, Lioba und Walburgis genannt werden.

Aus Bayern war dem heiligen Bonifacius Sturmi, aus dem Frankenlande Gregor genannt, ein anmuthiger, vierzehnjähriger Knabe, welcher aus meruvingischem Königsgeschlechte entsprossen, zu Pfalzel bei Trier bei seiner Großmutter, der Aebtissin Addula, welche eine Tochter Dagoberts II. war, erzogen wurde. Als Bonifacius da einst Einkehr nahm und die Klosterfrauen bei Tische ihn um den Trost der heiligen Lesung baten, wurde Gregor berufen, daß er aus der heiligen Schrift vorlese. Bonifacius wünschte, daß der Knabe das Gelesene in seiner Muttersprache wiederhole; als derselbe Dies nicht vermochte, hub der Heilige die Erklärung der Stelle an und sprach auf eine Weise, daß der Knabe vollständig von ihm gefesselt war; er trennte sich nicht mehr von ihm, und als für Bonifacius die Stunde des Scheidens gekommen war, erklärte der Knabe seiner Großmutter, er werde dem Heiligen zu Fuße nachfolgen, wenn ihm kein Pferd gegeben werde. Von nun an schied Gregor nicht mehr von Bonifacius und theilte mit ihm alle Mühen der Mission in Thüringen, alle Reisen und Widerwärtigkeiten; auch in Rom war er mit ihm auf seiner dritten Reise und kaufte da zwei angelsächsische Knaben, die er zu seinen Gehilfen heranbildete. Kurz vor dem Tode seines Meisters kam er nach Utrecht, das Bisthum zu verwalten und das Wort Gottes in Friesland zu verbreiten; er stiftete eine berühmt gewordene und von ihm selbst geleitete Schule in Utrecht, wohin aus den Stämmen der Franken, Friesen, Sachsen, Bayern, Schwaben, selbst aus England herüber, viele Jünglinge kamen, welche bei gereiften Jahren als Bischöfe und Lehrer die Kirchen ihrer Heimath schmückten. Gregor starb zwischen 780 und 781.

Ueber Sturmi werden wir bald Gelegenheit haben, weiter zu sprechen, und da die Wirksamkeit der heiligen Brüder Willibald und Wunnibald erst später eintritt, so nennen wir hier nur noch Burkard, welchen wir noch bei Lebzeiten Karls des Hammers auf dessen Jagdschlosse Rorlach am Main treffen, wo er für sich und einige Gefährten eine Zelle gebaut hatte; als der heilige Bonifacius das Bisthum von Würzburg einrichtete, ward Burkard der erste Bischof daselbst, auf zehn Jahre, nach deren Abfluß er sich den Megingaud zum Nachfolger erbat, worauf er selbst in die Einsamkeit von Hohenburg ging, um seine letzte Stunde zu erwarten.

Unter den angelsächsischen Frauen, welche zum heiligen Bonifacius kamen, wird Chunihilt, Lullus Tante, als sehr gelehrt geschildert; ihre Tochter Berahtgit fühlte sich nach dem Tode der Mutter sehr vereinsamt im fremden Lande, und in ihrem beständigen Heimweh flehte sie mit herzlicher Bitte ihren Bruder Baldhard um einen Besuch an. Ob und wann er sie aus Deutschland abgeholt, wissen wir nicht. Chunitrut wurde nach Bayern ge-

schickt, Thekla, Aebtissin zu Ochsenfurt und Kitzingen, nachdem sie einige Zeit bei Lioba, ihrer Verwandten in Tauberbischofsheim, verweilt hatte; sie gehörte zu den begabtesten Schülerinnen derselben. Ihr Kitzinger Kloster, von Hadeologa, einer Tochter von Karl Martel gestiftet, wurde im Jahre 1544 von einem Markgrafen von Brandenburg geschlossen, dagegen 1629, da es an Würzburg fiel, seiner ursprünglichen Bestimmung zur Erziehung der weiblichen Jugend wieder zurückgestellt und den Ursulinerinnen übergeben.

Die heilige Lioba bestellte der heilige Bonifacius zur Leiterin mehrerer Frauenklöster, in welchen nicht blos das klösterliche Leben, sondern auch die christliche Bildung der deutschen Töchter gepflegt werden sollte.

Lioba stammte aus dem Königreiche Wessex; wann und wo sie geboren worden, ist nicht bekannt, ihre Eltern hießen Dineo und Ebba, letztere war eine Verwandte des heiligen Bonifacius. In Folge eines Gelübdes wurde das Kind, als es herangewachsen war, in das Kloster Winborn (Winobronna, jetzt Winborne-Minster in der Grafschaft Dorset am Stour) zu der Aebtissin Tetta gebracht, welche in aller Liebe eine gar strenge Zucht hielt, so daß Trutgeba, wie das Kind anfänglich hieß, in Gebet und Tugendübung, in den Handarbeiten und dem Studium mit aller Weisheit herangezogen wurde und in solcher Anmuth zu prangen anfing, daß der Jungfrau der Name Lioba, die Liebe für alle Zeit geblieben ist. „Wenn sie nicht las, sagt ihr alter Biograph, arbeitete sie mit den Händen an dem ihr Aufgetragenen; auf das Lesen aber und auf das Anhören der heiligen Schriften wandte sie mehr Fleiß als auf der Hände Arbeit; eifrig bestrebt, das Gelesene oder Gehörte nicht dem Gedächtniß entschlüpfen zu lassen, sondern die Lehren des Herrn bewahrend, war sie daran gewöhnt, sich ihrer immer bei Vollziehung ihrer Arbeiten daran zu erinnern. Da sie ihr Leben so einrichtete, wurde sie von allen Schwestern in reiner Zuneigung geliebt, und von allen lernend und allen gehorchend strebte sie, die Vorzüge jeder Einzelnen nachzuahmen, indem sie der Enthaltsamkeit dieser, der Heiterkeit jener nachstrebte, die Leichtigkeit dieser, die Geduld einer andern, die Sanftmuth einer dritten bewunderte, dieser im Wachen, jener im Lesen gleichzukommen sich bemühte; vor Allem aber befleißigte sie sich der Liebe."

In Lioba hat das 500 Klosterfrauen umfassende Winborn seinen besten Theil an die deutsche Mission abgegeben.

Mit hoher Ehrerbietung, fährt derselbe Biograph fort, nahm der heilige Bonifacius sie auf, sie nicht allein wegen der von mütterlicher Seite her stammenden Verwandtschaft liebend, sondern noch mehr wegen der Heiligkeit ihres Lebens und der Weisheit ihrer

Lehre, indem er wußte, daß sie ebensowohl durch diese als durch Wort und Beispiel sehr Vielen einst nützen würde.

Zu Tauberbischofsheim, das dazumal nur erst noch eine Villa war, richtete der heilige Bonifacius ein Frauenkloster ein, zwar recht arm, so daß die Bedrängnisse zu Zeiten nicht geringe waren, aber groß und weit, — die Tauber floß zwischen den Klostergebäuden, — denn er sah voraus, daß wenn nur erst einmal Lioba hier walten würde, der Zudrang von Jungfrauen und älteren Frauen, die Gott im Kloster dienen wollten, groß, und das Verlangen der Eltern, hier ihre Kinder heranbilden zu lassen, zahlreiche Schülerinnen herführen müßte, und so geschah es, denn nachdem er sie zur geistlichen Mutter der Jungfrauen bestimmt hatte, wurde in Tauberbischofsheim, wie der Biograph sich ausdrückt, eine nicht geringe Zahl der Mägde Christi gesammelt, die nach dem Beispiele der seligen Lehrerin in den Lehren der himmlischen Weisheit unterrichtet und durch ihren Unterricht so ausgebildet wurden, daß mehrere von ihnen späterhin die Lehrerinnen Anderer wurden, so daß in jenem Lande keine oder nur sehr wenige Frauenklöster existirten, welche nicht ihre Schülerinnen und Lehrerinnen verlangten. Lioba nämlich war eine Frau von großen Tugenden und von solcher Kraft beim Ergreifen ihrer Absichten gestärkt, daß sie weder ihres Vaterlandes, noch ihrer Verwandten gedachte, sondern alles Streben auf das von ihr begonnene Werk wandte, um sich selbst vor Gott untadelig zu erweisen und allen ihr Untergebenen in jedem Worte und jeder Handlung ein Bild des Heiles zu sein. Immer hütete sie sich etwas Anderes zu lehren, als was sie nicht selbst gethan. Nicht Anmaßung, nicht Uebermuth beherrschte ihren Character, sondern ohne Unterschied der Person erzeigte sie sich allen leutselig und gütig. Sie glich in ihrem Aussehen einem Engel, ihre Rede war angenehm, ihr Geist klar, ihre Thatkraft groß, ihr Glaube alleinseligmachend; in der Hoffnung war sie geduldig, in der Liebe mittheilend, und obschon sie immer ein heiteres Angesicht hatte, wurde sie nie von zu großer Lustigkeit zum Lachen hingerissen. Eine Verwünschung hörte man niemals aus ihrem Munde hervorgehen, niemals ging die Sonne über ihrem Zorne unter. Im Genusse von Speise und Trank, den sie Andern mit größter Humanität gestattete, war sie selbst am bescheidensten, so daß ihr Becherchen, aus dem sie zu trinken pflegte, seiner Kleinheit wegen „der Geliebten Kleiner“ genannt wurde. Der Beschäftigung mit Lesen lag sie mit solchem Eifer ob, daß, wenn sie nicht mit Beten beschäftigt war, oder ihren schwachen Körper mit Nahrung und Schlaf stärkte, niemals das heilige Buch aus ihren Händen kam, denn da sie von klein auf in der Grammatik und in den andern Lehren der freien Künste unterrichtet war, strebte sie in großem Eifer und in hohen

Sinnen darnach, auch in der geistlichen Wissenschaft Vollendung zu erlangen, um, da durch die Uebereinstimmung des Geistes mit dem Gelesenen das Gut der Natur und des Fleißes verdoppelt, so klug als möglich zu werden. Indem sie die Bücher des alten und neuen Testamentes mit eifrigem Sinne durchlas, prägte sie die göttlichen Vorschriften dem Gedächtnisse ein; allein sie fügte auch die Aussprüche der heiligen Väter und die canonischen Beschlüsse, sowie die Rechtssätze des ganzen kirchlichen Gemeinwesens dem reichen Schatze ihrer Bildung zu. Dabei bewahrte sie in allen Handlungen und Anordnungen die größte Discretion; immer berücksichtigte sie bei einem Unternehmen auch das Ende, damit nicht etwas thöricht Angefangenes ihr, wenn es nicht vollendet würde, Reue erwecke. Weil sie auch wußte, daß zum Gebete und zur eifrigen Lectüre Neigung des Geistes durchaus nöthig ist, gewöhnte sie sich im Wachen und in der Ausübung der andern Tugenden Maß zu halten. Obwohl sie immer ein wenig ruhte, so that sowohl sie, als die andern Schwestern es namentlich den ganzen Sommer hindurch nach dem Mittagessen, und nie gab sie zu, daß eine von ihnen dessenungeachtet wachen wollte, da sie behauptete, nach genossenem Schlaf werde der Sinn geschärft, vorzüglich zum Lesen .... Gastfreundschaft beobachtete sie in außerordentlicher Weise, denn Allen ohne Unterschied der Person öffnete sie ihr Haus, bereitete ihnen als sorgsame Mutter das Mahl, wusch allen mit eigenen Händen die Füße, der göttlichen Einrichtung Wächterin und Dienerin zugleich."

Solche Tugend, solche Weisheit in der Klosterleitung und die Bildung der weiblichen Jugend, welche daraus hervorging, gewann die Herzen unserer Voreltern; weitum im Frankenlande, nach Thüringen, Bayern und Alamannien hinein, wurde ein edles Frauengeschlecht herangebildet; und die hohen Familien verehrten die Heilige, wie das ganze Volk, das in seinen Nöthen die Zuflucht zur Wohlthäterin Aller nahm. Kaiser Karl der Große und die Kaiserin Hildegardis gingen Allen in Verehrung und Liebe voran. „Er empfing, sagt der Mönch Rudolf von Fulda, die häufig zu sich eingeladene fromme Jungfrau Gottes mit Ehrerbietung und beschenkte sie mit reichen Gaben; die Königin Hildegardis aber verehrte sie in reiner Liebe und liebte sie wie ihr zweites Ich; auch wollte sie, daß sie immer um sie bleibe, damit sie ihr durch Wort und Beispiel auf dem Lebenswege nütze. Jene aber verabscheute den Lärm des Hofes wie einen Giftbecher. Fürsten liebten sie, Vornehme empfingen sie, Bischöfe nahmen sie mit Freuden auf, unterredeten sich mit ihr über das Wort des Lebens, und besprachen oft mit ihr kirchliche Einrichtungen, da sie in den Schriften sehr gelehrt und im Rathe vorsichtig war.

Sie jedoch wandte ihre ganze Sorge auf ihr begonnenes Unternehmen, und die Frauenklöster gleichsam als Führerin der geistlichen Heerschaaren besuchend, regte sie alle an, in wechselseitigem Streben den Ruhm der Vollendung zu erlangen.

Die heilige Lioba starb am 28. September 780 und ward zu Fulda beigesetzt.

Wie Lioba von Tauberbischofsheim aus für die Frauenklöster und die gesammte weibliche Jugend sorgen sollte, so gedachte der heilige Bonifacius an einem anderen Orte ein Männerkloster zu errichten, das eine Pflanzstätte der Tugend und Bildung für andere Kreise werden sollte; wir stehen hier vor der Gründung von Fulda.

Als der heilige Bonifacius in Bayern weilte, — es wird im Jahre 736 gewesen sein, begannen die edlen Männer im Wetteifer ihm ihre Kinder zur Erziehung im Dienste Gottes zu übergeben; da kam auch ein trefflicher Jüngling zu ihm, Sturmi, der ihm aus seiner bayerischen Heimath nachfolgte und in Fritzlar zum Priester gebildet wurde. Mit herrlichem Eifer machte er seine Studien; „tief im Gefühle, scharf in seinen Gedanken, klug in der Rede, zog er bei seinem schönen Aeußern, dem wohlgefälligen Gange, den edlen Sitten, bei seinem unbefleckten Lebenswandel, seiner Liebenswürdigkeit, seiner Bescheidenheit, Milde und Munterkeit die Liebe Aller zu sich." So schildert ihn der heilige Eigil, der 20 Jahre mit ihm in Freundschaft zu Fulda verkehrte; er fährt fort: „als er noch nicht lange Zeit zum Priester geweiht war, begann er die Predigt ringsum und verrichtete sehr viele heilige Thaten. Wie oft hat er durch sein heiliges Gebet in Gottes Namen die in sündigenden Christen wohnenden unreinen Geister ausgetrieben, wie oft Kranke durch Auflegung seiner Hand oder durch demüthiges Gebet von schweren Krankheiten geheilt, wie oft mit heilsamen Lehren die vom Schlangengift der Sünde heimgesuchten Herzen als Arzt geheilt! Er befahl, daß Feinde nach gebrochenem Frieden noch vor dem Untergange der Sonne wieder einig und befreundet wurden, er lehrte Allen Duldsamkeit des Sinnes, Geistesmilde, Bescheidenheit des Herzens, Langmuth, Treue, Hoffnung und Liebe zu hegen." Nachdem in solcher Beschäftigung drei Jahre vorübergegangen waren, suchte ihn der Gedanke heim, daß er zu einem strengeren Leben in der Abgeschiedenheit berufen sei. Als er sich darüber dem heiligen Bonifacius eröffnete, sah dieser darin eine Fügung der göttlichen Vorsehung, denn er beschäftigte sich gerade in dieser Zeit mit dem Plane der Gründung eines großen Klosters, und Sturmi erschien ihm als der rechte Mann dazu. Er schickte ihn daher mit zwei Begleitern aus, einen passenden Ort zu suchen. „Ziehet hin, sagte er, in die Einöde, welche Buchonia

genannt wird, und suchet einen Ort, der zur Wohnung für die Knechte Gottes geeignet ist, denn Gott vermag in der Einöde seinen Dienern eine Stätte zu bereiten." So zogen die drei nach der Einöde, und indem sie dort außer Himmel und Erde und ungeheueren Bäumen fast nichts erblickten, beteten sie demüthig zu Christus, daß er ihre Füße auf den Weg des Friedens leiten möge. Am dritten Tage kamen sie an den Ort, der bis heute Hersfeld genannt wird, und nachdem sie die ringsum gelegenen Stätten besehen und erforscht hatten, beteten sie, daß Christus diesen von ihnen zur Wohnstätte erwählten Ort segnen möge und errichteten an der Stelle, wo nun das Kloster steht, kleine, mit Baumrinden bedeckte Hütten und blieben eine geraume Zeit, Gott in Fasten, Wachen und Gebet heilig dienend." (Eigils Leben Sturmi's.)

Doch dem heiligen Bonifacius war der Ort für seine beabsichtigte Stiftung nicht genehm; er sagte: „Daß ihr den von euch gefundenen Ort bewohnt, scheint mir bedenklich wegen der Nachbarschaft des heidnischen Volkes, es sind ja, wie ihr wißt, dort die wilden Sachsen sehr nahe. Suchet deßwegen einen entfernteren und tiefer in der Einöde belegenen Ort, den ihr ohne Gefahr für euch bewohnen könnt." Sturmi ruderte nun mit seinen Gefährten auf einem Nachen die Fulda hinauf, kehrte aber nach drei Tagen wieder um. Als er wieder zum Bischofe kam, tröstete ihn dieser, daß der Ort von Gott bereitet sei, und daß er vertrauensvoll ihn aufsuchen möge. Verzeichnen wir hier eine die Sitten der Zeit characterisirende Scene: Als Sturmi vor den heiligen Bonifacius geführt wurde, „warf er sich demüthig zur Erde und erbat den Segen des Bischofs. Dieser segnete, grüßte und hieß ihn, heranzukommen; dann küßte er ihn und befahl, daß er sich neben ihn setze. Alle Beweise der Liebe und Freude wegen seiner Ankunft zeigte er und bat ihn, eine Zeitlang ihm zu Liebe und seiner Anwesenheit halber sich des gewohnten Fastens zu enthalten. Dies that der Gottesmann dann in großer Bescheidenheit und stimmte aus Ehrfurcht vor dem hohen Priester und Lehrer bei: „Ich glaube, sagte er, daß was mir von Euch anbefohlen wird, heilig durch und durch ist." Bald wurde ihm in Gegenwart des Bischofs ein Tisch vorgesetzt, und die Speise von ihm eingenommen, die jener ihm vorzusetzen auf ehrenvolle Weise angeordnet hatte. Als er sich erlabt und das Essen abgetragen war, erhob sich der Bischof und nahm ihn mit sich an einen geheimeren Ort, in seine einsame Stube, wo sie lange über geistliche Angelegenheiten verhandelten und über das Mönchthum weitläufig sich unterredeten. Es war nämlich der heilige Bischof in seinen Gedanken überaus darauf bedacht, wie es nachher aller Welt klar wurde, in die Einöde das Mönchthum einzuführen. . ." (Eigil.)

Sturmi sattelte seinen Esel, und nachdem er den nöthigen Lebensbedarf mitgenommen, „begann er auf seinem Esel sitzend die verlassendsten Orte der Einöde zu durchziehen. Da musterte der eifrige Forscher mit scharfem Blicke Berge und Ebene und zog weiter, indem er Gebirge, Hügel und Thäler beschaute, Quellen, Bergbäche und Flüsse betrachtete. Psalmen aber im Munde, flehte er in Seufzen mit zum Himmel gerichtetem Geiste Gott an. Dort nur ruhte er, wo ihn die Nacht zu halten trieb. Wenn er wo übernachtete, schlug er mit seinem Beile Holz ab und erbaute eine kreisförmige Verzäunung zum Schutze seines Thieres, damit nicht die dort allzu zahlreichen Raubthiere es zerrissen; er selbst jedoch schlief ruhig, nachdem er im Namen Gottes das Zeichen des Kreuzes Christi auf seine Stirne machte ... Auf diese Weise zog der Gottesmann allein durch die schreckliche Einöde, außer wilden Thieren, deren dort eine Menge waren, und außer gefiederten Vögeln, ungeheuren Bäumen und öden Gefilden nichts erblickend; am vierten Tage endlich kam er an der Stelle vorbei, wo jetzt das Kloster liegt ..." Nach einigem weiteren Suchen kehrte er dahin zurück und ward nun von herzlicher Freude erfüllt, denn es war ihm klar, daß er den bestimmten Ort nun gefunden. Er bezeichnete ihn sorgfältig und eilte zum heiligen Bonifacius. Dieser aber begab sich zu Karlmann und sprach: „Zu Euerer immerwährenden Wiedervergeltung gedenke ich, wenn es so im Willen des allmächtigen Gottes liegt und Euere Hilfe nicht versagt wird, im östlichen Theile Eueres Reiches ein Leben für Mönche zu bewirken und ein Kloster zu gründen, was in vergangenen Zeiten vor uns Niemand begonnen hat. Deßwegen bitten wir zu diesem frommen Werke Euere Beihilfe, damit Euch ein unvergängliches Geschenk von dem allerhöchsten König Christus in dessen künftigem und ewigen Reiche bleibe. Wir haben nämlich in der Einöde Buchonia neben dem Fulda genannten Orte einen zur Wohnung für Diener Gottes geeigneten und unter Euerer Herrlichkeit stehenden Ort gefunden. Jetzt bitten wir Euere Frömmigkeit, uns diesen Ort zu schenken, damit wir in ihm durch Euere Vertheidigung Christo dienen können." Erfreut versammelte Karlmann seine Fürsten, eröffnete ihnen das Begehren des heiligen Bonifacius, und in ihrer Gegenwart übergab er ihm den geforderten Ort mit den Worten: „Der von dir erbetene Ort, der, wie du versicherst, Aichlocha genannt wird und am Ufer des Flusses Fulda liegt, so wie Alles, was ich dort heutigen Tages als Eigenthum zu besitzen vermeine, gebe ich ganz und gar aus meinem Recht in das des Herrn, und zwar so, daß die Mark des Ortes sich im Umkreise von Süd und Nord, Ost und West bis auf 4000 Schritte erstreckt." Ferner befahl der König eine Urkunde über diese Schenkung zu schreiben, die er selbst mit eigener Hand unterzeichnete;

auch sandte er seine Boten mit dem Auftrage, die in dem Bezirk Grabfeld wohnenden Leute zu versammeln; diesen trugen die Königsboten vor: „Der König läßt euch Allen seinen Gruß entbieten. Es ist sein Wunsch und Befehl, daß jeder sein ganzes Eigenthum, was er an dem, Aichlocha genannten Orte zu besitzen meint, den Knechten Gottes zum Bewohnen schenke.“ Das geschah, und im Jahre 744, am 12. des ersten Monats nahm Sturmi mit sieben Brüdern Besitz von dem Orte. Der heilige Bonifacius aber kam mit vielem Arbeitsvolke, der Wald wurde ausgereutet, der Boden geebnet, Steine herbeigeschafft und Kalk gebrannt, so daß in kurzer Zeit Kirche und Kloster erstand. Auf dem Bischofsberge, so zu seinem Gedächtnisse genannt, saß der Heilige, den Fortgang des Werkes betrachtend, lesend und betend. Wiederholt suchte er seine Jünger heim und unterrichtete sie in den Satzungen des klösterlichen Lebens. Damit sie aber recht in den Geist der Regel des heiligen Benedikt eingeführt würden, entsandte er den Sturmi mit etlichen Brüdern nach Italien, damit sie die vornehmsten Klöster und insbesondere das aus dem Langobarden-Sturme neu erstandene Monte-Cassino besuchten und alle Einrichtungen genau erforschen sollten. Nach einem Jahre kehrten die Ausgesandten heim, und nun sagt Eigil über Sturmi: „Jede Vorschrift, die er den Brüdern auferlegte, prüfte er zuerst durch Uebung an sich selbst .... Groß war da das Streben der Brüder, in Alles, was ihnen gesagt oder gezeigt wurde, nach dem Beispiele der Heiligen sich zu schicken und die Regel des heiligen Benedikt, die zu erfüllen sie gelobt hatten, in allen Fällen zu beobachten. Und da sie so in heiligen Sitten viele Jahre fortlebten, wuchs das Kloster durch den Eintritt Vieler, von denen Viele Gott zum Dienste sich und ihre Besitzungen dort hingaben. Als nun so die Familie Christi wuchs und der Ort sich zu füllen begann, drang sein Ruf in alle Lande und kam großes Lob zu aller heiligen Brüder Ohren in weit entlegene Klöster. Der heilige Bonifacius aber ließ es sich angelegen sein, sie zu verschiedenen Zeiten zu besuchen; auch verlieh er, da ihn die Armuth derselben jammerte, ihnen mehrere Dörflein zur Beschaffung des nöthigen täglichen Brodes.“ Die Dürftigkeit ging übrigens bald vorüber, denn schon Eigil konnte für die nächste Zeit nach dem Tode des heiligen Bonifacius berichten: „Auch wurde das Kloster immer größer und reicher, da viele Edle in gewaltigem Wetteifer dorthin eilten und sich und all ihr Gut dem Herrn dort widmete.“ Man sagte einst, daß ein Mönch von Fulda nach Rom reisend jede Nachtherberge in einem Fuldaner Klostergut habe nehmen können. Der heilige Bonifacius selbst schrieb über Fulda an den Papst Zacharias: „In weiter Einöde, mitten unter den Stämmen, die meiner Predigt anvertraut sind, liegt ein Ort, wo ich ein Kloster errichtet und mit

Mönchen bevölkert habe, die nach der Regel des heiligen Vaters Benedikt leben in strenger Enthaltsamkeit, ohne Fleisch und ohne Wein, ohne berauschendes Getränke, ohne Sclaven, mit der Arbeit der eigenen Hände den Unterhalt gewinnend. Diesen Act habe ich rechtmäßig erworben und dem Erlöser geweiht, und hier will ich einst, wenn auch nur für wenige Tage, meinen müden Körper pflegen und nach dem Tode ruhen. Denn die vier deutschen Stämme, welchen ich durch die Gnade Gottes das Evangelium verkündigt habe, wohnen in der Umgegend. Dem Volke, zu dem ich gesandt ward, will ich nützlich sein, solange ich lebe und Geisteskraft behalte."

Der heilige Vater gab Fulda die Exemption von aller bischöflichen Jurisdiction. Aber es ist Zeit, Fulda für einige Zeit zu verlassen, — wir werden bald dahin zurückkehren — denn wir müssen nun unsere Aufmerksamkeit der organisatorischen Thätigkeit des heiligen Bonifacius zuwenden.

Was der heilige Bonifacius als Missionär gearbeitet und erwirkt, das haben auch andere apostolische Männer in alter und neuer Zeit gethan, aber in seiner organisatorischen Thätigkeit überragt er sie. Vom heiligen apostolischen Stuhle ausgehend hat er über die deutschen Gauen ein Netz von Diöcesen gespannt, sie in einen Metropolitanverband verknüpft und an den heiligen Stuhl angeschlossen. Dadurch hat er die Kirche in Deutschland fest begründet, daß die Stürme aller Jahrhunderte sie nicht mehr umwarfen. Dadurch ist er aber auch der eigentliche Begründer der deutschen Nationalität geworden. Und da er mit seiner Organisation nicht minder für den westlichen Theil des Frankenreichs thätig war, so darf man sagen, daß er das ganze Reich festkittete und neben Karl Martel und Pipin den Stuhl des großen Karl auf seiner festen Grundlage bereiten half.

Dreimal hat der heilige Bonifacius die Wanderung zu den Gräbern der Apostelfürsten gemacht; wie oft er sich beim Papste Raths erholt, wie er bei jedem wichtigen Vorkommnisse seine Berichte nach Rom gegeben, wie er einzig in dem innigsten Anschlusse an die römische Kirche den Schutz seiner Pflanzungen und das Heil des Volkes erkannte, darüber liegen in seinen Synoden und Briefen, in der ganzen Art und Weise seines Wirkens, die Beweise vor.

Wir sind im Begriffe das Jahr 740 zu überschreiten. Bonifacius war Erzbischof, doch immer noch ohne bestimmten Sitz; aber er war päpstlicher Legat für Germanien und wurde es später auch für den westlichen Theil des Reiches, so daß er mit aller Machtvollkommenheit ausgerüstet, an die Organisation der Kirche in Deutschland heranzutreten vermochte.

Es ist die Frage aufgeworfen worden, warum er so spät erst

daran ging; hierauf erwidert Hefele (Conc.-Gesch. 2, 459) zunächst in Betreff der Abhaltung von Synoden, mit den schlagenden Gründen, die aber auch die übrige organisatorische Thätigkeit einschließen: „Es kann nicht auffallen, daß mehr als zwanzig Jahre von dem Beginne der Missionsthätigkeit des heiligen Bonifacius an verfließen mußten, bis er an Abhaltung von Synoden denken konnte. Das Terrain seiner heiligen Thätigkeit waren zunächst und hauptsächlich jene Provinzen des mittleren Deutschlands, welche zwar seit Kurzem unter fränkischer Herrschaft standen, aber noch immer in den Finsternissen des Heidenthums saßen. Karl Martel, obgleich dem großen Missionär nicht besonders gewogen, schützte ihn und sein Werk doch wenigstens aus dem richtigen politischen Grunde, weil eine innige Verbindung der neuen Provinzen mit dem fränkischen Reiche nicht zu hoffen war, so lange sie nicht auch in der Religion demselben angeschlossen waren. In diesen erst zu christianisirenden Provinzen aber mußte vorher Vieles geschehen; Gläubige mußten gewonnen, Schwankende gekräftigt, Rückfällige wieder aufgerichtet, Kirchen und Klöster gebaut, Priester bestellt, zuletzt Bisthümer errichtet sein, ehe man an Abhaltung von Synoden denken konnte. Wohl war Bonifacius auch Legat für die übrigen deutschen, schon seit lange christlichen Provinzen des fränkischen Reiches. Hier waren allerdings schon Bisthümer und Bischöfe, aber Bonifacius konnte auf manche von ihnen kein Vertrauen haben, weder auf den kriegerischen Gerold von Mainz, noch auf den unthätigen Raginfrid von Köln, oder den eingedrungenen Milo von Trier. Zudem war die von beständigen Kriegen erfüllte Regierung Karl Martels nicht die günstige Zeit für Synoden, und vielleicht mochte auch Bonifacius von einem Herrscher wenig Gutes erwarten, der so gewaltthätig gegen den Clerus verfuhr, seine Offiziere zu Bischöfen und Aebten ernannte und sich an dem Kirchengute fast beispiellos vergriff. Wir treffen darum in den eigentlich fränkischen Provinzen, so lange Karl Martel lebte, auch nicht eine Synode, welche Bonifacius veranstaltet hätte. Als aber jener am 15. October 741 zu Quiercy (Chiersy) gestorben und bald darauf Bonifacius zum päpstlichen Legaten auch für das westliche Frankenreich ernannt worden war, schien es ihm räthlich in Verbindung mit Martels friedlicheren Söhnen Karlmann und Pipin diesseits und jenseits des Rheines große Synoden zu veranstalten."

Auf seiner dritten Romfahrt (738) scheint der heilige Bonifacius seine Gedanken an Synoden dem heiligen Stuhle vorgelegt zu haben, denn er brachte neben anderen päpstlichen Schreiben auch eines an die Bischöfe Bayerns und Alamanniens (genannt sind Wiggo von Augsburg, Luido von Speier, Rudolf von Constanz und Vivilo von Passau) mit, worin es heißt: „Wenn Bonifacius

nun eine Synode halten will, so werdet ihr euch dazu bereitwillig zeigen."

Der Herzog Odilo von Bayern lud den Heiligen ein, die arg verwahrloste Kirche in seinem Lande zu ordnen. Es war nur noch ein einziger rechtmäßiger Bischof da, Vivilo von Lorch, der nach der Zerstörung seines Sitzes durch die Avaren nach Passau geflohen sein soll; mit den falschen Bischöfen und Priestern, die zum Theile gar nicht geweiht waren, verfiel das Volk in Sittenlosigkeit, mächtig hatte das alte Heidenthum wieder sein Haupt erhoben. Der heilige Bonifacius hielt zur Besserung der Zucht eine Synode im Jahre 740, wo? ist nicht sichergestellt, aber wahrscheinlich zu Regensburg. Zuvor aber theilte er Bayern nach seinen Principien in vier Diöcesen und gab ihnen Bischöfe; für Passau wurde der von Gregor III. geweihte Vivilo bestätigt, nach Salzburg kam Johannes, der aus England dem heiligen Bonifacius gefolgt war, nach Regensburg Gaubald, nach Freising Erembercht, ein Bruder des heiligen Korbinian.

Nach der Ordnung der Dinge in Bayern begab sich der heilige Bonifacius nach Thüringen und Hessen und gründete im Jahre 741 die Bisthümer Würzburg, Buraburg, Erfurt und Eichstädt. Daß die Reihe der Bischöfe von Würzburg durch den heiligen Burkard eröffnet wurde, haben wir schon früher bemerkt; auf den Stuhl von Erfurt ward der heilige Wizzo oder Witta (Weiß, daher auch Albuinus) gesetzt, auf den von Buraburg der heilige Adalar. Die beiden letzten Bisthümer waren bis an die Grenzen des heidnischen Sachsenlandes vorgeschoben und hatten die Mission in dieses hinein. Deßhalb gingen sie bald wieder ein, nachdem nämlich in Folge der Sachsenkriege Karls des Großen im Sachsenlande selbst die Bisthümer Paderborn und Halberstadt errichtet werden mußten. Das für das fränkische Hessen gestiftete Buraburg wurde mit Mainz verbunden, der sächsische Hessengau fiel an Paderborn. Für Erfurt, dieser Hauptstadt der Ackerbau treibenden Heiden, wie der heilige Bonifacius sich ausgedrückt, war der heilige Adalar der einzige Bischof; als er mit dem heiligen Bonifacius nach Friesland zog, übergab dieser die Verwaltung der Diöcese seinem Schüler Lullus, welcher den erzbischöflichen Stuhl von Mainz einnahm; den im Jahre 744 bekehrten thüringischen Hessen- und Schwabengau hatte er ohnedies schon in Selbstverwaltung genommen; als aber unter Karl dem Großen auch das nördliche Thüringen bekehrt worden war, wurde für dieses mit dem genannten sächsisch thüringischen Hessen- und Schwabengau das Bisthum Halberstadt gestiftet, während das fränkische Süd-Thüringen mit Erfurt bei Mainz verblieb.

Die zwei weiteren Bisthümer: Würzburg und Eichstädt,

bestehen, wie bekannt, bis auf den heutigen Tag. Für Eichstädt bestimmte der heilige Bonifacius den heiligen Willibald, den er im October 741 consecrirte, aber erst 745 nach Vollendung der nothwendigsten Bauten installirte, nachdem derselbe die ersten vier Jahre als Regionarbischof im Nordgau thätig geworden war.

Mit dem Namen des heiligen Willibald verbindet sich der seiner heiligen Geschwister Wunnebald und Walpurgis; sie sind die Sterne, die im Aufgange des Eichstädter Bisthums leuchten.

Die heiligen Geschwister stammen aus England — die spätere Sage machte sie zu Königskindern — mit dem heiligen Bonifacius waren sie blutsverwandt. Den dreijährigen Willibald opferten die Eltern, da er in eine schwere Krankheit gefallen war, Gott auf, wann er wieder genesen würde, und übergaben den aus der Todesgefahr Erretteten, als er fünf Jahre alt geworden war, dem Abte Egbald im Kloster Waltheim, unter dessen Zucht er im geistlichen Leben und Studium zum herrlichen Jüngling heran wuchs. Als Willibald sein zwanzigstes Jahr erreicht hatte, erfaßte ihn der Wandertrieb seines Volkes nach den Schwellen der heiligen Apostel, und im Jahre 720 trat er mit seinem Vater und Bruder Wunnebald — ob auch die Schwester Walpurgis dabei gewesen, wurde behauptet, es ist aber nicht gewiß — die Romfahrt an. Nachdem der Vater in Lucca Todes verblichen, hielten sich die Brüder in Andacht über ein Jahr in Rom auf, dann begab sich Willibald auf die Wallfahrt nach den heiligen Stätten Palästinas. Nach mancherlei Abenteuern — in Emessa z. B. wurde er ein Gefangener der Sarazenen — ward er Mönch in Monte-Cassino, wo er vom Jahre 729 bis 739 blieb und dann nach Rom kam. Gregor III. berief ihn zu sich und eröffnete ihm, daß Bonifacius gebeten, ihn zu ihm zu schicken, damit er sein Mitarbeiter werde unter den Franken. Als Willibald einwilligte, entband ihn der Papst von seinem Gehorsame gegen den Abt von Monte-Cassino, und an Ostern 740 trat der neue Mitarbeiter des heiligen Apostels der Deutschen seine Reise über die Alpen an. Beim Bayernherzog Odilo wurde er mit dem fränkischen Grafen Suitgar bekannt, welcher eben dem heiligen Bonifacius die Umgegend von Eichstädt vergabt hatte. Beide begaben sich zum heiligen Bonifacius, und dieser wies dem Willibald diese, damals noch ganz wüste Gegend, wo noch kein Haus und nur eine kleine Marienkirche stand, zu und weihte ihn daselbst am 22. Juli 700 zum Priester. Nach einigen Monaten dann berief er ihn zu sich und consecrirte ihn auf der Salburg unter Assistenz des Burkhard von Würzburg und des Witta von Buraburg am 21. oder 22. October zum Bischof. Er richtete sich ein Kloster nach der Regel des heiligen Benedikt ein, und alsbald strömten aus der Nähe und weiter Ferne gottesfürchtige Jünglinge und Männer

zu ihm, und weiter wird von ihm gerühmt, daß er gar segensreich gewirkt und Gott ein würdiges Volk herangezogen hatte, bis er hochbetagt im Jahre 786 oder nach demselben starb. Er hatte tüchtige Mitarbeiter; darunter werden genannt der Angelsachse Sola, der Gründer von Solenhofen, Deochorus, welchem das Kloster Hasenried, später Herrenried, seine Stiftung verdankte; wohl auch Sebaldus, Nürnbergs populärer Heiliger, gehörte dazu; vor Allem aber ist Wunnebalds zu gedenken.

Dieser war 19 Jahre alt gewesen, als er mit seinem Bruder und Vater die Romfahrt angetreten; nach Willibalds Reise ins Morgenland war er noch fünf Jahre in Rom geblieben, dann in seine Heimath gegangen, um mehrere Verwandte nach Rom zu führen, und hier traf er dann im Jahre 738 den heiligen Bonifacius, der ihm zuredete, mit ihm in Deutschland zu arbeiten. Er weihte ihn zum Priester und sandte ihn nach Thüringen, wo er ihn über sieben Klöster setzte. Der seeleneifrige Mann dehnte seine Arbeit bis in das Gebiet des Bayernherzogs aus, eiferte insbesondere gegen unrechtmäßige Ehen und hatte viele Noth mit der Ausrottung der heidnischen Ueberreste, die in seltener Fruchtbarkeit immer neue Schosse trieben. Als der heilige Bonifacius seinen Sitz in Mainz aufschlug, war Wunnebald eine Zeitlang um ihn, hohe Ehre unter den Franken sich erwerbend, verließ aber diese Perle des Rheingaus aus Sorge, die Fülle des Weinreichthums möchte seiner Mönchsdisciplin eine Gefahr bereiten. Er begab sich zu seinem Bruder, um in dessen Diöcese ein Kloster zu gründen. In dem noch ganz mit Urwald bedeckten Gebiete von Heidenheim auf dem Hahnenkamm fanden die Brüder den geeigneten Ort, der durch die heilige Klosterzucht, das emsige Studium und den Eifer der Seelsorge eine Quelle reichen Segens wurde. Mit solcher Kraft schritt Wunnebald gegen ungesetzliche Ehen, gegen sittenlose Priester und heidnisches Unwesen ein, daß sein Leben mehrmals bedroht wurde; und doch war er ein kränkelnder Mensch, der in seinen letzten Lebensjahren sich nicht einmal mehr in das Gotteshaus zu schleppen vermochte. Niemals oder nur selten hatte er vor seiner Erkrankung die heilige Messe unterlassen, und jetzt richtete er sich einen Altar in seiner Zelle ein, damit er, wenn immer möglich, das heilige Opfer feiern könnte. Seinen Wunsch, in Monte-Cassino seine letzte Stunde zu erwarten, redete Willibald ihm aus, und so starb er in dessen Armen in herzlicher Anrede an die Brüder, wohl im Jahre 761, denn 701 geboren, wurde er 60 Jahre alt. Das Volk fing gleich an, ihn als einen Heiligen zu verehren, und als nach 16 Jahren sein Grab geöffnet wurde, fand sich der Leichnam noch völlig unversehrt.

Zur Leitung des Frauenklosters in Heidenheim hatte Wunne-

bald seine Schwester **Walpurgis** berufen, welche wahrscheinlich zuerst im Kloster Tauberbischofsheim unter der heiligen Lioba gedient hatte. Leider erfahren wir von ihrem ältesten Biographen, dem Priester Wolfhard von Hasenried, der im neunten Jahrhundert schrieb, keine Einzelnheiten aus ihrem Leben und Wirken, sondern nur allgemeine Lobpreisungen, und nur von einem spätern, dem Bischof Philipp, hören wir, daß sie fleißig war in Handarbeiten, noch fleißiger im Lesen, am fleißigsten aber im Gebet, und „als Vorsteherin zeigte sie eine standhafte Strenge bei bessernden Strafen und dabei für ihre Untergebenen ein liebevolles Mitgefühl." Sie ist um das Jahr 778 gestorben, und ihr Gedächtniß wird am 25. Februar gefeiert; berühmt ist sie und viel gefeiert bis auf diesen Tag, und die ölartige Flüssigkeit, welche aus ihrem Brustgebeine träufelt und mit allen Mitteln der Wissenschaft nicht erklärt werden kann, wird in geistlichen und leiblichen Nöthen andächtig verwendet.

Kaum hatte **Karlmann** nach dem Tode seines Vaters Karl die Regierung von Austrasien angetreten, so gab er dem heiligen Bonifacius seinen Wunsch zu erkennen, daß zur Verbesserung der kirchlichen Zustände in seinem Reichsantheile eine Synode gehalten werden möchte. Freudig legte Bonifacius die Botschaft dem Heiligen Vater — es war **Zacharias** — vor, erbat sich Rath und Weisung. Gar traurig lauten die Klagen seines Berichtes; ergänzen wir ihn mit den Aufstellungen des Concils, so ergibt sich folgendes Nachtbild.

Es gab Bischöfe, Priester und Diakonen, welche von Jugend auf in Unlauterkeit gelebt und ohne Buße und Besserung zu ihren Würden befördert wurden. Andere Bischöfe gingen in den Krieg und vergossen mit eigener Hand Menschenblut. Im kurzen Oberkleid der Laien schweiften Diener Gottes mit Hunden in den Wäldern, mit Habichten und Falken jagend auf den Feldern umher. Ohne Scheu lebten Manche mit Frauen zusammen. Auch tauchten hin und wieder fremde Priester auf, welche, ohne von den einheimischen Bischöfen geprüft oder auch nur gekannt zu sein, kirchliche Verrichtungen vornahmen. Das Volk aber huldigte vielfach heidnischem Aberglauben. Welcher Art dieser gewesen, werden wir bald sehen.

Die Aufgabe, diese Zustände zu bessern, war umfassend; aber der gesunden Kräfte waren genug vorhanden, das schwere Werk rüstig in Angriff zu nehmen. Die von Karlmann gewünschte Synode trat am 21. April 742 zusammen, wo? ist nicht mit aller Sicherheit festgestellt, wahrscheinlich aber zu Frankfurt a. M.; sie heißt das erste deutsche Nationalconcil. Wir besitzen aus den Acten desselben außer sechs Canones die Einleitung, welche lautet: „Wir Karlmann, Herzog und Fürst der Franken, haben auf den

Rath der Diener Gottes die Bischöfe unseres Reiches sammt den Priestern zu einer Synode versammelt, nämlich den Erzbischof Bonifacius, den Burkard, Raginfrid, Witta, Willibald, Dadan, Edda und die übrigen Bischöfe, um ihren Rath zu erhalten, wie das Gesetz Gottes und die Kirchenzucht, welche in den Tagen der vorigen Fürsten ganz zerfiel, wiederhergestellt und das christliche Volk zum Seelenheil geführt werden könne." In den sechs Canones wird die Abhilfe der obengeschilderten Uebel versucht, insbesondere die Priesterschaft angewiesen, dem Bischof alljährlich in der Quadrages Bericht zu erstatten über seine Rechtgläubigkeit, seine Amtsführung und die Besorgung des Gottesdienstes; der Bischof soll nach dem canonischen Gesetze seinen Sprengel bereisen und Glauben, Lehre und Sitten überwachen, in Vereinigung mit dem Grafen, welcher der Schützer der Kirche ist, für Ausrottung der heidnischen Gebräuche Sorge tragen. Gegen die Sünden der Unlauterkeit werden strenge Strafen angedroht, Einsperrung bis zu zwei Jahren und Geißelung. „Den Geistlichen verbieten wir durchaus, Waffen zu tragen und in den Krieg zu ziehen, nur Diejenigen ausgenommen, welche zur Abhaltung der heiligen Messe und um die schützenden Reliquien der Heiligen zu tragen, auserfehen sind. So mag der Fürst einen oder zwei Bischöfe nebst ihren Kaplänen und Priestern bei sich haben, und jeder General einen Priester, um die Beichten zu hören und die Bußen aufzulegen. Ueberdies verbieten wir allen Dienern Gottes die Jagd und das Umherschweifen in den Wäldern mit Hunden; auch dürfen sie keine Habichte und Falken halten." „Die Priester und Diakonen müssen Caseln tragen, und dürfen Frauenspersonen nicht in ihren Häusern wohnen lassen." Den Mönchen und Nonnen wird die Beobachtung der Regel des heiligen Benedikt vorgeschrieben; unbekannte Bischöfe und Priester dürfen nicht zu kirchlichen Verrichtungen zugelassen werden, bevor sie von der Synode geprüft sind, und jährlich soll in Gegenwart Karlmanns eine Synode gehalten werden. Karlmann versprach, die den Kirchen entzogenen Güter zurückzugeben; den falschen Priestern und unlauteren Diakonen und Clerikern will er die kirchlichen Einkünfte entzogen wissen und sie selbst zur Buße zwingen.

Die Beschlüsse des ersten deutschen Nationalconcils wurden auf der Synode von Liftinä (Liptinä, nicht das jetzige belgische Lessines am Dender, sondern in der belgischen Provinz Hennegau zwischen den Flüssen Haine und Treuike, in der Nähe der Stadt Binche, eine jetzt untergegangene königliche Villa) erneuert; nur in Betreff der versprochenen Zurückgabe des Kirchengutes, deren Ausführung den bedenklichsten Schwierigkeiten begegnete, wurde zugestanden, daß „wegen der bevorstehenden Kriege und der Angriffe

unserer Nachbarvölker" ein Theil noch auf einige Zeit zur Unterhaltung des Heeres gegen Zins verbleibe, doch soll jedes Jahr von jedem Hof ein Solidus an die Kirche oder das Kloster entrichtet werden, und wenn Derjenige, welchem das Kirchengut als Commende gegeben ist, stirbt, so soll es gleich wieder der Kirche heimfallen. Freilich erhält der Fürst für die Nothfälle das Zugeständniß, die Kirchen wieder zu belasten, aber unter allen Umständen sollten die belasteten Kirchen und Klöster keine Noth leiden.

Dieselbe Synode von Liftinä, ob sie nun im Jahre 743 oder 745 gehalten wurde und im letzteren Falle mit dem fränkischen Nationalconcil, über dessen Ort wir keine Nachricht haben, zusammenfiele, stellte auch ein Verzeichniß der heidnischen Gebräuche und eine Abschwörungsformel auf, welche zur Anwendung bei der Taufe der Neubekehrten bestimmt war. Sie lautet:

Forsachistu diabolae?	Widersagst du dem Teufel?
Ec forsacho diabolae.	Ich widersage dem Teufel.
End allum diabol gelde?	Und aller Teufelsgilde?
End ec forsacho allum diabol gelde.	Ich widersage aller Teufelsgilde.
End allum diaboles unercum?	Und allen Teufels Werken?
End ec forsacho allum diaboles unercum and unordum thunaer ende noden ende saxnote ende allem them anholdum the hira genotas sint.	Ich widersage allen Teufelswerken und Worten, dem Donar, und Wodan und Sachsnot und allen Unholden, die ihre Genossen sind.
Gelobistu in got alamechtigan fadaer?	Glaubst du an Gott, allmächtigen Vater?
Ec gelobo in got alamechtigan fadaer.	Ich glaube an Gott, allmächtigen Vater.
Gelobistu in crist godes sunu?	Glaubst du an Christ, Gottes Sohn?
Ec gelobo in crist godes sunu.	Ich glaube an Christ, Gottes Sohn.
Gelobistu in halogan gast?	Glaubst du an den heiligen Geist?
Ec gelobo in halogan gast.	Ich glaube an den heiligen Geist.

Von dem Inhaltsverzeichnisse der heidnischen Gebräuche besitzen wir nur 30 Capitelüberschriften, deren schwierige Deutung von verschiedenen Gelehrten versucht, aber in manchen Punkten noch dunkel und zweifelhaft gelassen worden ist.

Nr. 1. und 2. handeln von den abergläubischen Gebräuchen bei den Beerdigungen und auf den Gräbern; einer derselben, Dadsisas genannt, wird besonders hervorgehoben.

Der Leichnam wurde im heidnischen Deutschland verbrannt, zuvor aber ihm der Kopf abgeschnitten, um Denjenigen, die auf ihrem Lager und nicht auf dem Schlachtfelde starben, den Schein eines gewaltsamen Todes herzustellen, wobei wohl die Vorstellung mitwirkte, daß nur der Gefallene in Walhalla einging und der an Siechthum Gestorbene zur Hel wandern mußte. Die vom Feuer nicht verzehrten Reste der Körper, Waffen, Pferde, der Dienerschaft, die mit ihren Herrn in den Tod gegangen, wurden ins Grab gelegt und Gold, Silber, Kostbarkeiten ihnen mitgegeben. Daraus entstand der Aberglaube an verborgene Schätze, an das Leuchten derselben aus der Erde heraus. An die Todtenasche knüpfte sich der Aberglaube, daß durch sie verborgene, insbesondere künftige Dinge erforscht werden können, daß sie die Feinde betäube und zu ihrer Ueberwindung verhelfe. Um deßwillen wurden auf den Gräbern verschiedene Ceremonien verrichtet und Opfer gebracht. Unter den Dadsisas sind wohl Opfermahlzeiten, Trinkgelage und Tänze auf den Gräbern zu verstehen. Daran haben auch christliche Priester Theil genommen.

Die Spörkelfeste im Februar — noch jetzt kennt man in Holland den Spörkelestag und nennt den Februar Sporkelmond — wovon Nr. 3. handelt, bestanden in Schweineopfern und den Lustbarkeiten, welche damit verbunden waren und galten zur Ehre der wieder höher steigenden Sonne. — In den geheiligten Hainen wurden die öffentlichen Götterfeste gefeiert, für private Götterverehrung baute man Hütten aus Baumzweigen, Götterhütten (Nr. 4.), die mit solcher ehrfürchtigen Scheu behandelt wurden, daß Niemand sich getraute, an dem sie schützenden heiligen Baume Zweig oder Blatt zu brechen; daher denn auch die gewaltige Wirkung auf die Gemüther, wenn ein Missionär die Axt an den Baum legte und kein Blitz den Frevler traf. — Bis in die Kirchen hinein zogen sich heidnische Gebräuche, Festmahlzeiten, Reigentänze von Männern und Mädchen, begleitet von weltlichem Gesange; auch Thiere wurden zu Ehren der Heiligen geschlachtet und ihr Fleisch an die Außenwand der Kirche aufgehängt, wie es die heidnischen Germanen im Gebrauch gehabt hatten; vor den Altären suchten streitende Parteien Orakelsprüche, indem sie nach der heiligen Messe den Psalter, das Evangelienbuch u. dgl. aufschlugen und die erste in die Augen fallende Stelle dann als eine Weisung Gottes benützten. Derartige Sacrilegien wird das fünfte Kapitel des Verzeichnisses im Auge gehabt haben. Nr. 6. „von den heiligen Gebräuchen in den Wäldern, welche Nimiden heißen,“ ist sehr unklar. Mehrere Gelehrte dachten an die Festlichkeit, die bei der Einsammlung der heiligen Mispel beobachtet wurde, Andere an das Opfer von neun Häuptern, welches Adam von Bremen (IV, 27.) bei den Schweden so

beschreibt: „Alle neun Jahre wird in allen schwedischen Landen ein gemeinsames Fest gefeiert. In Bezug auf dasselbe findet eine Befreiung von Lasten statt. Die Könige und das Volk, Alle schicken ihre Gaben nach Upsala, und, was grausamer ist, als jede Strafe — Diejenigen, die bereits das Christenthum angenommen haben, kaufen sich von jenen Ceremonien los. Das Opfer nun ist folgender Art. Von jeder Gattung männlicher Geschöpfe werden neun dargebracht, mit deren Blut es Brauch ist, die Götter zu versöhnen. Die Körper aber werden in dem Haine aufgehängt, der zunächst am Tempel liegt. Dieser Hain ist nämlich den Heiden so heilig, daß jeder einzelne Baum durch den Tod oder die Verwesung der Geopferten heilig erachtet wird. Dort hängen auch Hunde und Rosse neben den Menschen, und von solchen vermischt durcheinander hängenden Körpern habe er, erzählte mir ein Christ, 72 gesehen. Uebrigens sind die Trauerlieder, die bei der Vollziehung eines solchen Opfers gesungen werden, vielerlei und unehrbar, und darum besser zu verschweigen." — Opfer auf Felsen oder den Steinhügeln über den Hünengräbern werden in Nr. 7. behandelt; es war nämlich Glaube der Germanen, daß in denselben die Geister der Verstorbenen wohnten, weshalb ihnen in den Nächten Lichter brannten, Opfer und Gebete dargebracht wurden. Das achte Kapitel wendet sich dann gegen den Dienst Merkurs, d. i. Wodans, und Jupiters, welcher Name auf Donar übertragen wurde. Das 20. Kapitel kommt darauf zurück und scheint ein Verbot der Benennung der Wochentage, des Mittwochs als Wodanstag und des Donnerstags als Donarstag beabsichtigt zu haben; an diesen ihren Tagen wurden die beiden Götter mit Trinkgelagen gefeiert, das volle Bierglas ihnen geopfert und dann geleert. — Aus der Ueberschrift des neunten Kapitels ist ersichtlich, daß die Neubekehrten den Unterschied zwischen Verehrung und Anbetung verwischten und den Heiligen Opfer brachten. — Das zehnte Kapitel wendet sich gegen die Amulete, die aus Holz, Metall, Papier gefertigt, mit Runenschrift bezeichnet, um den Hals gehängt getragen wurden; die Ligaturen oder Bande aus Stauden, Kräuterstängeln trug man gleichfalls um den Hals oder Arm oder den ganzen Leib. Als der heilige Bonifacius dagegen eiferte, beriefen sich die Abergläubischen darauf, daß in Rom solche Amulete und Ligaturen geduldet werden; Zacharias aber erwiederte dem heiligen Bonifacius, daß er von der ersten Stunde seines Pontificats an mit aller Kraft dagegen eingeschritten sei; ein Gleiches hatte auch Gregor III. gethan. — Von den Opferbrunnen handelt das elfte Kapitel; Opfer an den Flüssen und Brunnen waren sehr häufig; insbesondere den Mineralbrunnen wurde eine göttliche Kraft zugeschrieben, bei ihnen Hochzeit und gewöhnlich ein dreitägiges Fest gefeiert. In dem Pönitentialbuche des hei-

ligen Bonifacius steht eine fünfjährige Buße auf dem Gelübde, das an einem Brunnen gemacht wird. — Die Ueberschriften der Kapitel 12.—14., 16. und 17. deuten auf die verschiedenen Arten des Wahrsagens und der Zauberei: auf die Zauberlieder, wie wir z. B. in den sogenannten Merseburger Heilsprüchen noch solche besitzen; wir führen einen derselben an, weil wir an ihm sehen können, wie die Wurzel solcher Dinge trotz der Bemühung von Jahrhunderten nicht ausgerottet werden mochte. Dieser Spruch zur Heilung des verrenkten Fußes eines Pferdes lautet:

Pfohl und Wodan fuhren zu Holze:
Da ward Baldurs Fohlen der Fuß berenket.
Da besang ihn Sindgund und Sunna, ihre Schwester;
Da besang ihn Freya und Volla, ihre Schwester,
Da besang ihn Wodan, wie er wohl verstand,
So die Beinverrenkung, so die Blutverrenkung, so die Gliederverrenkung;
Bein zu Beine, Blut zu Blute,
Lid zu Lide; wie geleimt sassen sie.

Offenbar findet sich dieser Spruch, freilich abgeschwächt, in der als eine der Formeln der Sympathie noch im vorigen Jahrhundert aufgezeichneten Erzählung: Jesus ritt zu Felde; da ritt er das Bein seines Fohlens entzwei. Jesus stieg ab und heilte es; er fügte Mark in Mark, Bein in Bein, Fleisch in Fleisch; er legte darauf ein Blatt, daß es haftete. — Wie noch heute das Wort: Glücksvogel, Unglücksvogel angewandt wird, so erhielt sich im bekehrten Volke der Glaube, daß Vögel Glück, andere Unglück deuten; die Elster kündigte häusliches Unglück, die Schwalbe und der Adler Glück, die Eule baldigen Tod eines Anverwandten; flog Krähe oder Dohle beim Antritt einer Reise an der linken Seite her über den Weg, so hatte sie nicht glücklichen Ausgang, anders beim entgegengesetzten Flug; wenn die Raben sich in Schaaren sammelten, dann in zwei Haufen sich theilten und gegeneinander flogen, so stand Krieg in Aussicht. — Wurde ein Pferd morgens mit Schweiß bedeckt im Stalle angetroffen, so hat in der Nacht ein Gott mit ihm gegen die Feinde gestritten; aus dem Wiehern, aus dem Erzittern der Pferde wurden die künftigen Dinge erforscht, lange noch nach Tacitus; wenn der dreschende Ochse seinen Mist in die Frucht fallen ließ, bedeutete es Unglück. Dasselbe Kapitel nennt das Niesen; es ist uns aber nicht bekannt, zu welchen abergläubischen Gebräuchen es Anlaß gab; unser Gruß: Helf Gott! zur Gesundheit und dergleichen, zu Rom bei einer Pest im sechsten Jahrhundert entstanden, weil die Menschen vielfach unter dem Niesen starben, kann nicht damit gemeint sein. — Die Zeichen- und Loosdeuterei hat schon Tacitus beschrieben, wie von einem Fruchtbaume eine Ruthe geschnitten, in kleine Stückchen getheilt und diese mit Runen be-

zeichnet, in einem Gefäße gerüttelt und dann auf ein weißes Tuch geworfen wurden; mit aufwärts gerichteten Augen nahm der Loosedeuter dreimal hintereinander drei der Stäbchen auf und machte aus ihnen die Deutung. Auch aus dem Gehirn der Thiere wurde wahrgesagt, desgleichen aus dem Heerdfeuer, und wenn man irgend ein Werk anfing, geschah es nicht, ohne auf gewisse Zeichen zu merken, wie das auch heute noch vielfach der Fall ist, wo der Mittwoch als ein Unglückstag besonders zum Antritt einer Reise geachtet wird, wo man in Sorgen kommt, wenn man früh Morgens Schweinen oder einem alten Weibe begegnet, Kinder und Schafe dagegen gerne sieht und dergleichen. Auch das Nodfyr oder Niedfyr (Kapitel 15.) haben wir noch um Johanni, der Sommersonnenwende, um Martini und am Funkensonntag, dem zweiten Sonntag in den Fasten. Das Nodfyr wurde durch Reiben dürrer Hölzer gewonnen; man sprang über dasselbe und glaubte deßhalb vor Unglück bewahrt zu werden, fing den Rauch in den Kleidern auf, der als Heilmittel gegen das Fieber dienen sollte; warf wohl auch einen Pferdekopf hinein, wodurch die Zauberin der Nachbarschaft gezwungen werden sollte, zum heiligen Feuer zu kommen; noch wird am Funkensonntag die Hexe verbrannt.

Wie es Unglückstage gibt, so auch Unstätten, unbekannter Gottheiten Sitze, deren Betreten Unglück bringt; davon muß das 18. Kapitel gehandelt haben; das 19. ist völlig unverständlich, wenn nicht vielleicht an abergläubischen Gebrauch von Thymian und Labkraut, welches noch Mariä Bettstroh genannt wird, gedacht werden muß. — Dem abnehmenden Monde, welcher als im Kampfe gegen einen Ueberwinder begriffen gedacht wurde, rief man, um ihm in diesem Kampfe beizustehen, zu: „siege Mond!" (Kapitel 21.) Die Ueberschrift des 22. Kapitels stellt drei verschiedene Dinge zusammen, das Wettermachen, die Trinkhörner und Löffel. Bekanntlich brauen im Volksaberglauben die Hexen das Unwetter zusammen, andere Menschen haben die Gewalt, es abzuwenden. Das Trinkhorn wurde gerne bei Opfertränken gebraucht, wohl auch sonst vor dem Trunke ein Zauberwort in das Horn gesprochen; in einem Kapitular Karls des Großen werden Löffeldarreicher mit den Zauberern zusammen genannt; mit dem Löffel nämlich wurde aus dem Opferkessel geschöpft, wurden Liebestränke dargereicht. — Um die Wohnstätte gegen Hexen zu schützen, wurde Haus und Stallung mit einer Furche umzogen, worin das Hexenkraut gepflanzt wurde; darüber scheint das 23. Kapitel gehandelt zu haben. „Von dem heidnischen Laufe, welchen sie Frias nennen, mit zerrissenen Kleidern oder Schuhen," lautet die Ueberschrift des 24. Kapitels, und man dachte an ein Fest der Freya, auch an die Mummereien der Faschingszeit; Näheres aber ist über

die Sache nicht bekannt. — Mit dem Heiligsprechen scheinen unsere Vorfahren in der Erinnerung an ihre in Walhalla aufgenommenen Helden sehr freigebig gewesen zu sein, denn das 25. Kapitel handelt „davon, daß sie sich jeden Todten als einen Heiligen vorstellen.“ — Von den Puppen unserer Mädchen denkt wohl Niemand, daß sie einst mehr als ein bloßes Spielzeug galten; aber sie, besonders wenn sie aus der Alraunwurzel geschnitten und angekleidet worden, waren Götzenbilder, von welchen das 27. Kapitel handelt; und ebensowenig wird ans alte Heidenthum gedacht, wenn auf den Bäckerläden Heidenwecken, Hessenwecken, Hörnchen, Nikolausmänner, Christwecken ausgelegt sind; aber sie waren einst als „Götzenbilder aus Mehlteig“ verboten. (Kapitel 26.) — Den Flurgängen mit Götzenbildern gedenkt das 28. Kapitel, das 29. des Brauches, daß hölzerne Hände und Füße nach heidnischer Anschauung aufgehängt werden; nach überstandener Krankheit nämlich hat man den Göttern Dankopfer gebracht und jene Glieder, woran die heftigsten Schmerzen gelitten worden, in Holz, Elfenbein, Metall nachgebildet und aufgehängt. — Im letzten (30. Kapitel) endlich, ist die Rede, „von der Meinung, als beschwörten die Weiber den Mond, daß sie die Herzen der Menschen den Heiden gemäß wegnehmen könnten.“ Mit dem Mond hat der Liebeszauber viel zu schaffen; aber in einigen Gegenden ging der Aberglaube bis zu der Meinung, daß die Hexen mit Hilfe der Mondseinwirkung buchstäblich die Herzen aus dem Leibe zu reißen vermöchten und verzehrten. Dieser Aberglaube rief den andern hervor, daß der Genuß des Fleisches einer verbrannten Hexe gegen solche Einwirkungen schützte, daher wurden sie verbrannt, wogegen Karl der Große Todesstrafe setzte.

Aus einem Pönitentiale des heiligen Bonifacius hat Binterim die Kenntniß eines weiteren abergläubischen Gebrauches geschöpft, der mit 40 Tagen Buße gesühnt werden mußte; an den Beichtenden wird nach dem Pönitentiale die Frage gestellt: „Hast du von dem Getränke genossen, worin Maus oder Wiesel todt lag?“ Der Brauch muß weit verbreitet gewesen sein, da die Bischöfe beauftragt waren, bei ihren Visitationen strenge darnach zu forschen. Aus Plutarch geht hervor, daß Maus und Wiesel den Zauberkünstlern verhaßte Thiere waren; vielleicht sollte der in Frage stehende Trank gegen sie Schutz gewähren.

Wie viel von diesen abergläubischen Anschauungen und Gebräuchen in den Sitten unseres Volkes noch nachwirkt, weiß ein Jeder, der mit dem Volke umgeht und seine Gewohnheiten beobachtet. Ungemein interessant wäre es, der allmähligen Umbildung vieler desselben in unschuldige, ihrer Verpuppung in ein christliches

Gewand nachzugehen; aber wir müssen zum heiligen Bonifacius zurückkehren.

Mit dem Jahre 743 fing er an, seine Wirksamkeit auch auf Neustrien, den westlichen Theil des Frankenreiches, auszudehnen. Pipin war damit einverstanden und Zacharias, dem der Heilige gleich Vortrag gehalten, ernannte ihn zu seinem Legaten auch für Neustrien. Als das Wichtigste und zuerst zu Unternehmende sah Bonifacius die Kräftigung des Metropolitanverbandes, und wo er ganz zerstört war, seine Wiederherstellung an. Wir wissen ja, wie Karl Martel mit den Bischofsstühlen schaltete, so war Trier und Reims an Milo gekommen, der nichts weiter war, als ein Soldat. Bonifacius bestimmte einen Erzbischof Grimo für Rouen, Abel für Rheims und Hartbert für Sens; aber es erhoben sich mächtige Gegner, in ihren Privatinteressen beeinträchtigt, der heilige Stuhl wurde sogar verleumdet, als ob er für die Pallien Geld genommen; und so wickelte sich das schwierige Geschäft nur langsam ab. Der heilige Bonifacius veranstaltete am 22. März 744 eine Synode in Soissons, welcher 23 Bischöfe und viele Priester anwohnten. Grimo saß bereits ruhig auf dem Stuhle von Rheims und von den Erzbischöfen Abel und Hartbert sagt Pipin in der Verkündigung der Synode: „Mit dem Beirathe unserer Bischöfe und Optimaten bestellten wir rechtmäßige Bischöfe für die einzelnen Städte und setzten ihnen die Erzbischöfe Abel und Hartbert vor, damit Bischöfe und Volk in jeder Noth sich an dieselben oder ihre Gerichte wenden können." Im Uebrigen wurden die Bestimmungen des ersten deutschen Nationalconcils wiederholt, wie überhaupt Alles, was auf der Synode ausgesprochen und bestimmt wurde, das Gepräge des heiligen Bonifacius trägt.

In diesem Sinne wurde weitergearbeitet, insbesondere auf einer fränkischen Generalsynode.

Hier kam auch die Metropolitanverfassung von Deutschland zur Sprache, und da im Jahre 744 Raginfrid von Köln gestorben war, tauchte der Gedanke auf, daß die Metropole des heiligen Bonifacius in Köln errichtet werden solle. Dagegen erhob sich heftiger Widerspruch, nicht bloß von Seiten des bequemeren Theiles der Kölner Geistlichkeit, sondern insbesondere durch Bischöfe, denen seine Thätigkeit als päpstlicher Legat nicht angenehm war. Nun war auch noch der Stuhl von Mainz erledigt; Gewilieb, der uneheliche Sohn des kriegerischen Mainzer Bischofs Gerold, hatte auf einem Feldzuge gegen die Sachsen im Jahre 744 den Mörder seines Vaters verrätherisch gemeuchelt und wurde abgesetzt; mit Recht wird Rettberg (Kirchengeschichte Deutschlands III., 91.) Unwissenheit und Bosheit vorgeworfen, da er sagte, Bonifacius habe den Gewilieb abgesetzt, um selbst Bischof von Mainz zu wer-

den. Wider Neigung und Wunsch hat der Heilige seinen Metropolitanstuhl in Mainz aufgeschlagen. Seine Gegner arbeiteten mit Gehässigkeit gegen Jene, welche diese Erhebung wünschten und betrieben; darüber berichtet der Biograph seines Schülers Gregor von Utrecht: „Sie widersprachen und lästerten ihn, so viel sie konnten und behaupteten, er könne nicht Bischof sein, weil er ein Fremder sei. So sehr waren damals die Laien besser gesinnt, als die Cleriker, daß, jemehr ihn die Bischöfe, welche diesen Namen nicht verdienen, tadelten, die Andern ihn um so mehr liebten und lobten, sehend, daß die Weisheit und Gnade Gottes mit ihm war.“

Im Jahre 746 bestieg Bonifacius seinen Stuhl von Mainz, unter unendlichem Jubel des Volkes, unter dem Ausbruche bittersten Ingrimms seiner Gegner, der bis zu einer Losscheidung am heiligen Stuhle ging. Doch gelang es dem Heiligen bald, die Gemüther zu versöhnen und die Abtrünnigen wieder mit dem heiligen Stuhle zu vereinigen. In einem Hirtenbriefe an alle Bischöfe, Priester, Diakonen und die übrige Geistlichkeit setzte er die Einheit des katholischen Glaubens auseinander und forderte zur Unterzeichnung einer Urkunde auf, worin sie ihr wahres und rechtgläubiges Bekenntniß und ihre Anhänglichkeit an die katholische Einheit versicherten. Das geschah im Verlaufe des Jahres 747. Der Papst war hocherfreut darüber, schrieb an Einzelne derselben und trug Bonifacius auf, ihnen allen an seiner Statt den Friedenskuß zu geben.

Nicht weniger als 13 Bisthümer unterstanden dem Erzbischof von Mainz: Passau, Eichstädt, Regensburg, Salzburg, Augsburg, Chur, Constanz, Straßburg, Speier, Worms, Utrecht und Tungern; später kamen noch hinzu: Paderborn, Halberstadt, Hildesheim und Verden, zuletzt noch Prag und Olmütz. Wie aber der heilige Bonifacius die Kirchenverfassung auffaßte, ersehen wir aus einigen Canones der fränkischen Generalsynode, wo es heißt: Der Metropolit soll die Uebrigen ermahnen und nachforschen, wer sorgsam und wer nachlässig sei im geistlichen Amte. — Der Metropolit soll die Aufführung der ihm untergebenen Bischöfe und ihre Sorge für das Volk prüfen. Er soll sie auch ermahnen, daß sie, von der Provinzial-Versammlung kommend, in ihren Diöcesen mit den Priestern und Aebten eine Versammlung halten und die Beobachtung der an der Provinzialsynode erlassenen Vorschriften einschärfen. — Kann ein Bischof einen Mißstand in seiner Diöcese nicht heben, so soll er in der Provinzialsynode die Anzeige davon machen, damit von da aus geholfen werde. — Alle Jahre während der Quadrages soll jeder Priester seinem Bischofe Rechenschaft geben über seinen Glauben,

und wie er taufe und sein Amt verwalte. — Der Bischof aber soll alle Jahre seine Diöcese bereisen, firmen, unterrichten, visitiren und alle heidnischen Gebräuche und Unreinigkeiten verbieten.

So ist der Priester mit seinem Bischof verknüpft, die Bischöfe im Metropolitanverbande um den Erzbischof geschaart, und das vom Papste diesem verliehenen Pallium ist das Sinnbild der Einheit mit der ganzen Kirche durch den heiligen Stuhl, die einfache Ausführung des Eides, den der heilige Bonifacius einst bei seiner Consekration Gregor II. geschworen, daß er den reinen Glauben lehren, die kirchliche Einheit bewahren und mit jenen Bischöfen keine Gemeinschaft haben wolle, die den Canones zuwider handelten.

Einen schweren Kampf hatte der Heilige gegen zwei Volksverführer zu bestehen, Adalbert und Clemens, denen sich ein bald wieder verschollener Godalsak zugesellte. Die beste Auskunft über sie gibt uns der heilige Bonifacius selbst; er schildert sie dem Papste Zacharias im Jahre 745 folgendermaßen: „Die größte Mühe machen mir zwei allerschlimmste und öffentliche Häretiker, Lästerer Gottes und des katholischen Glaubens. Der Eine, Adalbert, ist der Nation nach ein Gallier, der Andere, Clemens, ein Schotte. In der Art des Irrthums sind sie verschieden, in der Sündenlast aber gleich. Ich beschwöre Eure apostolische Autorität, mich gegen sie zu beschützen und zu unterstützen, und an das Volk der Gallier und Franken zu schreiben, daß es sich bessere und den Fabeln der Häretiker, den falschen Wundern und Zeichen eines solchen Vorläufers des Antichrists keinen Glauben schenke, sondern zu den kirchlichen Gesetzen und zu dem Wege der wahren Lehre zurückkehre. Auch möget ihr bewirken, daß jene zwei Häretiker gefangen gesetzt werden, wenn dies Euch auf meinen Bericht über ihre Aufführung und Lehre gerecht erscheint, und daß Niemand mit ihnen reden oder Gemeinschaft pflegen dürfe, sondern sie ganz abgesondert leben müssen . . . Wegen ihrer dulde ich die Verfolgungen, Feindschaften, Verwünschungen Vieler, und auf der Kirche lastet ein Hinderniß des Glaubens und der heiligen Lehre. Denn sie sagen von Adalbert, daß ich ihnen den heiligsten Apostel genommen, ihren Patron, Fürbitter und Wunderthäter. Aber Eure Frömmigkeit möge sein Leben vernehmen, um aus der Frucht, seinen Werken, zu urtheilen, ob er ein Wolf im Schafskleide sei oder nicht... In seiner Jugend war er ein Heuchler und sagte, ein Engel Gottes in Menschengestalt habe ihm von den äußersten Enden der Welt Reliquien von wunderbarer Heiligkeit gebracht, und von da könne er Alles, was er verlange, von Gott erhalten. Mittelst dieses Vorgebens drang er ein in viele Häuser und fesselte Weiber an sich, die mit Sünden beladen und von verschiedenen Gelüsten getrieben waren,

und verführte eine Menge Landleute, die nun sagen, er sei ein Mann von apostolischer Heiligkeit und wirke Wunder und Zeichen. Sodann gewann er einige unwissende Bischöfe, die ihn den Canonen zuwider absolute ordinirten, und wurde jetzt so stolz, daß er sich den Aposteln Christi gleich stellte. Er weigerte sich, Kirchen zu Ehren irgend eines Apostels oder Martyrers zu weihen, und tadelte die Leute, daß sie so eifrig die Gräber der Apostelfürsten besuchten. Darauf beging er die Abgeschmacktheit, sich selbst zu Ehren Oratorien zu weihen, oder richtiger zu besudeln. Auch stellte er Kreuze und kleine Bethäuschen auf den Feldern auf und an Quellen, wo immer es ihm beliebte, und ließ dort öffentliche Gebete halten, bis eine Menge Volkes die andern Bischöfe und die alten Kirchen verließ und an diesen Orten sich versammelte, sprechend: „Die Verdienste des heiligen Adalbert werden uns helfen.“ Er theilte auch seine Nägel und Haare aus, damit sie verehrt und mit den Reliquien des heiligen Apostelfürsten Petrus getragen würden. Endlich hat er Folgendes, was das größte Verbrechen und eine Gotteslästerung ist, gethan. Als nämlich das Volk kam, sich zu seinen Füßen niederwarf und beichten wollte, sprach er: „Ich weiß alle eure Sünden, denn auch das Verborgene ist mir offenbar. Ihr braucht nicht zu beichten; eure Sünden sind euch erlassen, gehet absolvirt und ruhig im Frieden nach Hause.“ Und Alles, was das Evangelium in Betreff der Heuchler sagt, ahmt er nach, in Kleidung, Gang und Sitten. — Der andere Häretiker aber, Namens Clemens, kämpft gegen die katholische Kirche und läugnet die kirchlichen Canones und verwirft die Schriften der heiligen Väter Hieronymus, Augustin und Gregor. Er verachtet die Gesetze der Synoden und behauptet nach eigenem Gutdünken, daß er, obgleich Vater von zwei unehelichen Söhnen, doch ein christlicher Bischof sein könne. Den Judaismus einführend, behauptet er, es sei einem Christen erlaubt, die Wittwe seines verstorbenen Bruders zu heirathen; auch behauptet er, dem Glauben der heiligen Väter zuwider, daß Christus, als er zur Unterwelt hinabstieg, Alle, die dort eingeschlossen waren, befreite, Gläubige und Ungläubige, die Verehrer Gottes und die Götzenanbeter. Zudem lehrt er allerlei Schreckliches über die Prädestination. Deshalb bitte ich auch in Betreff dieses Häretikers, Ihr möget durch einen Brief dem Herzog Karlmann aufgeben, ihn einzusperren, damit das Unkraut Satans nicht weiter um sich greife und ein krankes Schaf nicht die ganze Heerde anstecke. Eure Heiligkeit lebe wohl und erfreue sich glücklich, Erfolge auf lange, lange Tage!“

Der Papst verlas dieses Schreiben in einer römischen Synode am 25. October 745 unter solchem Eindruck, daß die Mitglieder derselben auf der Stelle eine strenge Bestrafung verlangten. Ueber

den Ausgang Adalberts wird berichtet, daß er in Mainz degradirt und in Fulda eingesperrt, aber entkommen und an den Ufern der Fulda von Räubern überfallen und getödtet worden sei; von Clemens und Godalsak ist weiter nirgends mehr die Rede.

Eingedenk dessen, daß der Papst bei der Ernennung des heiligen Bonifacius zum Missionär Deutschlands diesem aufgetragen: wo immer er bei einem christlichen Volke Unordnung entdecke, solle er es auf den Weg des Heiles zurück bringen, widmete der Heilige seine besorgte Aufmerksamkeit auch seiner angelsächsischen Heimath. Der König Ethelbald von Mercien war auf Abwege gekommen, und nun richtete Bonifacius mit den übrigen auf der fränkischen Generalsynode von 745 anwesenden Bischöfen angelsächsischer Abkunft — es waren ihrer im Ganzen acht — ein apostolisches Mahnschreiben „aus Liebe, weil sie wahren Antheil an ihrer Nation nähmen." Sie beauftragten den englischen Priester Herefrid mit der Ueberreichung, weil er aus Furcht Gottes keine Menschenfurcht kenne, baten aber den Erzbischof Ecbert von York, das Schreiben zuvor zu prüfen und wenn es ihm nöthig scheine, Verbesserungen anzubringen, zugleich aber auch ermahnten sie ihn, wenn er in seiner eigenen Kirchenprovinz die gleichen Laster entdecke, sie mit allem Eifer auszurotten. Das wahrhaft apostolische Schreiben an den König Ethelbald lautet: „Von allen Seiten her haben wir erfahren, daß du bis jetzt nicht geheirathet hast. Thatest du Solches um der Keuschheit und Enthaltsamkeit willen, so ist Dies lobenswerth. Wenn du jedoch, was ferne sei, was aber Viele sagen, weder in der Ehe, noch in der Enthaltsamkeit lebst, vielmehr unter der Herrschaft der Begierden durch das Laster der Wollust und des Ehebruchs deinen Ruhm bei Gott und den Menschen zerstörest, so erfüllt uns Dies mit großer Traurigkeit, besonders wenn, wie sie sagen, dieses Laster mit Nonnen und gottgeheiligten Jungfrauen geübt wird . . . . Beachte doch, geliebtester Sohn, wie groß dieses Vergehen in den Augen des ewigen Richters ist . . . . Wir bitten und beschwören dich, geliebtester Sohn, bei Christus und seiner Menschwerdung, daß du dich baldigst besserst und Buße thuest, wenn du wirklich in jenem Laster wandelst . . . Wenn du in deiner Jugend von der Unreinigkeit der Wollust befleckt warest, so ist es jetzt gewiß Zeit, eingedenk deines Herrn, dich aus den Stricken des Teufels zu befreien und deine Seele von dem Schmutze zu reinigen. Es ist Zeit, daß du dich des Volkes erbarmest, das mit dir zu Grunde geht, weil es deinem Beispiele folgt . . . Wenn das Volk der Angeln, wie man in Franken und in Italien, ja selbst von den Heiden tadelnd hören muß, mit Verachtung der ehelichen Bande in Wollust und Ehebruch gleich den Sodomiten ein wüstes Leben führt, da kann nur ein entartetes, unedles, begierde-

volles Geschlecht entstehen, die ganze Nation muß verderben, kann im Kriege nicht tapfer, im Glauben nicht fest, von Menschen nicht geehrt, von Gott nicht geliebt sein, wie es den Bewohnern von Spanien, der Provence und den Burgundionen ergangen ist. Sie waren unzüchtig, und darum hat Gott die Sarazenen über sie kommen lassen. Mit diesem Laster ist aber auch noch ein anderes großes Verbrechen verbunden, indem jene Weiber ihre Kinder vielfach umbringen und die Kirche nicht mit Söhnen, sondern die Gräber mit Leichnamen, die Hölle mit unglücklichen Seelen füllen. Ueberdies haben wir erfahren, daß du viele Privilegien der Kirchen und Klöster aufgehoben und ihnen manchen Besitz genommen hast. Auch dieses ist ein großes Vergehen, denn wenn Gott unser Vater, so ist die Kirche unsere Mutter, welche uns in der Taufe geistig geboren hat . . . Man sagt auch, daß deine Präfekten und Grafen die Priester und Mönche ärger mißhandeln und bedrücken, als es die früheren Könige gethan. Seitdem der heilige Papst Gregor durch seine Glaubensprediger das Volk der Angeln bekehrt hat, waren die Privilegien der Kirchen in diesem Reiche unverletzt bis auf die Zeiten der Könige Ceolred von Mercien und Osred von Deira und Bernicien. Aber Beide sind wegen derselben Laster mit plötzlichem und schrecklichem Tode bestraft worden; Ceolred, dein Vorfahrer, ist, während er an der Tafel mit seinen Großen schmauste, plötzlich in Wahnsinn verfallen (716), Osred aber starb schon als Jüngling eines unrühmlichen Todes. (Er wurde in seinem 19. Lebensjahre getödtet.) Hüte dich also, geliebtester Sohn, vor der Grube, in welche du vor dir Andere fallen sahest."

Im Jahre 747 trat zur Besserung dieser Zustände in Cloveshoe eine Synode zusammen.

Der heilige Bonifacius aber wünschte, seines Amtes eines Legaten in Neustrien enthoben zu werden, und auch über einen Nachfolger auf seinem erzbischöflichen Stuhle von Mainz begann er nachzudenken. Der Papst jedoch sprach sich gegen Beides aus; er verlangte, daß Bonifacius, so lange er lebe, sein Stellvertreter in Francien bleiben, Concilien halten und passende Priester an geeignete Orte zum Predigen aussende. In Betreff des Mainzer Stuhles aber schrieb der Papst auf den Vortrag des nach Rom gesandten Bischofs Burkard von Würzburg am 1. Mai 748: „Du hast auch gebeten, mit unserer Zustimmung für diesen Stuhl statt deiner einen andern tauglichen Mann bestellen zu dürfen in Anbetracht deines Alters und deiner körperlichen Schwäche, du aber wollest das Amt eines apostolischen Legaten (für Deutschland), wie früher, beibehalten. Wir dagegen rathen dir, um des Seelenheiles so vieler Menschen willen, den Stuhl von Mainz nicht zu verlassen . . . .; wenn es aber nicht sein kann, und wenn Gott dir deinem Wunsche

gemäß, einen tüchtigen Mann gegeben hat, der für die Seelen sorgen kann, so magst du ihn statt deiner zum Bischof weihen, und er soll bei dem dir übertragenen Predigtamte und Dienste Christi überall die Kirche Gottes besuchen und stärken."

Von dieser Erlaubniß machte der Heilige im Jahre 753 Gebrauch, ob aus dem Verlangen in der Rückkehr zur Liebe seiner Jugend als apostolischer Missionär sein Leben unter den Friesen zu beendigen, oder weil er, wie sein Biograph Willibald angibt, von Krankheit des Körpers beschwert, nicht mehr alle Synoden besuchen konnte. Auf einer Synode von Mainz erhob er seinen Schüler Lullus zu seinem Nachfolger auf dem Mainzer Stuhle. Dann rüstete er sich zur Fahrt nach Friesland; er sprach zu Lullus: „Ich brenne vor Begierde, meine unternommene Wanderung zu vollenden; ich kann nicht mehr von der erwünschten Reise abgehalten werden, denn schon steht der Tag meiner Auflösung bevor, und die Zeit meines Hingangs naht heran; bald werde ich von dem Gefängnisse dieses Leibes befreit, zum Lohne der ewigen Vergeltung eingehen. Du aber, theuerster Sohn, vollende den Bau der von mir in Thüringen angefangenen Kirchen, rufe Du das Volk von den Abwegen des Irrthums in treuer Ausdauer zurück, bewirke auch Du die Vollendung der von mir an der Fulda bereits angefangenen Basilika, und führe dorthin meinen durch vieler Jahre Lauf gealterten Leib." Er setzte noch hinzu: „Mein Sohn, sorge mit deiner klugen Umsicht für Alles, was wir zu unserem Reisebedarf nöthig haben; lege auch ein Leintuch in meiner Bücherkiste bei, darin mein verfallener Leib eingehüllt werden kann."

In der Sorge um seine Mitarbeiter schrieb er an Fulrad, den vertrauten Rath Pipins: „Bald muß ich Gebrechlicher den Lauf meiner Tage beschließen. Deshalb flehe ich die Hoheit unseres Königs im Namen Christi, des Sohnes Gottes, an, damit Er geruhe, mir noch bei Lebzeit Weisung zu ertheilen in Hinsicht meiner Schüler, in wie weit er noch unsern Dienst ferner gebrauchen will, denn fast Alle sind Missionäre, einige Priester haben viele Plätze zu versehen als Seelsorger. Einige sind Mönche in Klosterkirchen und bestimmt, Knaben zu unterrichten; auch sind Einige schon ziemlich abgelebt, da sie mit mir lange Zeit arbeiteten und mich unterstützten. Wegen diesen Allen bin ich sehr in Sorgen, sie möchten sich nach meinem Hingange zerstreuen, von Euch ohne Hilfe und Schutz gelassen, und dann die Völkerschaften an der Mark der Heiden um das Gesetz Christi kommen. Darum flehe ich die Gnade Eurer Hoheit im Namen Gottes inständig an, daß Ihr meinen Sohn und Mitbischof Lullus, so es Gott gefällt und Euer Gnaden, zu diesem Dienste der Völker und der Kirchen aufstellen lasset, als Prediger und Lehrer der Priester und der Laien. Ich hoffe zu Gott, daß

die Priester an ihm eine Leuchte, die Mönche einen sicheren Führer und die Gläubigen überhaupt einen treuen Hirten haben werden. Daß dies geschehen möge, bitte ich um so inständiger, weil die zur Bekehrung der Heiden ausgesandten Glaubensboten ein kümmerliches Leben führen; ihr Brod können sie zwar erwerben, aber die Kleidung nicht beischaffen; da thut es nun Noth, daß sie einen Rathgeber haben und einen Helfer, der ihnen in diesem Amte beistehe, so wie ich ihnen beigestanden."

Bevor Bonifacius zu Schiffe ging, nahm er herzlichen Abschied von seinen treuen Mitarbeitern; von der heiligen Lioba wissen wir, daß er sie zu sich berief und ermahnte, daß sie das Land ihrer Wanderschaft nicht verlassen, noch in der Kraft des begonnenen Unternehmens laß werden, sondern täglich das empfangene Gut mehren möge, denn die Gebrechlichkeit des Körpers sei nicht in Betracht zu ziehen, nicht das schon weit vorgeschrittene Alter zu rechnen, nicht das Ziel der Tugend für zu hoch und die Mühe, die es koste, dasselbe zu erreichen, für beschwerlich zu halten. Er empfahl sie dem Bischof Lullus und den ältern anwesenden Mönchen, daß sie in Ehre und Unterthänigkeit für dieselbe besorgt seien und sprach seinen Willen aus, daß nach ihrem Tode ihr Leichnam zu seinen Gebeinen in ein und dasselbe Grab beigesetzt würde, damit sie, die in gleichem Wunsch und Streben in ihrem Leben Christus gedient hätten, auch zusammen den Tag der Auferstehung erwarteten. Nach diesen Worten überreichte er ihr sein Reisegewand, sie wiederum ermahnend und bittend, nicht das Land ihrer Wanderschaft zu verlassen." (Rudolf von Fulda im Leben der heiligen Lioba.)

Auf dem Rheinstrom fuhr der heilige Bonifacius mit seinen Begleitern hinab in die Zuyder-See. Von diesen Begleitern nennt Willibald den Bischof Eoban, (anderwärts wird auch Adalar, der heilige Bischof von Erfurt, genannt), von den Priestern und Diakonen Wintrung, Walther, Aethelher, von den andern Geistlichen Hamund, Scisbald und Bosa, und die Benediktinermönche Woccar, Gundicar, Illeher und Gathowulf (Adolph). Ganz Friesland wurde predigend durchzogen, Götzenbilder zerbrochen, Kirchen gebaut, viele Tausende von Männern, Weibern und Kindern getauft.

Bei Dokkum am Ufer der Barne schlug die Gesellschaft ihre Zelte auf und erwartete eines Tages die Neugetauften zur Firmung. Es kamen aber auch verbitterte Heiden mit geschwungenen Waffen, mit Speeren und Schilden; die Christen, welche sich der Schaar der apostolischen Männer angeschlossen, suchten nach Waffen und traten den Heiden entgegen; aber der heilige Bonifacius schaarte seine zum Martertode bereite Geistlichkeit um sich und schritt aus dem Zelte, den Mannen den Kampf um seinetwillen wehrend. Dem

Todesstreiche zückte er unwillkührlich das Evangelienbuch entgegen, so daß dieses mit seinem Haupte durchbohrt wurde; die wilde Wuth raste dann unter seinen Getreuen. Das geschah am 5. Juni des Jahres 754 oder 755.

Als die Trauerkunde von der Ermordung des heiligen Bonifacius und seiner Gefährten verbreitet worden, kamen aus Utrecht christliche Männer, welche die Leiber der heiligen Martyrer beisetzten, vorerst in Utrecht, bis von Mainz weitere Botschaft käme. Als diese, von Lullus gesandt, anlangte, wollte das Volk in Utrecht den heiligen Leib nicht weiter ziehen lassen; doch es mußte nachgeben. Dasselbe geschah wieder in Mainz; hier sei sein heiliger Stuhl gestanden, hieß es, hier in seiner Kirche gezieme es, daß der Erzbischof begraben werde. Allein der Heilige hatte nach Fulda verlangt, und hier ist sein Grab herrlich bis auf diesen Tag. —

Dies ist das Bild unseres heiligen Apostels Bonifacius, des Wohlthäters unseres Volkes. Wenn wir seine einzelnen Züge noch einmal an unserem Geiste vorüberziehen lassen, die Absicht seines Wirkens betrachten und die Frucht desselben beobachten, so erfüllt uns mit Trauer die Wahrnehmung, daß Unverstand und Bosheit nicht nachlassen wollen, die Züge dieses Bildes zu entstellen, dem Wirken eine eigensichtige Absicht unterzulegen und die Frucht desselben zu schmälern. Am weitesten verirrte sich Ebrard (Bonifacius, ein Zerstörer des Columbanischen Christenthums), welcher, von blindem Fanatismus getrieben, sich nicht scheut, den heiligen Bonifacius zu einem Zerstörer des wahren Christenthums in Deutschland zu machen, wofür er freilich die verdiente Zurechtweisung erhalten hat. Auch Rettberg klagt den heiligen Bonifacius an, daß er für das Dogma kein Interesse gehabt, das Volksleben in Fesseln geschlagen habe. Wir wollen seine Worte hier mittheilen, um dem Leser einen Begriff zu geben, wie sehr Vorurtheil und Befangenheit auch das Urtheil eines gereiften und in der Geschichte bewanderten Mannes zu trüben vermag. (Kirchengeschichte Deutschlands I. 409). Er schreibt: „Die Kirche ist die Fortsetzung der Theokratie des alten Bundes, deren Rechte und Pflichten auf sie übergegangen sind; an einer Bestimmung der Kirche als Sühneanstalt durch ihr verliehene Gnadenmittel im Sinne eines späteren Katholicismus weiß Bonifacius noch nichts, sondern streng nach dem Gedanken des alleinseligmachenden Instituts spendet sie ihren Bekennern durch die Mitgliedschaft selbst die Seligkeit. Dieser rein alttestamentliche Standpunkt zeigt sich dann auch in der eigentlichen Aufgabe der Kirche, die durchaus auf die Stellung des alten Prophetenthums herauskommt; ihre Diener, die Bischöfe, haben, ausgerüstet mit göttlicher Autorität, über die Laien zu wachen, mit zürnender, strafender Rede ihren Vergehen entgegenzutreten, durch Vorhalten der Strafen und Be-

lohnungen die Zucht zu üben. Hört der Sünder auf ihre Stimme nicht, so hat doch wenigstens der Bischof seine Pflicht gethan, und er mag dahin fahren. Das Zeugnißgeben, um so der Verantwortung zu entgehen, das Zeichengeben in der Noth, gleich einem Wächter, ist überall die Hauptsache. Was der Cleriker in dieser Stellung spricht, ist Gottes Wort, theils, weil er es aus der Schrift entlehnt, theils, weil Gott es ihm selbst inspirirt; dies ergibt also eine fortlaufende Inspiration der Kirche, aber nicht für Dogma und Lehre, dafür hat Bonifacius kein Interesse, sondern zur Handhabung der Zucht und Beaufsichtigung des Wandels; von einer eigentlich sacerdotalen Stellung des Priesters, etwa nach der Idee des Meßopfers, weiß Bonifacius nach seiner praktisch-juristischen Anschauung nichts."

Man sollte es kaum für möglich halten, daß ein Mann wie Rettberg ein solches mit den offenkundigsten geschichtlichen Thatsachen in so schreiendem Widerspruche stehendes Urtheil über den Apostel der Deutschen abgeben konnte. Schon ein Blick in die Briefe desselben mußte ihn von der Falschheit einer solchen Beurtheilung überzeugen.

Ganz anders lautet dagegen das Urtheil besonnener und vorurtheilsfreier Männer. So schreibt der berühmte protestantische Geschichtsforscher H. Leo in Halle (Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Volkes und Reiches I., 487 und Universalgeschichte, Bd. 2.)[1]: „Seine Leiche ward von den fuldaischen Mönchen nach Fulda geholt, wo sie noch ruht — die Leiche dieses Mannes, der als ein 75jähriger Greis den Tod findet, von seinem vierten Jahre an, also in der That ein langes Leben von 70 Jahren hindurch, nur Eine Liebe gehabt hatte, nur Ein Streben — die Liebe zu Christo, und das Streben, das Reich Christi zum Siege zu führen — und der nun heimgegangen war, wo ihm seine Werke nachfolgten — seine Werke, unter denen das größeste und herrlichste war, die Grundlegung der deutschen Nation durch Herstellung einer deutschen Kirche — man kann sagen: Die erste Schöpfung und Pflanzung der deutschen Nation, der er dem Stamme nach verwandt war — er war ja ein Westsachse — der

1) „Wenn irgend ein Punkt deutscher Erde uns geweiht und heilig sein kann," schreibt Leo, Universalgesch. II, 178. 3. A., „so muß es die Grabstätte sein des Mannes, der uns mehr gebracht hat, als alle unsere noch so großen Könige und Kaiser zusammen genommen — denn alle haben sie, soweit sie gebaut und nicht zerstört haben, nur fortgebaut auf dem Boden, den dieses theuere Haupt, das nun in Fulda den Schlaf der Gerechten schläft, ihnen erst bereitet hat."

er aber, indem er ihr den christlichen Geist einhauchte, erst Zusammenhang und ein tieferes Motiv geistiger Entwickelung verlieh, — die er theils aus der Zerfahrenheit eines abgelebten und absterbenden Heidenthums rettete, theils aus der Mattheit eines bloß äußerlichen Christenthums aufrichtete."

„Es gibt wenige Menschen, denen so Großes gegeben worden ist, wie diesem Manne — der mit einem gleich klaren Blicke wie Moses seine Lebensaufgabe in reinem Sinn mit ungebrochenem Muthe und ungestörter Beharrlichkeit hinausführte, und wie jener der jüdischen, so er der deutschen Nation, der zweitgrößesten, die die Weltgeschichte kennt, in sittlicher Bedeutung ihr Gepräge aufgedrückt hat . . ."

„Ausgeharrt hat der Mann in dem, was die Aufgabe seines Lebens gewesen war, bis zum Tode, und der Herr hat sein Werk gesegnet. Der Sprengel des Mainzer Erzbisthums, nachher des Mainzer Primats, ist der Pflanzungsboden des deutschen Reiches geworden; des Bonifacius Nachfolger auf dem Stuhle zu Mainz haben diesen Boden vor Zerreißungsversuchen bewahrt, und, wo sie seine Theilung nicht immer verhindern konnten, ihn wieder zusammengebracht, bis ein eignes deutsches Königreich, dessen Umfang mit dem des Mainzer Primates zusammenfiel, erwachsen war; und auch dann noch sind lange die Mainzer Erzbischöfe die vornehmsten Räthe der deutschen Könige gewesen, haben die Politik deutscher Könige geleitet, den Ausbau der weiteren Reichsverfassung, wie wir sehen werden, angegeben. Der in der Schule von Fulda angeschlagene, nüchterne, historische Ton hat ebenso in der deutschen Bildung gesiegt, sogar den Sinn der von Kelten in St. Gallen gegründeten, in ihrem Wissen und Streben bunteren Schulen allmälig influirt — und mit einem Worte: Alles, was später in kirchlicher, politischer und geistiger Beziehung in Deutschland erwachsen ist, steht auf dem Fundamente, welches Bonifacius gelegt hat — Bonifacius, dessen Grabstätte in Fulda uns heiligerer Boden sein müßte, als die Gräber der Patriarchen den Israeliten waren, denn er hat unser Volk und uns in diesem geistig gezeugt."

V.

Pipin der Kurze.

(741—768).

(741—747.) Der Tod Karls des Hammers brachte eine äußerst schwierige Krisis über das Frankenreich, denn allum in den Herzogthümern erscholl der Ruf: Das Reich hat keinen König

mehr! Im fernen Aquitanien schaarte der Herzog Hunold die Großen um sich, in Bayern stand der mächtige Odilo auf und verbündete sich mit dem allzeit unruhigen Alamannenherzoge Theobald (Theutbald); die Sachsen fielen in die Grenzen ein; und nicht vereinzelte Aufstände waren dies, sondern sie standen mit einander in Verbindung, und die Gefahr für die Brüder Karlmann und Pipin war daher um so größer; nichts weniger stand auf der Spitze des Schwertes als geradezu die große Frage, ob es fernerhin ein Frankenreich geben, oder ob dasselbe in unabhängige Herzogthümer auseinander fallen solle.

Aber die Brüder waren die Männer nicht, sich einschüchtern zu lassen; Karlmann, eine religiösen Regungen sehr geneigte, friedlichere Natur, Pipin, ein Held, strahlend in Waffen, von dessen Stärke die Sage wunderbare Dinge berichtet, wie z. B. daß er einem Löwen, der einen Büffel angefallen, mit einzigem Schwertstreiche das Haupt so abgeschlagen, daß das Eisen dem Büffel noch tief in den Nacken drang; an Geisteskraft hängt in ihrer Weise die Sage sich nicht; sie aber war in dem kleinen Pipin nicht minder groß und gewaltig als die körperliche.

Die Brüder begannen ihr Werk damit, daß sie noch vor September 742 dem Frankenreiche wieder einen König in einem Meruvinger gaben; Childerich III. hieß er. Dann warfen sie sich auf die Aufständischen; im ersten Anfalle brachten sie es gegen den Aquitanier nur dahin, daß sie ihm das offene Land verwüsteten, er aber hielt sich in seinen Burgen; doch im Jahre 744 zwang ihn Pipin, daß er den Treueid schwur, worauf er dann im folgenden Jahre den Herzogshut an seinen Sohn Waifar abtrat und sich ins Kloster Rhé zurückzog, da ferne von den Welthändeln auf den Tod sich zu bereiten.

Gegen die Bayern und ihre Verbündeten kamen die Brüder im Frühjahr 743 bis zum Lech. Der Fluß war hochangeschwollen und die an beiden Ufern gelagerten Heere hatten Zeit zu Verhandlungen. Im Lager der Bayern befand sich ein päpstlicher Legat, Sergius; denn der Papst Zacharias redete zum Frieden, dessen die mißliche Lage der Christenheit dringend bedurfte; beide Theile, Odilo und die Franken, haben sich um die Kirche hochverdient gemacht, und Bruderblut sollte nicht vergossen werden. Was der Legat im Einzelnen anstrebte, wissen wir nicht; aber der Erkenntniß der Lage entsprach es, daß Bonifacius sich nicht auf die Seite der Bayern schlug und für die Selbständigkeit der Herzogthümer nicht sein gewichtiges Wort einlegte; und derselben Erkenntniß gemäß war es, daß Pipin, als die Wasser des Lechs zu fallen anfingen, eine Furth benützte, die Bayern und Alamannen angriff und schlug. Der Alamanne mußte sich in das Gebirge werfen, der Bayer bis

hinter den Inn sich zurückziehen. Im Jahre 744 wurde dann ein Abkommen mit Bayern getroffen, das erträglich war; aber Odilo grollte fortwährend, er vermochte die Schädigung seines Landes nicht zu verwinden; und wenn er nicht wieder im Felde erschien, so war weniger guter Wille, als vielmehr der Mangel an ausreichenden Kräften daran schuldig. Nicht so überlegt handelte Theobald; nach einem mit Odilo verabredeten Plane fiel er (746) im Elsaß ein; entrüstet betrat Karlmann Alamannien mit Heeresmacht und forderte die Eidbrüchigen auf die Mal-Stätte bei Cannstadt, auf der sogenannten Altenburger Höhe, wo noch ins späte Mittelalter hinein die „zum Stein" genannte Gerichtsstätte viel im Gebrauche war. Da ward ein Blutgericht gehalten; alle die Männer, welche mit Theobald den Eid gebrochen, durch das Schwert gerichtet. Doch bald tritt wieder ein Herzog auf, Lantfrid II., der in die Händel Grifos, wovon wir alsbald berichten werden, verwickelt, abgesetzt wird, worauf lange Zeit von einem Herzogthum Alamannien keine Rede mehr ist; „von einem verbündeten Staate, was dieses Land war, wurde es zu einem unmittelbaren Theile des Frankenreiches gemacht, welches die Könige durch eigene Beamte, die sogenannten Kammerboten verwalten ließen, und bei dessen Uebernahme Ländereien als Krongut dem Herrscherhause zufielen, während viele freie Besitzer zu Eigenen gemacht wurden." (Stälin, Württemb. Gesch. I, 185.)

So war diese schwere Gefahr beschworen, der Zusammenhang des Reiches gerettet, die überwältigende Kraft ihm gewahrt und zu der Machtstellung befähigt, die es unter Karl d. Gr. einnahm. Sobald später die Herzogswürden wieder eingeführt und gar erblich wurden, ward der Keim gelegt, dessen Entfaltung das Reich auseinander sprengte.

Das Blutgericht von Cannstadt machte auf Karlmann einen niederschmetternden Eindruck; ihm graute vor der Herrschermacht, und er legte sie in die Hand seines Bruders nieder, ging im Herbste 747 nach Rom zu den heiligen Stätten und bat den Papst um die Aufnahme unter die Mönche. Zacharias schor ihm eigenhändig das Haar, und Karlmann baute sich auf dem Berge von Sorakte ein Kloster. Aber da er ein ganzer Mönch werden wollte, verleideten ihm die vielen Besuche den Aufenthalt daselbst, und er begab sich nach Monte-Cassino, wo er in willigem und geduldigem Gehorsam der strengen Zucht des Hauses sich unterwarf.

Pipin war jetzt Alleinherrscher und glaubte erwarten zu dürfen, daß er im Frieden an dem weiteren Ausbau des Reiches werde arbeiten können. Doch dem war nicht so; dieselbe Krisis in ihrer ganzen Stärke erhob sich wieder, durch seinen Halbbruder Grifo

hervorgerufen und beschäftigte ihn drei drangsalvolle Jahre lang, von 748—751.

Ob aus Erbarmen, ob aus einem anderen Grunde, wir wissen es beim Mangel der Nachrichten nicht, hatten die Brüder den Grifo der Haft entlassen und mit Landstrichen beschenkt; aber damit nicht zufrieden, forderte er nach Karlmanns Abdankung die Hälfte des Reiches, hartnäckig den Einreden verständiger Männer widerstehend und darauf vertrauend, daß in Alamannien und Bayern ein mächtiger Anhang gewonnen und von den heidnischen Sachsen Zuzug versprochen sei. Als er unter diesen weilte, zog Pipin ihm nach; schon standen beide Heerhaufen einander gegenüber, nur mehr von einem Flüßchen getrennt, als in der Nacht das sächsische Lager sich auflöste und Grifo nach Bayern eilte, denn da war Odilo gestorben, und seines nur sechsjährigen Söhnleins Thassilo Vormund sollte Grifo sein. Pipin verheerte die Grenzgaue der Sachsen und rief dadurch die Heerhaufen dieses Landes im folgenden Jahre gegen sich ins Feld; Grifo rüstete stark in Bayern, und von Alamannien zog der oben genannte Herzog Lantfrid II. ihm zu. Pipin, nur von geringem Gefolge begleitet, mußte sich auf der Rheininsel Kaiserswerth umschließen lassen. Aber seine Ausdauer ermattete die Sachsen, die schlagen und nicht auf dem Anstand liegen wollten und vom Wasser und den starken Befestigungen Werths gehindert, nicht schlagen konnten. Der heilige Ludger von Münster erzählt in seinem Leben des heiligen Suitbert, der auf der Insel beigesetzt war, daß Pipin mit all' seinen Mannen um dieses Heiligen Hilfe sich beworben, daß dann in einer Nacht ein die Heiden blendendes Licht das Lager Pipins umstrahlt habe und daß von Stund an die Sachsen zu einem Vergleiche geneigt gewesen seien. Von ihnen verlassen, vermeinte Grifo in Bayern ein Heer aufstellen zu können; allein die verständigen Männer warfen ein, daß dem übermächtigen Pipin gegenüber kein Erfolg zu hoffen, daß das Land nur zerrüttet und dem Kinde des Herzogs am Ende gar sein Erbe entzogen würde. So brachte Grifo kein Heer zusammen und mußte sich vor dem anrückenden Pipin hinter den Inn flüchten und Friede versprechen; Le Mans mit zwölf Grafschaften in Neustrien wurden ihm zugesagt; die Vormundschaft über Thassilo aber übernahm Pipin, und wurde so Meister in Bayern.

Grifo gab sich nicht zur Ruhe; als Waifar, der Herzog von Aquitanien, kräftig aufzutreten begann, eilte er zu diesem. Pipin zieht 752 aus, Grifo wühlte in Burgund und überdachte den Plan eines Bündnisses mit den Langobarden; doch Waifar mußte sich beugen, und für den Augenblick war Grifo wieder unschädlich; Pipin konnte gegen die Sachsen schlagen; er zwang sie, den christlichen Glaubensboten Zutritt zu ihren Gauen zu gestatten und jähr-

lich einen Tribut von 300 Pferden zu stellen. Als er von diesem Feldzuge heimkehrte, kam ihm die Botschaft, daß Grifo bei einem Versuche, zu den Langobarden durchzubrechen, im Thale, in welchem Maurienne liegt, mit dem größeren Theile seiner Mannen erschlagen worden sei (753). Aber auch sein siegreicher Gegner, der Graf Theodowin, zahlte diese Rettung seines königlichen Herrn mit dem Leben.

Seines königlichen Herrn; denn Pipin, der Frankenherzog, hatte den Königstitel angenommen. Wir stehen vor der entscheidendsten Thatsache der Geschichte der Karolinger, und die sie begleitenden Umstände sind nicht unwidersprechlich bezeugt; im Gegentheile dunkel und verwirrt, weshalb die verschiedensten Behauptungen über den ganzen Hergang aufgestellt wurden. Mir scheint, daß die Schwierigkeiten, wenigstens nach den mir bekannten Quellen, unlösbar sind.

Die älteste Quelle, einer der Fortsetzer von Fredegars Chronik, welcher auf Geheiß Childebrands, des Oheims Pipins, in der nächsten Zeit nach dem Jahre 752 schrieb; denn Childebrand starb bald darauf und schon beim Jahre 753 steht die Notiz: „Das Weitere folgt auf Befehl des erlauchten Grafen Nibelung, des Sohnes Childebrands;“ — diese älteste Quelle berichtet: „In dieser Zeit ward Pipin mit dem Beirath und der Zustimmung aller Franken, nachdem durch eine Gesandtschaft die Einwilligung des apostolischen Stuhles dazu eingeholt worden war, die Fürsten alle ihm gehuldigt und die Bischöfe ihm die Weihe ertheilt hatten, mit der Königin Bertrade nach altem Brauch durch die Wahl sämmtlicher Franken auf den königlichen Thron gesetzt.“ Einhards Jahrbücher, eine theilweise Erweiterung, theilweise Abkürzung der Lorscher Annalen, wissen bereits die Namen der Gesandten, ihre Anfrage und die Antwort des Papstes Zacharias; sie bemerken zu den Jahren 750 und 751: „Bischof Burkard von Würzburg und Kaplan Fulrad (von St. Denys) wurden nach Rom zu Papst Zacharias abgesandt, um seinen Rath einzuholen in Betreff der Könige, die damals im Frankenlande waren und nur den Namen eines Königs, aber keine königliche Gewalt hatten. Der Papst ließ durch sie erklären, es sei besser, daß Derjenige König heiße, der die höchste Gewalt in Händen habe, und gab seine Einwilligung dazu, daß Pipin zum König gemacht werde (751). In diesem Jahre wurde Pipin, dem Ausspruche des römischen Papstes gemäß, König der Franken genannt, durch die Hand des Erzbischofs und Martyrers Bonifacius seligen Andenkens mit heiliger Salbe zur Würde dieser Ehre gesalbt und nach der Sitte der Franken auf den Thron des Reiches erhoben in der Stadt Suessona (Soissons).“ — Fast dieselbe Notiz hat die Chronik von Fontanelle, mit dem Zusatze: „Kö-

nig Childerich, aus dem Geschlechte der Meruvinger, ward abgesetzt, geschoren und ins Kloster des heiligen Audomer (St. Omer) gesteckt. Sein Sohn Theoderich wurde das Jahr darauf in unserem Kloster zum Geistlichen gemacht."

Mit der Erklärung, daß die vorgenannten Stellen im Parteiinteresse der neuen Dynastie geschrieben, oder gefälscht seien, ist nichts erreicht, da keines von Beidem bewiesen werden kann. Aber auffallend ist, daß kein Actenstück für den so wichtigen Vorgang aufzufinden ist, daß, wenn der heilige Bonifacius so bedeutenden Antheil daran gehabt, daß er Pipin gesalbt haben solle, von seinem ältesten Biographen Willibald keine Erwähnung davon geschieht, daß Zacharias, welcher in so innigem Verkehre mit Bonifacius stand, diesem durch seinen Schüler Lullus am 4. November 751 drei Breven übersandte, die andere Dinge betreffen und zum Theile Klagen über Pipin enthalten, aber keine Sylbe von einer Gesandtschaft wegen der Erhebung Pipins, was doch sicher geschehen wäre, wenn eine solche Gesandtschaft dagewesen wäre. Am 14. März 754 starb Zacharias, und sollte in der kurzen Zwischenzeit der wenigen Wintermonate eine so hochwichtige Frage erledigt worden sein? Diese Einwürfe werden noch verstärkt durch eine Bemerkung, welche der byzantinische Chronograph Theophanes macht, Papst Stephan II. resp. III. habe den König Pipin von dem an Childerich III. begangenen Eidbruch absolvirt, was nicht hätte geschehen können, wenn Zacharias den Rath oder die Weisung zur Absetzung Childerichs und Erhebung Pipins gegeben hätte. Allein diese einem verehrten Manne zugeschriebene Chronographie ist voll von griechischen Lügen und kann in einer Sache des Abendlandes nicht als Quelle gelten, besonders nachdem die fränkischen Quellen, so lange ihnen keine Fälschung nachgewiesen ist, den Anspruch auf Glaubwürdigkeit erheben können.

Wie dem aber auch sei, die Franken hatten das Bedürfniß und das Recht, eine Aenderung im Besitze der königlichen Gewalt eintreten zu lassen. Das Bedürfniß, weil die stolzen Vasallen eine kräftige Königshand fühlen mußten, weil, wenn dies nicht der Fall, die Ruhe des Reiches niemals gesichert war, weil die Entführung des Schattenkönigs aus der Hand des Majordom unfehlbar Bürgerkrieg im Gefolge gehabt hätte. Das Recht aber besaß die Nation, weil sie bei der Königswahl nicht an die directe Erbfolge in der königlichen Familie, sondern nur an diese gebunden war. Lassen wir nun auch dahingestellt, ob und in wie weit die Karolinger zur königlichen Familie gehörten, so war außer dem Aquitanier Herzoge Waifar kein Meruvinger mehr vorhanden, als Childerich, und es wurden Bedenken erhoben, ob er auch wirklich echten Geblütes sei. Der Papst aber konnte, wo die Frage zwischen dem Wohle des

Reiches und dem Interesse, nicht dem Wohle, eines Einzelnen zu entscheiden war, besonders nachdem Childerich von Pipin und dessen Bruder Karlmann aus der Dunkelheit hervorgezogen war, und die Nation ihren Willen für Pipin ausgesprochen hatte, unbedenklich erklären, daß unter diesen Verhältnissen die Erhebung Pipins zur Königswürde kein Unrecht sei.

Als der Papst Stephan II. — er ist eigentlich dieses Namens der dritte, denn der ihm unmittelbar vorangehende, auf Zacharias gefolgte zweite Stephan war nur drei Tage Papst und wird in der Regel nicht gezählt — im Jahre 752 den heiligen Stuhl bestieg, traf er die Verhältnisse mit den Langobarden und Griechen in der gleichen Unsicherheit und Spannung, wie wir sie bei Lebzeiten der Päpste Gregors II. und III. kennen gelernt haben. Jetzt kam es mit ihnen zur Entscheidung. Aistulf, der Nachfolger des Rachis, der abdankte und in ein Kloster ging, besetzte Ravenna und mehrere feste Plätze in Mittelitalien und machte hier der Regierung von Byzanz ein Ende. Da er auch Rom bedrohte, trat Stephan mit ihm in Unterhandlung und erwirkte einen Frieden auf 40 Jahre. Doch schon nach vier Monaten brach Aistulf ihn und legte jedem Römer eine Kopfsteuer von einem Goldsolidus auf. Vergebens waren die Bitten des Papstes, vergeblich der Versuch einer Unterhandlung, seine Gesandten wurden zurückgewiesen. Der Kaiser Constantin V. mußte die heiligen Bilder zerbrechen und die Bilderverehrer verfolgen, er hatte keinen Sinn und keine Zeit für die Angelegenheiten in Italien. Dieses mußte sich selber helfen. Menschliche Hilfe war nur beim Frankenreiche zu holen, und Stephan erbat sie von König Pipin. Der Bischof Chrodegang von Metz und der Herzog Autcharius trafen als Pipins Gesandte in Rom ein, und der Papst entschloß sich, nachdem er durch feierliche Buß- und Bittgänge die Hilfe Gottes angefleht, selbst nach Pavia zu gehen und in Person mit Aistulf zu verkehren. Am 14. October verließ er in Begleitung der fränkischen Gesandten und eines großen Gefolges edler Römer unter dem Weinen und den Segenswünschen des Volkes die Stadt. Zwar schickte ihm Aistulf zur ehrenvollen Einholung eine Abordnung entgegen, forderte aber, daß von der Herausgabe der eroberten Städte an den Kaiser nicht die Rede sein dürfe. Die schon schwierige Situation verdarb vollends der griechische Gesandte, indem er eine hochfahrende Note seines Kaisers übergab. So kam ein Friede nicht zu Stande; die fränkischen Gesandten schlugen eine Reise des Papstes zu Pipin vor; aber Aistulf war mißtrauisch, und es bedurfte des ganzen Gewichtes des fränkischen Namens, das die Gesandten in die Wagschale legten, und eines festen Vertrauens, daß der Papst in friedlichen Absichten über die Alpen gehen werde, um die Einwilligung

des Langobarden zur Reise zu erwirken. Kaum hatte der greise, kränkelnde Papst am 15. November sie angetreten, so ließ Aistulf nachsetzen, aber der gewarnte Papst war flüchtig über die Berge. In St. Moritz am Ausgange von Wallis erwartete er Pipin; aber Fulrad von St. Denys und der Herzog Rotard, beide vertraute Räthe Pipins, trafen mit der Einladung ein, der Heilige Vater möge sich nach St. Denys begeben, wo besser die Abhilfe aller Uebel berathen werden könne. Pipin erwartete seinen apostolischen Gast in der königlichen Pfalz von Pontion bei Vitré-le-Brülé. Der elf- oder zwölfjährige Karl holte den Papst ein und 3000 Schritte vor der Pfalz kam ihm Pipin mit seiner Gemahlin Bertrada entgegen; sie sprangen, als sie seiner ansichtig wurden, von den Pferden, warfen sich auf die Erde und geleiteten ihn zu Fuß in die Pfalz; es war am 6. Januar 754.

In den Gang der Verhandlungen sind wir nicht eingeweiht; wir wissen nur, daß Pipin dem Verlangen des Papstes nach Abhilfe der kirchlichen Mißstände im Frankenreiche, insbesondere der canonischen Besetzung der Bischofsstühle und der Entlastung der Kirchengüter willfährig entgegenkam, und daß Stephan friedliche Beilegung der Wirren mit König Aistulf durch Abordnung einer Gesandtschaft begehrte. Die Gesandtschaft ging ab; für den Fall ihrer Erfolglosigkeit aber versammelte Pipin die Großen des Reiches zu Quiercy (Carisiacum) an der Oise, bei Noyon, zur Berathung kriegerischer Rüstung. Aistulf holte Karlmann aus Monte-Cassino und entbot ihn an Pipin, und auf des Papstes Begehren ging eine zweite Gesandtschaft nach Pavia. Aber — und welche Wendung eingetreten, wissen wir nicht — Aistulf gab den friedlichen Vorstellungen kein Gehör; oder wollte Pipin Krieg um jeden Preis?

Am 28. Juli, dem achten Sonntage nach Ostern, im hohen Münster von St. Denys, salbte Stephan II. Pipin und Bertrade; auch ihre beiden Söhne Karl und Karlmann und verkündigte den Franken, daß sie fortan ihre Könige aus dieser und keiner anderen Familie wählen sollten.

Bald darauf wurde bekannt gemacht, daß Aistulf hartnäckig jeden Ausgleich verweigere, und im September wälzten sich die fränkischen Heerhaufen über die Alpenpässe; die Langobarden wurden umgangen und geschlagen, Pavia umlagert. Der Papst soll Friedensvorschläge gemacht haben, die allseitig angenommen wurden; es ward versprochen, daß Aistulf Ravenna und die Umgegend räume, und die dem heiligen Stuhle und der Stadt Rom abgenommenen Landstriche herausgebe. Ein starker fränkischer Heerhaufe beschützte den heiligen Stuhl. Aistulf führte den Frieden nicht aus, sondern brach in den ersten Monaten des Jahres 755 mit dem ganzen langobardischen Heerbann gegen Rom auf, sengend und bren-

nend. Zwei Monate lang ward um die Mauern der Stadt her gekämpft, die Weinberge wurden verwüstet, die Landhäuser zerstört, Kirchen und Klöstern Gewalt angethan. Drängend wurde der Ruf um Hilfe, höhnischer die Rede Aistulfs: „Rufet nun eure Franken wieder, eure Retter! Wahrlich, die ganze Stadt will ich zerstören, Alles umbringen, wenn ihr den Papst nicht ausliefert, euch mir nicht unterwerfet."

Die Bayern stiegen, um ihren Herzogsknaben Thassilo geschaart, über den Brenner; die Franken nahmen den alten, gewohnten Weg; Aistulf konnte ihnen die Alpenpässe nicht verlegen und mußte eilen, seine Hauptstadt Pavia zu schirmen. Eingeschlossen und ohne Aussicht, der gewaltigen Heereshaufen sich erwehren zu können, wohl auch bedroht von einem Theile seiner Vasallen, neigte sich Aistulf zu Friedensverhandlungen und war bereit, die strittigen Städte und das Gebiet von Pavia herauszugeben; ja fränkische Nachrichten wollen davon wissen, er habe Pipin den Treueid schwören, den dritten Theil seines Schatzes ausliefern und einen jährlichen Tribut von 12,000 Goldpfennigen versprechen müssen. Er überlebte seinen jähen Sturz nicht lange; auf der Jagd, heißt es, sei er von seinem Pferde gegen einen Baum geschleudert worden. Der Herzog Desiderius von Tuscien ließ sich von seinem Heere zum König ausrufen, die andern großen Vasallen holten, über die Nichtachtung ihres Wahlrechtes zürnend, den König Rachis aus dem Kloster; doch diesen bewog der Papst zur Rückkehr dahin, und Desiderius befestigte sich nach und nach auf dem, freilich bis zum Zusammenbrechen erschütterten Throne der Langobarden.

Ein Ereigniß von hoher Wichtigkeit für die Kirche, besonders für die Freiheit und die gesegnete Wirksamkeit ihres Oberhauptes, war die Gründung des Kirchenstaates, wozu Pipin durch seine Schenkungen an den apostolischen Stuhl nicht wenig beitrug.

Seit alten Zeiten schon besaß der heilige Stuhl zahlreiche Güter in Italien und darüber hinaus; in Rom schaltete der Papst, weil kein Anderer um das Gemeinwesen sich annahm, wie ein Herrscher, dem das allgemeine Vertrauen die Gewalt stillschweigend übertragen hatte. Er trug seit lange die Lasten der weltlichen Regierung, er war der Beschützer und Erretter Italiens aus mannigfacher Noth bisher immer gewesen. Leo d. Gr. hatte durch sein würdevolles Auftreten den schrecklichen Hunnenkönig Attila von Rom abgehalten und durch seine Vorstellungen bei dem wüthenden Vandalen Genserich die Zerstörung der ewigen Stadt verhindert. Auch in der Folge nahmen sich die Päpste der unglücklichen Bewohner Italiens aufs nachdrücklichste an und sorgten für dessen leibliche und geistige Bedürfnisse, während die griechischen Kaiser in Constantinopel ihre Macht in Italien nur mißbrauchten, um dessen Bewohner zu unterdrücken und auszusaugen, ohne ihnen Schutz und Hülfe gegen feindliche Ein-

fälle gewähren zu können oder zu wollen. Dieser Zustand konnte nicht so fortdauern. Im Frankenreiche war der Gedanke gereift, daß es eine politische Nothwendigkeit sei, an der Seite des Langobardenreiches und unabhängig von Byzanz, eine neue weltliche Macht zu gründen, diese aber nur dadurch entstehen könnte, daß der heilige Stuhl mit dem Rechte der Souveränetät über einen Landbesitz ausgestattet würde. Auf dem Tage von Quiercy, wo die erste Kriegsfahrt gegen die Langobarden vorbereitet wurde, hat Pipin mit seinen Großen festgestellt und versprochen, daß der römischen Kirche Alles geschenkt werden solle, was Aistulf den Griechen abgenommen hatte. Hier also wurde der Grund zum Kirchenstaate gelegt.

Das Versprechen gelangte zur Ausführung. Der Abt Fulrad war damit beauftragt; von den Städten wie Ravenna, Rimini, Pesaro u. s. w. gingen die vornehmsten Einwohner nach Rom und legten die Schlüssel ihrer Stadt auf dem Grabe des heiligen Petrus nieder, zum Zeichen ewigen Besitzthums des heiligen Petrus und seiner Nachfolger.

Nun aber kamen auch die Griechen, die zum Schutze ihrer ehemaligen Oberherrlichkeit gegen die Langobarden keine Hand gerührt hatten. Sie boten schöne Worte und Geld; aber Pipin wies sie mit den Worten ab, die Franken hätten ihr Blut nicht für die Griechen, sondern für den heiligen Petrus und das Heil ihrer Seelen vergossen, und er werde um alles Gut der Welt nicht sein, der römischen Kirche gemachtes Versprechen zurücknehmen.

Die weiteren Versuche der Griechen, die neuen Bedrängnisse durch die Langobarden verfolgen wir hier nicht weiter, denn wir sind am Ziele unserer Aufgabe angelangt, die darin bestand, das Ausleben des altrömischen Kaiserthums und die Vorbereitung zum neuen zu beschreiben.

In Pipin erblicken wir den vom Papste gesalbten König; das Königthum ist ein christliches geworden, und trotz aller menschlichen Gebrechen und mannigfacher Verschuldung der neuen Könige, hat sich doch die Idee vom christlichen Königthume in das Bewußtsein der Völker und ihrer Herrscher so eingelebt, daß wahrhaft Aller Augen sichtbar wird, wie eine neue Zeit angebrochen ist. Nun bedarf es nur noch des rechten Mannes, und wieder ersteht das Kaiserthum, die Schutzherrschaft der Christenheit, der Schlußstein der christlichen Staatenfamilie.

Wie das gekommen und wie das christliche Kaiserthum gewaltet, das beschreiben wir im dritten Buche dieser Weltgeschichte.


B000087092

